Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kügelgen pinx. Photogravure Bruckmann

GOETHE

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

Erster Jahrgang * Band I.

(Oktober 1898 bis März 1899.)

Stuttgart
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.

Digitized by Google

Digitized by Google

055
TU
v.1:1

Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

	Seite
Albero: Meine Zeit	276
„ Herrenmoral	505
Barthel, G. Emil: Das Rosenblatt	131
„ Die Kritik und Franz Grillparzer	132
Bowles, William Lisle: Zeit	102
Engelhardt, Helene von: Angesichts der Pyramiden	121
„ „ „ Christabends Neige	201
Fircks, Karl Frhr. von: Kindheitstraum	289
Grotowsky, Paul: Im Garten Eden	321
Grotthuß, J. E. Frhr. von: Türmers Morgenlied	1
„ „ „ „ „ Ein Gassenbild des Lebens	39
„ „ „ „ „ Türmers Abendlied	95
Hirsch, Albrecht: Türmers Ausschau	191
Holm, Kurt: Das Lied des Todes	413
Hunnius, Karl: Das große Herz	230
König, Eberhard: Phantasie über den Dürer'schen Stich Ritter, Tod und Teufel	481
Martin, Nicolas: Kolibri	391
Schettler, Paul: Wünschen, Wandern	527
Verlaine, Paul: Ein Lied aus La bonne chanson	310
Wedel, Heinrich von: All-Einheit	405
Wolzogen: Hans Paul Frhr. von: Der heilige Zorn	214
„ „ „ „ „ Mahnung	229
Zoozmann, Richard: Sturmlied	513

Novellen und Skizzen.

Bojer, Johan: Der Heimweg	489
Burdette, Robert J.: Alpha und Omega	424
Daudet, Mad. Alphonse: Ruhm!	227
Eckstein, Ernst: Die beiden Schwestern	16. 103. 203. 301
Kirchner, Dr. Theodor: Schönheit	137

299919

Digitized by Google

Seite
Kreutzberger, Oskar: Ein Dämmerungssieg 322
L., E. v.: Sonnenuntergang 471
Mannerd, Fritz: Wertungen 392
Margueritte, Paul: Nach der Scheidung 506
Rehren, Ludmilla von: Regenabend 129
Schwann, Mathieu: Störche 523

Aufsätze.

Adam, Georg: Slavische Jubiläen des Jahres 1898 349
Caliban: Hat Deutschland eine Hauptstadt? 97
Dix, Arthur: Der Relativismus 485
Feeg, Otto: Aus dem Reiche der Technik 149
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von: Den Rechten ein Aergernis und den Linken eine Thorheit 123
Gerlach, H. von: Zola's „Paris" 50
„ „ „ Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt 431
Grotthuß, J. E. Frhr. von: Goethe und Bismarck 4
„ „ „ „ „ Die drei Reiherfedern 528
„ „ „ „ „ Jean Paul Gedenkbuch 234
K., E.: Von der großen Berliner Kunstausstellung 69
Kolkwitz, Dr. R.: Die Ziele der Botanik 248
Lienhard, Fritz: Theodor Fontane 114
„ „ Roseggers Idyllen aus einer untergehenden Welt . . 141
„ „ Friede auf Erden 193
„ „ Zwei litterarische Geburtstage 535
Meyer, Erich: Zwei Bücher über Frankreichs Gegenwart und Zukunft 428
Meyer, Dr. Fritz: Fortschritte der Medizin 73
„ „ „ Hypnotismus 311
Mont, Prof. Pol de: Helldunkel 241
„ „ „ „ Jakob Jordaens 381
Mumm-Utrecht, R.: Neue Funde 340
Naumann, Friedrich: Religion und Kunst 385
Osborn, Max: Der Berliner Kunstsegen 353
Pierre: Esther Ried 53
„ Von der kleinen Excellenz 236
Poppenberg, Felix: Zu Konrad Ferdinand Meyers Gedächtnis . . 406
Presber, Rudolf: Gewitternächte 539
Quandt, Johannes: Evangelische Kirche 58
„ „ Evangelische Streiflichter 337
„ „ Ein deutsches Gelehrtenleben 531
R.: Galvani 252
Schell, Prof. Dr. Hermann: Schöpfung oder Entwicklung? 215
Schettler, Paul: Stoffliche Probleme 439
Schiemann, Prof. Dr. Theodor: Bismarcks Gedanken und Erinnerungen 291
„ „ „ „ Das Großherzogtum Posen während der polnischen Revolution 1830/31 516

Digitized by Google

Seite

Schlaikjer, Erich: Die Saison beginnt 63
„ „ Cyrano von Bergerac und anderes 153
„ „ Von den Berliner Bühnen 254. 441
„ „ Befreite Frauen und ein befreites Drama 357
Schroeder, Prof. Dr. L. v.: Buddha 24
„ „ „ „ „ Ein Wort des Fürsten Bismarck . . . 133
Veridicus, Johannes Christianus: Katholische Kirche 60
Wolff, Franz: Wiener Bühnen 161
Zeitlers, Siegfried: Aus dem katholischen Leben Deutschlands . . . 341
Zimmer, Dr. Hans: Ein Gedenkblatt für Franz Xaver Gabelsberger 347
Zimmermann, Emil: Schein und Sein im demokratischen Socialismus 414

Kritik.

Arno, Hermann: Die Kraft des Glaubens 335
Barrie, J. M.: Eine schottische Mutter 239
Bartels, Adolf: Die Dithmarscher (Neue Romane und Novellen) . . 330
Berlepsch, G. von: Bergvolk (Neue Romane und Novellen) 328
Beyschlag, Willibald: Aus meinem Leben (Ein deutsches Gelehrtenleben) 532
Chrusen, P. P.: Intrigue. Lösung durch ein Wunder 334
Coppée, François: La Bonne Souffrance (François Coppées Bekehrung) 232
Coßmann, Paul Nikolaus: Aphorismen 144
Dalton, Hermann: Indische Reisebriefe 434
Damm, Oskar: Schopenhauers Ethik 434
Daudet, Alphonse: Die Stütze der Familie 334
Esther Ried 53
Falke, Robert: Buddha, Mohammed, Christus 433
Fouillée, Alfred: Psychologie du peuple français (Zwei Bücher über Frankreichs Gegenwart und Zukunft) 428
Gemberg, Adine: Der dritte Bruder 335
Gersdorff, A. von: Von Gottes Gnaden (Neue Romane und Novellen) 329
Hochstetter, S.: Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung 336
Ilgenstein, Heinrich: Der Märchensucher. Liebe 335
Jacobowski, Ludwig: Loki 434
Jellinek, Georg: Das Recht der Minoritäten 147
Kaftan, D. Theodor: Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart 145
Kallenberg, Laura: Jean Paul Gedenkbuch 234
Kempner, Friederike: Novellen 57
Klinckowström, A. von: Verlorene Liebesmüh' (Neue Romane und Novellen) 329
Knopp, J.: Ludwig Windthorst (Von der kleinen Excellenz) 236
Krafft-Ebing, R. von: Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der Psychiatrie und Neuropathologie 533
Külpe, Oswald: Einleitung in die Philosophie 333
Langmann, Philipp: Die vier Gewinner 143
Leyen, Friedrich von der: Indische Märchen 148

Digitized by Google

Seite
Lohmeyer, Julius: Die Bescheidenen 437
Moebius, P. J.: Vermischte Aufsätze 534
Müller, Egbert: Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen 56
Müller-Rastatt, Karl: In die Nacht! (Neue Romane und Novellen) 332
Norberg, Leo: Nur durch den Tod (Neue Romane und Novellen) . . 330
Olinda, Alexander: Im Herzen Central-Amerikas (Neue Romane und Novellen 332
Rade: D. Martin: Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter 55
Rindfleisch, Heinrich: Feldbriefe 333
Rosegger: Idyllen aus einer untergehenden Welt 141
Routier, Gaston: Grandeur et Décadence des Français (Zwei Bücher über Frankreichs Gegenwart und Zukunft) 429
Saul, Elly und Hildegard Obrist-Jenicke: Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt 431
Schimmelmann, Gräfin Ad.: Streiflichter aus meinem Leben . . . 146
Schöpff, Wilh.: Das Büchlein von der Freude 533
Spielhagen, Friedrich: Herrin 435
Sudermann, Hermann: Die drei Reiherfedern 528
Theden, Dietrich: Der Friesenpastor (Neue Romane und Novellen) . . 331
Trinius, August: Kleinstadtluft 438
Villinger, Hermine: Das dritte Pferd 438
Voß, Richard: Die Rächerin 436
Wachs, Otto: Schlaglichter auf das Mittelmeer 240
Wolzogen, Hans Paul von: Das Rheingold 238
Wulff, Leopold: Die Weber 57
Zola, Emile: Paris 50
Zorrilla, Don José: Don Juan Tenorio 238

Stimmen des In- und Auslandes.

Amicis, Edmondo de: Auf der Pferdebahn 264
Batka, Richard: Die Ueberwindung Wagners 83
Bechterew, W.: Bewußtsein und Gehirnlokalisation (Aus der Werkstätte des Psychologen) 561
Blatchford, Robert: Englischer Individualismus 454
Bölsche, Wilhelm: Ein Heldendrama der Wirklichkeit 547
Brandes, Georg: Selbstbekenntnisse 458
Christensen, Ewald Tang: Liederdichter und Märchenerzähler in Jütland 365
Esenbeck, Nees von: Weltmanntum 165
Fastenrath, Johannes: Die Gebeine des Kolumbus 369
Gerlach, H. von: Paris und die Provinz 87
Grun, James: Englischer Individualismus 454
Gruszewski, Prof. Michael: Die jüngste russische Litteratur 455
Hannover, Emil: Ein Besuch bei Adolf Menzel 173
Jentsch, Karl: Daß Nietzsche im Wahnsinn enden mußte 82

Digitized by Google

Seite

Krauß, Rudolf: Die Schwaben im Winkel (Ein alter deutscher Dichterwinkel) 362
Kreusner, Kurt: Der moderne Gespensterglaube 86
Lewinsky, Joseph: Ein Mitternachtsgespräch mit dem Grafen Leo Tolstoj 446
Maeterlinck, Maurice: Ueber Ludwig XVI. 557
Mantegazza, Paolo: Nationalcharaktere 449
Massow, C. von: Bemerkungen über den Untergang der Bourgogne . 79
Münsterberg, Prof. Hugo: Die Yankees als Idealisten 168
Neumayr, Egon: Friedrich der Große als Komponist 553
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Ueber Maeterlincks „Opfer und Helden der großen Revolution“ 557
Paddy und der Tod 268
Palamas, Kostis: Die neugriechische Sprache 367
Peck, Prof. Harry Thurston: Die Grundlage einer amerikanischen Aristokratie 459
Popow: Kang-Hü-Wei's Klage 271
Rosegger, Peter: Brief an Pfarrer Sanftleben (Ein Brief Roseggers mit Randglossen) 258
Sokal, Eduard: Aus der Werkstätte des Psychologen 561
Schjelderup, Gerhard: Deutschlands Musikleben seit Wagners Tod . 175
Steiger, Edgar: Das Werden des neuen Dramas (Das Mikroskop in der Kunst) 171
Zapp, Arthur: Schriftstellerleiden (Bekenntnisse eines deutschen Romanschriftstellers) 261
Zeda: Don Juan Tenorio (Die Spanier von einem Spanier geschildert) 165

Türmers Tagebuch.

Tagebuch 91
Ein moderner Kreuzzug. — Firma Kriecher, Brüller & Cie. — Nietzsche im Lichte eines Romantikers. — Politisches Stroh — Großstadtkinder 177
Von allerlei Staatsrettern. — „Simplicissimus“ und Harden. — Der Fall Ziethen. — Aus der Stadt der Intelligenz und des Aberglaubens 277
Eine melancholische Neujahrsbetrachtung. — Bismarck und Egidy. — Was der „Fall Ziethen“ den Türmer angeht. — Vom „Kindheitstraum“ und seinem Dichter 376
Ein schlichtes Wort zu Kaisers Geburtstag. — Terrorismus. — Wahnsinn oder Verbrechen? — Goethe „in Kommission“. — Aristophanes in Berlin 473
Das wichtigste Zeitereignis. — „Wissen“ oder „Beschreiben“? — Napoleon I. über Religion. — Wenn! — Vernunft wird Unsinn. — „Majestätsbeleidigung?“ — Dichtung und Socialreform 568

Offene Halle.

Aufforderung zum Meinungsaustausch 96
Bismarck als Christ 190
Gesangbuch-Poesie 564

Digitized by Google

Seite
Hypnotismus und religiöser Glaube 563
Spiritismus 188
Zufall oder Fügung? 274. 371. 462. 565
Glückliche Menschen? 464
Wer ist „ganz“ unglücklich? 466
Die große Sünde 467
Auch ein Versuch, die Frage zu lösen 468
Poetenweisheit 470
Zufall und Fügung 565

Briefe.

96. 192. 285. 382. 479. 575.

Photogravüren.

Heft 1: Goethe. Von Kügelgen.
Heft 2: Theodor Fontane.
Heft 3: Heilige Familie. Von Rembrandt.
Heft 4: Das Bohnenfest. Von Jordaens.
Heft 5: Conrad Ferdinand Meyer.
Heft 6: Ritter, Tod und Teufel. Von Dürer.

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

I. Jahrg. Oktober 1898. Heft 1.

Türmers Morgenlied.

Nun soll des Türmers Weckerhorn
Weit in die Lande schallen,
Zum Hüttlein, tief im goldnen Korn,
Wie zu des Burghofs Hallen;

In stolzer Herren Prunkpalast,
In stiller Denker Klause, —
Ein sonnenfroher Morgengast
Im schlichten Bürgerhause!

Zerteilend soll mein Türmerhorn
Durch Dunst und Nebel wettern,
Dem Nachtgezücht in heil'gem Zorn
Gell in die Ohren schmettern!

Digitized by Google

Aufwirbeln soll im Windesdrang
Der Puder der Perücken!
Wegblasen soll der helle Klang
Der Lüge ihre Krücken!

Auf Zipfelmützen siegesfroh, —
Wo alte Zöpfe wackeln, —
In faulendes Philisterstroh
Werf' ich des Liedes Fackeln.

Geschäftsmoral und Heuchelzorn,
Banausen, Pharisäer,
Sie schossen üppig wohl ins Korn,
Doch kommt die Zeit der Mäher!

Schon hebt ein leises Wehen an
Wie naher Wettersegen,
Die Unnatur, den Größenwahn
Mit Blitzen auszufegen.

Dann endlich atmen wir befreit
Vom Joch der goldnen Kalbheit,
Vom platten Dienst der Wirklichkeit
Und ach, vom Fluch — der Halbheit!

Aus goldnen Kelchen schimmernd lacht
Der Herzen heilige Blüte,
Der Ideale volle Pracht
Im fruchtenden Gemüte;

Die keusche Lilie, lange schon
Umhüllt von heißem Staube,
Geknickt von wüstem Gauklerhohn:
Der alte deutsche Glaube.

Der Glaube an ein Vaterherz,
Das alles gütig leitet;
Die Sehnsucht, die mit süßem Schmerz
Die bange Brust uns weitet;

Digitized by Google

Die tiefe Luſt an der Natur
Geſchwiſterlichem Leben;
Der Hang, auf goldner Liedesſpur
Ins Träumeland zu ſchweben. —

Nicht kann mein ſchlichtes Türmerlied
Die „Wahrheit" euch verkünden,
Doch ſuch' ich ſie — in Wald und Ried,
Auf Bergen und in Gründen;

In Menſchenherzen, heiß und kühl,
Im ernſten Kleid der Weiſen,
Im buntgedrängten Stadtgewühl
Und auf des Künſtlers Reiſen.

So laßt mich frei und ohne Scheu
Des Türmeramtes warten,
Ein ſchlichter Wächter, doch getreu,
Im weiten Gottesgarten.

Und biſt du müde von der Haſt,
O Wandrer, deines Strebens,
Und ſehnſt du dich nach ſtiller Raſt,
So ruf' ich nicht vergebens.

Manch Ruheplätzchen heimatlich
Lockt dich am Bergeshange —
Verweile, Freund, ich grüße dich
Mit meines Hornes Klange!

A. G. Frhr. v. G.

Digitized by Google

Goethe und Bismarck.

Von

J. E. Frhr. v. Grotthuß.

Man wird sie noch oft vergleichen, die Unvergleichlichen! Das ist kein müßiges Spiel nur, es entspringt einem geheimen Bedürfnisse. Wir ahnen einen tiefen Zusammenhang zwischen den bahnbrechenden Geistern der verschiedenen Epochen unserer Geschichte, und es hat einen eigenen Reiz, diesen verborgenen, aber fest verschlungenen Fäden nachzuspüren.

Goethe und Bismarck. Warum nicht Bismarck und Goethe? Etwa nur der geschichtlichen Reihenfolge wegen? Nein, sondern wegen des notwendigen geschichtlichen Werdeganges. Es war unmöglich, daß ein Bismarck einem Goethe vorausging, für die Deutschen wenigstens. Erst mußte Goethe gewirkt, lange gewirkt, die Nation geistig durchwirkt, ja zusammengewirkt haben, damit Bismarck kommen und dieses geistige Gewebe zu plastischer, nach außen in die Erscheinung tretender Körperlichkeit straffen konnte. Die führenden Schichten des Volks mußten einen gewissen Grad der „Goethereife" erlangt haben, um Bismarck — wenn auch erst nach manchem Mißverständnis — zu begreifen und aus solcher Ahnung seines inneren Wesens und Wollens heraus sein Werk zu unterstützen. Die Goethe'sche Schule war notwendig; die in ihr erworbene Fähigkeit, scheinbare Widersprüche in den Offenbarungen eines großen Geistes zu begreifen; der grundsätzliche Bruch mit der alleinseligmachenden Doktrin; die Freiheit und Ueberlegenheit einer Weltanschauung, die das unvergängliche Wesen der Dinge von ihrer vergänglichen formalen Erscheinung zu trennen weiß. Nicht, als ob wir uns nun in unserer Gesamtheit zu der umfassenden Weite des Goethe'schen Gesichtskreises durchgerungen hätten. Das zu glauben wäre Vermessenheit. Wohl aber

Digitized by Google

tragen wir alle — Elemente Goethe'schen Geistes in uns, die der wahlverwandten Erscheinung innig zustreben. Wahr ist noch heute, was D. F. Strauß schon vor 25 Jahren schrieb: „Wir alle heute lebenden Deutschen, selbst solche nicht ausgenommen, die Goethes Werke gar nicht gelesen hätten, wenn sie nur im übrigen der Bildung unserer Zeit nicht verschlossen geblieben sind, wir alle verdanken ihm mittelbar oder unmittelbar mehr, als wir wissen, und ein gutes Teil des Besten, was wir haben."

Das galt auch für Bismarck, für ihn vielleicht mehr, als für irgend einen andern. Bekannt ist seine Vorliebe für Goethe, besonders den „Faust". Und doch war er nichts weniger als eine „faustische Natur". In der ganzen gewaltigen Dichtung hat vielleicht dasjenige Wort seinem Wesen am meisten entsprochen, das am wenigsten „faustisch" klingt: „Im Anfang war die That". Faust ist Reflexionsmensch, Bismarck Thatmensch. Woher die Anziehungskraft des einen auf den andern? Mit demselben Rechte könnte man fragen, weshalb die Flüsse dem Meere zuströmen. Faust ist der Mensch, nicht ein Mensch. In ihm findet sich jedes höher organisierte Individuum wieder. Aber es ist doch noch ein anderes: Nicht so sehr das Faustproblem, glaube ich, hat Bismarck gepackt, sondern der Geist, der dieses Problem aufstellte; der Geist, in dem es aufgestellt und seiner Lösung entgegengeführt wird; der an keiner, auch nicht an der tragischsten Stelle das Gefühl der Disharmonie aufkommen läßt; die im Tiefsten gesunde, bei allem Zauberspuk und symbolischen Tiefsinn mit beiden Füßen fest in der wohlgegründeten Erde wurzelnde Persönlichkeit Goethe.

Die beiden größten deutschen Realisten sind wahlverwandte Naturen. Vielleicht war niemand Goethe näher verwandt als Bismarck. Alle Verschiedenheiten im einzelnen, die man dagegen ins Feld führen kann, verfangen nicht dem Kerne gegenüber. Der Kern ihres Wesens ist von einer wunderbaren Aehnlichkeit. Wo hat man Aussprüche gehört, die so dem Geiste Goethes entsprungen scheinen, wie die Bismarcks? Wir müssen dabei von dem Politiker Bismarck vielfach absehen. Dieser hat manches Schlagwort für die Stunde geprägt, dessen ewige Gültigkeit er selbst zuletzt verfochten hätte. Ohne Schlagworte sind die Massen nun einmal nicht zu haben. Aber man nehme seine oft beiläufig hingeworfenen Urteile über Welt und Menschen, manche Briefstellen über allgemeine Fragen, man höre ihn als Menschen über Menschliches sprechen, und man muß gestehen: Diese

Digitized by Google

Art, die Dinge zu betrachten, diese ruhige und doch tief eindringende, das Wesen einer Sache in einem schlichten Satze, in einem Worte erschöpfende Lebensweisheit, diese anschauliche Fülle des Ausdrucks ist nur noch bei Goethe zu finden. Und goethisch ist auch sein Bedürfnis, das Widrige, Thörichte, Häßliche durch den Humor zu überwinden. Daß der bei ihm häufiger als bei Goethe in satirische Schärfe übergeht, ist leicht erklärlich.

Beide, der Frankfurter Patriziersohn und der märkische Junker, wachsen in gesunden und gefestigten äußeren Verhältnissen auf und erhalten eine sorgfältige, regelrechte Erziehung und Bildung. Beider Jugend braust und schäumt, daß es eine Freude ist. Junker Ottos Kniephof ist in weitem Umkreise bald als „Kneiphof" verschrien; über Wolfgangs und seines jungen Herzogs genialische Meinungen und Thaten schlagen sämtliche Weimarer Philister entsetzt die Hände über den Köpfen zusammen. Daß sich der Most ganz absurd gebärden muß, soll daraus echter Wein sich klären, das scheinen die getreuen Nachbarn des wilden Junkers ebensowenig zu wissen, wie die „gute Gesellschaft" von Weimar. Was Karl August für die deutsche Litteratur, wird König und Kaiser Wilhelm für die deutsche Politik. Daß beide großen Männer in ihren Landesherren ihre treuesten Freunde und einsichtsvollsten Förderer fanden, kann nicht als bloßer Zufall gelten. Darin lag die Vorsehung des Allgütigen. Können wir uns Goethe anders als auf den Höhen des Lebens, den schaffenden Bismarck fern vom Throne oder gar im Gegensatze zu ihm, als parlamentarischen Oppositionspolitiker, denken? Er wurde es auch dann nicht einmal, als ihm das Reichstagsmandat die jedem andern willkommene Gelegenheit bot, dem tief, dem leidenschaftlich erregten Herzen vor aller Welt Luft zu machen und seinen Nachfolgern die denkbar größten Schwierigkeiten zu bereiten, nicht bloßen Verdruß durch inspirierte Zeitungsartikel und hingeworfene Bemerkungen.

Aber in diesem innigen Anschluß der beiden Großen an ihre weltlichen „Herren" liegt ein noch tieferer Sinn. Er lehrte sie die geschichtlich gewordenen Ordnungen, deren Spitze und Schlußstein eben der Monarch ist, im vollen Umfange, in ihrer ganzen Bedeutung begreifen. Jeder Schleier, der ihren erkennenden Blick hätte trüben, jede trennende Schranke, in deren Schatten noch ein subalternes Vorurteil gegen die „Mächtigen" hätte nisten können, war zwischen ihnen und ihren Thronen gefallen. Sie standen gewisser-

Digitized by Google

maßen selbst auf dem Throne. Und diese Stellung eröffnete ihnen zugleich den weiten, umfassenden Blick nach unten, wie er nur Herrschern vergönnt ist, ohne die angeborene und anerzogene größere oder geringere Befangenheit, wie sie ebenfalls Herrschern eigen zu sein pflegt.

Daß beide ihren Fürsten geistig unendlich überlegen waren, wer möchte das ernstlich und aufrichtig bestreiten? Nie aber trugen sie diese Ueberlegenheit zur Schau. Nie sprach Bismarck von seinem „alten Herrn" anders als in Ausdrücken ehrfürchtiger Unterordnung. Einzelne Gelegenheitsäußerungen dürfen nicht mißverstanden werden. Er will auch nach seinem Tode nicht mehr sein als „Ein treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I." Nie hat Goethe das ihm so rückhaltlos eingeräumte Vertrauen seines fürstlichen Freundes auch nur zu einer Verletzung der äußeren Form mißbraucht. Als ihm von einem anderen Monarchen ein Orden in Gegenwart Karl Augusts überreicht wird, wendet er sich mit ceremonieller Verbeugung an diesen: „Wenn es mein gnädigster Landesherr gestattet?" Der „gnädigste Landesherr" aber klopft ihm lachend auf die Schulter: „Alter Kerl, mach doch keine Geschichten!" Mochte der treffliche Schiller immerhin schreiben: „Ich mag nicht Fürstendiener sein!" — in seinem Munde war das ehrlich schwärmerischer Idealismus. Bei Goethe wäre es nichtssagende Phrase gewesen. Er wußte nur zu gut, was es mit solchen Deklamationen auf sich hat; wie notwendig der armen Menschheit sichtbare äußere Formen sind, an die sie sich klammern, an denen sie sich von Jahrhundert zu Jahrhundert weitertasten kann. Seinem philosophischen Weitblicke erschien das Kleine nicht klein, wenn es zur Erhaltung des Ganzen notwendig war. Aller Größe Vorbedingung aber war ihm — nicht titanische Auflehnung wider das Gegebene und Unverrückbare, sondern weise Schonung des der Menschheit Unentbehrlichen im Kleinsten wie im Größten. Er war wie Bismarck ein Menschen*kenner* und deshalb beurteilte er die Menschen — nicht nach sich. Wohl aber ging er, der Große, den Kleinen im Kleinen mit seinem Beispiele voran. So muß sich jeder wahre Lehrer und Erzieher dem Gesichtskreise und Begriffsvermögen seiner Zöglinge anbequemen, will er ihnen dienen und nützen, nicht aber mit seiner Ueberlegenheit sie verwirren, vor ihnen prunken.

Goethe-Faust durchstürmt die Weiten der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Vor keiner durch Alter und Ueberlieferung geheiligten Schranke macht er Halt. Und diesen Erde- und Himmelstürmer bedrückt der Anblick der schäumenden Meereswoge, die, „unfruchtbar

Digitized by Google

selbst, Unfruchtbarkeit zu spenden," heranschleicht, ergiebiges Land dem Ufer Schritt für Schritt entreißt:

Und das verdroß mich; wie der Uebermut
Den freien Geist, der alle Rechte schätzt,
Durch leidenschaftlich aufgeregtes Blut
Ins Mißbehagen des Gefühls versetzt. . . .
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte!
Zwecklose Kraft unbänd'ger Elemente!

Und abermals: dieser Geist, der „alle Rechte schätzt", giebt Mephisto den Auftrag, das alte Ehepaar Philemon und Baucis aus seinem rechtmäßigen Eigentum zu vertreiben, weil es ihm im Wege steht und die Alten nicht gutwillig ihr liebes Hüttlein räumen wollen. Welche Widersprüche!

Und wie wunderbar spiegeln sich darin die Widersprüche bei Bismarck! Sind es nicht geradezu die gleichen?

Derselbe Mann, der eifersüchtig über den ererbten Rechten der Krone wacht, der sich den aufgewühlten Elementen mit gepanzerter Brust und eiserner Faust entgegenstemmt, der Hüter des Gottesgnadentums, der unbeugsame Verfechter der gesellschaftlichen Ordnung, er bricht die gesetzliche Verfassung, stürzt ragende Türme jener Ordnung in den Staub, zertrümmert Throne, vernichtet Dynastien, jagt rechtmäßige Herrscher aus ihren Landen, zerreißt das heilige, Jahrhunderte alte Band zwischen ihnen und ihren Völkern. Kann es diesem Manne noch wahrhaft ernst sein mit seiner Verehrung von Recht und Gesetz?

Fragen wir Faust. Warum läßt er die alten Leute vertreiben? Nicht aus Uebermut, nicht aus Habsucht. Sondern weil sie ihn in seinem großen Werke hemmen. Das kleine Hüttlein mit den wenigen Lindenbäumen, „nicht sein eigen, verderben ihm den Weltbesitz". Dort gerade, wo sie wohnen, fehlt ihm der Luginsland, von dem aus er seine Schöpfung überschauen, sie erweitern, leiten und herrlich vollenden kann. Das Fleckchen Erde ist ihm ein Pfahl im Fleische seines Werks. Er macht den guten Leuten die annehmbarsten Bedingungen, versucht sie zum freiwilligen Tausche ihres Besitzes gegen „ein schönes Gütchen" zu bewegen. Aber sie wollen nicht, sie pochen auf ihr Recht. Und nun soll das große Werk, das Tausenden Nahrung und Unterkunft, Glück und Segen zu gewähren bestimmt ist, vor dem pietätvollen Eigensinn von ein Paar alten, morschen Leuten stille stehen?

Das Widerstehn, der Eigensinn
Verkümmern herrlichsten Gewinn,

Digitized by Google

Daß man zu tiefer, grimmiger Pein
Ermüden muß, gerecht zu sein!

Und da kommt Mephisto — die Macht. Aber Mephisto, die Macht, ist ein unsanfter, unberechenbarer Vollstrecker. Er läßt das Hüttlein der Alten, die alten Lindenbäume davor in Flammen aufgehen. Klagend verkündet der Türmer Lynkeus den schaurigen Anblick, Faust aber spricht:

Mein Türmer jammert; mich im Innern
Verdrießt die ungeduld'ge That.
Doch sei der Lindenwuchs vernichtet
Zu halbverkohlter Stämme Grau'n,
Ein Luginsland ist bald errichtet,
Um ins Unendliche zu schau'n.
Da seh' ich auch die neue Wohnung,
Die jenes alte Paar umschließt,
Das, im Gefühl großmütiger Schonung,
Der späten Tage froh genießt.

Nun, diesem alten Paare war der frohe Genuß späterer Tage nicht mehr beschieden. — Mephisto hat das Seinige gethan:

Das Paar hat sich nicht viel gequält,
Vor Schrecken fielen sie entseelt!

Hannover, Hessen-Nassau u. s. w. erging es nicht viel anders, und doch haben sich ihre Bewohner auch in dem neuen größeren Heim schon recht traulich und behaglich eingerichtet, und wer dürfte behaupten, daß ihre Mehrzahl wieder in das alte zurückkehren möchte? Das Königreich Sachsen aber und mancher andere kleinere Staat dürfen noch heute ihre Tage „im Gefühl großmütiger Schonung froh genießen"! Und diese weise Schonung, auch Oesterreich gegenüber, ist der unwiderlegbare Beweis dafür, daß Bismarck weder aus Uebermut, noch aus Herrschsucht, noch aus Großmachtskitzel den gordischen Knoten der deutschen Frage mit dem Schwerte zerhieb. Die Macht war ihm nur Vollstreckerin, nicht Finderin des Urteils, Mittel, nicht Zweck.

Ich zähle mich nicht zu den „Unentwegten", „Vollen und Ganzen". Mich plagen leider noch viele Skrupel und Zweifel, und ich finde es ganz natürlich, daß selbst an der Sonne Flecken entdeckt werden, weil sie nun einmal da sind. Ich halte es auch nicht für einen Beweis besonderer „Gesinnungstüchtigkeit", wenn der ganze Bismarck als Mensch und als Politiker in die ätherischen Regionen des vollendeten, anbetungswürdigen Ideals hinaufgehimmelt wird. Für solche über-

Digitized by Google

schwengliche Bierhausverehrer hatte der Politiker zwar immer ein paar unverbindliche, freundliche Worte, meist schon fertig autographierte, der Menschenkenner aber nur ein stilles Lächeln mitleidiger Verachtung. Noch weniger kann ich in allen seinen Handlungen nachahmenswerte Muster erblicken. Ganz im Gegenteil! Bismarcks Thaten sind zum großen Teil alles andere eher, als nachahmenswert! Man soll überhaupt Menschen nicht nachahmen, am wenigsten aber die Ausnahmen unter ihnen. Was als solche groß erscheinen, Unzählige beglücken kann, das wird zur befleckend aufspritzenden Kotwelle, wenn es der platte Alltag zur Regel breitstampfen will. Hüten wir uns, hüte sich die Volksgesamtheit davor, die Moral von Bismarcks einzelnen Handlungen zu einer allgemeingültigen zu erweitern! Denn diese Moral steht in mehr als einem Falle mit der einen, ewigen, mit „der" Moral in schroffem Widerspruche. Auch die „Annexionspolitik" Bismarcks, so notwendig sie für das Ganze sein mochte, läßt sich vor dem Richterstuhle des strengen Rechtsgefühls nicht durchweg rechtfertigen. Weder der strebsam beflissenen Schönfärberei, noch dem aufrichtigen, aber befangenen Enthusiasmus wird es jemals gelingen, jene Politik mit den gegebenen Rechtsgrundlagen, mit einem unbestechlichen Rechtsgefühl in vollen Einklang zu bringen. Muß denn das aber auch sein? Verschwindet das geeinte Deutschland darum von der Erdkarte, weil sein Begründer vor Gott und der Welt die schwere Verantwortung auf sich nahm, altes Recht zu zerschlagen, um neues zu schaffen? Daß Gott ihm die Kraft nicht nur zum einen, sondern auch zum andern lieh, daß sein Werk nun über ein Vierteljahrhundert in Glanz und Ehren besteht und — so Gott will — noch lange bestehen wird, — sollte darin nicht ein Zeugnis dafür liegen, daß die Vorsehung auch diesen „Rechtsbruch" beschlossen und gerade diesen Mann — denn kein anderer war dazu im stande — zu ihrem Werkzeuge auserkoren hatte? Vor Gott und der Geschichte wird er sich zu verantworten haben. Nun steht er vor dem Richterstuhle des Einen, und wie der Spruch ausgefallen ist, das wird vielleicht dereinst die andere lehren. Wer aber sonst sich zum Richter berufen fühlt, der hat mehr Mut, als er wohl vor beiden verantworten kann!

Faust „verdrießt im Innern die ungeduld'ge That", dem „unbesonnen wilden Streich" Mephistos aber flucht er. „Tausch" wollte er, „wollte keinen Raub". Nun aber ist es nicht mehr zu ändern. Es mußte sein, und deshalb kehrt auch das graue Weib „Die Schuld"

Digitized by Google

vor seiner Thüre wieder um. Auch Bismarck hatte Stunden tiefer Schwermut, aber er war so wenig wie der gereifte Faust der Mann, solchen Stimmungen dauernd nachzuhängen. Wie Faust wendet er sich wieder der Arbeit zu. Zu schaffen ist seine höchste Lust. Und wie jener dem schäumenden Rachen der gierigen Welle fruchtbares Land als köstliche Beute entreißt, so dieser dem nicht minder lüsternen Nachbar uralte, von dessen Völkerflut einstmals überschwemmte deutsche Gauen. Friede, Gesetz und Ordnung kehren wieder, beider Schaffen gilt fortan der friedlichen Kulturarbeit, und mit Faust kann auch Bismarck trotz alledem und alledem auf der Höhe seines Lebens ausrufen:

Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand!
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen . . .
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr! . . .
Es kann die Spur von meinen Erdetagen
Nicht in Aeonen untergehn!

Faust, obschon erblindet, darf im Genusse des höchsten Augenblicks von hinnen gehn, Bismarck muß in voller Schaffenskraft von seinem Werke scheiden. „Die Zeit wird Herr" auch über ihn, aber in anderem Sinne als bei Faust, lange bevor der Zeiger gefallen ist und die Lebensuhr stille steht.

Niemand kann über seine Zeit hinaus. Das ist die Tragik auch im Leben des Größten. Scheint er sie auch sonst in allem zu überflügeln, immer wird sich die Fessel nachweisen lassen, die ihn an die Marksteine seiner Zeit kettet. Das ist der tiefste Sinn von der verwundbaren Stelle bei den sieghaftesten Helden, von der Ferse des Achill, vom Lindenblatte des Siegfried.

Als ganz Deutschland sich anschickte, das Joch des korsischen Völkerverderbers niederzuwerfen, da stand der größte unter seinen Volksgenossen solchem Beginnen kühl und verständnislos gegenüber. Er glaubte einfach nicht an die Möglichkeit des Gelingens. Die gebietende Gestalt, die glänzende Machtfülle Napoleons blendete das sonst so klare und scharfe Goetheauge. Mit vaterländischen Gesängen

Digitized by Google

sein Volk zur Freiheit aufzurufen, überließ er mitleidig einem Theodor Körner. Er hatte die Deutschen nur als politisch Unmündige kennen gelernt, die sich in Schöngeisterei und kleinstaatlichem Kram erschöpften. Was vermochte dieses vielköpfige, ungefüge Volksgebilde, das zum Beherrschtwerden geboren schien, gegen die gesammelte, einheitliche Kraft einer Herrschernatur vom Range Napoleons? Und doch behielt der jugendliche Schwärmer recht, und der ihm geistig unendlich überlegene Realist wurde von der Geschichte des schwersten Irrtums überführt.

Bismarck wurzelte in einer Zeit, wuchs in einer Umgebung, in Verhältnissen auf, die den Gedanken an eine irgendwie maßgebende Machtstellung des Proletariats aus eigener Kraft absurd hätten erscheinen lassen. Der märkische Junker schenkte dem Volke das allgemeine Wahlrecht — so groß war sein Glaube an die Unerschütterlichkeit und Unabänderlichkeit der bestehenden Gesellschaftsordnung. Er proklamierte in öffentlicher Reichstagssitzung das „Recht auf Arbeit", ohne in seinem naiven Kraftbewußtsein die Bedenken zu teilen, die Windthorst und Eugen Richter an die Konsequenzen dieses Rechtes knüpften. Er gab den Arbeitern menschenfreundliche Schutzgesetze, um ihre Arbeitskraft dem Staate zu erhalten, ihre Existenz zu sichern und sie vor staatsgefährlicher Verzweiflung zu bewahren. Darüber hinaus aber gingen seine socialreformatorischen Bestrebungen nicht. Eine weitere Verpflichtung des Staates gegen die arbeitenden Klassen erkannte er nicht an. Jeden ferneren Anspruch auf deren Teilnahme an den höheren geistigen und wirtschaftlichen Gütern der Kultur grundsätzlich und von Rechts wegen lehnte er entschieden ab. Die Bewegung aber, von der diese Ansprüche getragen wurden, die sich in der Socialdemokratie zu einem einheitlichen Machtfaktor organisierte, glaubte er durch die Machtmittel des Staates kurzer Hand unterdrücken zu müssen und zu können. Ueber die moralische Berechtigung dieser Auffassung lohnt sich nicht zu streiten; sie ist, je nach dem Standpunkte des einzelnen, eine verschiedene. Ihre politische Durchführbarkeit aber hat sich schon heute mindestens als höchst unwahrscheinlich erwiesen. Ist es wahrscheinlich, daß eine Bewegung, die es im Verlaufe ihrer bisherigen Entwickelung zu zwei Millionen Anhängern allein im Deutschen Reiche gebracht hat; von der die ganze civilisierte Welt mehr oder weniger erschüttert wird; die sich gewissermaßen als eine neue Weltanschauung darstellt, von ihren Adepten mit geradezu religiösem Fanatismus und

Digitized by Google

einer Aufopferungsfähigkeit ohnegleichen verfochten wird, — ist es wahrscheinlich, daß eine solche Bewegung durch irgendwelche staatliche Verordnungen und Gesetze hätte wegdekretiert werden können? Und ist es wohl angängig, das Sein oder Nichtsein einer solchen Bewegung, wie sie sich heute als Thatsache uns darstellt, davon abhängig zu machen, ob irgend ein Gesetz ein paar Jahre länger oder kürzer zu Recht bestand? Die Jahre, in denen das Socialistengesetz über den Häuptern der Socialdemokratie schwebte, haben für sie nur die Bedeutung einer *Schule* gehabt, deren Selbstzucht im letzten Sinne *ihrer* werbenden Kraft mehr zu statten kommt, als der sog. bürgerlichen Gesellschaft. Es heißt Bismarck durchaus und gerade in der besonderen Eigenart seines Wirkens verkennen, wenn man sich an die Direktiven hält, die er in seinem Alter, fern von den Geschäften und frei von Verantwortung, für die Behandlung der Socialdemokratie gegeben hat, nach seiner ganzen Vergangenheit nur geben konnte. Träte er, aus *unserer* Zeit heraus geboren, in der Fülle schöpferischer Manneskraft von neuem in sie hinein, er würde in der Socialdemokratie ganz gewiß nicht nur eine „militärische Frage" erblicken. Er würde mit der gegebenen Größe rechnen, wie er immer mit solchen gerechnet hat, mochten sie heißen wie sie wollten. Er würde seine ganze gewaltige *Staatskunst*, sein Genie, nicht nur die wohlfeilen Mittel von Polizei und Militär, für die Lösung dieser Frage einsetzen. Nur weil jene Bewegung, als sie an ihn herantrat, noch *kein* Machtfaktor war und weil er, in den Anschauungen seiner Zeit und in den Grenzen menschlichen Erkennens befangen, neben den gewordenen Mächten die *werdenden* unterschätzte, nur deshalb glaubte er sie nicht in seine *politischen* Rechnungen einstellen zu müssen. Er hat es ja in gewissem Sinne selbst ausgesprochen: „Was hätte mir Lassalle bieten und geben können? *Er hatte nichts hinter sich*.... Was kannst du, armer Teufel, geben?" Wie aber, wenn ihm Lassalle hätte antworten können: „Zwei Millionen deutscher Wähler und eine Organisation von beispielloser Disciplin"? —

Daß derselbe Mann, der grundsätzlich den Wert der unwägbaren Gewichte, der „Imponderabilien", so tief begriff, gerade an diesen seine Staatskunst scheitern sehen mußte, kann als Tragik im antiken Sinne empfunden werden. Während er aber in seinem Kampfe gegen die Imponderabilien der katholischen Kirche den Irrtum erkannte und groß genug war, ihn einzugestehen und rückgängig zu machen, ist er in seiner Beurteilung der socialen Zeitbewegung über

Digitized by Google

eine einseitige Auffassung nicht hinausgekommen. Vor der historisch gewordenen Macht beugte er sich, die werdende vermochte er nicht objektiv einzuschätzen. Er glaubte nicht an sie. Und wo sie ihm dennoch entgegentrat, da war sie seiner aristokratischen Natur im Tiefsten unsympathisch, zuwider, da sah er nur ihre schmarotzerhaften Auswüchse, ihre augenfälligen Verkehrtheiten, ihre unmöglichen Doktrinen. Und dem allem gegenüber mag er mit Recht wohl gedacht haben:

Dein widrig Wesen, bitter-scharf,
Was weiß es, was der Mensch bedarf?!

Aber auch in der Socialdemokratie wirkt „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Das „Böse" im Sinne der Unreife, des Umsturzes, der Doktringläubigkeit; das „Gute" im Sinne des ewigen Fortschrittes, der Befreiung immer zahlreicherer Kreise aus dumpfer geistiger und wirtschaftlicher Enge zu größerer geistiger und wirtschaftlicher Selbständigkeit.

Und nun das letzte und tiefste Geheimnis der wunderbaren geistigen Gesundheit beider: Bismarcks sowohl wie Goethes, der Schlüssel zu ihrem innersten Wesen. Es ist der nämliche, den Faust erschüttert aus den Händen seines dienenden Geistes empfängt, der Schlüssel zu den „Müttern", zur Natur. Ohne ihre tiefe Liebe zur Natur, zu der sie beide immer wieder zurückkehren, aus der sie beide immer wieder neue Kraft und Schaffensfreude schöpfen, ist weder Goethe noch Bismarck denkbar. Der „Alte im Sachsenwalde", der „Wanderer" Goethe im Gebirge, in Wald und Thal, der tiefe Naturforscher in seinem stillen Gartenhäuschen -- wer vermöchte wohl, sie als echte Großstädter sich vorzustellen? Tief verstimmt kehrte Goethe von seinem Besuche in Berlin zurück, und auch Bismarck war diese „Wüste von Ziegelsteinen und Zeitungen" nie so recht sympathisch. Beide suchten und fanden im Tempel der Gottesnatur auch die religiöse Stimmung, beide waren niemals „Kirchenchristen". Goethes Entwickelung steht unter dem Zeichen des Rationalismus; aus dessen geistiger Schalheit und Unfruchtbarkeit muß er sich, durch die lebendige Natur hindurch, erst selbst den Weg zu innerer religiöser Anschauung bahnen. Bismarcks Wiege umweht der warme Hauch naiver Frömmigkeit, schlichtgläubigen Christentums. Und dieses ist ihm bis an sein Lebensende Herzenssache geblieben. Er hat sich nie mit seinem Bekenntnis vorgedrängt, aber er hat auch nie damit zurückgehalten.

Digitized by Google

Der größte deutsche Dichter ist der am wenigsten nachgeahmte. „Schule" im landläufigen, äußerlichen Sinne des Worts hat er nie gemacht. Man kann Heine nachahmen, Goethe nicht. Er ist einzig. Wer ihm nahe kommen will, darf dies nicht durch Nachahmung und Anempfindung versuchen. Er muß in den Quell hinabtauchen, aus dem Goethe geschöpft hat, in die Natur. Je tiefer sich der Dichter in sie versenkt, je keuscher und unmittelbarer sie selbst in dem Gedichte sich offenbart, um so mehr wird es an Goethe'sche Poesie erinnern.

Bismarcks Staatskunst glaubt man nachahmen zu können, indem man sich an einzelne Handlungen und Aussprüche des Meisters klammert. Und da fallen die dem blöden Auge am ersten auf, die sich in scheinbaren Widerspruch zum alten deutschen Idealismus setzen. In Worten, wie: „Macht geht vor Recht" u. a., von denen nicht einmal feststeht, ob Bismarck sie wirklich gesprochen hat, — er selbst hat die Urheberschaft mehrfach bestritten — glaubt man den Schlüssel zu seiner Politik zu finden. Als ob darin das Geheimnis seiner Erfolge gelegen hätte und nicht vielmehr in seiner Auffassung der Politik als einer „Kunst", die von Fall zu Fall das der Gesamtheit Heilsamste zu suchen und zu finden habe! Als ob Bismarck jemals den Feind im deutschen Idealismus an sich und nicht vielmehr in der starren Herrschaft blutloser Ideen und Doktrinen erblickt hätte; als ob das deutsche Einigungswerk ohne jenen Idealismus überhaupt zu stande gekommen wäre! Nur wo Ideale im Volke lebendig sind, können sich Gebilde gestalten, die ihnen näher zu kommen suchen wie die Blume dem Sonnenlichte. In einem idealllosen, roher Erfolgsanbetung und materialistischem Wirklichkeitskultus frönenden Volke wäre weder für Goethe noch für Bismarck Raum gewesen. Das aber ist vielleicht die größte nationale Gefahr: Bismarck, sein Werk und Wesen, mißzuverstehen. Und das vielleicht das Heilsamste dagegen: Goethe'scher Weisheit, Goethe'schem Real-Idealismus fort und fort Gemüt und Geist zu öffnen.

Digitized by Google

Die beiden Schwestern.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

1.

Der Atem der Sommernacht wehte geheimnisvoll über dem Garten. Jenseits der tiefdunkeln Waldkuppe stieg jetzt eben der Mond empor. Die beiden Schwestern Camilla und Gertrud von Sielshoff — beide schon über die Mitte der Dreißig — saßen dicht aneinander geschmiegt in der Weinlaube und blickten wie träumend hinaus in die flimmernde Herrlichkeit. Aus den Straßen des Städtchens klangen halbverlorene Töne herauf, — die Schritte wandelnder Paare, fernes Rädergerolle, das einschläfernde Rauschen des großen Brunnens.

„Zauberhaft!" sagte Camilla, der jüngeren Schwester die Hand drückend. „Ich kenne nichts Himmlischeres als eine mondhelle Julinacht. Wie das alles in Silber und Gold zerfließt! Und wie die Rosen duften und der Jasmin!"

Gertrud seufzte ein wenig und nickte.

„Ja, diese Stille thut wohl!" raunte sie nachdenklich. „Doppelt wohl nach dem geräuschvollen Tag heute. Die Gratulationen, das lange Plaudern beim Kaffee . . . Ich fand die Gesellschaft wirklich ein bißchen abspannend."

Camilla glättete sich mit der schlanken, feinen Hand ihr nußbraunes Haar, das im Glanze des Mondes merkwürdig blitzende Lichter warf. Sie schien die letzte Bemerkung der Schwester ganz überhört zu haben.

„Zauberhaft!" wiederholte sie andachtsvoll. „Ich meine, je älter ich werde, um so empfänglicher wird mein Gemüt für die ewig neuen Wunder der Schöpfung. Dieses trauliche Heim, dieser entzückende Garten mit seiner großartigen Fülle und Pracht! Der liebe Gott hat uns doch reich begnadet — trotz aller Prüfungen . . ."

Digitized by Google

Sie schwieg einen Augenblick. Dann fuhr sie mit leiser Stimme fort:

„Im kommenden Herbst werden es vierzehn Jahre, daß unser lieber, unvergeßlicher Vater starb. So lange schon hausen wir jetzt hier allein und ganz auf uns selbst gestellt. Wie trostlos schien uns im Anfang diese Verlassenheit! Müssen wir Gott nicht dankbar sein, daß seine gnädige Hand uns so rasch wieder aufgerichtet und so treulich geleitet hat?"

„Von Herzen dankbar!" flüsterte Gertrud bewegt.

„Weißt du noch, wie wir uns dann am Sylvesterabend — zehn Wochen nach seinem Tode — den Schwur leisteten, niemals von einander zu lassen in Freud' und Leid, und niemals eine dritte Person zwischen uns beiden zu dulden?"

„Weshalb schwuren wir eigentlich? War das nicht selbstverständlich?"

„Doch nicht so ganz," versetzte Camilla. „Wir waren damals noch jung. Ohne meine unendliche Liebe zu dir und den Schwur — wer weiß, was geschehen wäre!"

„Wahrhaftig? Wie seltsam! Heute früh noch hab' ich daran gedacht. Am Ende bereust du's gar? Der Oberförster war ein vortrefflicher Mann. Klug, tapfer, gebildet und ehrenhaft. Ein bißchen zu derb vielleicht . . ."

Camilla von Sielshoff streckte energisch die weiße, aristokratische Hand aus.

„Ich danke dem Himmel," sagte sie lebhaft, „daß ich meiner Verblendung Herr wurde. Damals — ich will's nicht ableugnen — flößte mir Harbordt lebhafte Sympathie ein, trotz der unverkennbaren Schroffheiten seines Charakters. Der Gedanke aber an dich, von der ich mich hätte trennen müssen, lieh mir die Kraft, der Lockung zu widerstehen. Und später erkannte ich dann mit jedem Tag deutlicher, wie sehr diese Standhaftigkeit mir zum Segen war . . ."

„Nun, wer weiß . . . Ich könnte mir recht gut vorstellen . . ."

„Was? Ein Glück an der Seite Harbordts? Ich nicht."

Sie blickte wieder voll traumhaft-seliger Gefühlsschwärmerei hinauf in den Mond.

„Nein, Gertrud," fuhr sie dann fort, „das wäre die unglücklichste Ehe geworden, von der da jemals geklagt und gesagt worden ist. Der Oberförster war in jeder Beziehung ein Weltkind; ein ödes, starres Gemüt ohne Glauben und Religion. Er hätte mich niemals verstanden . . ."

Digitized by Google

„Meinst du?"

„Und dann — überhaupt: wie viel größer und reiner steh' ich jetzt da in meiner ruhigen, freudigen Hingabe des Herzens an Gott, als wenn ich in selbstsüchtiger, irdischer Liebe einem sterblichen Manne gehörte! Das muß doch die Seele dem Urquell der Heiligkeit allmählich entfremden."

„Urteilst du nicht zu schroff?" lispelte Gertrud. „Unsere Mutter..."

„Ja, unsere herrliche Mutter! Für sie war alles und jedes Gottesdienst, auch das Alltägliche. Aber wo findest du eine so schlichte, starke Natur zum zweitenmal? Wir beide, wir gleichen ihr nur, wie die Kerze dem Sonnenlicht. Siehst du, Gertrud, am Tag meiner Konfirmation ist mir schon der Gedanke gekommen, es sei doch schade, daß der Protestantismus keine Klöster kennt. Das Weihevolle der stillen Beschaulichkeit, der Schutz und Schirm, den die Klostermauern gegen die Stürme der Leidenschaft und der Sünde gewähren, der ganze Hauch von weltabgeschiedener Gottesruhe, der wie ein ewiger Feiertag über den frommen Asylen schwebt, hatte für mich trotz meiner strengen Bekenntnistreue etwas Bestrickendes."

„O, ich verstehe das! Manchmal wünsch' ich mir Aehnliches. Eine vollkommene Trennungswand gegen die Menschen und Dinge..."

„Nun, wir besitzen ja, Gott sei Dank, hier in dem trauten Heim eine Art Kloster, dem keine Unbill zu nahe kommt. Auch hier lebt ja der Friede, die Ruhe, das Selbstgenügen. Dies freundliche Haus mit dem reichblühenden Garten dünkt mir ein Zauber-Eiland im brausenden Ocean. Ich habe nur Ein Gebet zum Allmächtigen: daß er uns fürder gesund läßt, und uns dereinst beide am nämlichen Tag in sein himmlisches Reich beruft."

2.

Nun entstand eine große Pause. Camilla und Gertrud lauschten mit sehr verschiedenen Gefühlen den märchenhaften Stimmen der Sommernacht. Camilla war völlig versunken in den beglückenden Traum ihrer stillen Gottseligkeit. Gertrud schwieg in dumpfer, widerspruchsvoller Beklemmung. Sie besaß nicht den Mut, der friedsamklaren, im Grund ihrer Seele befestigten Schwester einzugestehen, daß sie die wunschlose Befriedigung, deren Camilla sich so uneingeschränkt erfreute, schon seit geraumer Zeit nicht mehr teilte. Wie das gekommen war, wußte sie selbst nicht. Schon im verwichenen März hatte sich ihres bis dahin so still und gleichmäßig empfindenden Herzens eine gewisse Unrast bemächtigt, ein heimlicher Ansturm von Zweifeln und Fragen,

Digitized by Google

die sich nur mit Aufbietung aller Willenskraft unterdrücken ließen. War die gleichförmige Einsamkeit, in der sie dahin lebten, die Loslösung von allem, was da den Menschen mit seinesgleichen verbindet, wirklich der höchste Beruf eines liebefähigen und liebebedürftigen Frauengemüts? Gab es nicht doch etwas Größeres, Himmlischeres, als dieses mystisch-traumhafte Versinken im Abgrund einer weltflüchtigen Lebensbetrachtung? Von außen besehn war es ja in der That fast ein Idyll, dies schwesterlich-traute Beisammensein auf dem ererbten Grundstück, das gemeinsame Schalten und Walten in dem altfränkischen Häuschen, die redliche Arbeitsteilung, der sonntägliche Gang nach der unweit des Gartens aufragenden Martin-Luther-Kirche, die freundlichen Wanderungen ins Grün der Wälder oder ins ährenwogende Thal der Schwarzach. Selbst an künstlerischer und litterarischer Anregung fehlte es nicht. Camilla von Sielshoff spielte ausgezeichnet Klavier und Harmonium. Gertrud besaß eine wohlgeschulte, klangvolle Stimme. Und beide Schwestern lasen, wenn auch mit strenger und etwas einseitiger Auswahl, nicht nur die Werke der alten, liebgewordenen Heroen, sondern manches auch Neuere, — deutsch, französisch und englisch; vornehmlich englisch. Der kirchlich-gläubige Zug, der durch so viele schön-wissenschaftliche Werke dieser Nation geht, machte die Schöpfungen der neu-englischen Litteratur dem Schwesternpaare besonders fesselnd.

Das alles war eigentlich wundervoll, wenn Gertrud von Sielshoff ganz objektiv urteilte. Und doch, und doch . . .

Heute zumal, an ihrem Geburstag, hatte sich Gertrud gleich früh morgens gar nicht vom Druck einer gewissen Schwermut und Trübseligkeit befreien können. War das die eigentümliche Trauer, die den Menschen oft gerade an diesen Marksteinen des Lebens mitten im Vollgenusse des Augenblicks heimsucht? Vielleicht. Aber zu diesem Allgemeinen kam jedenfalls die unwiderstehliche Nachwirkung eines Traumes. Die ganze Nacht hindurch hatte sie unruhig geschlafen. In wechselnden Bildern malte sich ihr jene Zeit vor jetzt nahezu fünfzehn Jahren, da sich der Oberförster Helmut von Harbordt fruchtlos um die Hand ihrer Schwester bewarb. Just in die gleiche Epoche fiel das erste und einzige Herzenserlebnis der stillen, verschlossenen Gertrud. Hier aber lagen die Dinge vollständig anders. Gertrud von Sielshoff, die damals nicht eben schön, aber doch außerordentlich anmutig, blühend und frisch war, ungleich frischer und reizvoller als ihre Schwester, hatte sich mit der ganzen Glut ihres Herzens für einen jungen Bildhauer entflammt, den ihr Vater aus Freundschaft für die verstorbenen Eltern des Künstlers

Digitized by Google

mehrere Monate lang als Sommergast in der Mansardstube wohnen ließ. Feodor Heun aber schien diese Neigung kaum zu bemerken. Er verlobte sich heimlich mit einer drallen, blauäugigen Pfarrerstochter. Drei Wochen nach seiner Abreise kam der goldumränderte Anzeigebrief . . . Gertrud war innerlich wie gebrochen. Aber sie rang tapfer und verriet sich gegen kein menschliches Wesen. Nicht einmal gegen die Schwester. Ihr von jeher bekundeter Hang zur Schweigsamkeit und Verschlossenheit half ihr, die schwierige Aufgabe mit Erfolg durchzuführen. Niemand ahnte etwas.

Diese trübe Erfahrung war der Hauptgrund gewesen, warum sie dann später den Anschauungen Camillas von der Unmöglichkeit einer Trennung so rückhaltslos zugestimmt hatte. Gertrud klammerte sich von jener Zeit ab mit stets wachsender Hingebung an die Schwester, deren klare, gottfreudige Weltanschauung ihr in der Hilflosigkeit dieser heimlichen Herzensqual einen rettenden Halt bot.

Das alles lag ja nun weit, weit zurück. Heute indes war ihr den ganzen Tag über zu Sinne gewesen, als fange die längst vernarbte Wunde aufs neue zu bluten an. Sie konnte den Nachhall ihrer nächtlichen Traumbilder nicht überwinden. Zu deutlich hatte sie seine warmtönige Stimme gehört und sein Antlitz geschaut, dies ewig unvergeßliche, geistsprühende Künstlerantlitz. Nach unzähligen Variationen hatte der Traum sich zu einem wahren Triumph der Verschmähten gestaltet. Gertrud wandelte mit Feodor Heun und seiner glücklichen Braut in freundschaftlichem Gespräch durch die große Linden-Allee, die jetzt da draußen so magisch im Glanze des Mondes schimmerte. Ganz harmlos ward zwischen den Dreien die Frage erörtert, ob es nicht doch zweckmäßiger sei, wenn Feodor Heun die dralle, blauäugige Pfarrerstochter einfach im Stich lasse. Das niedliche junge Mädchen war ganz damit einverstanden. Sie hielt es für eine Art Ehrenpflicht, zu Gunsten Gertruds von Sielshoff schleunigst Verzicht zu leisten. Und ehe noch Gertrud ihr danken konnte, war die entsagende Braut schon weit weg am Ausgang des Gartens. Feodor aber ergriff Gertrud liebevoll bei der Hand und warf ihr einen glückseligen Blick zu. Er wollte sie unverzüglich ins Haus führen, um sie dem Vater als seine Neu-Verlobte feierlich vorzustellen. Ueber dem Garten lag ein fremdartiger, hellrosiger Duft. Aus allen Zweigen klang es von sanft rauschenden, herzbethörenden Melodien. Das Licht der Sonne schien übernatürlich verändert, — weit himmlischer, flammender, goldfarbiger als vorher. Und sie schritten dahin wie auf kostbaren, schalldämpfenden Teppichen.

Digitized by Google

Aber im Treppenbau angelangt, merkte sie gramvoll, daß nur ein Schattenbild sie geführt hatte. Die hohe Gestalt, die ihr so zärtlich die Hand umklammerte, ward mit jeder Sekunde fahler und wesenloser und zerfloß dann plötzlich in Rauch und Nebel.

Unter dem Eindruck dieses Dahinschwindens war Gertrud von Sielshoff aus ihrem Traum aufgewacht, das Ewig-Verlorene wie einen dumpf-schmerzenden Druck auf der Seele. Und heute war ihr Geburtstag! Der sechsunddreißigste! Wieder ein Jahr weggebröckelt von dieser kurzen, vergänglichen Lebensfrist!

Im Bett sich emporrichtend, brach sie in heftiges Weinen aus.

Camilla war bereits aufgestanden und schaffte jetzt drunten im Wohnzimmer am Geburtstagstisch.

Gertrud hörte durch ihr gedämpftes Schluchzen hindurch das Auf- und Abgehen Camillas, das Greinen der Küchenthüre, das Klirren der Tassen und Teller. Es war schon die höchste Zeit: beinahe sieben Uhr. So trocknete sie denn rasch ihre Thränen und zog sich an. Die leuchtende Julisonne und das Grün der Kastanien, das in üppigster Pracht durch das geöffnete Fenster hereinsah, half ihr einigermaßen über die öde, gramvolle Stimmung hinweg.

Unter dem Ankleiden blieb sie nachdenklich vor dem Spiegel stehn und schaute sich prüfend und forschend ins Antlitz.

Ein unbefangener Beurteiler hätte ihr eingeräumt, daß man den schöngerundeten, immer noch rosigen Wangen und dem weichschwellenden Mund, der jetzt so trübselig zuckte, die heut vollendeten sechsunddreißig Jahre nicht ansah. Die tiefdunklen Augen waren noch immer strahlend und seelenvoll; das prachtvolle schwarze Haar noch üppig wie das Gelock einer Zwanzigjährigen. Freilich, zwischen den stark entwickelten Brauen und rechts und links an den Augenwinkeln zeigten sich etliche scharfe Linien, — Furchen, wie sie die Zeit und der Kummer eingräbt. Aber das störte nicht sehr den Gesamt-Eindruck. Ihre Schwester Camilla, die doch nur anderthalb Jahre älter und weit ruhigeren Temperaments war, sah ganz unvergleichlich verblühter aus.

Gertrud jedoch befand sich heute in einer Seelenverfassung, die ihr ein sachliches Urteil unmöglich machte. Sie kam sich über die Maßen trüb und verwelkt vor. Es war ja kein Wunder! Sechsunddreißig Jahre; — das lang-wühlende Leid; — und dieses eintönige, freudlose Dasein! Ja, freudlos! Gertrud bekannte sich jetzt ohne Beschönigung, daß sie dies Dasein in engster Gebundenheit nicht so dankbaren Herzens würdigte, wie die frommgläubige, willensstarke

Digitized by Google

Camilla. — Gertrud besaß nicht die echte, unerschöpfliche Kraft der Entsagung. Ob's eine Sünde war oder nicht: sie fühlte etwas wie Heimweh nach einem weltlichen Glücke, das weit ab lag von dem Dichten und Trachten ihrer völlig im Jenseits aufgehenden Schwester.

Bang seufzend trat sie vom Spiegel zurück und machte sich fertig für die Bescherung. Aber auch drunten bei ihrer gütigen Lebensgenossin und später im Kreis der wenigen Freundinnen, die zur Gratulation kamen, blieb dies schmerzliche Heimweh haften. Die Worte aus Goethes Egmont „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!" lagen ihr fast den ganzen Tag über wie hörbar im Ohr. Und zermalmend drückte ihr das Bewußtsein auf das Gemüt, daß es jetzt leider Gottes für immer zu spät sei. Sie hatte die Jugend versäumt und das Leben verträumt. Unter dem Banne Camillas war ihr die Täuschung erwachsen, als ob auch sie, wie die Schwester, für diese klösterliche Zurückgezogenheit tauge; als ob auch sie in allen Stunden des Lebens von der beschränkten Gleichförmigkeit dieser Existenz vollauf befriedigt sein würde. Es war ja gewiß etwas Herrliches um die Schwesterliebe, und das ererbte Heim war traulich und sturmgeschützt. Die mancherlei Aufgaben der Wohlthätigkeit, denen man oblag, füllten das Herz mit stiller Genugthuung. Die Pflichten des Tages hatten ihr Kostbares und Sittlich-Wertvolles. Gertrud unterschätzte das nicht. Und doch war tief im Grund ihres Herzens eine breitklaffende Lücke geblieben. Der seltsame Traum, der das Vergangne so greifbar aus den Gräbern heraufbeschwor, hatte ihr klar gemacht, daß diese Lücke sich mit der Zeit zum Abgrund erweitern und ihren Frieden auf ewig hinabreißen könne.

Wie sie jetzt so in der mondscheinbeglänzten Weinlaube dicht neben der Schwester saß und die schmale, vornehme Hand Camillas warm in der ihrigen fühlte, überkam sie ein heißer Drang, sich der Getreuen hingebungsvoll an die Brust zu schmiegen und ihr all' diese bangen Empfindungen freimütig zu beichten. Doch sie bezwang sich. Ihr heimliches Weh kam ihr ja wie etwas Strafbares, wie eine schnöde Undankbarkeit gegen Gott und die glühend geliebte Camilla vor. Nein, sie hätte es niemals gewagt, die himmlische Ruhe dieser quellklaren Seele zu stören. Der bloße Gedanke, die Schwester könne ihr — wenn auch noch so mild eingekleidete — Vorwürfe machen, trieb ihr das Blut nach den Schläfen. Und im Anblick des reinen, makellos emporsteigenden Mondes gelobte sie sich heilig und teuer, auch diese Kämpfe, wie einst die ihrer Jugend, für sich allein durchzukämpfen und im stillen Gebet zum Allmächtigen Trost und Stärkung zu suchen.

Digitized by Google

„Komm!“ sagte da plötzlich Camilla. „Morgen muß ich bei Zeit auf. Es ist spät geworden.“

Die Schwestern erhoben sich und wandelten eng verschlungen dem Hause zu. Die Thüre des Wohnzimmers, die unmittelbar in den Garten führte, stand offen. Als sie der Schwelle sich näherten, kam von rechts her eine dunkle Gestalt rasch über den Kiesweg. Gertruds erregte Einbildungskraft glaubte eine merkwürdige Aehnlichkeit dieser Gestalt mit dem Verlorenen wahrzunehmen, der in den Tagen der Jugend ihrem Herzen so teuer gewesen. Sie fuhr heftig zusammen.

„Was hast du, Kind?“

„Ich dachte . . . Ich bin so furchtbar erschrocken.“

Die dunkle Gestalt grüßte. Es war Paul Koßwig, der neue Gärtner.

„Sie, Paul?“ sagte Camilla. „Was wollen Sie noch?“

„Verzeihen das gnädige Fräulein!“ stammelte Paul. „Ich hatte die Baumschere vergessen . . . So was verrostet im Handumdrehen.“

Er schritt weiter. Camilla und Gertrud betraten das Wohnzimmer, verschlossen die breite Flügelthür nach dem Garten hin und stiegen bedächtig die alte Holztreppe hinan. Es war so hell, daß sie in ihrer Schlafstube kein Licht brauchten. Noch einmal küßten sie sich. Dann gingen sie rasch zu Bett.

„Gute Nacht, schlaf wohl!“ klang es vom Munde Camillas. „Und laß dir was Gutes träumen!“

„Gute Nacht, mein Engel!“

Nun falteten beide in stummer Andacht die Hände und sprachen, lautlos die Lippen bewegend, wie allabendlich ihr Gebet. Aber es waren durchaus nicht die gleichen Stimmungen, die hier nach Ausdruck rangen. Camillas Gebet war unendliche Dankbarkeit, das warme Emporquellen einer gottbegnadeten Seele, die sich stark fühlt in ihrer heiligen, unerschütterten Weltüberwindung. Gertruds Gebet aber ließ die Not ihres verwaisten Herzens ausbluten. Während die Schwester schon längst in tiefem, gesundem Schlafe lag, quälte sich Gertrud noch immer gegen alle Vernunft mit dem Unmöglichen. „Allgütiger Gott über den Wolken,“ seufzte sie gramerfüllt, „hast du mich ganz verlassen? Gieb mir die Jugend zurück, meine vertrauende, blühende, hoffnungsfreudige Jugend!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Buddha.

Von

L. von Schroeder.

Motto:
Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.
Goethe, im Faust.

Buddha! Der Löwe aus dem Stamme der Çâkya! Welcher indische Name hätte einen Klang, der diesem gleich käme? wo giebt es einen Winkel der Erde, der von der menschlichen Kultur auch nur das geringste weiß und den Namen „Buddha" nicht vernommen hätte? Wenn die größten Helden des Menschengeschlechtes, die größten geistigen Eroberer genannt werden, pflegt dieser Name nicht zu fehlen, nein, in der Regel obenan zu stehen. Mit unverlöschlichen Lettern hat er sich in das Bewußtsein der Menschheit eingebrannt, um gewiß nie wieder aus demselben zu verschwinden, mag man nun Gutes oder Böses von ihm sagen. Durch zwei und einhalb Jahrtausende ziehen sich die Spuren, die er hinterlassen, und ihr Ende ist nicht abzusehen.

Ja, die Wirkung, die dieser Mann geübt, geht durchaus in das Ungeheure. Er war siegreich schon im Leben, nicht erst an den Toten hat sich Verehrung geklammert. Ein Held, ein Sieger, zog er seine Bahn, von der Stunde an, wo ihm die in schwerem innerem Kampfe gesuchte Erleuchtung zu teil geworden, bis zu seinem im hohen Alter erfolgten Abscheiden. In einem Volke, reich an geistigen Kräften, an tiefen, genialen Denkern, entsagungsvollen Asketen, ersteht dieser Sohn eines kleinen Fürstengeschlechtes der Grenzlande, und reißt mit seiner Predigt die Menschen fort, daß sie in täglich wachsenden Scharen ihm anhangen. Gegner ohne Zahl erheben sich wider ihn, aber keiner vermag ihm zu widerstehen, überall ist er siegreich. Könige huldigen ihm, stolzeste Brahmanen geben sich gefangen, die Masse des Volkes lauscht andächtig seinen Worten. Und als er friedevoll abscheidet, inmitten seiner Jünger, da ist eine große, gewaltige Gemeinde da, eine Kirche, die, im Laufe der Jahrhunderte wachsend, immer weiter über das indische Land und über dessen Grenzen hinaus sich ausdehnt und auf großen ökumenischen Konzilen den imposanten Kanon buddhistischer Lehre zusammenstellt. Bedeutende Bauwerke entstehen ihm zu Ehren, Höhlentempel, Klöster, Reliquientürme mit Steinumhegungen, die von herrlichen

Digitized by Google

Skulpturen bedeckt sind; und im dritten Jahrhundert vor Chr. läßt König Açoka, ein begeisterter Verehrer, über das ganze weite Indien hin in Felsen und eigens dazu errichtete mächtige Säulen Inschriften meißeln, die von dem Segen des guten Gesetzes reden, das Buddha der Menschheit verkündet hat. Es sind die ältesten Inschriften, die Indien kennt, wie jene Bauten die ältesten, die uns dort erhalten sind. Auf den Säulen Açokas erhebt sich der Löwe, das Sinnbild des siegreichen Löwen aus dem Stamme der Çâkya; aber auch das Bildnis der Person, des Menschen Buddha verlangen seine Verehrer, und griechische Kunst kommt ihnen unter den Nachfolgern Alexanders des Großen zu Hilfe und schafft ihnen Buddhabilder von idealer Schönheit, deren manche bis auf den heutigen Tag noch erhalten sind.

Jahrhundertelang hielt sich der Buddhismus in Indien, — herrschend, doch die zahlreichen Gegner nicht verfolgend noch bedrückend, treu dem Geiste seines Stifters. Dann kam eine Zeit, wo er weichen mußte, wo die energischeren Philosophen des Brahman, die Verehrer Vishnus und Çivas das Feld gewannen, — in geistigem Kampfe, nicht durch blutige Verfolgung, wie man früher ohne Nachweis wohl angenommen und behauptet hat. Inzwischen aber war die Lehre des Buddha, friedlich missionierend, weit über die Grenzen Indiens vorgedrungen. Nach Ceylon, Hinterindien, Tibet, China, Japan, in die Mongolei und Mandschurei führte sie ihr Siegeszug, zum nicht geringen Teile zu Völkern einer niederen Kulturstufe. Unfähig, den Kern seiner Lehre ganz zu fassen, dennoch vom Geiste derselben ergriffen, überwältigt, — huldigten sie dem Buddha als ihrem Gotte, machten sein Bild zu ihrem Götzen, murmelten als Gebete die heiligen Sprüche, die ursprünglich keine Gebete waren, keine sein konnten, da im eigentlichen neueren Buddhismus das Gebet keine Stätte hat und haben kann; setzten Räder, mit solchen Quasi-Gebeten beschrieben, die sogen. Gebetsmühlen, in Bewegung; huldigten dem Aberglauben in jeder Form, ohne daß doch der milde Geist der Buddha-Lehre seinen Einfluß hätte verleugnen können. Auch die wilden, grausamen Mongolen erkannten in Buddha und seiner Lehre wenigstens im Prinzip etwas Höheres an.

Und als in neuerer Zeit die Kulturwelt des Ostens dem Abendlande sich erschloß, da war es in erster Linie und in überragendem Maße die Person und die Lehre des Buddha, der sich das Interesse zuwandte. Wie unerschöpflich reich auch dasjenige war, was gerade Indien uns bot, wie viel auch die uralte gewaltige Litteratur des Veda uns lehrte, wie reich, wie tief und fruchtbar die indische Philosophie und Sprachwissenschaft sich erwiesen, wie mächtig die auf fast allen Gebieten großartig entwickelte Poesie der Inder uns fesselte, dennoch gab es nichts jener wunderbaren Welt Entsprossenes, was in annähernd gleichem Grade das Interesse geweckt und festgehalten hätte, als Person und Lehre des Gâutama Buddha. Im Laufe des letzten halben Jahrhunderts ist über diesen Mann und was von ihm ausgegangen in Europa und Amerika eine mächtige Litteratur angewachsen, die sich dem, was Asien über ihn geschrieben, jenem

Digitized by Google

mehrtausendjährigen gewaltigen Schrifttum, ergänzend an die Seite stellt. Gelehrte wie Burnouf, Spence Hardy, Koeppen, Barthélemy Saint-Hilaire, Schiefner, Fausböll, Childers, Stanislas Julien, Beal, Rhys Davids, Senart, Kern, Oldenberg, Windisch, Tahlmann und viele andere haben ihre Kräfte der Erforschung dessen gewidmet, was Buddha gewesen und gewirkt. Ein Dichter wie Edwin Arnold hat ihn als die „Leuchte Asiens" begeistert besungen und mit seiner Dichtung eine lange Reihe von Auflagen und manche Uebersetzungen in fremde Sprachen erlebt. Philosophen wie Schopenhauer und Hartmann haben ein gut Teil ihrer geistigen Nahrung aus Buddha gezogen. Ganz ungezählt und unzählbar ist aber die Menge der Bücher, Schriften, Reden und Aufsätze, die außerhalb der streng fachmännischen Kreise in geradezu allen Schichten der Gesellschaft, bei allen modernen Kulturvölkern über Buddha und den Buddhismus emporgeschossen.

Unter solchen Umständen erschien es nur natürlich, wenn im vorigen Jahre die Kunde davon, daß es dem deutschen Gelehrten A. Führer und dem Engländer Waddell gelungen sei, die Geburtsstätte Buddhas, das alte Kapilavastu, auf den nepalesischen Vorbergen des Himálaya mit unzweifelhafter Gewißheit zu entdecken, wie ein Lauffeuer durch alle Lande, durch alle Blätter ging. Die Entdeckung der längst gestürzten und im Schutt begrabenen Säule in Rumin-dei, dem alten Hain Lumbini, mit der Inschrift des Königs Açoka, welche verehrungsvoll bezeugt: Hier ist Buddha, der Çâkya-Asket geboren! — sie erschien als ein Ereignis ersten Ranges, ja als eine Angelegenheit der gesamten Menschheit.

Aber seltsam! Während in Laienkreisen Interesse, Verehrung, Begeisterung für Buddha und den Buddhismus beständig zu wachsen scheinen; während jede Zeitschrift einen Aufsatz, jeder Verein einen Vortrag über dies Thema wünscht und oft stürmisch verlangt; während mitten im Schoße der Christenheit ganz spontan buddhistische Gemeinden sich bilden, ohne daß buddhistische Missionare Propaganda dafür gemacht hätten; während Stimmen unter uns laut werden, die, unter Beiseitesetzung des Christentums, den Buddhismus für die Grundlage einer Religion der Zukunft erklären: sehen wir die exakte Wissenschaft, auch die gewiß nicht für das Christentum eingenommene, fortschreitend daran arbeiten, den Nimbus des Buddhabildes zu verringern, verblassen zu machen; hören wir die kundigsten, gelehrtesten, scharfsinnigsten Forscher immer nüchterner, immer kühler über Buddha urteilen, bis sich endlich unverhohlene Geringschätzung des vielbewunderten indischen Religionsstifters kundgiebt.

Ich will hier nicht davon reden, daß die exakte Forschung die Theorie R. Seydels einmütig abgelehnt hat, — jene auf den ersten Blick vielfach bestechende, aber dennoch durchaus abenteuerliche, unhaltbare Theorie, nach welcher das Christentum nichts als ein Ableger und Sprößling des Buddhismus sein soll. Sie ist durch Oldenberg, Windisch, E. Hardy und andre in ihrer Unhaltbarkeit ausreichend klar gestellt. Noch weniger verdient eine Erwähnung das

Digitized by Google

Geschick der plumpen und frechen Fälschung des Russen N. Notowitsch, die den Beweis liefern wollte, daß Christus in den Jahren, über welche die Evangelien nichts berichten, in Indien bei den Buddhisten in der Lehre war. Sie ist mit verdienter Verachtung gestraft. Auch die nur zu berechtigten Verteidigungen des Christentums seitens einiger Indologen gegenüber den kritiklosen modernen Buddhaschwärmern habe ich hier nicht im Auge. Ich rede vielmehr von jenen drei Hauptetappen in dem Prozeß der Ernüchterung und Abkühlung der Forschung gegenüber Buddha und dem Buddhismus, welche ich nicht besser bezeichnen kann als durch die Namen: Koeppen, Oldenberg, Dahlmann; der Erste im Jahre 1857 hervortretend, der Zweite 1881, der Dritte 1898.*)

Koeppens Buch über die Religion des Buddha war zu seiner Zeit eine Leistung ersten Ranges. Es ist vorzüglich geschrieben und auch heute noch sehr lesenswert, trotz aller inzwischen gemachten Fortschritte. Klar und kritisch, durchaus nicht blind gegenüber den Schwächen des Buddhismus, fehlt ihm doch auch nicht etwas wohlthuend Erwärmendes. Koeppen sah in Buddha vor allem den großen Reformator, der den starren Zwang der Kaste gebrochen, dem brahmanischen Hochmut siegreich entgegengetreten und ein neues Evangelium verkündigt, das auch die Armen und Elenden, die niedrigsten und verachtetsten Kasten nicht ausschloß, — eine humane Befreiungsthat.

Gegenüber Koeppens Buch bedeutet Oldenbergs geistvoller, glänzend geschriebener „Buddha" eine wesentliche Ernüchterung. Erweiterte und vertiefte Forschung hatte zu neuen Anschauungen geführt. Durch das Studium der vedischen, vorbuddhistischen Periode hatten wir inzwischen gelernt, daß zu Buddhas Zeit jene unbarmherzig schroffe Kastengliederung noch gar nicht existierte, wie Koeppen sie noch voraussetzen durfte. Es zeigte sich ferner, daß Buddha durchaus nicht der Einzige war, der alle Kasten in seinen Orden aufnahm und damit jene Schranken brach; daß vielmehr neben ihm noch eine ganze Reihe mönchischer Ordensstifter in derselben oder ähnlicher Richtung wirkten. Oldenberg weist ferner nach, daß Buddha sich keineswegs in erster Linie an die Armen und Elenden, die Glieder der unteren Kasten wandte, daß unter seinen Jüngern vielmehr gerade die Söhne vornehmer Familien, Brahmanen, Adlige, reiche Kaufleute u. dgl. m. besonders hervortreten, ja daß er Sklaven, Soldaten, kränkliche und gebrechliche Leute von dem Orden fern hielt. Er hat die Vorstellung von dem socialen Reformator Buddha gründlich zerstört. Im Lichte der inzwischen erschlossenen älteren und treueren, im Palidialekt geschriebenen südindischen Quellen nahm sich auch sonst noch manches anders und weniger großartig, weniger poetisch aus, als es die zu Koeppens Zeit allein zugänglichen jüngeren nördlichen, in Sanskrit geschriebenen Quellen hatten erscheinen lassen. Nun war

*) Carl Friedrich Koeppen, die Religion des Buddha und ihre Entstehung, Berlin 1857. — Hermann Oldenberg, Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde, Berlin 1881; 3. Aufl. 1897. — Joseph Dahlmann S. J. Buddha, ein Kulturbild des Ostens, Berlin 1898.

Digitized by Google

Buddha kein Königssohn mehr, der auf den Thron verzichtet, um der Welt das Evangelium zu predigen; er war nur der Sprößling eines adeligen, resp. fürstlichen Geschlechtes von ziemlich untergeordneter Bedeutung. Die eindrucksvolle Legende von den drei Ausfahrten, bei denen der Königssohn zum erstenmal Alter, Krankheit und Tod kennen lernt; die poetische Geschichte von seinem nächtlichen Auszug aus dem Königspalast, der Flucht von Ehre und Herrlichkeit der Welt, schrumpfen zusammen zu der nüchternen Thatsache, daß ein sehr wohl situierter, vornehmer junger Mann, ergriffen von dem Elend des Daseins, sich dem Asketenleben widmet u. dgl. m. Weder für noch wider Buddha eingenommen, nach höchster wissenschaftlicher Objektivität strebend, aufs vorsichtigste überall das Pro und Contra erwägend, wirkt Oldenberg, unstreitig jetzt der erste Kenner des Buddhismus in Deutschland, eher abkühlend als erwärmend.

Zwischen Koeppen und Oldenberg liegt noch der Versuch des französischen Gelehrten Emile Senart, die ganze Geschichte, resp. Legende von Buddha als einen Sonnenmythus zu erweisen und damit alles menschliche Interesse an der Person des vielverehrten Religionsstifters in nichts zu verflüchtigen. Er hat wohl nur wenige überzeugt; zu diesen wenigen aber gehört der hervorragende holländische Indologe Heinrich Kern, der ein sonst in vieler Beziehung wertvolles Buch über den Buddhismus geschrieben hat. Die Senart'sche Theorie darf als endgültig widerlegt gelten. Senart selbst hat dieselbe später nicht unwesentlich gemildert.

Den Gipfelpunkt in der Abkühlung der Forschung Buddha gegenüber bezeichnet aber das in diesem Jahre erschienene geistvolle Buch von Joseph Dahlmann „Buddha, ein Kulturbild des Ostens".

Der Weg, auf welchem Dahlmann zu seinen Anschauungen über Buddha gelangt ist, darf als ein sehr eigenartiger bezeichnet werden. Er ging von dem Studium des Mahâbhârata, des indischen Riesenepos, und seiner Geschichte aus. Anknüpfend an die bahnbrechenden Mahâbhârata-Forschungen Georg Bühlers suchte Dahlmann zu zeigen, daß das große Epos in seiner Entstehung etwa bis in Buddhas Zeit hinaufzurücken ist. Insbesondere aber verfocht er mit glänzender Dialektik die Ansicht, daß das Mahâbhârata nicht, wie man früher angenommen, im Laufe der Jahrhunderte allmählich gewachsen, indem an einen alten epischen Kern immer mehr didaktische und episodische Bestandteile sich anschloßen, sondern daß es das einheitliche Werk eines großen Dichters sei. War das richtig, dann folgte daraus, daß die gesamte, im Mahâbhârata sich widerspiegelnde indische Kultur im wesentlichen schon vorbuddhistisch war. Und Dahlmann machte alsbald gewissermaßen eine Probe auf die Richtigkeit dieser Ansicht, indem er seinem hochinteressanten Buche über das Mahâbhârata eine nicht minder interessante Studie über den Nirvânabegriff der Buddhisten folgen ließ. (Nirvâna. Eine Studie zur Vorgeschichte des Buddhismus, Berlin 1896) Die eigentümliche, bisher unerklärte Doppeldeutigkeit dieses Begriffes in den kanonischen Schriften des Buddhismus, welche das Nirvâna bald als Zustand

Digitized by Google

höchster Seligkeit, als ein aufs höchste gesteigertes Sein, bald als Verwehen in das Nichts erscheinen läßt, erklärte sich ihm durch die Annahme, daß dieser Begriff aus einer älteren brahmanischen Philosophie, wo jene Doppeldeutigkeit einen Sinn hatte — indem das individuelle Sein zwar zerstört, das absolute dagegen (Brahman) erhalten blieb —, als Torso in die Buddhareligion übergegangen war, wo er widerspruchsvoll war und bleiben mußte, weil Buddha das absolute Sein (Brahman) aufgegeben hatte. Jene brahmanische Philosophie, von der Buddha den Nirvânabegriff übernahm, war aller Wahrscheinlichkeit nach eine ältere Form der Sânkhyalehre, und diese will Dahlmann nun in der Lehre der Bhagavadgîtâ, einem berühmten Abschnitt des Mahâbhârata, wie auch in andern Teilen des großen Epos wiederfinden.

Dann aber richtete sich seine Kritik nicht mehr auf einen einzelnen Begriff der Buddhalehre, sondern auf Buddha und den Buddhismus in toto. Diese Kritik bietet uns das soeben erschienene, aus Vorträgen hervorgewachsene, glänzend geschriebene Buch über „Buddha". Es ist eine erbarmungslos scharfe Kritik; wenn berechtigt, — eine vernichtende.

Wie kam es, daß der Buddhismus, nachdem er jahrhundertelang in Indien geherrscht, so völlig aus dem Lande seiner Geburt verschwinden konnte, ohne daß eine gewaltsame Ausrottung nachweisbar ist? Dies gewiß interessante Problem stellt Dahlmann an die Spitze seines Buches. Und die Antwort, die er giebt, ist in Kürze: Der Buddhismus brach in sich selbst zusammen, ging an innerer Fäulnis zu Grunde; er trug den Keim des Zerfalls, den Todeskeim von Anbeginn in sich. Er konnte sich nicht halten, er mußte zu Grunde gehen, weil er nichts Neues brachte, was gut, was heilsam, was dauernd lebenskräftig und der Erhaltung wert gewesen wäre.

Daß Buddha kein großer socialer Reformator war, wissen wir bereits. Diese Anschauung gilt als abgethan. Wie aber steht es mit seiner Leistung als Denker? — Nun, so schwach als irgend möglich!

Als Buddha auftrat, hatte Indien bereits eine reiche Kultur entwickelt und speziell das philosophische Denken war zu bedeutender, vielfach imponierender Höhe gelangt. Eine Menge philosophischer Schulen und Systeme kämpfen mit einander um den Vorrang, von dem Brahmankenner, der über das absolute Sein spekuliert, bis zum groben Materialisten herunter. „Sein oder Nichtsein," das ist auch hier die Frage, die alles bewegt. Von all diesen mit einander streitenden Systemen und Schulen aber wendet sich Buddha ab und gerade in dieser Abkehr erkennt er die einzige Bürgschaft der zu erstrebenden Erlösung. „Da ruht der Keim und die Wurzel des Buddhismus. Die Absage an alle Theorien über Sein und Nichtsein hat den Buddhismus ins Leben gerufen. Sie giebt dem philosophischen Bilde Buddhas den hervorstechendsten Zug." Alle mataphysische Spekulation nützt nichts. Die Erlösung muß auf andrem Wege gesucht werden. So wendet sich Buddha gegen jede Philosophie. Ueber Gott und Welt, Geist und Körper will er nichts lehren. Aber eine grausame Ironie

Digitized by Google

verfolgt ihn. „In dem Augenblicke, wo Buddha die Absage an das System proklamiert, haben ihm die ehernen Gesetze der Logik bereits in die Schranken eines Systems zurückgetrieben.“ Dies System aber, aus innerer Zerfahrenheit hervorgehend, ist seinem Wesen nach zerfahren. Sein inneres Wachstum „stellt uns das widerspruchsvolle Gebilde eines trübe aufgärenden Neubildungsprozesses dar“ (vgl. Dahlmann a. a. O. p. 37. 77. 78). Weder für das absolute Sein der Brahmanphilosophen, noch für das Nichtsein der Materialisten wollte er sich entscheiden; nun aber dringen die verschiedensten Elemente in sein System herein, und gerade die materialistischen überwiegen und machen sich namentlich in der Psychologie Buddhas bemerkbar.

Es ist unmöglich, auf diese Entwickelung, die Dahlmann sehr fesselnd schildert, hier näher einzugehen. Buddhas philosophische Leistung erweist sich nach Dahlmann als durchaus nichtig, sein System als innerlich hohl, widerspruchsvoll, faul und Fäulnis erregend. Nicht geistiges Leben, nur Stagnation und Tod konnte es bewirken. Es enthielt eine tiefe Unsittlichkeit und mußte mit der Zeit in sich zusammenbrechen. Auch war der Pessimismus, den es brachte, nicht neu, denn durch alle indischen Systeme geht der pessimistische Zug.

Aber war denn nicht Buddha der Schöpfer und Lehrer einer neuen, reineren Moral? einer Moral, die man sich nicht gescheut hat, oft genug mit der christlichen zu vergleichen! Ist er nicht als ein großer, bahnbrechender Apostel der Humanität zu verehren? — Auch das bestreitet Dahlmann. Die sittlichen Anschauungen, die moralischen Lehren Buddhas sind nicht neu, sind nicht sein Eigentum. Er hat sie aus der älteren brahmanischen Kulturentwicklung übernommen, er hat sie von den Brahmanen gelernt! Und in der That, wenn Dahlmann recht hat, die gesamte Kultur des Mahâbhârata als vorbuddhistisch anzusetzen, dann wird es schwer sein, ihm zu widersprechen. Begegnen uns doch so gut wie alle die edlen moralischen Lehren Buddhas auch im Mahâbhârata, ja sogar bisweilen fast wörtlich übereinstimmend mit den Sprüchen des Dhammapada, welche als die direkten Aeußerungen Buddhas gelten!

Steht es aber so, — hat Buddha wirklich weder social, noch moralisch, noch geistig irgend etwas Neues, Erhebliches, Wertvolles, Dauerndes geleistet, — dann begreift man, warum der Buddhismus in Indien sich nicht halten konnte, warum er elend zu Grunde ging, wertvolleren Bildungen Platz machend.

In der That, das Problem, welches Dahlmann an die Spitze seines Buches stellt, erscheint als gelöst. Aber alsbald erhebt sich ein anderes, neues, sehr viel schwierigeres, unter diesen Voraussetzungen durchaus unerklärliches Problem: War Buddha und der Buddhismus wirklich geistig und moralisch so durchaus nichtig, innerlich hohl und faul, hat der Çâkya-Sohn wirklich der Welt nichts Neues, Großes verkündet, — wie erklären sich dann die ungeheuren Wirkungen, die er thatsächlich geübt hat? Wie erklärt sich sein Siegeszug durch das indische Land, die jahrhundertelange Herrschaft seiner Lehre in Indien, die Verehrung, die Anbetung, die ihm durch zwei und ein halb Jahrtausende

Digitized by Google

hindurch zu teil geworden, die Ausbreitung seiner Religion über ein Drittel der Menschheit? Sind Dahlmanns Anschauungen richtig, dann stehen wir hier vor dem größten Rätsel der Geschichte, das durch den Hinweis auf den „Zauber der Persönlichkeit" in keiner Weise wirklich als gelöst gelten kann. So gelehrt, so scharfsinnig, so geistvoll Dahlmanns Werk auch ist, es muß dennoch etwas daran nicht richtig sein.

Durchaus nicht befriedigen könnte die Bemerkung, Buddha habe immerhin so viel an geistig und moralisch bedeutenden, wenn auch nicht von ihm stammenden Elementen in seiner Lehre vereinigt, daß die Wirkung wohl erklärlich scheinen dürfte. Warum denn erhob gerade er sich riesengroß über alle die andern indischen Denker und Ordensstifter empor, die doch zu nicht geringem Teile ihm geistig überlegen gewesen sein sollen und dieselben moralischen Anschauungen hatten wie er? Warum von allen den vielen indischen Weisen ist er allein mit seiner Lehre weit über die Grenzen Indiens siegreich vorgedrungen und herrschend geblieben bis auf den heutigen Tag? Mag man Buddha und seine Weisheit loben oder tadeln, — es muß in ihm und seiner Lehre etwas liegen, was diese spezifische Wirkung erklärt. Und etwas Neues, Großes muß es gewesen sein, sonst stehen wir hier vor einer ungeheuerlichen, völlig unbegreiflichen Erscheinung.

Was war nun das Spezifische, das Besondere, wodurch Buddha seine ungeheure Wirkung übte? Diese Frage müssen wir versuchen zu beantworten.

Fragen wir zunächst, was uns die Tradition, die indische Ueberlieferung als den Kern von Buddhas Lehre, als jenes Neue und Große hinstellt, womit er die Herzen der Menschen faßte und seine ungeheuren Siege errang, so tritt uns das mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vor die Augen. Es sind die sogenannten vier heiligen Wahrheiten: von Leiden, von der Entstehung des Leidens, von der Aufhebung des Leidens, und von dem Wege zur Aufhebung des Leidens. Sie bilden den Kern und Angelpunkt der buddhistischen Lehre. Die meisten anderen Kategorien und Sätze haben die Buddhisten mit anderen Religiosen Indiens gemein, diese vier heiligen Wahrheiten aber treten stets als dasjenige hervor, was die Anhänger Buddhas von allen Andersgläubigen unterscheidet.

Gleich in seiner ersten berühmten Predigt im Gazellengehölz von Benares verkündet Buddha diese vier heiligen Wahrheiten als das erlösende Evangelium:

„Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unliebem vereint sein ist Leiden, von Liebem getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen was man begehrt ist Leiden, kurz das fünffache Haften (am Irdischen) ist Leiden.

Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: es ist der Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Lust und Begier, der hier und dort seine Lust findet: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht.

Digitized by Google

Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren.

Dies, ihr Mönche, ist die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens: es ist dieser heilige achtteilige Pfad, der da heißt: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte That, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken. — —

Ich habe es erkannt und geschaut: unverlierbar ist meines Geistes Erlösung; dies ist meine letzte Geburt, nicht giebt es hinfort für mich neue Geburten" (s. Oldenberg, Buddha, p. 129–131).

Wenn die indische Tradition, deren Zuverlässigkeit sich uns immer glänzender bewährt, in diesen Gedanken widerspruchslos den Kern der Lehre Buddhas sieht, dann haben wir keinen Grund daran zu zweifeln, daß eben dies das Neue und Große war, womit Buddha die Menschen fortriß. Mag auch durch andere Lehren schon vor ihm ein pessimistischer Zug gegangen sein — welcher große Reformator hat nicht seine Vorgänger gehabt? — dennoch erschien erst in Buddha der Mann, dessen ganzes Wesen von der einen Erkenntnis erschüttert war: alles Leben ist Leiden, birgt Leiden und nichts als Leiden in seinem Schoß! — der Mann, dessen ganzes Wesen in gewaltigem geistigem Ringen darnach strebte, die Erlösung von diesem Leiden des Daseins nicht nur für sich, nein der Menschheit, aller lebenden Kreatur zu gewinnen; und der, als er den Weg der Rettung mit unzweifelhafter Klarheit erkannt zu haben glaubte, von unbeschreiblicher Seligkeit, der Ruhe erhabensten Friedens erfüllt ward. Das war ein andrer Mann als alle jene geistreichen und ungeistreichen Philosophen mit ihren vielen Systemen, Kategorien und Begriffsspaltereien. Vornehm, verachtend tritt er ihnen gegenüber: Was soll all dies Gezänk über Sein und Nichtsein, Gott und Welt, Geist und Körper? was wollt ihr damit? was hilft und nützt es? All das ist gleichgültig, ohne Belang, ja schädlich, weil es von der Hauptfrage abzieht, die erlösende Erkenntnis hindert: Alles Leben ist Leiden; schuld daran ist das Begehren; dieses gilt es darum gänzlich auszurotten; der Weg dazu aber ist ein gutes, tugendhaftes, von rechter Weisheit (d. i. der Erkenntnis der vier heiligen Wahrheiten) erfülltes Leben. Alles andere ist nichts!

Immer und überall offenbart sich Buddhas eminent praktische Richtung, durch die er aus der Reihe der schulmäßigen Philosophen ganz heraustritt und zum Stifter einer Gemeinde, einer Religion wird.

Wohl keine Erzählung aus dem Leben und Wirken Buddhas zeigt uns diese Richtung so deutlich wie die von Mâlukya. Dieser Jünger sprach Buddha sein Befremden darüber aus, daß die Predigt des Meisters gerade eine Reihe der wichtigsten und tiefsten Fragen unbeantwortet lasse. „Ist die Welt ewig oder ist sie zeitlich begrenzt? Ist die Welt unendlich oder hat sie ein Ende?

Digitized by Google

Lebt der vollendete Buddha jenseits des Todes fort? Lebt der Vollendete jenseits des Todes nicht fort? Daß dies alles unbeantwortet bleiben soll, sagt jener Mönch, gefällt mir nicht und scheint mir nicht recht; darum bin ich zum Meister gekommen, ihn über diese Zweifel zu befragen. So möge denn Buddha, wenn er kann, antworten. Wenn aber jemand etwas nicht weiß und es nicht kennt, so sagt ein gerader Mensch: das weiß ich nicht, das kenne ich nicht."

Buddha fragt den Jünger zuerst, ob er ihm jemals die Beantwortung dieser und ähnlicher Fragen versprochen habe. Nachdem jener das verneint, antwortet der Meister mit einem Gleichnis. „Ein Mann — so sagt er — wurde von einem vergifteten Pfeile getroffen; da riefen seine Freunde und Verwandten einen kundigen Arzt. Wie, wenn der Kranke nun sagte: Ich will meine Wunde nicht behandeln lassen, bis ich weiß, wer der Mann ist, von dem ich getroffen bin, ob er ein Adeliger oder ein Brahmane, ob er ein Vâiçya oder ein Çûdra ist — oder wenn er sagte: Ich will meine Wunde nicht behandeln lassen, bis ich weiß, wie der Mann heißt, der mich getroffen hat, und von was für einer Familie er ist, ob er lang oder kurz oder mittelgroß ist, und wie seine Waffe beschaffen war, mit der er mich getroffen hat. Was würde das Ende der Sache sein? Der Mann würde an seiner Wunde sterben."

Warum antwortet Buddha auf jene Frage nicht? Weil solches Wissen nicht den Wandel in der Heiligkeit fördert, nicht zum Frieden und zur Erleuchtung dient. Was dazu dient und nötig ist, das hat Buddha offenbart in den vier heiligen Wahrheiten vom Leiden, seiner Entstehung und Aufhebung. „Deshalb — so endet der Meister — Mâlukyaputta, was da von mir nicht offenbart ist, das laß unoffenbart bleiben, und was offenbart ist, das laß offenbart sein" (s. Oldenberg, Buddha, p. 281 f.).

Was Buddha will, worauf allein es ihm ankommt, liegt klar am Tage: Die Welt vom Elend des Daseins erlösen! Ein ungeheurer Gedanke! Diesen aber hat er nach allen Seiten durchdacht; alle andern Fragen erscheinen ihm müßig. In erschütternden Worten schildert er den Jammer alles Lebens; und das Radikalmittel, das er gefunden, besteht in der Vernichtung allen Durstes nach Dasein, „des Willens zum Leben," wie Schopenhauer sich ausdrückt, dessen Hauptgedanke ganz buddhistisch ist. Erkenntnis, Meditation, Moral sind nur der Weg, der dahin führt.

Wir haben keinen Grund, der indischen Tradition zu mißtrauen, wenn sie hier das Specifische der buddhistischen Lehre sieht. Mag vom Leid des Lebens, von der Erlösung aus seinen Banden auch in manchen Systemen schon früher die Rede gewesen sein, — die welterschütternde Predigt davon hat doch erst Buddha gehalten; erst er brachte eine Lehre, in welcher diese Frage schlechterdings alles bedeutet und in einer Weise gelöst wird, die nicht nur den Philosophen, sondern im wesentlichen jedermann verständlich ist. —

Ein besonderes Interesse hat bei uns seit jeher die hohe, reine Moral des Buddhismus erregt. Sie bildet den Inhalt der vierten heiligen Wahrheit,

Digitized by Google

wenn auch nicht sie allein, denn auch Glaube und Meditation sind mit inbegriffen. Ihre Grundzüge sind bekannt genug. Auch heute noch weckt sie Begeisterung, fordert Verehrung, ist oft genug selbst mit der christlichen Moral in Parallele gestellt worden. Milde, Nachsicht, Duldung, Schonung kennzeichnen sie; auch dem Feinde soll nicht mit Feindschaft, sondern mit Wohlwollen und Güte begegnet werden. Das war ein anderer Ton, als er aus den vedischen Liedern, aus den Brâhmanas uns entgegen klang. All dies soll nun nicht Buddhas Verdienst, nicht Buddhas Eigentum sein. Er hat es aus der älteren brahmanischen Kultur übernommen. Das Mahâbhârata ist reich an ähnlichen Gedanken und das Mahâbhârata ist seinem wesentlichen Inhalt nach vorbuddhistisch.

Dahlmann spricht Buddha mit der größten Entschiedenheit die Priorität in diesen Dingen ab, — und bei seinem Standpunkt gegenüber dem Mahâbhârata ist das auch vollkommen verständlich. Aber ist dieser Standpunkt der richtige?

Ich bekenne es gern, daß ich Dahlmanns Buch über das Mahâbhârata für eines der interessantesten und anregendsten Werke halte, die auf dem Gebiete der Indologie neuerdings erschienen sind. Als ich es las, war ich ganz hingerissen davon und habe mich auch öffentlich mit wärmster Anerkennung darüber geäußert, ohne freilich das Problem für endgültig gelöst zu halten. Inzwischen aber sind von verschiedenen Seiten, zum Teil von Kennern ersten Ranges, unter denen ich nur E. W. Hopkins nenne, die gewichtigsten Bedenken gegen Dahlmanns Beweisführung geltend gemacht worden. Insbesondere halten, soweit ich sehe, alle an der Ansicht von dem allmählichen Wachstum des Mahâbhârata fest. Einen älteren, auch schon vorbuddhistischen Kern des Epos giebt man gerne zu und läßt das Episodische und Didaktische allmählich im Laufe der Jahrhunderte an diesen Kern anwachsen. Aber gerade diese Ansicht verwirft und bekämpft ja Dahlmann. Ich kann mich hier auf eine Erörterung dieses Problems nicht einlassen, so viel aber steht fest und so viel muß ich konstatieren, daß Dahlmanns Ansicht weit davon entfernt ist, zu dem Range einer wissenschaftlichen Thatsache erhoben worden zu sein.

Wenn aber dem so ist, dann haben wir noch keinen zureichenden Grund, Buddha das Eigentumsrecht an jenen Moralsätzen zu bestreiten, welche die Tradition ihm mit Bestimmtheit zuschreibt. Ich halte darum an der Ansicht fest, die ich schon vor Jahren in meinem Buche über „Indiens Litteratur und Kultur" (p. 283) vertreten habe, daß es der Buddhismus war, welcher auf die Gesamtmoral des indischen Volkes einen durchgreifenden, nachhaltigen Einfluß übte, daß in der Hauptsache er, oder richtiger Buddha es war, der jenen großen moralischen Fortschritt bewirkt, den niemand leugnen kann, welcher die vedische und die mittelalterliche Zeit Indiens vergleicht.

Ich will, um mich noch deutlicher zu machen, ein paar Beispiele geben. Im Dhammapada, jener berühmten Sammlung von Sprüchen, welche nach der

Digitized by Google

Tradition aus Buddhas Munde stammen, finden wir unter andrem den tiefen und großartigen Spruch (223):

Durch Nichtzürnen bezwing den Zorn, durch Güte zwing den Bösen selbst,
Durch Spende zwing den Geizigen, durch Wahrheit den, der unwahr spricht.

Und zu diesem Spruch, der so merkwürdig an Röm. 12, 21 gemahnt: „Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem," — findet sich folgende Parallele im Mahâbhârata (3, 13253): „Den Habsüchtigen gewinne man durch Freigebigkeit, den Lügner durch Wahrheit, den rohen Uebelthäter durch Nachsicht, den Bösen durch Güte."

Buddha soll über das Verhalten Feinden und Angreifern gegenüber folgende Aussprüche gethan haben (Dhamm. 3—5):

„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!"
Wer solcherlei Gedanken nährt, in dem erlischt die Feindschaft nicht.
„Er kränkte mich, er schlug mich doch! er hat besiegt mich und beraubt!"
Wer die Gedanken von sich weist, in dem erlischt die Feindschaft ganz.
Denn niemals kommt auf Erden hier Feindschaft durch Feindschaft ganz zur Ruh, —
Durch Nichtfeindschaft kommt sie zur Ruh, — dies ist das ewige Gesetz.

Das Mahâbhârata aber sagt dem sehr ähnlich (12, 11009 = Böhtlingk, Ind. Sprüche 4533): „Man verzeihe es einem Schlechteren, einem Besseren und einem Gleichen, wenn man bei der Ehre angegriffen, geschlagen oder angeschrien wird; so wird man zur höchsten Glückseligkeit gelangen."

Diese Beispiele ließen sich leicht vermehren. Man braucht nur die Sprüche des Dhammapada mit jenen herrlichen Sittensprüchen zu vergleichen, welche ich in meinem Buche über „Indiens Litteratur und Kultur" p. 669—681 zusammengestellt habe.

Es ist klar: Entweder hat das Mahâbhârata diese hohen und reinen Moralsätze — direkt oder indirekt — von Buddha gelernt, oder umgekehrt Buddha vom Mahâbhârata, oder endlich sie haben es beide aus denselben älteren, vorbuddhistischen Quellen. Das letztere ist im wesentlichen Dahlmanns Ansicht. Ich bin im Gegensatz dazu, solange mir nicht das Gegenteil bewiesen wird, der Meinung, daß wir Buddha als den eigentlichen Schöpfer und Bahnbrecher der neuen, reineren Moral anzusehen haben, und zwar aus folgenden Gründen, die mir gewichtig zu sein scheinen:

Erstens weil die indische Tradition jene Aussprüche Buddha direkt in den Mund legt;

Zweitens weil noch in keiner Weise der wissenschaftliche Nachweis geliefert worden ist, daß diese Moralsätze vor Buddha schon existierten oder gar, wie Dahlmann annimmt, in Indien gang und gäbe waren;

Drittens — last not least — weil die ungeheure, in Indien beispiellose Wirkung, welche Buddha ausgeübt hat, mir unter dieser Voraussetzung

Digitized by Google

um vieles verständlicher, ja völlig begreiflich wird, während sie mir bei der gegenteiligen Annahme zu einem großen Teile dunkel bleibt.

Es ist höchst wahrscheinlich und meines Wissens allgemein angenommen, daß schon auf dem ersten buddhistischen Konzil, welches gleich nach des Meisters Tode stattfand, die direkten Aussprüche Buddhas für den Kanon zusammengestellt wurden. In ihnen ist auch Buddhas Moral enthalten. Kaum glaublich aber scheint es mir, daß Buddhas Jünger jene Aussprüche als höchstes und heiligstes Gut der Gemeinde zu wahren gesucht hätten, wenn dieselben im wesentlichen nur längst bekannte, überall umgehende Sittenregeln enthielten.

Und weiter, — jenen erhabenen Sittensprüchen der brahmanischen Bücher, speziell des Mahâbhârata, stehen in denselben Werken unzählige andre gegenüber, die einen ganz andern, dem geradezu widersprechenden Geist atmen. Man kann es durchaus nicht behaupten, daß der Brahmanismus von jenen Grundsätzen, so schön sie auch sind, wirklich entscheidend beherrscht und gelenkt worden wäre. Die buddhistische Lehre, Litteratur und Kirche sind aber ganz durchtränkt und ausschließlich beherrscht von eben dieser und keiner anderen Moral. Auch das scheint mir dafür zu zeugen, daß es sich hier um ein geistiges Gut handelt, das in erster Linie dem Buddhismus angehört und erst von ihm aus auch in die brahmanische Welt eingedrungen ist, die sich der Ueberlegenheit dieser Gedanken nicht verschließen konnte.

Noch weiter, — die Gemeinde, die Kirche Buddhas hat diese moralischen Grundsätze in einer zwei und ein halb Jahrtausende währenden Geschichte praktisch bewährt. Wer wollte Aehnliches von der brahmanischen Kulturwelt behaupten? Getreu dem Geiste ihres Stifters, hat die buddhistische Kirche zu allen Zeiten weitgehende Toleranz geübt. Milde, Duldung, Schonung haben sie thatsächlich ausgezeichnet, und diese Eigenschaften werden wohl mit dazu beigetragen haben, daß sie sich den energischeren brahmanischen Gegnern gegenüber schließlich nicht halten konnte. Man glaube aber nicht, diese Toleranz als etwas Wertloses, ja Schädliches beiseite schieben zu können, indem man sie Indifferentismus schilt. Es liegt in ihr dennoch und dennoch etwas Großes, Gutes, Bewunderungswürdiges, echt Humanes. Und es ist nur zu bekannt, daß wir leider von der Geschichte der christlichen Kirche das Gleiche nicht rühmen können. Der Buddhismus bietet in diesem Punkte ein Muster ohnegleichen, und nicht ein „Muster ohne Werth". Hat der Buddhismus auch in Wissenschaft und Kunst, wie Dahlmann ausführt, lange nicht so viel geleistet wie der Brahmanismus, war er überhaupt kein Lebenwecker, so war er dafür doch ein Friedebringer, und auch das ist was wert.

Es ist bekannt, zu welchen Erscheinungen die brahmanische Kulturentwickelung geführt hat. Jener wahnwitzige Hochmut der Brahmanen, jene grausamen, schroffen, unübersteiglichen Schranken der Kastenordnung, die entsetzliche Unterdrückung der unteren Stände, die Witwenverbrennung und vieles andere, — wir haben die erschütternden Berichte der ersten europäischen Besucher des

Digitized by Google

Landes noch in guter Erinnerung, und nur langsam bahnen sich unter der englischen Herrschaft bessere, menschlichere Verhältnisse an. Es läßt sich dreist behaupten: Wäre die Lehre des Buddha in Indien herrschend geblieben, hätte sie das ganze Land mit ihrem Geiste durchtränkt, das Bild, welches sich den Europäern darbot, wäre ein anderes, ein völlig anderes gewesen!

Das eine, große und schwere Unrecht, das wir Buddha und seiner Lehre zur Last legen können und müssen, besteht nach meiner Ansicht darin, daß sie von dem Glauben an einen Gott, vom Gebet, von der Verehrung Gottes absehen. Darin waren ihnen die Brahmanen überlegen, die an Gottglauben und Gottesverehrung festhielten; darum mußte die Lehre des Buddha weichen und darum, meine ich, verdiente sie ihr Los, trotz all der erhabenen humanen Gedanken, von denen sie erfüllt war. Aber auch diesen Vorwurf wolle man nicht übertreiben. Eines steht auch für Buddha und den Buddhismus unverrückbar fest: Der Glaube an eine sittliche Weltordnung! Fester vielleicht als für weite brahmanische Kreise, die an unmittelbare Einwirkung ihrer oft nicht sehr sauberen Götter glauben. Und es ist etwas Großes um diesen Glauben, den Hilty als die erste Bedingung zum Glück, d. h. zum wahren Glück, zu Glückseligkeit und innerem Frieden, bezeichnet (s. G. Hilty, Glück, p. 197). Für Buddha steht dieser Glaube so fest, wie für den modernen Menschen der Glaube an die Unwandelbarkeit der Naturgesetze. Dieser Glaube, hervorgewachsen aus der Geheimlehre vom Karman, „der That", in der spätvedischen Zeit, in Verbindung mit dem ebenfalls damals erwachsenen Seelenwanderungsglauben, bildet geradezu die Basis von Buddhas Weltanschauung und wird auch durch seine mir keineswegs sympathische Psychologie nicht außer Kraft gesetzt. Woher diese unverrückbare sittliche Weltordnung stammt, darnach fragt Buddha nicht, das lehrt er nicht. Aber er glaubt an sie, so fest, wie nur ein Frommer an seinen Gott glauben kann. Und liegt in solchem Glauben nicht doch etwas wie eine geheime Anerkennung göttlichen Waltens? — Auf jeden Fall genügt dieser Punkt allein, um einer Verwechselung der Lehre Buddhas mit wirklich materialistischen und nihilistischen Systemen, zu denen er sich in bewußtem Gegensatz fühlte, entscheidend vorzubeugen.

Es wäre noch viel über diesen und andere Punkte zu bemerken — Buddha und Buddhismus! ein schier unerschöpfliches Thema! — doch der mir gewährte Raum geht zu Ende. Eines aber muß ich durchaus sagen, bevor ich schließe, um nicht mißverstanden zu werden.

Ich habe hier im Gegensatz zu den gelehrten Bemühungen, welche Buddhas Bedeutung und Wert fast auf ein Nichts zu reduzieren suchen, hervorheben wollen, daß dieser Mann dennoch etwas Gewaltiges, etwas Neues und Großes gebracht haben muß, sonst wäre seine Wirkung unbegreiflich; und ich habe mich bemüht festzustellen, worin dies Neue und Große bestand. Damit aber soll in keiner Weise gesagt sein, daß ich mich den blinden Bewunderern Buddhas anschließe, am wenigsten denjenigen, welche kurzsichtig genug den Buddhismus

Digitized by Google

auf Kosten des Christentums verherrlichen. Meine Schrift über „Buddhismus und Christentum" sollte mich eigentlich schon vor diesem Mißverständnis sichern, allein ich weiß nicht, wie vielen Lesern dieses Artikels dieselbe bekannt sein dürfte. Darum nur noch dies:

So groß auch die Wirkung ist, die Buddha geübt hat, so groß er selbst dasteht als einer der unbezweifelbaren Helden des Menschengeschlechtes, — wir haben mehr, wir haben Größeres und Besseres! Wir haben in Christo, dem Gottessohn, den Helden und Sieger, der nicht nur mit gewaltigen Lehrworten, Gleichnissen und Sprüchen an das Herz der Menschheit gepocht hat, — nein, der sein Leben für uns gegeben, sein Blut für uns vergossen, in dem Meere seiner Liebe und Gnade unsre Sünden getilgt hat. Er bringt uns nicht Erlösung vom Leben und damit vom Leiden, — nein, er schenkt uns die Erlösung von der Sünde und damit von der Gottentfremdung und öffnet uns so den Zugang zu der ewigen Gemeinschaft mit Gott, wo es kein Leid, nicht Thränen, Jammer und Geschrei mehr giebt, wohl aber und trotzdem dennoch Leben, — ewiges, seliges Leben der Kinder vor des Vaters Angesicht. Er lehrt uns auch das Leid, soweit wir dasselbe hier im Erdenleben noch tragen müssen, nicht als der Uebel größtes, nicht als das Uebel schlechthin ansehen, — nein, er läßt uns tiefer blicken, zeigt uns im Leid den wunderbaren Segen, den Segen des Kreuzes, hebt uns darüber hinweg und verklärt uns Leid und Tod zur Siegesbahn, die zu jenem höheren Leben hinführt, das kein Leid und keinen Tod mehr kennt. Wir haben ihn, der in Kreuzespein und Todesnot das Wort „Liebet eure Feinde" über alles herrlich besiegelt und verklärt hat. Und wir haben nicht nur den Glauben an eine sittliche Weltordnung, — nein, wir haben auch einen Gott, von dem diese sittliche Weltordnung stammt, und der doch unser lieber Vater ist und sein will in alle Ewigkeit; einen Gott, dessen erbarmende Liebe in Christo sich uns offenbart hat; ja, einen Gott, der selbst die Liebe und die Wahrheit ist. Wir haben im gläubigen Gebet schon hier auf Erden einen Zugang zu Gott, dürfen und sollen mit ihm die Sprache unseres Herzens reden, und erlangen im ernsten, demütigen Glaubens- und Gebetsleben Kraft und Freudigkeit, unserem göttlichen Vorbild nachzustreben, Frieden und Gewißheit ewigen Heils. — Wahrlich, da ist mehr denn Buddha und Buddhismus!

Digitized by Google

Ein Gassenbild des Lebens.*)

Psychologische Studie

von

Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß.

Mondhelle Nacht, des Traumes Geister walten ...
Zwei Mädchen wandeln durch die leeren Gassen;
Man möchte kaum sie für zwei Schwestern halten,
Weil sie nur wenig zu einander passen.
Hoch war und stolz die eine an Gestalt,
Jedoch ihr Antlitz war gebleicht vom Leiden,
Und ihre Blicke funkeln streng und kalt,
Als könnten sie wie harter Demant schneiden.
Erhobnen Haupts, beinahe majestätisch,
Schritt sie dahin in ärmlichen Gewanden,
Als ob sie hoch auf einem Thron gestanden
Und nicht gesessen eben erst am Nähtisch.
Lang wallten ihre nächtig-dunkeln Haare,
Sie mochte zählen fünfundzwanzig Jahre.

Die andre war viel kleiner an Gestalt,
Blond war ihr Haupt, und auf den feinen Wangen
Thront einer Morgenröte zartes Prangen.
Sie war vielleicht erst siebzehn Jahre alt.
Verschleiert strahlte ihrer Augen Glanz;
Schon mußten ihre frischen, ros'gen Lippen
Am Kelch des Kummers und der Sorge nippen,
Und manche welke Blume zählt der Kranz
Der Stunden schon aus ihrer Lebensflur.
Allein der Jugend Feuer hat Natur
Mit zäher Glut verschwendrisch ausgestattet,
Daß es, schon halb erstickt, doch nicht ermattet.

*) Aus der demnächst erscheinenden Sammlung des Verfassers: „Gottsuchers Wanderlieder" (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Digitized by Google

So brechen aus den gramumflorten Augen
Die Strahlen noch, die mit der Sonne Kraft
Sich drängen durch der Nebelwolken Haft
Und an der Hoffnung Lenzen fest sich saugen.
So wölbten ihre Lippen sich zum Kusse;
Die selben Lippen, die am Kelch voll Wermut
So früh genippt, sie forderten die Buße
Für alle Stunden langer, banger Schwermut.
Sie machten Anspruch an die Lust des Lebens,
Sie wollten in dem Lenz der Jugend nicht
Verwelken langsam, ungeküßt, vergebens!
Und übers keusche, fromme Angesicht
Huscht hin und wieder leises Lächeln hin,
Wie träumerisch aufleuchtendes Verlangen,
Zieht Strahlenfurchen in den ros'gen Wangen
Und schwindet heimlich unterm runden Kinn.
Und dieser Mund — er träumt doch auch von Liedern,
Von Liedern — schön, wie keiner sie gesungen!
Und manchmal zuckt es in des Mädchens Gliedern,
Als wär' ein Ton in ihrer Brust erklungen
Von einer Wunderharfe Melodieen.
Und leise, ahnungsvolle Klänge ziehen
Durch ihre Seele, und es bebt am Munde,
Als woll' ein Lied aus ihres Herzens Grunde
Der Lippen ros'ges Ufer überfließen
Und weit ins volle Leben sich ergießen.
So schritt sie hin, die junge Magd. Sie trug
In einer Hand den schlichten, hohen Krug,
Der kranken Mutter ärmlich Abendbrot,
Das sie erspart von ihrer eignen Not. —
Sie waren später heut als sonst entlassen
Aus ihrer Arbeitsstube und sie schritten
Drum raschen Ganges durch die stillen Gassen,
Im Mondesglanz, durch schatt'ger Häuser Mitten.

Da — horch! —
Von weitem tönt ein wildes Lärmen!
Was jubelt dort von ferne her und lacht?
Ein wilder Troß von Knaben ist's, die schwärmen
Mit Schreien, Jubeln durch die stille Nacht.
Es schallt das Pflaster von den Tritten wieder,
Dazwischen klingen übermüt'ge Lieder.
Die Jugend ist's, die nur den Sonnenspuren
Des Lebens folgt und, reicher Wieg' entsprossen,
Mit Frohsinn schwärmt durch ihres Daseins Fluren.

Voran dem bunten Chore der Genossen
Ein Jüngling schritt in modisch reichem Kleide.

Digitized by Google

Ein zierlich Stöcklein trug er in der Hand,
Und um die feinen weißen Finger wand
Von rotem Gold sich gleißendes Geschmeide.
Genuß und Jubel, nicht den düstern Gram,
Strahlt seine weiße, freie Stirne aus,
Der noch kein Weh die frische Glätte nahm;
Die nach der Jugend stürmerischem Braus
Von des Genusses Uebermaß sich faltet
Und welk im frühen Alter einst erkaltet.
Aus diesen Augen quellen niemals Thränen;
Frei darf ihr Feuer in das Leben strahlen,
Sie brauchen nicht mit ungestilltem Sehnen
Im Innern nur sich eine Welt zu malen,
Die schöne Glut schwermütig zu verschließen, —
Sie dürfen schauen, fordern und genießen.
Das Lockenhaupt vom Mondesglanz umflossen,
Leicht schritt er hin. Ihm folgten die Genossen
Mit Sang und Jubeln und mit heiterm Worte.

Die Mädchen aber, von dem Lärm erschreckt,
Sie sehn sich ängstlich um nach einem Orte,
Der sie dem übermüt'gen Blick verdeckt,
Und kräftig zieht am Arm die Aeltre bald
Die Schwester unter eines Hauses Dach.
Allein der Schritt der Jünglinge erschallt
In allernächster Nähe schon, und ach!
Sie wollten bergen sich, — jedoch zu spät!
Der Jüngling hat die Mädchen schon erspäht.

Er sieht der beiden herrliche Gestalten
Und sieht entzückt die schönen Angesichter,
Verklärt vom heil'gen Schein der Himmelslichter,
Und, sieggewohnt durch seiner Glut Gewalten,
Will er den Augenblick auch hier genießen,
Die Blumen pflücken, die am Wege sprießen.
Und schnell entschlossen, mit dem Plane fertig,
Zu den Genossen ruft er: „Seid gewärtig
Der beiden Mädchen, die dort vor uns wandeln!
Doch laßt mich nur zuvor alleine handeln,
Daß ich zuerst versuche dort mein Glück,
Und bleibt ein wenig hinter mir zurück."
Und lachend Antwort die Gefährten geben.

Er aber eilt von dannen flink, behende,
Und an der Gasse bald erreichtem Ende
Sieht er die Mädchen fliehn; denn diese streben,
Da sie bemerkt von seinem Auge sind,

Digitized by Google

Ihm nun so schnell als möglich zu entweichen.
Allein dem Blick des jungen Manns entrinnt
Die Absicht nicht. Er ruft, schon nicht mehr ferne:
„Was eilt ihr denn? Ich werd' euch doch erreichen!
Ich plauderte mit euch ein Weilchen gerne!"
Und schon nach wen'gen raschen Schritten steht
Er siegeslächelnd, keck, an ihrer Seite:
„Wohin, ihr Mädchen, eilt ihr denn so spät?
Erlaubt ihr wohl, daß ich euch nun begleite?"
So ruft er kühn und schon will er den Arm
Der Aelteren ergreifen — doch gewandt
Weicht sie zurück und stößt des Jünglings Hand
Weit fort von sich — und dann — ein Blick voll Harm,
Voll ungeahntem Harm und Haß zugleich,
Ein Blick aus tief zerriss'nem Seelenreich,
Ein Blick, wie Kohle sengend, kalt wie Eis,
Ein Blick, in dem das ganze tiefe Leid
Zerknickter und betrogner Jugend lag,
Aus ihrem Aug' durchbohrt sein Herz, das heiß
Noch eben schlug in Lust und Seligkeit. —
So mordet Nacht den goldgelockten Tag;
So schießt aus Gräbern plötzlich eine Schlange,
Aus Totenbein und Moderduft ans Licht
Und speit ihr Gift in wildem Rächerdrange,
Das Gift, das sie dem kalten Tod entsogen,
Der gleißnerischen Sonne ins Gesicht!
So schnellt ein Dasein, um den Lenz betrogen,
Aufs frische Leben seinen gift'gen Pfeil,
Verfluchend seiner Zukunft Licht und Heil!

Sie sprach kein Wort, trat nur zur Seite schnell
In düstrer Häuser Schatten sich begebend.
Er aber stand erstarrt, wie kaum noch lebend,
Der kecke, übermütige Gesell;
Erstarrt von diesem fürchterlichen Blick,
Verwundet von dem schlangengift'gen Hassen,
Das ihrem Aug' entblitzte, — kurze Frist; —
Nicht konnt' er seine ganze Tiefe fassen!
Das Blut geht wieder den gewohnten Gang,
Bis es den einen Augenblick vergißt
In der erneuten Augenblicke Drang.
Nur kurze Frist — er wendet sich zum Gehn.
Da sieht er neben sich die andre stehn,
Mit Kindesaugen fragend, und den Mut
Belebt ihr Anblick ihm mit frischer Glut.
Und artig wendet er sich an die zweite
Und bietet ihr sein freundliches Geleite.

Digitized by Google

Sie hatte wohl den tiefen Blick gesehen,
Den ihm die Schwester tödlich hingesandt;
Doch konnt' auch sie nicht diesen Blick verstehen,
Verstand auch nicht, warum sie seine Hand
So jäh und zornig hatte weggeschlagen.
Sie fühlte eines leisen Mitleids Regen
Mit diesem Jüngling, der jetzt nur mit Zagen
Begleitung antrug ihr auf ihren Wegen.

Und dieser Jüngling — herrlich stand er da
In seiner Jugend, seiner Schönheit Fülle,
Und seines dunkeln Auges Leuchten sah
Mit leiser Bitte durch der Wimper Hülle.
Wohl fühlt sie, wie sein Aug' auf ihrem ruht
Und ist sich dessen doch nur halb bewußt,
Doch seiner Schönheit trunkne Siegesglut
Ergießt sich wogend in des Mädchens Brust. —
Sie, die in ihrem ärmlichen Daheim
Von mißgestalter Krankheit nur umgeben,
Sie fühlte leise einer Sehnsucht Keim,
Geheimnisvolles, ahnungssüßes Weben.
Nach Schönheit dürstete die junge Seele,
Nach Schönheit, Luft und warmem Sonnenschein,
Nach einem Lied aus angstbefreiter Kehle
Und — nach der Liebe rotem Funkelwein.
Nun sah sie vor sich einen Jüngling stehn,
In dem verkörpert all ihr Sehnen war,
Und dieser Jüngling wollte mit ihr gehn! —
O Herz, wie bist du doch so wunderbar!
So märchenfroh, so stiller Rätsel voll,
Vom Augenblick so leicht zu überraschen!
Das warme Blut aus ihrem Herzen quoll
In ihr Gesicht, und die Gedanken naschen
An einem luft'gen Traum der Phantasie;
Die klugen Diener der Vernunft, der strengen,
Sie fliegen aus dem Hirne und versengen
Die Flügel an der Glut der Poesie;
An einem Feuer, das — geboren nie —
Nur in dem Reich der Ideale glüht,
Im rätselvollen menschlichen Gemüt. —
Wie Lenzeswonnen zog's durch ihre Brust,
Wie zeugend Leben, schauernd, kaum bewußt.
Doch sprach kein Wort der keusch verschwiegne Mund —
Nur innen fühlt sie schwellende Gewalten,
Als wolle eine Rose sich entfalten
Auf ihres Herzens glutdurchstrahltem Grund
Mit wunderfüßem, drängendem Begehren.

Digitized by Google

Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah,
Und stand errötend, selbstvergessen da. . . .

Der Jüngling nahm ihr Schweigen für Gewähren. —

An ihrer Seite schritt er nun dahin,
Doch wagt' er's nicht, ihr seinen Arm zu reichen,
Aus Furcht, sie könnte ihm mit scheuem Sinn,
Ein banges Reh, auf leichtem Fuß entweichen.

Die ältre Schwester aber folgte ihnen
Langsamen Schrittes, düster in Gedanken;
Noch scheint's auf den geheimnisvollen Mienen
Wie Wetterleuchten hin und her zu schwanken.
Bedächtig folgte sie dem jungen Paare —:
So zieht dem Leben nach des Todes Bahre!

Die beiden aber wandelten beisammen:
Sie still und schüchtern und in sich versunken;
Er keck und fröhlich, von dem Kelche trunken
Der Sinnenlust in loher Jugend Flammen!
Und was dort duft'ge Knospe im Gemüte,
Hier ist es prächtig aufgeschloss'ne Blüte;
Und was dort Sehnsucht nach dem Ideale,
Hier ward es Wirklichkeit im Sonnenstrahle.
Dort — Poesie, ein unbegrenzter Traum;
Hier — Wirklichkeit, erblüht in Zeit und Raum. —

Er fragte sie, ob ihre Wohnung weit,
Und meint' zugleich, daß es doch sehr gefährlich
Für junge Mädchen sei, um diese Zeit
Allein zu gehn; und sah dabei so ehrlich
Auf sie herab, daß sie ihm Glauben schenkte,
Wenn sie auch seine Rede nicht verstand.
Er aber, als ein kluger Weltmann, lenkte
Bald das Gespräch auf andern Stoff gewandt.
Er fragte, ob sie ins Theater gehe,
Und ob ihr dies' und jenes Stück gefalle.
Sie aber schwieg auf seine Fragen alle
Und sah ihn an, als ob sie nicht verstehe.
Und bald gewahrte er, daß sie noch nie
Im Strom der Welt gewallt, die Poesie
Von jenen Brettern, die die Welt bedeuten,
Noch nie gehört, und er begann darauf
In rascher, bilderreicher Rede Lauf
Ihr seiner Worte dunkeln Sinn zu deuten;
Erzählte ihr von jenen Wundern all,

Digitized by Google

Von all den bunten Märchen im Theater,
Dazwischen hemmt' er seiner Rede Schwall,
Und, sie dahin zu führen, eifrig bat er.
Sie müsse sich befrei'n von allen Banden
Und Wonne schlürfen aus des Lebens Wellen,
Eh' sie versiegen, des Genusses Quellen,
Und in des Alters dürrer Flur versanden.
Schön sei das Leben, wenn man es nicht träumend
Und ungenützt vorüberfließen lasse,
Der Wollust Becher fülle, daß er schäumend
Und brausend überquelle von dem Nasse
Der herrlichen, der ungezählten Wonnen
Aus frischer Jugend übermüt'gem Bronnen.
Und nur der Schaum vom Becher sei zu schlürfen,
Der Silberschaum mit durstig-heißen Lippen,
Die nie den Kelch zur Neige leeren dürfen
Und nur vom Rande des Genusses nippen.
Den Bodensatz der Schmerzen weih' man all
Als Opfertrank dem Gott der Unterwelt,
Dann schleudre man das unnütze Krystall,
Daß Glas am Glase wiederum zerschellt!

So sprach der Jüngling manches rasche Wort
Und vieles — was er selber nicht verstand.
Doch seine leichtbeschwingte Rede fand
Den Weg in ihres Herzens keuschen Hort.
Wenn seine Sprache ihr auch dunkel war,
So — klang sie doch so schön und wunderbar!
Und was wir halb verstehen, was im Dunkel
Als Irrlicht nur erglänzt mit Truggefunkel,
Das dünkt uns herrlich stets, weil die Gedanken
Im unbegrenzten Aetherraume schwanken,
Das dünkt uns heller oft als hellste Wahrheit,
Denn das Gemüt — es ist ein Feind der Klarheit! —
Und dann erzählte er von Tanz und Bällen,
Wie da in weitem, reichverziertem Saale,
Den tausend Lichter mit dem weißen Strahle
Wie eine Nacht im Feenreich erhellen,
Bei der Musik verführerischen Klängen
Die Paare schwingen sich im feur'gen Tanz,
Die Herzen wonnig aneinander schwellen,
Und alle bunt sich durcheinander drängen,
Bis sie zuletzt verschlingen sich zum Kranz,
An dem der Diamanten heller Glanz
Mit Funkeln blitzt wie silberklarer Tau
Auf duftdurchhauchter, lichtumstrahlter Au!
Wenn Wange schon an Wange sich gerötet,

Digitized by Google

Dann sei die Schalheit dieser Welt ertötet,
Und zweier Herzen Aneinanderschlagen —
Das sei die Antwort auf des Lebens Fragen;
Der Kuß der wahre, einzige Gewinn,
Denn Liebe sei der Erde Königin!
Nicht jene blaße Liebe der Idee,
Von der so gern die Philosophen schwärmen,
Die sich um Weltbeglückung grundlos härmen,
Die niemals Freuden bringt und immer Weh;
Nicht jene welke Liebe in den Dichtern,
Die, gleich der weißen Rose aus dem See,
Ihr Haupt erhebt und nach des Himmels Lichtern
Vergeht in ew'gem, ungestilltem Sehnen,
In deren Kelch von Anbeginn schon Thränen, —
Das sei die Liebe kummervoller Nächte,
Nein! Eine andre Liebe sei die echte!
Die Liebe, deren flüss'ger Feuerstrom
Den Geist berauschend durch die Adern saust
Im Wonnetaumel, daß des Körpers Dom
In Höhn und Tiefen zittert und erbraust, —
Auf deren Altar opfert die Natur:
Das sei die einz'ge wahre Liebe nur!
„Ja die, nur die!"

Und wie vom Rausch erfaßt,
Von seinen eignen glüh'nden Worten trunken,
Kann er nicht an sich halten, zieht mit Hast
Das Mädchen an die Brust mit kräft'gem Arm.

Doch sie? Was that denn sie? Mit Wangen warm,
Noch halb in süße Träumerei versunken,
Vom Gaukelspiele seines Worts entzückt,
Vom Augenblicke überrascht — beglückt —
Läßt sie's geschehn. Und —: „Die nur bringt Genuß!"
Der Jüngling ruft's mit Jauchzen aus und drückt
Auf ihre Lippen einen heißen Kuß!

Ein schriller Klang!! —
Zur Erde fiel der Krug,
Den sie für ihre kranke Mutter trug;
Sie hatte sein im sel'gen Rausch vergessen!
In tausend Scherben brach er nun entzwei, —
Es war der Wirklichkeit empörter Schrei,
Der fragte sie: „Was wird die Mutter essen?"
Zerstoben war des Traumes goldner Glanz,
Das Lied zerrissen voller Dissonanz!
Erschrocken ließen von einander beide.

Digitized by Google

Und plötzlich, wie dem dunkeln Reich entstammt
Der Erde, stand die ältre Schwester dicht
Bei ihnen, und mit vorwurfsschwerem Leide
Schaut sie der andern tief ins Angesicht.
Und dann auf ihn ihr dunkles Auge flammt,
Und in die Ferne deutet sie und spricht:
„Hinweg, Versucher! Es ist nun genug!
Nicht mehr bethörst du sie mit süßem Trug.
Es paßt Genuß nicht für die herbe Not, —
Dies war der kranken Mutter Abendbrot!"
Und auf die Scherben weist sie finster hin.

Doch er — er stand wie mit beschämtem Sinn
Und wie von leiser Reu' ergriffen da,
Indem er auf das Pflaster niedersah,
Wohin des Kruges Inhalt sich ergoß
Und rieselnd hin nach allen Seiten floß,
Den Staub der Straße wälzend vor sich drängte
Und sich mit ihm zu trüber Flut vermengte.
Ein unschön Bild war's und — nicht angenehm
Zu sehn! Auch war die Reu' ihm unbequem,
Die Scham, die er, wenn leise auch, empfand
Vor jener, die nun drohend vor ihm stand.
Ernüchtert war er nach dem Sinnentraum;
Ihn widerte das Bild des Elends an,
Das, rasch gemalt, die Phantasie ihm bot,
Und leise wich des Blutes heißer Bann.
Er, der nur nippte an des Lebens Schaum,
Er mußte jetzt den Bodensatz der Not,
Den trüben, häßlichen des Elends, schau'n
Und fühlte fröstelnd ein geheimes Grau'n.
Rasch ist das Feuerwerk der Lust verbrannt!
Und ohne auch nur einmal aufzusehn,
Kehrt der Prophet der Wahrheit sich zum Gehn
Und schritt dahin, bis er dem Blick entschwand.

Sie aber schaute auf die Erde nieder.
Noch wie im Nachhall leis verklungner Lieder,
Die hold an ihrem Ohr dahingezogen,
Hebt ihre Brust sich unter sanften Wogen.
Noch träumt ein Lächeln auf dem Angesichte —
Gleich einem müden, milden Sternenlichte,
Das an dem fernen Horizont verglimmt;
Ein Lächeln, das dem Traum, der schon entflieht,
Ins bleiche, schöne Totenantlitz sieht,
Auf immer, immer Abschied von ihm nimmt!
O armes Licht, nicht lang währt deine Glut,

Digitized by Google

Erlöschen wirst du bald in Thränenflut!
Noch läßt dich leuchten die Erinnerung,
Dann kommt die strenge Wirklichkeit und spricht:
„Du hattest nicht am holden Traum genung,
Du wolltest mich? Nun wohl, erlisch denn, Licht!“ —
Noch kämpft die Sonne mit der Wolken Dunkel,
Noch siegt der Strahl mit zitterndem Gefunkel.
Ein kurzer Sieg! Bald ist der Strahl geschwunden
Und bald das Licht vom Dunkel überwunden,
Und große, schwere Tropfen fallen nieder,
Und trüb und dunkel ist der Himmel wieder!
So brechen aus des Mädchens Augen bald,
Gedrängt von überquellender Gewalt,
Die heißen Thränen schwer und still herab
Auf toter Träume viel zu frühes Grab.
Es bebt der Mund — des Lächelns Schein verblich!
Es blieb der Bodensatz — der Schaum entwich!
Zerstoben ist der golddurchwirkte Wahn,
Und, auf die Scherben ihres Kruges schauend,
Ruft sie mit Augen, mächtig übertauend:
„O Mutter, Mutter, was hab' ich gethan!“

Die andre war in Sinnen tief versunken,
Und als sie sah der Schwester heißen Gram,
Versprühten leise ihres Zornes Funken,
Und Wehmut übermannt' sie nach und nach.
Und in der Wehmut weicher Stunde kam
Auch die Erinnerung zu ihr gegangen
Und sprach zu ihr von manchem schönen Tag.
Sie aber lauschte stille und befangen
Der wundersamen, gottgesandten Mär.
Und da flog leise auch ein Lächeln her
Und senkte sich auf ihre bleichen Wangen.
Ach, wie so mancher Traum ihr da erstand
Aus einem morgenfrühen Märchenland
Und wie so manches längst verblichne Bild!
Und zu der Schwester sprach sie weich und mild:

„O wahre dir der Jugend Poesie!
Sie ist das einzige, das ewig schön.
Durch ihren bunten Zauberschleier sieh'
Zum Glück empor auf seinen Sternenhöhn!
Lab' deinen Blick an goldnen Idealen,
Eh' noch der Jugend Morgenduft zerrinnt;
Nur darum schön sind sie in ihren Strahlen,
Weil eben sie uns — Ideale sind!
O eile nicht, den Schleier bald zu lüften,

Digitized by Google

Der noch auf deinem jungen Auge ruht —
Fort zieht der Traum mit seinen Zauberdüften
Und es erbleicht des goldnen Glanzes Glut!
O eile nicht, die Knospe zu entfalten,
Die noch verschlossen dir im Busen webt —
Im Frost der Wirklichkeit wird sie erkalten,
Wenn all ihr Duft ins Grenzenlose schwebt! —
Schön ist die Poesie, doch im Entsagen,
Im ew'gen Sehnen nur bleibt sie sich gleich;
Auf goldnen Flügeln wird sie fort dich tragen
Hoch über dieses finstre Erdenreich!
Hoch aus dem wilden irdischen Gewühle
Zu einem Traum und doch zu einem Glück:
Hin zu dem heil'gen Feuer der Gefühle —
In deinen eignen Busen dich zurück! —
Der Wirklichkeit Erscheinung ist vergänglich;
Nicht Wahrheit ist sie, nur ihr Wellenschaum.
Das Glück der Wahrheit ist uns unzugänglich,
Und unser höchstes Glück ist nur — ein Traum!"

Digitized by Google

Zolas „Paris“.

Von

H. v. Gerlach.

Vor kurzem fuhr ich nächtlicherweile durch Böhmen. Ein paar zufällige Reisebekannte, ein böhmischer Fabrikant und eine französische Lehrerin befanden sich in eifrigster und freundschaftlichster Unterhaltung. Plötzlich kam das Gespräch, wie übrigens seit Monaten so ziemlich jedes längere Gespräch, auf Zola. Lebhaft erklärte die Französin es für eine „honte“, daß man einen solchen Menschen noch leben lasse. Und ebenso eifrig erwiderte ihr Partner, daß seines Erachtens Frankreich sich durch die Behandlung Zolas beim Dreyfushandel aus der Reihe der Kulturstaaten gestrichen habe, worauf dann die Unterhaltung ein jähes Ende fand. Vergeblich versuchte ich als „ehrlicher Makler“ einen vermittelnden Standpunkt zur Geltung zu bringen. Entrüstete Blicke von rechts und links bewiesen mir, daß mich beide Teile für gleich thöricht hielten, weil ich keinem von beiden vollkommen recht geben konnte. Heute heißt es eben: „Wer nicht für Zola ist, ist wider ihn“, und umgekehrt. Man kann den Schriftsteller Zola nicht loben, ohne bei den einen in Verdacht zu kommen, ein gekauftes Mitglied des Dreyfussyndikats zu sein, man kann ihn nicht kritisch behandeln, ohne bei den andern als Spießgeselle Esterhazys und Feind der Gerechtigkeit und Menschlichkeit zu gelten. Zola der Wahrheitsapostel! Zola der Judensöldling! Ein drittes giebt's nicht. Tausende, die nie ein Buch von ihm in die Hand genommen hatten, stürzen sich jetzt auf seine Werke, um dem Verfasser von „J'accuse“ den Zoll ihrer Hochachtung darzubringen. Tausende, die in ihm einen der großen Vertreter der französischen Litteratur verehrten, schwören, nie wieder eine Zeile des Vaterlandsverräters zu lesen.

Gerade jetzt ist es darum nicht ganz leicht, „jenseits von Dreyfus und Esterhazy“ Zola ausschließlich litterarisch zu würdigen. Und doch sehe ich nicht ein, was es mit dem Wert von „Paris“, dem kürzlich übrigens auch in deutscher

Digitized by Google

Ueberſetzung veröffentlichten letzten Roman Zolas, zu thun haben ſoll, ob der Verbannte von der Teufelsinſel zu Recht oder zu Unrecht verurteilt iſt.

„Paris“ iſt der abſchließende Roman aus dem Cyklus Lourdes-Rome-Paris. Und der ſchwächſte, möchte ich gleich hinzufügen. Ueberhaupt keines ſeiner Werke, das Zola die Unſterblichkeit ſichern könnte. Zola iſt groß als Beobachter und Schilderer unſerer Kulturzuſtände, ſehr klein als Denker und Philoſoph. Darum bleibt ſeine gewaltigſte Schöpfung Germinal, wo er ſich darauf beſchränkt hat, die Zuſtände unter den Kohlenarbeitern und die verſchiedenen Strömungen innerhalb der Arbeiterbewegung zu ſchildern. Darum ſcheitert er kläglich, wo er, wie in „Paris“, verſucht, mit der Kritik der beſtehenden Verhältniſſe Reformvorſchläge zu verbinden.

Der Gedankengang von Lourdes-Rome-Paris iſt ungemein einfach. In Lourdes verliert der junge, begabte und ſittenſtrenge Abbé Pierre Froment den Glauben. Er geht nach Rom, in der Hoffnung, an der Urquelle der Mutter Kirche das Verlorene wieder zu finden. Es gelingt ihm nicht. Durch und durch ungläubig, aber äußerlich noch ohne Bruch mit der Kirche, lebt er ſodann in Paris. In den guten Werken ſucht er das, was ihm die Dogmen nicht bieten konnten: innere Befriedigung. Mit einer Art von Fanatismus widmet er ſich mit dem kindlich guten, übrigens reizend gezeichneten, alten Abbé Roſe der Armenpflege. Aber je eifriger er das Almoſengeben betreibt, um ſo mehr kommt er zur Erkenntnis, daß damit auch nicht ein Schritt vorwärts gethan wird. Auf einen Ertrinkenden, den man aus der ſocialen Sturmflut errettet, kommen hundert neue, die von ihr überwältigt werden. Er ſieht keinen Ausweg, er verzweifelt. Da führt ihn der Zufall mit ſeinem Bruder zuſammen, der als Chemiker in der Wiſſenſchaft und Arbeit volle Befriedigung gefunden hat. Das friedliche Leben dieſer Familie, die, ohne kirchliches oder ſtaatliches Band, zuſammengehalten durch gegenſeitige Liebe und Achtung, ohne metaphyſiſche Bedürfniſſe in ſtrenger Arbeit und ſtändiger wiſſenſchaftlicher Weiterbildung ihren Daſeinszweck erkennt, erſcheint ihm als das Ideal. Er wirft den Prieſterrock von ſich, heiratet ein in der Familie ſeines Bruders aufgenommenes und ihr geiſtig völlig gleich geartetes Mädchen, zeugt mit ihr einen Sohn und begeiſtert ſich angeſichts dieſes Kindes, das einſt die Ernte einheimſen ſoll, für die Arbeit, die „Religion der Wiſſenſchaft“, die Gerechtigkeit, den „neuen Glauben“ der Demokratie.

So ſchließt „Paris“ mit einem verſchwommenen Phraſenſchwall ganz im Stil jener wohlmeinenden Weltverbeſſerer, die das kommuniſtiſche Manifeſt ſo großartig für alle Zeiten gekennzeichnet hat. Das Lob der Arbeit iſt ſehr ſchön, wenn das auch Lamartine in ſeinem Jocelyn mit dem Hymnus: „Travail, sainte loi du monde“ viel ſchöner beſorgt hat. Aber Herrn Zola ſcheint ganz entgangen zu ſein, daß das Wohl der Menſchheit gar nicht davon abhängt, daß etwa noch mehr Arbeit geleiſtet wird als jetzt, ſondern vielmehr davon, daß das Arbeitsprodukt anders verteilt wird. „Religion der Wiſſenſchaft.“ Hm!

Digitized by Google

Dabei kann man sich viel und auch gar nichts denken. Jedenfalls das, was sich Zola darunter denkt, ist völlig verkehrt, nämlich daß jeder Fortschritt der Wissenschaft *an sich* ein Segen für die Menschheit sei. O nein. Die Erfindung einer vervollkommneten Maschine kann zunächst ein großes Unglück für Tausende von Menschen sein, die sie der Arbeit beraubt. Auch hier wieder handelt es sich nicht um den Fortschritt an sich, sondern darum, daß dieser Fortschritt der Masse nutzbar gemacht werde. Zola ist eben im ödesten *Materialismus* stecken geblieben, ohne von dem Wesen des *Socialismus* eine Ahnung zu haben.

„Gerechtigkeit“ verlangt der Held Zolas als eine der Grundlagen der Gesellschaft der Zukunft. Und dabei hat er selbst von den elementarsten Grundsätzen der Gerechtigkeit keine Ahnung. Er kritisiert das Christentum. Schön. Selbst die schärfste Kritik ist sein gutes Recht. Aber ist es gerecht, als Vertreter der Kirche nur gutmütige Dummköpfe oder verschlagene Heuchler hinzustellen? Ist es gerecht, die organisierte *Kirche* mit allen ihren menschlichen Unvollkommenheiten mit den Grundsätzen des *Christentums* zu verwechseln? Ist es gerecht und nicht vielmehr ein Zeichen grenzenloser Unkenntnis, als einzige Bethätigung des Christentums das Almosengeben hinzustellen? Ist es gerecht, Jesus zu bezeichnen als „den Zerstörer jeder Ordnung, jeder Arbeit, jedes Lebens —“? Wenn Nietzsche von seinem Herrenmenschen-Standpunkte aus gegen Jesus wütet, so ist das logisch. Aber wenn Zola, dem lauter Herdentiertugenden als Ideal vorschweben, das thut, so ist das einfach beschränkt. Der Haß ist ein schlechter Berater. Nicht der ruhige Skeptizismus des Philosophen, sondern der banale und gar nicht einmal mehr moderne Gotteshaß des Materialisten alten Schlages hat Zola bei der Abfassung seiner antireligiösen Trilogie geleitet. So entstand denn ein richtiges Pamphlet.

Da, wo Zola sich in seinem alten Fahrwasser bewegt, d. h. wo er schildert, was er kennt, verspürt man auch eine Spur seiner alten Größe. Vortrefflich gekennzeichnet hat er die allmächtige Finanzbaronie der Gegenwart in der Person des alten Duvillard, die an der Neurose krankende hyperkultivierte Jugend in dem jungen Hyacinthe Duvillard, die brüchigen Geschäftspolitiker in dem nach einer Dirne benannten „Ministerium Silviane“, das moderne Journalistentum in dem Reporter größten Stiles Massot, den untergehenden legitimistischen Adel in dem Kreise der Gräfin Quinsac u. s. w. Viele Einzelheiten sind gelungen, das Ganze ist verfehlt. Und auch der Stil reicht nicht an den Zola von früher heran. Viele Wiederholungen namentlich wirken ermüdend.

Einen eigenartigen „aktuellen“ Reiz giebt es dem Buche, daß man den Einfluß des *Dreyfushandels* darauf zu verspüren meint. Der Bruder des Abbé Froment, der Chemiker Guillaume Froment, hat einen Explosivstoff von unerhörter Kraft entdeckt. Er will ihn der französischen Regierung schenken, damit sie mit seiner Hilfe Frankreichs Feinde besiegen und alsdann eine Herr-

Digitized by Google

schaft der Gerechtigkeit und der Kultur auf der Erde herstellen können. Aber allmählich kommen ihm immer stärkere Zweifel, ob das siegreiche französische Volk wirklich in diesem Sinne seinen Sieg ausnützen würde. Immer mehr verliert er das Vertrauen zu seinem eigenen Volk. Man hat das Gefühl, daß Zola nach der Probe der Gerechtigkeit, die seiner Ansicht nach Frankreich im Dreyfusprozeß nicht bestanden hat, es nicht mehr wagt, seinem Vaterland die Stelle des gerechten Schiedsrichters im Völkerstreit zuzubilligen. Darum verzichtet Guillaume Froment schließlich darauf, seinen Explosivstoff überhaupt bekannt zu geben. Er wandelt ihn um in eine neue motorische Kraft, die der Luftschiffahrt und anderen friedlichen Zwecken dienen kann.

Ein gewisses Interesse bietet es natürlich dar, zu beobachten, wie selbst in diesen Roman die welterschütternde Angelegenheit hineingespielt hat. Aber sein litterarischer Wert wird dadurch nicht größer. Im ganzen genommen kann man nur sagen, daß, wer Zola noch nicht kennt, gut daran thut, ihn aus anderen seiner Werke kennen zu lernen, und wer ihn kennt, sich hüten soll, sich den früheren besseren Eindruck durch sein neuestes Erzeugnis zu verderben.

Esther Ried.

Eine Erzählung für die christliche Frauenwelt.

Besprochen von **Pierre.**

Wir befanden uns nach mancher heißen Arbeitswoche wieder einmal in dem Zustande „fortgesetzten Lebenswandels", wie meine frühere Wirtin entrüstet zu sagen pflegte, und saßen unserer dreie im english buffet in der Passage, um Sherry-Cobler und Flip-Flap schlürfend den stark angebrochenen Abend zu beschließen. Da tauchte ein freundliches blasses Duldergesicht plötzlich vor uns auf. Ein „Hallelujah-Mädchen", berlinisch gesprochen, bot den Kriegsruf der Heilsarmee feil. Halb belustigt, halb ärgerlich schauten wir auf das Geschöpf mit dem vorsintflutlichen Capotte-Hut, als es auf einmal am Marmortischchen nebenan erscholl: „Wir brauchen nischt, jehn Se man da unten rin, dort kooft vielleicht wer was!" Mit dankendem Kopfnicken machte die Heils-Kadettin Kehrt und stieg die Wendeltreppe zum Souterrain hinab, um an deren Ende — vor der Aufschrift „Für Herren" zurückzuprallen und beschämt und bestürzt wieder zu enteilen. Aber kein böser Blick traf die rohen Buben. Wieder dasselbe Duldergesicht, ein stummer, bescheidener Gruß und ein Aufleuchten vergebender Liebe in den Kinderaugen. Uns schlug das Gewissen für die Nachbarn mit, und wir kamen uns recht erbärmlich vor. Ich wette, das nächste Mal grüßen

Digitized by Google

wir das Mädchen auf das höflichste und kaufen ihr jeder einen „Kriegsruf" für zwei statt für einen Groschen ab.

Genau so ist es mir mit dem Büchlein von Esther Ried ergangen (deutsch von E. v. Feilitzsch, Düsseldorf, C. Schaffnit). Ich mag „fromme Bücher" nicht leiden. Noch dazu, wenn sie aus dem Englischen übersetzt sind und nach Methodismus und salvation army riechen. Wir modernen Menschen können in der Litteratur alle möglichen Tendenzschriften ertragen, sociale, politische, sexuelle, — nur die religiöse Tendenz hassen wir wie das böse Gewissen und werden ihr gegenüber flegelhaft. Ich schob das Buch fort. Dann las ich „Versuches halber" ein paar Seiten. Merkwürdig, das Buch wurde nicht grob gegen mich, sondern machte ein Gesicht wie die blasse Kleine vom „Kriegsruf". Bist du so? fragte es und zeichnete dabei nicht die pechschwarze Sünde und nicht die strahlende Heiligkeit, wie es sonst „fromme Bücher" machen, sondern ein Mittelding, die Karikatur eines Christenmenschen, jene Esther Ried, die im Kirchenbuche als getauft eingetragen ist, allsonntäglich in die Kirche geht, für eine Christin gilt und dafür sich hält, und doch sich nicht vor den Dutzendmenschen der Welt hell abhebt, ja sogar vielleicht noch viel unangenehmer ist, als manche honetten Leute ohne Christentum. Sie ist als älteste Tochter den Ihrigen eine tüchtige Stütze und schafft im Schweiße ihres Angesichts in Küche und Keller, am Plättbrett und Herde, und ist dabei doch ein widerwärtiges Ding, knurrt uns an, wenn wir ihr in die Quere kommen, besitzt keine Spur von Geduld und Langmut, hält sich für ein unglückliches Opferlamm und jeden anderen für einen unverdient gefeierten verlorenen Sohn. Trotz ihrer aufopfernden Thätigkeit für die Geschwister und das ganze Haus, trotz ihrer Tüchtigkeit und Pflichttreue hat ihr kleiner Bruder, wenn er es auch im Buche nicht thut, im Leben gewiß oft Lust gehabt, mit der anschaulichen psychologisch erschöpfenden Bezeichnung „du Kröte!" sie zu beehren, und auch die Schwestern „bedanken sich für solch ein Christentum", das einen nicht einmal davor bewahrt, seine Stimmungen Herr über sich werden zu lassen. Sie wandelt nicht im Licht. Sie ist Namenschristin, nicht Thatchristin. Der Glaube ist ihr nicht zur Kraft der ständigen Wiedergeburt geworden, sondern äußeres Feiertagsgewand geblieben, das die Woche über fein säuberlich in die Lade gepackt wird.

Ich werde in Gedanken den Gesichtsausdruck der blassen Kleinen aus der Bar in der Passage nicht los, und auch aus dem Buche sehe ich Kapitel für Kapitel ein großes fragendes Auge auf mich gerichtet. Dumme Frage! Natürlich bin ich ein Christ! Der verpöbelte Darwinismus, die Büchnerei und die Haeckelei sind überwundene Moden von ehegestern. Wir verneinen nicht mehr. Aber ist unser „Ja" nicht auch fast- und kraftlos? Unsere Durchschnitts-Religion ist ein eigenes Ding. Wir haben das königlich preußische Militär-Christentum, das nicht den Weltenrichter fürchtet und nicht den Sünderheiland liebt, sondern nur von dem „alten Alliierten von Roßbach" gelegentlich spricht, dessen verfluchte Pflicht und Schuldigkeit es ist, uns herauszuhauen, und mit dem wir

Digitized by Google

uns so gut stehen, wie mit sonstigen verbündeten Regierungen. Im übrigen aber verbitten wir uns jede Kontrolle innerer Angelegenheiten. Wir sind doch anständige Menschen! Bis auf den „fortgesetzten Lebenswandel" hin und wieder.

Wie Esther Ried aus einem solchen anständigen Menschen durch ernste Führungen und geläuterte Mitkämpfer zu einer wirklichen Christin wird, das erzählt diese Geschichte, die nicht, wie gewöhnlich, in der Brautkammer, sondern im Sterbezimmer endigt. Manches in der Erzählung mutet uns stark „englisch" an. Am besten noch wird sie der verstehen, der Land und Leute im Wupperthal, alias „Muckerthal", und im Sieg- und Dillgebiet kennen gelernt hat, wo des Essener Pfarrers Dammann Wochenschrift „Licht und Leben", „Esther Rieds" erster Unterschlupf, in Zehntausenden von Exemplaren gehalten wird und wo es noch Arbeiterhochzeiten giebt, die nicht mit Gassenhauern, sondern mit Chorälen beschlossen werden. Dammann selbst hat dem Buche eine Vorrede geschrieben, packend und volkstümlich. Ich sah den Mann neulich zum ersten Male. Ich hatte mir einen „Mucker" anders vorgestellt. Er trank sogar Bier, wenn auch keinen Sherry-Cobler und Flip-Flap. Gesundheit sprach aus dem Gesicht, leibliches und seelisches Gleichgewicht. In den Augen aber leuchtete es und ein warmer Strahl brach daraus hervor, dessen Glanz aus fernen Welten kam. Auch wir modernen Leute sehnen uns nach Licht und Leben, aus dem Schein in das Sein, aus der Pose in die Wahrheit, und suchen darum und suchen ....

Die religiös-sittliche Gedankenwelt unserer Industriearbeiter.

Vortrag von D. Martin Rade, Pfarrer in Frankfurt a. M. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 1898. Preis 1 Mk. 40 Pfg.

Um die religiös-sittliche Gedankenwelt der deutschen Industriearbeiter gründlich kennen zu lernen, hat Herr Pfarrer D. Rade bei einer Anzahl intelligenter Arbeiter eine Umfrage über verschiedene Gegenstände des religiösen und sittlichen Lebens veranlaßt und achtundvierzig Antworten erzielt, die einen hochinteressanten Einblick gewähren in das Denken und Empfinden der von den socialdemokratischen Ideen beherrschten und beeinflußten Kreise. Diese achtundvierzig Antworten neben sonstigen Aufzeichnungen einzelner socialdemokratischer Arbeiter bilden den wichtigsten Teil des nunmehr gedruckt vorliegenden Vortrags, den Herr Pfarrer Rade am 3. Juni d. J. auf dem Evangelisch-socialen Kongreß in Berlin gehalten hat.

Die mitgeteilten Gedanken der Arbeiter über Kirche, kirchliche Einrichtungen, Bibel, Christus, Gott, Jenseits, Ehe u. s. w. stellen sich zwar im wesentlichen dar als ein mit marxistischen Ideen versetzter Niederschlag jener freidenkerischen und

Digitized by Google

materialistischen Aufklärung, welche unter den Höchstgebildeten längst einer kritischeren und das historisch Ueberkommene tiefer würdigenden Auffassung gewichen ist, liefern aber doch mancherlei Beweise von ernstem Selbstdenken und idealem Bildungstrieb. Wahrhaft erhebend ist die flammende Begeisterung, wie sie aus den poesievollen Aufzeichnungen eines einfachen Arbeiters spricht, dessen ganzes Sein von dem herrlichen Gedanken erfüllt ist, der Menschheit die Wege zu ebnen zu einer schöneren, glücklicheren Zukunft.

Es steckt ein gut Teil Idealismus unter den Socialdemokraten, das geht auch aus der Enquete des Pfarrers Rade hervor; nur darf die Erkenntnis dieser Wahrheit, zu der die vorliegende Schrift einen verdienstvollen Beitrag liefert, nicht blind machen für die Kehrseite der Medaille. Manche Stellen der Schrift legen die Vermutung nahe, daß der Verfasser sich von einer Ueberschätzung des sittlichen Wertes der Socialdemokratie nicht ganz frei gehalten hat. Zu dem Gedicht eines socialdemokratischen Arbeiters bemerkt er: „Haben wirklich die Socialdemokraten diese Religion? Ist das nicht nur der Idealismus etlicher Weniger unter ihnen? — Ja, haben denn die Christen ihre Religion? Ist sie nicht Leben und Wahrheit nur in etlichen Wenigen? Aber der Glaube der Wenigen trägt die ganze Gemeinschaft und giebt ihr den Wert. So ist es drüben wie hüben." Um Mißverständnisse zu vermeiden, wäre es doch gut gewesen zu betonen, daß nicht der hingebungsvolle Glaube an sich, so achtungswert er auch sein mag, sondern sein Inhalt, nicht das Daß, sondern das Was des Glaubens in erster Linie der gläubigen Gemeinschaft ihren Wert verleiht. Die christliche Gemeinschaft verdankt ihren Wert nicht dem Glauben Weniger, sondern der reinen und heiligen Lehre des göttlichen Stifters und der 1900 Jahre hindurch an unzähligen Menschen bewährten Kraft dieser Lehre, ein trostreicher Führer zu sein im Leben wie im Sterben. Edler Opfermut und selbstlose Hingabe ist nichts der Socialdemokratie Eigentümliches. Wie oft findet man solche Eigenschaften selbst bei Anhängern der abstrusesten Sekten! Zudem darf nicht übersehen werden, daß unter den Socialdemokraten neben hochachtbarem Idealismus und Bildungstrieb auch viele Roheit, viel auf Neid und Mißgunst beruhender Haß, viele fanatische Unduldsamkeit und entsetzlich viel Dünkel anzutreffen ist.

Mit vollstem Recht sagt Pfarrer Rade: „Man kann politisch die Socialdemokratie bekämpfen — — aber die religiös-sittliche Auseinandersetzung mit dieser ganzen Schicht unseres Volkes, die soll mit der Liebe und Achtung geführt werden, die wir einem, vielleicht oft irrenden, aber wahrhaftig ernst strebenden Menschen schuldig sind". Auch sind die Fingerzeige, die er auf Grund seiner Enquete giebt, um die Socialdemokraten für die christliche Weltanschauung zurückzugewinnen, wertvoll und in hohem Maße beachtenswert. Die Lektüre der inhaltreichen kleinen Schrift kann jedem, der das Wesen und den Geist der Socialdemokratie ernstlich zu erforschen bestrebt ist, empfohlen werden. **R.**

Bismarck im Urteil seiner Zeitgenossen. Hundert Gutachten von Freund und Feind. Herausgegeben von Egbert Müller. Berlin, Verlag der Gegenwart.

Den Grundstock bildet eine Anzahl von Urteilen über Bismarck, die die „Gegenwart" bei Gelegenheit seines 80. Geburtstages eingeholt hat. Nach seinem Tode hat sie die Sammlung vervollständigt. In buntem Wechsel ziehen Politiker und Gelehrte, Künstler und Theologen, Deutsche und Russen, Franzosen und Engländer an uns vorüber. Manch geistreich sein sollendes, dann auch manch wirklich geistreiches Wort, manch dreistes oder überschwengliches Urteil, dann auch manche in wenigen Sätzen das Wesentliche zusammenfassende Kritik wird geboten. Im ganzen ein Buch, das sich schnell und angenehm liest. Wenn nichts anderes,

Digitized by Google

so lernt man doch das Eine daraus, sich wieder einmal zu freuen über die Mannigfaltigkeit des menschlichen Geistes, der aus 100 Spiegeln 100 verschiedene Bilder zurückstrahlen läßt.

Die Weber oder die eigentlichen Morituri von Rautendelein Hauptmann. Eine Litteraturkomödie von Leopold Wulff. Constantin Wilds Verlag, Leipzig.

Die Parodie hat nur eine Entschuldigung: sie muß witzig sein, Blödsinn wird, auch wenn man ihn noch so sehr anhäuft, noch kein Witz. Diese beiden Sätze scheinen Herrn Leopold Wulff unbekannt zu sein. Sonst hätte er seine „Komödie", die mich von Seite zu Seite wehmütiger stimmte, ungeschrieben oder wenigstens ungedruckt gelassen. Seitdem ich zum letzten Mal das geistreiche Gesellschaftsspiel „Theaterzettel" spielte, hatte ich solches Zeug nicht mehr gelesen. Alles, was ich in meinem Leben gegen Wippchen-Stettenheim gedacht und geschrieben habe, nehme ich jetzt zurück, wo ich Leopold Wulff kenne.

Novellen von Friederike Kempner. Berlin, Verlag von Karl Siegismund. 3 Mk.

Ein Schmerz kommt selten allein. Nach Herrn Leopold Wulff mußte Fräulein Friederike Kempner kommen, damit ich wieder einmal an die alte Wahrheit erinnert wurde, daß man nie Superlative gebrauchen soll. Wenn man das schlechteste Buch gelesen zu haben glaubt, findet man immer ein noch schlechteres. Cavour meinte zwar, es sei kein Buch so schlecht, daß man nicht etwas daraus lernen könne. Ich gestehe, daß ich aus den Novellen der „Dichterin" Kempner nichts gelernt habe. Halt! doch eins: wieviel Kellner im Hotel zur goldenen Gans in Breslau angestellt sind. Herr Wulff kann wenigstens bloß kein Latein. Frl. Kempner macht aber sogar Schnitzer im Deutschen. Zur Entschuldigung sei freilich bemerkt, daß man so, wie sie schreibt, in Tarnapol und Kolomea spricht. Daß so etwas geschrieben wird, ist ja schließlich kein Wunder. Aber daß es einen Verlag giebt, der bereits das siebente Buch von Frl. Kempner verlegt, übersteigt mein Fassungsvermögen. Ich glaube, selbst einen Idioten kann man mit solchen Büchern nervös machen. **H. v. G.**

Bem. d. Red. Wie kann man nur so garstig undankbar sein! Weiß denn unser geschätzter Mitarbeiter nicht, daß die „Gedichte" von Fräulein Friederike Kempner — dank den liebevollen Bemühungen des „Kladderadatsch" — im Jahre 1895 bereits die siebente Auflage erlebt haben, daß sie auch heute noch von den Autoritäten jenes Blattes als Heilmittel gegen Hypochondrie selbst in den hartnäckigsten Fällen mit Erfolg empfohlen werden? Was ist der anmaßende, ganz bewußte Humor eines Dickens oder Reuter gegen die völlig naive, ungewollte Heiterkeit, die uns aus den Versen Friederikens, eine ungetrübte Quelle, sonnig entgegensprudelt?!

Digitized by Google

Evangelische Kirche.

Unsre Zeitschrift kann in ihrer ersten Nummer naturgemäß auf diesem weitläufigen Gebiete nur die letzten Monate berücksichtigen. Die allgemeine Aufmerksamkeit wird gegenwärtig von der bevorstehenden Reise des deutschen Kaisers nach Jerusalem in Anspruch genommen. Der oberste Bischof der preußischen Landeskirche will die dort erbaute prächtige Erlöser-Kirche in eigener Person ihrer Bestimmung übergeben und zugleich nachholen, was ihm als Thronerben versagt geblieben ist: den Besuch der jedem Christen teueren heiligen Stätten. Die größeren deutschen und einige ausländische Landeskirchen werden Vertreter zur Einweihungsfeier entsenden, wie vor sechs Jahren nach Wittenberg. Den eigentlichen Weiheakt wird der neuernannte Oberhofprediger und Seelsorger des preußischen Königshauses, D. Ernst Dryander, vollziehen, derselbe, der zu Pfingsten die beiden ältesten Söhne des Kaiserpaares konfirmiert hat. Dryander ward in verhältnismäßig jungen Jahren aus dem Pfarramte in Bonn an die Dreifaltigkeitskirche in Berlin berufen. Seine Predigtgabe, die der Kanzel Schleiermachers würdig war, erregte die Aufmerksamkeit weiterer Kreise und die der Kirchenbehörden. Der hochbegabte, milde und im besten Sinne vornehme Mann stieg rasch von Stufe zu Stufe. Nach und nach trat er Koegels Erbe an, zunächst als Oberhirte der Kurmark, nunmehr als Schloßpfarrer und erster Domprediger. Freilich harrt der neue Dom, an dem D. in erster Linie zu wirken berufen ist, noch der Vollendung, die bis 1900 zu erwarten steht. Der Kaiser hatte ihn zur Ruhestätte des größten Deutschen erkoren. Fürst Bismarck selbst hatte anders bestimmt, und nicht die Reichshauptstadt, sondern der Sachsenwald wird seine feierliche Beisetzung sehen. Bei der vorläufigen im Sterbezimmer sprach der zuständige Geistliche, Pastor Westphal, würdige Worte. Der Fürst war ein treuer, überzeugter Christ, liebte es aber, eine echt germanische Natur, durchaus nicht, die Vorgänge in seinem Innern, die tiefsten, heiligsten Empfindungen der Seele urbi et orbi kundzugeben. Er war kein „Kirchenchrist“ — und manche haben sein Fernbleiben von den Gottesdiensten in Berlin bedauert — aber er war eine innig religiöse Natur, die Gott fürchtete und sonst nichts in der Welt, die das große Wort des Menschensohnes vom Dienen in großartiger Weise wahr gemacht hat gegen seinen Gott, seinen König, sein Volk.

Digitized by Google

Württemberg hat in letzter Zeit das Andenken seiner großen geistlichen Dichter geehrt. Am 25. Juli wurde an vielen Orten die Feier der 100jährigen Wiederkehr des Geburtstages von Albert Knapp begangen. So manche seiner Dichtungen, die übrigens nicht nur auf religiösem Gebiete sich bewegen („Totenritt", Hohenstaufenlieder u. a.), sind durch die Gesangbücher weit verbreitet, wie das bekannte Passionslied: „Eines wünsch' ich mir vor allem andern". Populärer als Knapp ist sein Landsmann Karl Gerok geworden, der Sänger der Palmblätter und Pfingstrosen. Am 13. Juli ist sein Marmordenkmal, eine Schöpfung Meister Donndorfs, in Stuttgart enthüllt worden. Unvergeßlich ist sein herrlicher Nachruf an Kaiser Wilhelm I.: „Und nun schlaf' wohl in deines Gottes Frieden!" Bei einer czechischen Feier, die unlängst stattfand, ward der gute schwäbische Dichtername in „Geroski" czechisiert!

Der Spätsommer bringt eine Reihe kirchlicher Versammlungen. In der Lutherstadt Wittenberg findet am 21. September der Kongreß der Innern Mission statt, mit dem dieses Mal die Jubelfeier aus Anlaß des 50jährigen Bestehens der Mission verbunden wird. Wie diese Feier lebhafte Teilnahme in evangelischen Kreisen finden wird, so auch die Jahres-Haupt-Versammlung der Gustav-Adolf-Stiftung, die in Ulm tagt vom 12.—16. September. In Braunschweig war vom 23.—28. August die 9. Allgemeine Lutherische Konferenz versammelt, die eine Fülle interessanter Vorträge bot, z. B. über die deutsche Auswanderung vom wirtschaftlichen und kirchlichen Standpunkte, über romanische Kirchen in Niedersachsen, über die Bedeutung der Taufe für das christliche und kirchliche Leben, über die Kirchengesangvereine als Hebel des christlichen Gemeinde- und Volkslebens. Endlich wird vom 3.—6. Oktober in Magdeburg der Evangelische Bund seine 11. General-Versammlung halten.

Unter den neuesten Erscheinungen auf dem theologischen Büchermarkt fällt die Schrift einer Göttinger Dame, Friederike Fricke, auf: Luthers kleiner Katechismus in seiner Einwirkung auf die katechetische Litteratur des Reformations-Jahrhunderts. Die gelehrte Verfasserin war uns bisher durch trefflich geschriebene christliche Novellen und Poesien vorteilhaft bekannt, die sie unter dem Pseudonym Erica veröffentlicht hatte. In ihrem neuen Buche zeigt sie, daß sie auch auf wissenschaftlichem Gebiete, und zwar einem von Damen höchst selten in Angriff genommenen, Tüchtiges zu leisten versteht. Interessiert bei dieser Publikation zunächst die Persönlichkeit des Autors, so packt bei einer Schrift des Erfurter Militärgeistlichen Falke vor allem der Inhalt: eine auf gründlichsten Studien beruhende Vergleichung zwischen Buddha, Mohammed und Christus. Am schlechtesten kommt der Begründer des Islam fort, aber auch die Minderwertigkeit des heute vielen sympathischen indischen Religionsstifters gegenüber der leuchtenden Gestalt des Nazareners weiß der Verfasser schlagend nachzuweisen. Die Unmöglichkeit einer Zusammenstellung Christi mit Sidharta Gautama von Kapilavastu hat auch der Oberkirchenrat D. Bard in einem in Schwerin gehaltenen und kürzlich erschienenen Vortrage „Christus oder Buddha" glänzend dargethan. Freunde vornehmer, gediegener Erbauungslektüre seien auf die 66 „Andachten" aufmerksam gemacht, die aus dem Nachlasse des 1896 entschlafenen D. Rudolf Kögel erschienen sind. Er hat sie vom Krankenbette, ja vom Sterbelager seinen Domkandidaten diktiert, aus der Tiefe reichster Erfahrung und Bildung schöpfend. Wir erwähnen noch die in Hannover bei Otto Brandner erscheinende „erklärte

Digitized by Google

deutsche Volksbibel in gemeinverständlicher Auslegung" in 40 Lieferungen. Der Herausgeber, Pfarrer Eduard Rupprecht, ist einer der tapfersten Kämpfer für die mosaische Abfassung der ersten alttestamentlichen Schriften. Das Werk wird bei 2000 Seiten in Quart, 40 Vollbildern und 300 Textbildern nur 20 Mark kosten. Eine Volksausgabe ohne Vollbilder ist bereits für die Hälfte dieses Preises käuflich. **Joh. Quandt.**

Katholische Kirche.

Die kirchlichen Zeitströmungen. Die Signatur des Ueberganges ist es, die in Welt und Kirche herrscht; daß auch die katholische Kirche von ihr nicht, wie es bis zur Stunde vielen als Dogma gilt, unberührt bleibt, zeigt der lebhafte Wellenschlag, den der moderne Geist in ihrer zeitgeschichtlichen Bethätigung hervorbringt, der Geist, den wir kurz als Reaktion der Subjektivität und Individualität, der Innerlichkeit und geistigen Freiheit gegenüber dem mittelalterlichen Geiste charakterisieren dürfen. Frankreich, Spanien und Italien, Nordamerika, England und die Schweiz kreisen wie Oesterreich und Deutschland in Geburtswehen einer neuen Lebensperiode der kirchlichen Verwirklichung des Christentums Christi entgegen — in Gedanken und Thaten.

In Frankreich ist es eine Bewegung, welche nach Entfaltung stärkerer subjektiver, rationeller und ethischer Thätigkeit in Kirche und Theologie ringt, die brechen will mit Ceremonialismus und Flitter in der Religionsübung, mit bigotter Andächtelei und Scheinheiligkeit in Sittlichkeit und Gottesdienst, in Wissenschaft und Kunst, mit dem Zwange in der klerikalen Erziehung, der Abschließung des Klerus vom Volke, aus dem er hervorgegangen und für das er Sendung und Vollmacht empfangen hat, mit dem Formalismus vor allem auf dem Gebiete der Glaubenswissenschaft, der insbesondere mit dem Zwange der Ordensschulen die Theologie und die gläubige Philosophie festbannen will in die Kreise eines abgestorbenen Scholastizismus. Diesen berechtigten Ansprüchen wird die Bewegung, welche innerhalb der Theologie der katholischen Kirche Frankreichs als psychologisch-apologetische Richtung auftritt, in erfreulicher Weise gerecht; unbegründet und unberechtigt, Frucht eines bedauerlichen Pessimismus ist jedoch der Austritt mancher aus der katholischen Kirche, auf Grund von Tendenzen, für die innerhalb der katholischen Kirche hinreichend Raum ist. (Vgl. hierzu Schanz: Neuere apologetische Versuche; Schell: Das Problem des Geistes; Idem: Die neue Zeit und der alte Glaube.)

Spanien ist jetzt das besiegte, „zur Weltmacht dritten Ranges degradierte Land". Weil es, wie Belgien und Frankreich, als „katholischer" Staat gilt, wird dem Katholizismus die Schuld seiner Niederlage, wenigstens indirekt, zugeschoben. Ist dieser Vorwurf berechtigt? Daß katholische Staaten die Errungenschaften des neuzeitlichen Geistes in der Wissenschaft und in der Staatskunst sich nicht oder zu langsam assimiliert haben, ist unbestreitbar. Anderseits

Digitized by Google

darf aber nicht übersehen werden, daß die katholische Kirche auch in ihnen die providentielle Aufgabe gelöst hat, den Glauben der Neuzeit unerschüttert zu bewahren, daß es nur eine, wenn auch vielleicht vielfach übertriebene mütterliche Sorgfalt war, die sie zur Vorsicht antrieb, und daß das jähe Aufleuchten von Meteoren auch auf wissenschaftlichem, kulturellem und politischem Gebiete zwar momentan Licht bringt, aber nicht nachhaltig wirkt, daß sich oft allmählich sicherere und bleibendere Fortschritte erzielen lassen als in fieberhafter Hast.

Vor allem zeigt sich, daß auch auf dem Boden des Christentums nicht mühelos der Besitz seiner Segnungen zu erlangen ist, sondern nur in ernstem Mühen; — christliches Ideal, christliche Frucht sind auch die Errungenschaften des fortgeschrittensten neuzeitlichen Geisteslebens. — Der hl. Gral des lebendigen Christentums ist nur dem erreichbar, der keine Mühe, keinen Kampf, kein Opfer scheut. — Auch Spanien kann das Versäumte einholen, wenn es in Beherzigung der empfangenen Lehren, statt sich den religiösen Liebhabereien und den erdrückenden Liebkosungen von Orden, die niemals ganz selbstlos zu sein pflegen, thatlos und kosend in die Arme zu werfen, sich besinnt, daß der Weg zu ehrenvoller Zukunft über die Arena der Selbstthätigkeit führt.

Der unheilbare wirtschaftliche und finanzielle Ruin Italiens weist ebenfalls eine Zeitlage auf, die „unmöglich" ist. Auch der moderne Geist hat hier keine Remedur geschaffen und hat so der Partei, welche zur rücksichtslosesten Repristination des Status quo ante treibt, in die Hände gearbeitet. Besonnenheit und Friedfertigkeit auf beiden Seiten, im Quirinal wie im Vatikan, wären hier der einzige Durchgang zum wahren Fortschritte. Annahme des Wertvollen, des dauernd Berechtigten auch vom Gegner wäre die Arznei des zerrütteten Landes. Wird sie angenommen werden?

Für die Beurteilung der römischen Lage ist wertvoll, daß der Papst den obskurantistischen und reaktionären Machinationen, die ein Desaveu der Schriften P. Heckers und damit des „Amerikanismus" überhaupt forderten, kein Gehör geschenkt hat, daß Maignen seinen Beifall nicht gefunden hat. Anderseits gewann jedoch eine verschärfende Interpretation der neuen Bücherverbote (wie auch vereinzelt in deutschen Diözesen) sein Gehör. Die Elastizität Leos XIII., des edelen, geistvollen Friedenspapstes, ist wunderbar; zu bedauern ist nur, daß nicht der Schatten der Lebensuhr des Greises um Decennien zum Rückgange gebracht werden kann. Leo wäre der Mann, um seine Zeit zu verstehen und mit neuen Mitteln im großen Stile neuen Bedürfnissen zu dienen!

In Nordamerika dauert der durch P. Hecker und Erzbischof Ireland, sowie um die katholische Universität Washington entbrannte Kampf fort. Die angelsächsische Rasse, der als Trägerin germanischen Geistes, des Inaugurators der Neuzeit, die kirchliche Zukunft (nach dem Urteile der Einsichtsvollen) gehört, diese Rasse, die in England in Männern wie Newman und Manning neue Perspektiven erschloß, indem sie germanischen Tiefsinn mit keltischer Kraft und Zähe verbindet, wird sich auf die Dauer durch verschmitzte Machinationen nicht hemmen lassen, und auch die pseudo-deutsch-patriotische Diplomatie eines Schröder, die mit dessen Ernennung zum Professor der Dogmatik an der k. preuß. Akademie Münster i. W. endigte, ist

Digitized by Google

nunmehr klar genug zu Tage getreten; ebenso aber auch leider die bisherige Unfähigkeit dieses Mannes auf wissenschaftlich-theologischem Gebiete. Möchte die Larve deutschen Patriotismus fürder nicht mehr zur Verhüllung eines extremen und gewaltsamen Obskurantismus dienen können!

In der Schweiz hat der Kampf zwischen verknöchertem Konservatismus und frischem Vorwärtsstreben an der katholischen Universität Freiburg zu dem bekannten Auszuge der acht deutschen Professoren geführt, welcher durch die Denkschrift derselben zur Genüge motiviert wurde. (Akad. Verlag, München, 1898.) Die prahlerisch verheißene Gegenschrift der andern Partei ließ lange auf sich warten; nun ist sie endlich erschienen, aber so, daß sofort ein Protest der acht Demissionäre erfolgte. Wir brauchen den wissenschaftlichen Standpunkt einzelner der Ausgewanderten nicht zu teilen, um zur Behauptung zu gelangen, daß der Kampf um die christliche Weltanschauung an unseren ehrwürdigen Universitäten immer noch eine lohnendere Aufgabe und ein sicherer Posten ist als das Zurückziehen in Winkelbollwerke und der Kampf mit vielfach reformbedürftigen Waffen!

Oesterreichs wenig erfreuliche kirchliche und politische Lage ist bekannt; auf der einen Seite die alte energielose, josephinische Stagnation, auf der andern rabulistische Umstürzelei! Kann aus solchem Gemische ein erträgliches Gebilde erstehen? Erfreulich ist die Berufung des Würzburger Professors der Kirchengeschichte Dr. Ehrhard an die Universität Wien. Sein energischer Charakter, seine universale, vorurteilsfreie Geschichtsauffassung, sein mutiger Wahrheitssinn, verbunden mit der tüchtigen theologischen Bildung der neueren Würzburger Schule, macht ihn hervorragend geeignet zu dem von ihm erwarteten Ausbau und der Neuorganisation der Wiener theologischen Fakultät. Möge diese nun frischeres theologisches Streben und Leben in Oesterreich inaugurieren und zur religiösen Belebung und Konzentration des Ostens das ihrige beitragen!

Deutschlands katholisches Leben und Streben steht noch immer unter dem Zeichen H. Schells, des mutigen, scharfsinnigen und weitschauenden Würzburger Apologeten. Seine letzte Schrift: „Die neue Zeit und der alte Glaube“ hat auch den Lesern seiner früheren Schrift: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts“ vielfach größere Klarheit gebracht und seine nörgelnden Gegner verblüfft. Die deutsche Centrumspresse hat sie meist ignoriert (besonders die norddeutsche), offenbar wiederum auf ein von gewisser Seite ergangenes mot d'ordre. (Vgl. hierzu die Spektatorbriefe der Wiss.-Beilage der Münchener „Allgem. Ztg.“.) Hiegegen entspann sich in der Schweizer katholischen Presse eine eingehende Diskussion, die noch fortdauert. Merkwürdig! Auf katholischer Seite ignorieren nun die Extremen die besten Kämpen und Verteidiger der eigenen Kirche, während dies früher von den Gegnern derselben geschah! Nun hat doch selbst A. Drews (Preuß. Jahrb. Nr. II, Aug. 1898) diese Vogelstraußpolitik aufgegeben und erklärt, daß gerade katholische Theologen (Schell, Gloßner, Otten) es gewesen seien, die ihm auf seinen Vorwurf, man habe es auf theistischer Seite noch zu keiner grundsätzlichen wissenschaftlichen Rechtfertigung des persönlichen Gottesbegriffes gegenüber der modernen Philosophie gebracht, geantwortet hätten.

Es scheint jedoch gerade im jüngeren katholischen Klerus Deutschlands, und zwar nicht bloß an den Universitäten, eine Richtung im Aufsteigen begriffen

Digitized by Google

zu sein, die gegenüber der Repristination des Scholastizismus in der Theologie und des extremen Ultramontanismus im kirchlichen Leben einen frischeren Geist heraufzuführen sich anschickt, anknüpfend an die sogenannte „liberale" katholische Theologie von Männern wie Görres, Möhler, Sailer, Hirscher, Kuhn und an die berechtigte Betonung des deutsch-nationalen Elementes in der theologischen Wissenschaft, unbeschadet der Einheit der kathol. Kirche, wie sie in ihrer Verfassung begründet ist; so wollte es ja einst auch ein Franz Ludwig von Erthal und der vielverleumdete Wessenberg. Auf dem spekulativ-theologischen Gebiete die theologischen und psychologischen Probleme (Gottesbegriff, Gottesbeweis, Willensfreiheit, Erkenntnistheorie), auf historischem die dogmengeschichtlichen Aufgaben, sowie die Bibelwissenschaft und Patristik, auf moraltheologischem im Gegensatz zur Kasuistik die sittlichen Grundfragen und die praktische Uebersetzung der hohen Ideen des Evangeliums in die Sprache und Gesinnung der Neuzeit, etwa in der Art v. Linsenmanns, dessen Wahl zum Bischof von Rottenburg wir freudigst begrüßen: das sind die Probleme, die das Interesse dieser „jungkatholischen" Schule (so wollen wir sie einstweilen nennen) in Anspruch nehmen. Unbeirrt durch plumpe und unedele oder gar unredliche Kampfesweise gehen die Vertreter dieser Schule still und anspruchslos ihren Weg — vorwärts; ist es ihnen ja nicht um Vorteile und Ehrungen ihrer Person, sondern um das göttliche Ideal ihres Strebens zu thun. — Die Macht ihrer Gegner, die instinktiv jeder Verstärkung der Reihen der „Jungen" zu steuern suchen, verkennen sie zwar nicht, sie vertrauen jedoch, daß auch die einsichtsleere Zwangsrichtung des in Deutschland eingedrungenen französischen Seminardrilles des Klerus und des theologischen Formalismus, mag er auch von dem mächtigsten, dazu in der Gloriole des Martyriums erstrahlenden Orden vertreten sein, sowie der romanisierenden Uniformierung und der beschränkten Abschließung gegenüber den Bedürfnissen der Zeit noch einmal überwunden werde, damit um so eher und mehr die Einigung aller Wohlmeinenden, wahrhaft christlich denkenden, aller idealen und realen, kirchlichen und weltlichen Elemente sich vollziehe zum Siege der Wahrheit und so zur wahren Ehre Gottes und zum Heile unseres teueren Vaterlandes!

Johannes Christianus Veridicus.

Theater.

Die Saison beginnt.

Wenn ich schriebe wie die Poeten der Indianergeschichten, würde ich jetzt also anfangen:

An einem heißen Tage im August des Jahres 1898 saß in einem der westlichen Vororte Berlins ein breitschulteriger Mann von mittleren Jahren. Er sah noch wohl und rüstig aus, obwohl er immer im Schutz der Civilisation gelebt

Digitized by Google

hatte. In dem Augenblick, wo unsere Erzählung beginnt, beschäftigte er sich damit, abwechselnd flehende Blicke nach einem an der Wand hängenden Thermometer zu senden und mit der rechten Hand ein Taschentuch über die männliche Stirn zu führen. Als er so etwa eine Stunde gesessen haben mochte, stürzte ein Freund zu ihm ins Zimmer und rief mit einer Stimme, die deutlich den Schrecken seiner Worte widerspiegelte: „Die Theatersaison ist eröffnet!“ Der Held unserer Erzählung sprang auf, als wenn er von einer Viper gebissen worden wäre und starrte seinen erschöpften Freund sprachlos an. Ein tiefes Entsetzen malte sich in seinen Zügen, obwohl er breitschulterig war und immer im Schutz der Civilisation gelebt hatte. „Schon“! kam es stammelnd über seine blassen Lippen und er sandte einen hilfesuchenden Gedanken zu jener verschleierten Aristokratin, die unsere Leser im nächsten Kapitel kennen lernen werden. Indes: wenn der Bericht über die Berliner Premièren auch manchmal wie eine Räubergeschichte klingt, darf er doch niemals im Stil dieser höchst schätzbaren Erzeugnisse abgefaßt sein, und so konstatieren wir denn mit dem Ernst, der unserem Amte ziemt, daß die Saison in diesem Jahre bei 28° R im Schatten eröffnet wurde. Die Hoffnung läßt sich nicht umbringen, und so glaubten wir denn zunächst, ein Mann hätte die ganze Geschichte erfunden, um den Geschäftshunger der modernen Theaterdirektoren lächerlich zu machen. Aber nein, die Eröffnung war Thatsache und eine recht lehrreiche obendrein. Die moderne Bühne hat wie unsere Zeit überhaupt die Ruhe verloren. Der Sinn richtet sich nicht mehr auf stille Arbeit und bleibende Werte. Kein Direktor, und wäre er der gescheiteste und ehrlichste, kann heute existieren, ohne daß von seinem Theater gesprochen wird, und zwar möglichst viel und möglichst sensationell. Soll das aber geschehen, muß man dem gefräßigen Ungeheuer, das sich „öffentliche Meinung“ nennt, immer wieder und immer wieder Neuigkeiten in den hungrig gähnenden Rachen werfen. Für diesen Zweck ist nichts zu gut und nichts zu schlecht. Mit Poetenruhm wird gehandelt und mit dem pikanten Skandalprozeß einer Schauspielerin auch. Beide Dinge haben die gemeinsame Eigenschaft, von sich reden zu machen, der Skandal am Ende noch mehr wie der Ruhm, um ganz davon zu schweigen, daß er billiger zu haben ist. Censurverbote und andere Dinge, die eine Debatte in den Zeitungen hervorrufen, werden von den Direktoren wie Sendboten des Himmels begrüßt. Alles darf heute eine Bühne sein, ein Tanzplatz für gefällig entkleidete Choristinnen, ein Tummelplatz der Parteileidenschaften, ein Sumpf der Cliquenwirtschaft, ein übelberufener Ort, alles, alles — nur eben das nicht, was sie sein sollte, ein unfriedeter, ernster, stiller und geweihter Ort. Die Ruhe ist unserer Zeit abhanden gekommen und die Konkurrenz schwingt ihre furchtbare Geißel. Man stört den Schlaf des Sommers, um nur ja zur rechten Zeit auf der Annoncensäule vertreten zu sein. Man eröffnet bei 28° R im Schatten, um jeden Mann und jeden Groschen zu ergattern. Man würde mit Freuden, wenn es sich lohnte, ununterbrochenen Betrieb, eine Tag- und eine Nachtschicht einführen. Man muß ja, man muß. Die hungrigen Kassen dulden keine Ruhe.

* * *

Die heißen Tage kamen und gingen so schnell wie in Berlin die Talmigenies kommen und gehen. Der September hat rauhe Luft und braunes Laub gebracht. Der Wind hat die sanften Manieren abgelegt und fährt als barscher

Digitized by Google

Sturm über die Felder. Die Biergärten der Vororte sind verödet. Die Berliner bleiben in ihren vier Pfählen und die einheimischen Bürger verbringen den Abend lieber in der Gaststube, als daß sie sich im Freien vom alten Grobian Sturm mit rauhen Worten anfahren lassen. Die letzten Sommerfrischler kommen mit eilig gepackten Koffern zurück und stimmen die üblichen Klagelieder an, um im nächsten Jahre wieder in der üblichen Weise auszufliegen. Der Herbst ist da, ohne triefenden Regen und feuchte Verwesung, ohne jenes elende Mischmasch von Witterung, das auch den gesunden Geist mit Mißmut umflort, — ein kalter und männlicher Herbst, wie ihn der Norddeutsche liebt, der dem freien Acker nicht ganz entfremdet wurde. Der erleuchtete Raum des Theaters bildet nun einen traulichen Gegensatz zu den dunklen Abenden, die hereinbrechen. Die Saison ist endgültig und unwiderruflich eröffnet. Die Natur selber hat es gethan. —

* * *

Es begreift sich, daß die Theaterdirektoren die veränderte Luft bald witterten und mit ihren neuen Stücken herausrückten. Am ersten hatte Brahm, der im „Deutschen Theater" waltet, die Rüstungen beendet und eröffnete mit der Dichtung eines Norwegers die Schlacht. Die Dichtung heißt „Johanna" und der Norweger Björnson. Er ist der Sohn des auch in Deutschland bekannten Björnstjerne Björnson und hat von seinem Vater, wie wir mit Freuden feststellen, nicht nur einen Namen, sondern auch dramatisches Talent geerbt. Sein Stück ist nicht eben eine tiefe Dichtung, in der alles keusch und unberührt ist wie die Welt am ersten Tag. Der Konflikt ist bekannt und die Charaktere sind es auch. Der junge Björnson hat nichts Neues zu sagen, noch weiß er uralte, aber ewige Motive in gewaltige Formen zu bannen. Er schreibt wie jemand, der mehr vom Lesen als vom Leben angeregt wurde, wenn wir den Impuls des Lebens auch keineswegs ganz leugnen wollen. Seine Kunst offenbart gute Schule und ein sehr achtbares Streben, nicht aber unvergänglichen Reichtum und unwiderstehlich treibende Kraft. Da er nun einmal schreibt, schreibt er gut; er könnte es aber auch lassen, ohne darum gleich in Melancholie und Schwermut zu verfallen. Immerhin aber bleibt sein Stück eine respektable Arbeit und soll, wenn wir nun versuchen, es zur Anschauung zu bringen, all die Wärme und Geneigtheit des Geistes erfahren, die eine respektable Arbeit unter allen Umständen verdient.

* * *

Fangen wir mit dem Land an, in dem es gewachsen ist. Wer an einem hellen Sommermorgen in die Bucht von Christiania hineinsegelt, sieht Macht und Glanz vor den trunkenen Augen ausgebreitet. Fast ist es, als ob Gott einen seiner Herrschergedanken hier in Berg und Meer und Sonne verwandelt hätte. Der Glanz und die Größe beschwingen die Seele, und durch ein leuchtendes Thor glaubt man in ein königliches Land hineinzuziehen, in ein Land, dem nicht nur die trotzende Gewalt des Herrschers, sondern auch der Purpur seines Reichtums eignet. Man täuscht sich aber; der Reichtum wohnt hier nicht. Wenn man, ein Kind der fruchtbaren Ebene, in den Bergen herumwandert, sinkt es wie Schatten auf das Land. Drohend und dunkel steigen die Felskuppen aus dem Meer. Es ist eine grandiose Pracht, in der man atmet, aber man atmet schwer, denn es ist eine Pracht von grauem Gestein. Die weichen Umrisse mit

Digitized by Google

ihrer versöhnlichen Sprache verstummen hier. Die Natur ist hart und karg und zeugt Menschen, die den Ernst und die Schwere ihrer Heimat haben. Otar Bergheim ist ein solcher Mensch. Seine Eltern waren Bauern, die mit der starren Erde um die Nahrung rangen und in diesem Dienst grobe Fäuste und einen unzerbrechlichen Willen bekamen. Er — der Sohn — sollte es besser haben; er sollte die gelehrte Schule besuchen und ein Pfarrer werden, ein wirklicher, wahrhaftiger Pfarrer, bei dem dann und wann der Superintendent speist und vor dem die Bauern die Mützen ziehen. Ein Thaler nach dem andern wurde zu diesem Behufe beiseite gelegt, und an jedem einzelnen klebte die schwere Arbeit von Tagen und Wochen. Jeder einzelne wußte von Sorgen und Entbehrungen und nächtlichen Erwägungen zu reden und an jedem einzelnen stählte und härtete sich die Energie der Menschen, die ihn ersparten. Ein zäher Bauernwille aber führt zum Ziel und so kam Otar wirklich nach der Hauptstadt — diesem bunten Traum der Einsamen — und wurde Student. Kein froher Student, wie ihn der Deutsche kennt und liebt, kein Freund des Bechers und Gesangs, der im jungen Mai des Lebens an den Winter des Amts nicht denkt. Der Gedanke an seine Eltern und die Natur, in der er gewachsen war, verboten ihm das gleichermaßen. Seinen Eltern wäre jeder rote Pfennig, für die leichte Freude verausgabt, eine schwere Sünde gewesen, und er wäre ohne diesen strengen Grundsatz nicht gewesen, was er eben jetzt war. So kam es, daß er sich vom Gastmahl des Lebens fernhielt und schließlich auch die anderen verachtete, die an der Tafel saßen und unter Musik und Gläserklang den Ernst vergaßen. Sein Christentum bekam einen Anstrich von Bauerndürftigkeit und von der Bauernverachtung des leichten Tands. Er haßte die feine Geselligkeit, zu der seine plumpe und ungeschlachte Gestalt nicht stimmte, und er haßte die Schmeicheleien des Luxus, wie einer, der in Strenge erzogen und durch Strenge groß geworden ist. Der Tischlermeister Sylow, in dessen Haus er wohnte, liebte ihn darum auch nicht. Er konnte ihn nicht lieben, weil seine eigene Natur einen Zug ins Leidenschaftliche und Genußfreudige hatte. Er liebte Musik und pflegte scherzend zu sagen, daß seine Gedanken für sein Handwerk nicht hölzern genug seien. Er war ein freundlicher, sympathischer Mensch, den die Leute gern hatten, der aber nicht dazu geschaffen war, mit der Tischlerei vorwärts zu kommen. Ja, es ging sogar mitunter zurück, und dann kamen dunkle Stunden für Sylow. Er sah mit bangen Augen auf seine Familie, sah die Not über die Schwelle treten und verwünschte seine Natur, der Strenge und Härte fehlten. Den Studenten aber, der bei ihm wohnte, lernte er schätzen, wie wenig er ihn auch lieben konnte. In Otar Bergheim sah er, wie man sein mußte, um nicht in die Schlingen und Fallstricke der Freude zu fallen. Otar Bergheim würde nie die Wirtschaft seines Hauses vergessen und würde nie so leben, daß sein Gewissen ihn ernst und vorwurfsvoll an sorglose Stunden mahnen mußte. Er war plump, aber lebenstüchtig, und Sylow mußte einsehen, daß die Lebenstüchtigkeit doch von tiefer Bedeutung sei. Er wußte es am besten; er hatte es erfahren, wenn seine schwärmenden Gedanken die Tischlerei verließen und er hatte bitter, unendlich bitter darunter gelitten, wenn er aus seinem Traum aufwachte und das praktische Leben seine unerbittlichen Forderungen stellte. Vor diesem Leiden, vor diesen schlimmen verlorenen Illusionen wollte er seine Familie bewahren, und daher bestimmte er, als die Schatten des Todes ihn umdunkelten, daß Johanna, seine siebzehnjährige

Digitized by Google

Tochter, sich mit Otar Bergheim verloben sollte. Und Johanna, die in ihrem Vater ihr eigenes musikalisches Naturell schwärmerisch liebte, that, was der Sterbende wollte. Sie wurde Braut aus Pflicht. —

Zwei Jahre gingen. Johanna brachte sich und zum Teil auch die Ihrigen mit Musikstunden durch, ohne doch ihre privaten Studien ganz zu versäumen. Die musikalische Begabung des Vaters war in ihr stärker und tiefer zu neuem Leben erwacht. Ihr Ruf wuchs und war bald von einem Glanz übersonnt, der bei einer einfachen Lehrerin hätte befremden müssen. Johanna war aber auch mehr. Die Musik war ein Teil ihres Wesens, der zum Ausdruck drängte. Ihr Spiel war beseelt und von den Eigentümlichkeiten ihres Geistes überschattet. Die musikalischen Neigungen, die sie ererbt hatte, waren in ihr Kunst geworden; Kunst, die ihre Schwingen regen wollte und sich darum aus der Enge und Dürftigkeit des Heims hinaussehnte. Freude hatte sie von ihrem Talent nur wenig. Im Hause bekam ihr Wesen einen nervösen Zug, der der einfachen Mutter nicht gefallen konnte, und Otar sah ihre ganze Kunst mit unfreundlichen Augen an. Er liebte sie. Eine tiefe Leidenschaft hatte in der Brust dieses plumpen Burschen Platz gegriffen. Johanna war das erste Helle und Freundliche, das in sein Leben getreten war und das er besitzen durfte, ohne sich der Sünde zeihen zu müssen. Er wachte eifersüchtig über sie und mißgönnte allen andern die Strahlen, die von ihr ausgingen. Es war nicht niedere Mißgunst, es war nur die Mißgunst dessen, der zu verlieren fürchtet. Ja, Otar Bergheim hatte Furcht. In seiner Liebe lebte die ganze Härte und Strenge seines Wesens. Er wollte Johanna besitzen, wollte in ihre Seele die Schatten seiner Weltanschauung werfen, wollte sie in sein besonderes orthodox-theologisches Milieu hinüberziehen, um sie mit allen Fasern ihres Wesens sein eigen nennen zu dürfen. Und weil er das alles wollte, darum hatte er Furcht. Sie entglitt ihm, wenn sie bei andern war und durch allerlei eitle Dinge gefesselt und geblendet wurde. Das trieb ihn unruhig umher und impfte ihm einen finsteren Haß gegen ihre Musik ein. Denn die war schuld! Ewig mußte er fürchten, daß ein bewilligtes Stipendium sie durch eine Studienreise entführte, um so mehr, als er in der letzten Zeit einen Feind im Rücken fühlte, einen klugen, gefährlichen Feind, der es verstand, die sündige Freude mit Blumenworten zu schmücken. Johannas alter Onkel war es, der pensionierte Bibliothekar Hans Sylow, der zur Witwe seines Bruders ins Haus gezogen war, um durch die Zimmermiete ein wenig zum Lebensunterhalt beizutragen. Er liebte Johanna, aber nicht mit der Liebe, die besitzen will, sondern mit jener anderen, die das geliebte Wesen frei und groß und glücklich sehen möchte. Er war ein alter Kavalier, der an Winterabenden gerne seinen Toddy trank, das Theater liebte und in moralischer Beziehung eher fünf gerade sein ließ, als daß er mit starrer Konsequenz auf seinem Schein bestanden hätte. Die starren Forderungen waren überhaupt seine Sache nicht. Er konnte ablassen und verzichten; er kannte die menschliche Schwäche und konnte ihr gut sein. Er hatte Humor. Das Dasein, das seine Nichte an der Seite des finsteren Otar führen würde, entsetzte ihn. Er sah, daß sie geknickt werden mußte, und sah sie als einen bleichen Schatten durch ein freudloses Haus wandern. Er sah, daß es zwischen ihrer hellen Künstlernatur und dem puritanischen Ernst des Bauernchristen keine Versöhnung gab. Er wußte, daß hier von zwei Menschen einer geistig sterben mußte, und er wußte, daß der harte Otar dieser eine nicht

Digitized by Google

sein würde. Weil er das aber wußte, wollte er das Verhältnis gelöst wissen, das nur durch ein Menschenleben aufrecht erhalten werden konnte. Johanna liebte den alten Mann, der immer so freundlich bemüht war, die Wolken von ihrer Stirn zu scheuchen, wenn sie den Grund seines Mitleids auch nicht ganz begriff. Ihre jungen Augen sahen eben nicht, was seine alten sehen konnten. Sie trug an dem Verhältnis zu Otar wie an einer Pflicht, die sie immer noch mit ihrer Zukunft glaubte vereinigen zu können. Sie hielt es für möglich, gleichzeitig Frau Pfarrer Bergheim und Künstlerin zu sein. Das menschliche Herz ist ja, wenn es vor schmerzvolle Entscheidungen gestellt wird, immer ein so feiges Ding, und das Herz der kleinen Johanna konnte davon nicht gut eine Ausnahme machen. Sie schleppte sich hin und schleppte sich hin, bis es eben gar nicht mehr ging, bis auch ihrer jungen Seele die Ahnung dämmerte, daß Johanna Sylow hier zwischen Tod und Leben zu wählen habe. In einer stürmischen Scene brach diese Erkenntnis über sie herein und das musikalische, fröhliche Menschenkind trennt sich von Otar Bergheim, dem Unbeugsamkeit und Härte durch weit zurückreichende Traditionen im Blute liegen.

* * *

Das Drama ist damit aus und ich wollte, meine Kritik dürfte es auch sein. Sie darf es aber nicht, weil ich dadurch eine Schwäche des Stücks verschweigen würde. Ich muß noch einen Dichter erwähnen, mit dem wir bekannt gemacht werden, nicht eben zu unserem Entzücken, obgleich er an sich ein ganz respektabler Mensch zu sein scheint. Es ist seine Rolle im Drama, die uns ihn verleidet. Johanna verliebt sich nämlich in ihn, und dadurch wird, wie leicht ersichtlich, das ganze Stück gefährdet. Im skeptischen Zuschauer kann wenigstens ein leises Mißtrauen aufsteigen. Er muß sich die Frage vorlegen, ob Johanna nun auch wirklich von der Sorge um ihr geistiges Ich fortgetrieben wird oder ob nicht das ganze Brimborium von großen Worten einfach einen sinnlichen Rausch verbergen soll. Wie gesagt: die Frage entsteht; aber der innere Gegensatz zwischen Johanna und Otar Bergheim ist schließlich stark genug herausgearbeitet, um sie verneinen zu dürfen. Besser freilich wäre es gewesen, wenn Björnson junior den Handel ohne den Dichter zum Austrag gebracht hätte. Damen im Alter von 19 Jahren glauben nur zu häufig, daß die Welt in Flammen steht, weil ihr kleines Herz brennt. Und nun gar wenn ein Dichter im Spiel ist — oh! —

* * *

Einen Tag später als das „Deutsche Theater" setzte das Lessingtheater ein. Man darf dieser Bühne insofern Glück wünschen, als sie nicht mehr von Blumenthal geleitet wird. Ob Herr Neumann-Hofer, der neue Direktor, etwas Gutes leisten wird, steht freilich noch dahin. Man darf aber wenigstens das Beste hoffen und das ist gegenüber dem durchaus hoffnungslosen Elend unter Blumenthal immerhin ein Fortschritt. Der erste Abend bot vorläufig leider nichts Gutes, obgleich ein so erlauchter Geist wie Shakespeare zu Worte kommen sollte. Der Fehler war, daß man ihn eben nicht zu Worte kommen ließ. Seine Poesie wurde von einem unsagbar öden Ausstattungsschwindel überwuchert, und die Feier der erhabenen Scene, in der Heinrich V. sich vor der Schlacht mit seinem Busen unterhält, wurde durch Herrn Bonn in allerhand virtuosen Kram hinabgezerrt. Es giebt Kritiker in Berlin, die die erklügelte Natürlichkeit dieses Schauspielers für Natur halten. Ach nein, meine

Digitized by Google

Herren! An diesem Manne ist, soweit er nach einer Leistung zu beurteilen ist, keine Faser echt. Alles ist Tric und Berechnung, und die erste Hoffnung, die wir dem neuen Lessingtheater entgegenbringen, soll sein, daß es den ehrlichen Bonn zu zügeln weiß, falls es ihm belieben sollte, sich in sensationeller Weise auf den genialen Mimen hinaus zu spielen. Von dieser Sorte Genialität haben wir in Berlin nachgerade genug. **Erich Schlaikjer.**

Von der Großen Berliner Kunstausstellung.

Unter den großen deutschen Kunstausstellungen dieses Jahres zeichnet sich die Münchener Secession, wie stets, durch Frische und Eigenart, der Münchener Glaspalast wenigstens durch eine fast verwirrende Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit, vor allem durch die „great attraction“ des Klinger'schen „Christus im Olymp“ aus. An der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung rühmt man rückhaltlos die Abteilung für Bildwerke, die eben — nur einen Teil des Ganzen bildet. Die beiden einzigen großen goldenen Medaillen sind diesmal denn auch einem Bildhauer und einem Architekten verliehen worden: dem Brüsseler Pierre Van der Stappen, der ein förmliches Museum der reizvollsten Skulpturarbeiten künstlerischen und kunstgewerblichen Charakters in Gips, Bronze, Elfenbein und Silber ausgestellt hat, sowie dem verdienten Schöpfer des Kyffhäuserdenkmals, Bruno Schmitz in Charlottenburg, dessen Entwürfe für das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig — mit die großartigste Anlage dieser Art — diesmal mit der höchsten Auszeichnung gekrönt wurden.

Durch Veranstaltung großer internationaler Wettbewerbe, in denen Spanier, Polen und Amerikaner (heute die interessantesten Malernationen) in den glühendsten Farben den künstlerischen Geist ihrer Völker vor uns auf die Leinwand zitierten, hat Berlin uns in den letzten Sommern etwas verwöhnt. Es hieß jahrein jahraus: „Die Reichshauptstadt hat sich selber übertrumpft“, bis denn diesmal die Medaille der öffentlichen Würdigung uns ihre Kehrseite mit der hämischen Glosse: „Berlin hat sich einmal gehörig — unterboten!“ zuwendet. Das hat man davon, wenn man sich für das Publikum „die Beine ausreißt“, wie am Spreestrande so schön gesagt wird.

Ein paar Säle mußten diesmal geschlossen bleiben, und das war durchaus kein Unglück. In den geöffneten hängen die Bilder durchweg ausgezeichnet, und das ist sogar ein großer Vorzug. Aber da, wie es heißt, ein edler Held sich auch am höchsten Galgen stattlich ausnimmt und ein armer Schächer dadurch nicht schöner wird, daß er vorteilhaft hängt, so kommt manchem Bilde die exponierte Lage keineswegs besonders zu statten.

Ich hätte es übrigens als eine wahre Erfrischung empfunden, wenn ich häufiger auf ein recht häßliches Bild gestoßen wäre, denn in der Häßlichkeit liegt oft Charakter. Aber brave, tüchtige Durchschnittsleistungen, korrekt und

Digitized by Google

konventionell in jedem Pinselstrich, können einen ebenso zur Verzweiflung bringen, wie eine Gesellschaft von lauter Geheimratsgattinnen. Und man malt außerordentlich korrekt in der Reichshauptstadt, sogar kunstvoll! Berlin ist der Sammelpunkt der sogenannten „Kunstmaler" — nebenbei bemerkt, eine der fürchterlichsten Wortagglutinationen, die unsere stilverlassene Zeit sich neben dem „Altreichskanzler" ersonnen hat.

Die ältere Schule in Berlin ist etwas Anderes als ihre Münchener Schwester, die zu den Füßen der Piloty und Kaulbach gesessen. Die Maler der Berliner akademischen Richtung haben sich stets durch ihren geradezu verblüffenden — Ueberfluß an Ideenarmut ausgezeichnet.

Es fehlt ja in der Ausstellung keineswegs an Bildern neuer und neuester Richtung. Der große Saal 9 ist vorzugsweise den malenden Jüngstdeutschen eingeräumt. Aber selbst die „Moderne" wird nur allzu vielen ihrer Anhänger zur bloßen Mode, sie klammern sich an die Formen und dringen in Wesen und Inhalt nicht ein. Die dringendste — und dabei wahrlich nicht bloß von heute oder gestern stammende — Forderung, daß ein Kunstwerk ein „Stück Welt, gesehen durch ein Temperament" sein soll, bleibt für diese Herren eine leere Formel, weil sie das dazu erforderliche Temperament eben nicht erschwingen können. Das bezieht sich keineswegs allein auf die Berliner Maler. In Saal 9 giebt es zwei große Dreiflügelbilder (im Vertrauen gesagt, die neueste Art, Aufsehen zu erregen!). Beide, sowohl die Bauernmadonna des Wieners Goltz, wie der „Verzauberte Wald" des Müncheners Exter lassen kühl. Ein kleiner Einfall, ein Gedänkchen, wird dadurch nicht bedeutender, daß man ihn in drei Teile zerlegt. Der einzige Unterschied ist eben der, daß man dann statt der Eins — drei Drittel vor sich hat!

Die neuere Schule, welche die Malerei unleugbar durch drei Dinge — durch kühne, unabhängige Gedanken, durch Licht und durch Stimmung — bereichert hat, hat in Berlin am günstigsten auf die Landschafter und die Portraitmaler eingewirkt. Das Aufsteigen Karl Zieglers (kleine goldene Medaille) in die erste Reihe der deutschen, ja der europäischen Bildnismaler ist eine der erfreulichsten Episoden der diesjährigen Ausstellung. Walter Leistikow, dem sich sogar schon die Nationalgalerie geöffnet hat, entwickelt sich — si parva licet componere magnis — mehr und mehr zu einem Böcklin der märkischen Heide- und Seenpoesie. Nicht bloß im Landschaftlichen, sondern vor allem im Genre hervorragend sind Liebermann, Dettmann, Skarbina, Friedrich Stahl, die aber diesmal alle nur mit höchstens je zwei Bildern erschienen sind. Liebermann, der unvergleichliche Maler der gefurchten, welken Schönheit des Alters, hatte im vorigen Jahr mit seinen neuesten Werken ein ganzes Zimmer gefüllt, heuer dagegen bloß seinen „Sonntag-Nachmittag in Laren" ausgestellt. Ein Genrebild allerersten Ranges ist der „Gemeinderat zu X", diesmal von einem Dresdener, Richard Scholz. Vorzügliches leisten, wie immer, die Tiermaler Kuhnert und Friese.

Von den großen Alten sind beide Achenbachs, Joseph v. Brandt, Ed. v. Gebhardt (mit einem „Elias in der Wüste"), Lenbach, Gabriel Max, Paul Meyerheim u. a. m. vertreten. Sie alle haben es deshalb zur Meisterschaft gebracht, weil sie sich ihren Stil aus sich selbst heraus, nach ihren Anlagen und Neigungen bildeten. Es sind weniger „Individualitäten" im bloß unter-

Digitized by Google

scheidenden Sinne, die sich auf dem Prinzipienrost irgend einer Schule mit dem leeren Füllsel der Abstraktionen spicken ließen, als vollsaftige, lebenswarme Naturen. Auch Andreas Achenbach hat seine eigene Anschauungswelt, obwohl er in Farbe und Ton als ein Epigone der altniederländischen Marine erscheint. Die durchaus eigene, persönliche Technik dieser bedeutenden „Könner" wird dabei niemals den innern Gehalt des Bildes zu überstrahlen suchen. Ein rein technisches Kunststück ist hingegen der „Gewittersturm in den Alpen" des im übrigen so verdienstvollen Grafen Ferdinand Harrach-Berlin. Man stelle sich ein in gelblich-weißen und grauvioletten Tönen gehaltenes Bild vor, das vollständig den Eindruck eines Alpenreliefs macht. Ein schräggestellter Felsblock in der Mitte, unter dessen Schutz liliputanerhafte und daher etwas kurios wirkende Kühe muhen, ist mit solchem Raffinement gemalt, daß man noch in der Entfernung von zwei bis drei Schritten überzeugt ist, eine übermalte Modellierarbeit vor sich zu haben. Bei diesem Bilde überwiegt das rein Virtuosenhafte so sehr, daß man keinen Augenblick die dargestellte Scene, sondern immer nur die technischen Einzelheiten vor sich hat. Glänzend in der Ausführung ist auch die „Herbst-Abendsonne" von Viktor Freudemann-Berlin. Meisterhaft gezeichnete Baumgipfel, auf denen die glühende Abendsonne alle Töne goldiger Bronzen hervorzaubert und sie dadurch fast wie die emaillierte Filigranarbeit eines kunstreichen Juweliers erscheinen läßt. Es fehlt nur eins, das Wichtigste — der lyrische Zauber des Sonnenuntergangs!

Daß das viel mißbrauchte Wort „Stimmung" kein leerer Wahn ist, zeigt dem gegenüber das Bild „Nach dem Gewitter" von Max Uth, ebenfalls einem Berliner, der seinen Stolz darin sucht, nicht bloß eine geschickte Hand, sondern auch eine fein empfindende Psyche zu haben. Luft und Wasser scheinen hier förmlich unter den letzten Nachwirkungen der elementaren Entladungen zu zittern, der Himmel glüht wie ein zornverdunkeltes Antlitz nach überstandenem Ringkampf. Eine wunderbare Ruhe liegt bei alledem über der Landschaft, aber es ist ein Friede der Erschöpfung und Entkräftung. Schön sind auch Rummelspachers „Gaisbergferner im Neuschnee", Bachmanns „Meer" und Heinrich Zügels „Halt". Rasch bemerke ich hier noch, daß die Ausstellung recht reich an allerliebsten kleineren Sächelchen (wie z. B. des Münchener Karl v. Bergens „Wasserpartie") ist, die allem Anschein nach eifrig gekauft werden.

Unter den ganz vereinzelten Kriegsbildern hat mich Karl Röchlings „In den Steinbrüchen von Rozerieulle-Gravelotte" am meisten angesprochen. Röchling malt nicht nur kämpfende Soldaten, er giebt uns auch eine volle Vorstellung von der brütenden Sonnenglut, unter der sie leiden, von ihrer Erschöpfung und Agonie. Der wackere Düsseldorfer Rocholl, dessen glänzende Kürassiergestalten sich so wirksam von dunklem Hintergrunde abzuheben pflegen, hat in diesem Jahr leider nur München, nicht Berlin beschickt. Wenn man den kriegerischen Geist des heutigen Deutschland nach seinen Militär- und Schlachtenbildern beurteilen wollte, dann könnte man sich jedenfalls nur ein ziemlich klägliches Bild davon machen. Unter den hundertfach geschlagenen Spaniern findet man ungleich mehr angeborene Waffenfreudigkeit.

Die Geschichtsmalerei ist ebenfalls ganz in den Hintergrund getreten. Knackfuß malt Rüstungen und Gewänder, aber beileibe keine geschichtlichen Ereignisse. Auf eigene Gedanken scheint er mehr und mehr zu verzichten, seit

Digitized by Google

er so vielfach durch höhere Inspirationen beglückt wird. — Edel, schlicht, voll männlichen Behagens ist Hartmanns Germanenbild „Heldenlieder".

Nun zu Stuck! Einige der von dem berühmten Münchener ausgestellten Sachen, die jetzt der Henneberg'schen Galerie in Zürich angehören, sind uns schon vom Schulte'schen Salon her bekannt. Sein „Verlorenes Paradies" und das „Böse Gewissen" leiden beide an gewissen Gewaltsamkeiten der Stellungen und an seiner zur Manier gewordenen Sucht, alle Figuren zu weithin erkennbaren Geschöpfen seiner Kolossalphantasie zu stempeln, ihnen gleichsam sein Malerzeichen auf die muskulösen Schultern zu brennen. Der Engel mit dem flammenden Schwert ist ein echter Stuck — nämlich ein schöner Teufel, dessen Flügel sogar etwas Drachenähnliches haben. In seiner Vorliebe für das Dämonische hat Stuck übrigens einen Geistesverwandten im Frhrn. Hugo v. Habermann, ebenfalls einem Münchener, gefunden.

Ein Paar kräftiger Spanier — Villegas, Viniegra y Lasso —, die Berlin auch diesmal treu geblieben sind, sind uns herzlich willkommen. Der Ungar Vastagh stellt ein prächtiges Pußtabild „Kämpfende Stiere" aus. Des Engländers Daniell „Bildnis des Frl. Ethel Brignell" fesselt weniger durch erstaunliche Technik, als durch die Schönheit und den Adel des Objekts. Ein Glück, daß wir in unseren Ausstellungen ab und zu eine englische Schönheit zu sehen bekommen, die deutschen scheinen nur selten in der Lage zu sein, den Maler honorieren zu können, und für die arroganten, oft wenig angenehmen Gesichter unserer „Plutokratinnen" möchten wir uns nachgerade höflichst bedanken. —

Schwung und Kraft sind den älteren wie den jüngeren Vertretern unserer Bildhauerkunst nicht abzusprechen. Und kraftvoll muß die Skulptur sein, die sich an die strengen, festumgrenzten Formen ihrer Modelle zu halten hat, nicht an die rein subjektiven Vibrationen nervöser, übermüdeter Lebemannsaugen. Herters „Bismarck" und Segers „Moltke" sind beide sehr eindrucksvoll. Martin Wolffs Reiterdenkmal ist mit Recht durch die kleine goldene Medaille ausgezeichnet worden. Daß dieselbe auch dem Kasseler Everding für seinen „Achill mit dem Leichnam Hektors" zuerkannt worden ist, wird nicht allseitig unterschrieben werden. Die Gruppe ist unstreitig groß und heroisch angelegt, der harte, erbarmungslose Ausdruck in den Zügen Achills ist vortrefflich, aber die emsige Sorgfalt, mit welcher der Sieger den Riemen durch die durchbohrte Ferse seines Gegners fädelt, den vom furchtbaren Lauf jedenfalls noch schweißtriefenden Fuß in die nächste Nähe seiner Nase bringt, hat etwas, das förmlich nach Parodie schreit. Eberleins Halbfigur „Goethe betrachtet Schillers Schädel" ist ein würdiges Seitenstück zu dem seinerzeit vielgerühmten Weizenberg'schen „Hamlet mit Yoriks Schädel". Interessant sind die wirklich genialen Versuche, die Max Kruse und sein verstorbener Freund Nikolaus Geiger, der gleich ihm in Wilmersdorf bei Berlin schaffte, mit Holzschnitzereien größeren Stils unternommen haben. So mag es den Oelmaler reizen, sich einmal in Aquarell zu versuchen. Das sprödere Kunstmittel giebt wunderbar eckige und charakteristische Linien. Kruse, der Schöpfer des „Siegers von Marathon", scheint sich jetzt jedenfalls im Zenith seiner Produktivität zu befinden. E. K.

Digitized by Google

Fortschritte der Medizin.

Aus den medizinischen Veröffentlichungen und den Verhandlungen der verschiedenen ärztlichen Kongresse in den letzten Monaten treten uns, abgesehen von vielen kasuistischen Mitteilungen und Spezialforschungen, die nur für den Fachmann Wert haben, eine Reihe ganz bestimmter Fragen entgegen, die im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stehen und wohl auch noch auf lange hinaus stehen werden. Es sind das zunächst die therapeutischen Bestrebungen der heutigen Medizin.

Die ärztliche Wissenschaft hat eingedenk dessen, daß sie mit dem rein naturwissenschaftlichen Standpunkt am Krankenbette nicht auskommt und daß die praktische Ausübung des ärztlichen Berufes nicht nur eine Wissenschaft, sondern vielmehr eine Kunst ist, längst ihren ausschließlichen und ausschließenden Standpunkt aufgegeben. Sie nimmt das Gute, wo sie es findet, unbekümmert, ob es von Laien oder von Aerzten kommt. Dadurch zieht sie, sehr zum Vorteil des Heilung suchenden Publikums, immer weitere Gebiete, die bisher fast durchweg in Händen von Laien und Kurpfuschern lagen, in ihren Bereich, sucht diese auszubauen und ihnen eine wissenschaftliche Grundlage zu geben. Ich erinnere da nur an die Massage, die Heilgymnastik, Atmungsgymnastik, Luft- und Licht- (Sonnen-) Therapie, Wasserheilkunde.

Indem sie alle chemischen und physikalischen Hilfsmittel der Neuzeit sich zu nutze macht, um immer feinere und genauere Diagnosen zu stellen, den menschlichen Körper in seiner eigenen Thätigkeit bei der Ueberwindung vieler Krankheiten genau studiert, bildet sie immer rationellere Heilmethoden aus, die den Organismus bei seinem Kampfe mit der Krankheit unterstützen sollen. Die Zeit des Pessimismus in der Behandlung innerer Krankheiten ist längst vorbei. Wir heutigen Aerzte verschreiben unsere Mittel, weil wir von ihrer Wirksamkeit fest überzeugt sind.

Die Organsaft- und die Serumtherapie, das sind die beiden neuesten Systeme ärztlicher Hilfsmittel. Der ersteren, die ja immer noch auf rein äußerer Erfahrung beruht und über deren eigentliche Wirkung und Wirkungsursache so gut wie gar nichts bekannt ist, hat es sehr geschadet, daß sich sofort die Industrie der Fabrikation dieser Präparate bemächtigte und nun ohne jede Kritik, mit oft schwindelhafter Reklame aus allen möglichen und unmöglichen Organen hergestellte, angebliche Heilmittel über ein kauflustiges, heilungbedürftiges Publikum ausstreute. Es war ja so verführerisch. Man brauchte nur das Organ anzugeben, in welchem die Krankheit ihren Sitz hatte, erhielt ein aus demselben Organ hergestelltes Mittel und war geheilt oder vielmehr nicht geheilt. Zahllose Mißerfolge brachten die ursprünglich wertvolle Entdeckung bald in Mißkredit. Heute gebrauchen wir ernsthaft nur noch die Präparate der Schilddrüse, besonders der Hammelschilddrüse, und vielleicht noch die des Eierstockes.

Daß mit diesen Mitteln bei den geeigneten Krankheiten oft erstaunliche Erfolge erzielt werden, ist nicht zu leugnen. So berichtet, um nur einen neueren seltenen Fall anzuführen, Dr. Brauthomme von Noailles im „Journal de médecine et de chirurgie“ vom 10. Februar 1898 folgendes. Es kam zu ihm ein 52jähriger Kranker, welcher seit 11 Jahren an Zuckerharnruhr litt. Im Jahre

Digitized by Google

1895 waren sehr heftige, quälende Nervenschmerzen (Neuralgien) dazugekommen, die ihn schließlich zum Arzt trieben. Als der Patient in Dr. Brauthomme's Behandlung kam, sonderte er täglich ein halbes Pfund Zucker und $1^1/_2$ Gramm Eiweiß mit seinem Urin ab. Er wurde nun mit Schilddrüsentabletten behandelt. Kurze Zeit darauf begann bereits die Besserung. Nach ungefähr fünfmonatlicher Behandlung war jede Spur von Zucker aus dem Harn verschwunden, die Schmerzen hatten völlig aufgehört und es zeigten sich nur noch kaum nachweisbare Mengen von Eiweiß im Urin. Das Allgemeinbefinden war ein vorzügliches. Brauthomme nennt es selbst einen unerwarteten Erfolg.

Wird nun auch das Schilddrüsenpräparat sicherlich nicht in allen derartigen Fällen helfen, so ist unser Arzneischatz doch um ein wirksames und unschädliches Mittel vermehrt und damit ein Weg angebahnt worden, auf dem noch manches Hilfsmittel in unserem Kampf mit den Krankheiten zu finden sein wird.

Etwas günstiger steht es mit der Serumtherapie. Wenn es auch wohl richtig ist, was Virchow in seiner Begrüßung des 15. Kongresses für innere Medizin am 9. Juni 1897 in Berlin gesagt hat: „Ich ... behaupte, daß die glücklichen Resultate, welche in einzelnen Richtungen (mit der Serumtherapie) gewonnen worden sind, noch vollkommen jeder Erklärung spotten und daß sie noch gar keine Theorie ergeben haben, sondern nur praktisches Wissen, gerade so ein praktisches Wissen, wie wir es seinerzeit durch Jenner bei den Pocken erlangt haben," so ist es nicht zu unterschätzen, daß ein wissenschaftlich so nüchtern denkender Kopf überhaupt „glückliche Resultate" und ein „praktisches Wissen" zugiebt.

Die Hoffnungen, die sich an das Tuberkulin Kochs oder Maraglianos Tuberkuloseheilserum geknüpft hatten, sind nicht erfüllt worden. Wie Behring, Kochs großer Schüler, behauptet, weil es bisher nicht gelungen ist, Tuberkelgift in genügend konzentrierter Form zu erlangen und darum auch kein genügend wirksames Gegengift. Er stellt aber in Aussicht, daß dies nur eine Frage der Zeit sei, und glaubt, möglicherweise aus Vogelblut auch ein für Menschen wirksames Tuberkuloseheilserum gewinnen zu können. Hoffentlich werden die Erwartungen der Aerzte und der Genesung suchenden Menge nicht wiederum enttäuscht. Immerhin wird es gut sein, auch von dem künftigen Mittel nicht alles zu erwarten.

Das Emmerich'sche Erysipelserum und das Marmorek'sche Streptokokkenserum haben ebenfalls keinen Erfolg errungen.

Ueber das Tetanus- (Wundstarrkrampf-) Serum sind die Meinungen noch sehr geteilt. Daß mit demselben hin und wieder gute Erfolge erzielt wurden, ist nicht zu bestreiten. So berichtet neuerdings das „Journal de médecine et de chirurgie" im Hefte vom 10. Juli 1898 über einen nach der Methode von Roux und Borrel durch direkte Einspritzung in das Gehirn behandelten und geheilten Fall von Wundstarrkrampf bei einem 16jährigen Gärtner. Diese günstigen Fälle sind aber nur vereinzelt.

Ganz anders steht es mit dem Behring'schen Diphtherieheilserum, soweit dessen Herstellung und Wertigkeit vom Staate selbst überwacht wird.

Zwar fehlt es auch diesem nicht an sehr heftigen und einflußreichen Gegnern. So hat erst kürzlich — am 27. Mai und 3. Juni 1898 — Prof. Kassowitz in Wien in der „Gesellschaft der Aerzte" einen großen, sehr interessanten Vortrag gegen die Anwendung des Heilserums gehalten. Wirklich neue klinische Thatsachen

Digitized by Google

hat er nicht vorgebracht. Er bemängelt zur Hauptsache nur die bislang aufgestellten Statistiken. Er behauptet, daß infolge der Behring'schen Vorschrift, möglichst früh zu injicieren, eine Unmasse einfacher Halsentzündungen als Diphtherie mitgezählt seien und dann natürlich auch später unter den Heilungen sich wiederfänden. Dies folgert er aus der unverhältnismäßigen Zunahme der Diphtheriefälle nach Bekanntgebung des Heilserums. (Berliner klin. Wochenschrift, Nr. 26, pag. 587.) Nun, ich meine, diese Zunahme ließe sich leicht daraus erklären, daß die Hoffnung auf sichere Heilung viele Kranken, die sonst im Verborgenen gestorben wären, nunmehr zum Arzt geführt hat. Das ist ein Vorkommnis, welches wir auch bei anderen Krankheiten beobachten können. Außerdem darf man einem Praktiker denn doch wohl zutrauen, daß er eine Halsentzündung von einer Diphtherie im allgemeinen unterscheiden kann. Beweisend ist aber das stets bakteriologisch untersuchte Material der Kliniken. Freilich Kassowitz erkennt auch den Löffler'schen Bacillus nicht als den Erreger der Diphtherie an. Da hört eben alles Streiten auf, und man muß, wie bei den Gegnern der Impfung, einfach die Thatsachen reden lassen, und die reden eine recht deutliche Sprache.

A. Baginsky-Berlin veröffentlicht in einer Entgegnung auf den genannten Vortrag Kassowitz' eine Zusammenstellung aus seiner Diphtherieabteilung in der Berliner klin. Wochenschrift vom 4. Juli 1898. Daraus ergiebt sich eine so in die Augen fallende Abnahme der Sterblichkeit seit Einführung des Serums, daß sich füglich von Zufall nicht mehr reden läßt. Auch der diesjährige Chirurgenkongreß beschäftigte sich mit der Diphtherieheilserumfrage. Krönlein-Zürich hat ein außerordentlich beweiskräftiges Material zu dieser Frage geliefert. Auf Grund der 1881 bis 1897 von ihm beobachteten 1773 Diphtheriefälle kommt er zu dem Schluß, „daß wir in der Diphtherieheilserumtherapie einen Heilfaktor zu erblicken berechtigt sind, mächtiger als irgend eines der bisher bei Diphtherie versuchten Heilverfahren". Und wer nur jemals vor und nach der Einführung des Serums am Kranken- oder Sterbebette eines diphtheritischen Kindes gestanden, seine Ohnmacht in der Bekämpfung dieser bösesten Kinderseuche früher schmerzlich erkannt, dann später die oft geradezu wunderbare Wirkung der Seruminjektion erprobt hat, der wird sich durch kein Geschrei der Gegner von der Anwendung dieses Mittels abhalten lassen. Thatsachen lehren! Ein Allheilmittel gegen die Diphtherie besitzen wir auch in dem Heilserum nicht, so daß wir etwa nun alle anderen Maßregeln außer acht lassen dürften. Mängel haften allem menschlichen Können und Thun an.

Da wir nun einmal gerade bei der Besprechung bacillärer Krankheiten sind, so seien hier noch die sehr interessanten Ausführungen des geistigen Vaters aller dieser Entdeckungen, R. Kochs, über seine Erfahrungen in den Tropen erwähnt. Ueber seine Erfolge bei der Bekämpfung der Rinderpest in Südafrika haben ja alle Tageszeitungen genügend berichtet. Auch seine Ausführungen über die Beulenpest in Indien und China haben für uns weniger aktuelle Bedeutung, obwohl durch den Schiffahrtsverkehr ein Pestfall gar nach London verschleppt wurde. Interessant ist dabei nur, daß Koch vier eigentliche Pestherde feststellt, einen in Mesopotamien, den zweiten in Centralasien, wahrscheinlich Tibet, den dritten an der Westküste von Arabien bei Mekka, und einen vierten, von Koch selbst entdeckten, im Innern Afrikas im Lande Kisiba, und daß Koch den Ratten, die sehr leicht an der Pest erkranken, eine große Bedeutung bei der Verbreitung

Digitized by Google

der Beulenpest zuschreibt. Uebrigens sind auch schon in Indien von einem Dr. Haffkine mit Erfolg Schutzimpfungen gegen die Beulenpest ausgeführt worden.

Für uns viel wichtiger und in ihren Folgen hoffentlich recht segensreich für unsere in die Tropen auswandernden Landsleute sind Kochs Erfahrungen über die Malaria, jene böse Infektionskrankheit, von der fast kein Europäer in den Tropen verschont bleibt, die nicht nur viele blühende Menschenleben dahinrafft, sondern auch wirtschaftlich viele Existenzen untergräbt. Koch hat sich hauptsächlich mit der schwereren Form der Malaria, dem Tropenfieber, welches in 90% aller Fälle auftritt, beschäftigt. Er hat festgestellt, daß der Verlauf auch dieses Fiebers ein ganz typischer ist. Die Lebewesen (Plasmodien) der Malaria entwickeln sich bekanntlich im Blute des Menschen. Durch Blutuntersuchungen läßt sich nun ganz genau feststellen, wann der Höhepunkt der Entwickelung dieser Plasmodien und damit auch der Höhepunkt der Krankheit gekommen ist. Dies zu wissen ist von größter Wichtigkeit. Denn Chinin zu dieser rechten Zeit gegeben, heilt die Krankheit in jedem Fall. Koch ist es mit Ausnahme von zwei hoffnungslosen Fällen auf diese Weise jedesmal gelungen, seine Patienten zu heilen. Aus dem Grunde meint Koch auch, daß die Sanatorienfrage für die Tropen erst in zweiter Linie komme, denn solange noch Plasmodien im Blute seien, werde der betreffende Patient immer wieder einen Fieberanfall bekommen, ob er nun im Gebirge oder an der Küste sei.

Für die Uebertragung macht Koch hauptsächlich die zahllosen Mosquitos verantwortlich. Wo keine Mosquitos sind, giebt es auch keine Malaria. Das Trinken von Sumpfwasser ist nicht so gefährlich dafür, wie angenommen wurde. Die Mosquitos verschleppen ihre Eier auf die Menschen. In den Eiern entwickeln sich die Malariaplasmodien und gelangen dann ins Blut des Menschen, wo sie ihre Wirkung entfalten. Bis sie sich so vermehrt haben, daß sie einen Fieberanfall hervorrufen, vergehen meist 10 bis 14 Tage. Nach Ueberstehen eines Anfalles muß das Chinin in fünftägigen Zwischenräumen in Dosen von 1 gr noch $1^1/_2$—2 Monate fort gegeben werden. Es giebt eine angeborene und erworbene Immunität gegen die Malaria, und darum wird es voraussichtlich gelingen, auch eine künstliche zu schaffen. Das Schwarzwasserfieber hat nach Koch nichts mit der eigentlichen Malaria zu thun, Koch legt es vielmehr hauptsächlich dem unvernünftigen Gebrauch des Chinins zur Last. (Deutsche medizin. Wochenschrift, Nr. 24, pag. 385 ꝛc.) Wie durch die Tagespresse ja bekannt geworden ist, hat Koch im Einvernehmen mit der Regierung zwei Expeditionen zur weiteren Erforschung der Malaria unter seiner Leitung ausgerüstet. Die eine, welche ihre Forschungen in den Fiebergebieten Italiens anstellen soll, ist — Koch an der Spitze — von der italienischen Regierung bereits mit offenen Armen empfangen und bereitwilligst mit allen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgerüstet worden. Die zweite Expedition, welche auf drei Jahre berechnet ist, soll ihre Untersuchungen ebenfalls unter Kochs Leitung in Afrika, Neu-Guinea und Indien machen.

Etwas durchaus Neues, in Deutschland noch nicht gebührend Beachtetes ist die von Bouchard begründete Lehre von den Krankheitsgiften, der Autointoxikation (Selbstvergiftung). Diese Lehre stützt sich auf den chemischen Nachweis von Giftstoffen im Harn und Schweiß. Schon unter normalen Verhältnissen entwickeln sich im menschlichen Körper gewisse giftige Stoffwechselprodukte, deren Wirkung aber durch gleichfalls entstehende Gegengifte oder durch rechtzeitige

Digitized by Google

Ausscheidung aus dem Körper aufgehoben wird. Entstehen nun zu irgend einer Zeit solche Gifte im Ueberfluß oder wird ihre Ausscheidung irgendwie verhindert, so tritt eine Vergiftung des eigenen Körpers durch diese Stoffe ein, die sogenannte Autointoxikation. Man rechnet dahin die Harnvergiftung des Blutes, gewisse krampfartige Zustände bei der Schwangerschaft, die Gicht, vielleicht auch die Ermüdungszustände und anderes mehr. Auf dem letzten Kongreß für innere Medizin in Wiesbaden wurde über die Selbstvergiftung des Körpers vom Magen und Darm aus verhandelt. Es wurde dabei festgestellt, daß solche Autointoxikation zweifellos vorkäme, besonders bei Kotstauung, Bauchfellentzündung und Darmknickung oder Verschluß. Auch gewisse schwere Krankheitserscheinungen bei Magendarmerkrankungen, ganz besonders der Kinder, könnten nicht anders erklärt werden. Im übrigen aber bedürfe diese Lehre noch sehr der Klärung. (Berliner klinische Wochenschrift, Nr. 22 u. 23.)

In Bezug auf die Anwendung der Röntgenstrahlen sowohl in der Chirurgie wie in der inneren Medizin ist nicht viel Neues geschrieben. Meistens sind schon bekannte Thatsachen durch neue Belege bekräftigt worden.

Interessant sind hier die Beobachtungen, welche Kümmell-Hamburg über die Behandlung des Lupus (fressende Flechte, eine Hauttuberkulose) mit Röntgenstrahlen und mit konzentriertem Licht gemacht hat. (Centralblatt für Chirurgie, 1898, Nr. 26.) Bereits auf dem vorigen Chirurgenkongreß hatte Kümmell über einen durch die Röntgenstrahlen günstig beeinflußten Fall von Lupus berichtet. Daß nicht häufiger von diesem Hilfsmittel Gebrauch gemacht wurde, liegt wohl daran, daß oft sehr ausgedehnte, schwere Verbrennungen der Haut, die sehr schlecht heilten, und ein starkes Ausfallen der Haare, die sich dann nur wieder sehr langsam oder gar nicht ersetzten, eine unerwünschte Begleiterscheinung der Behandlung waren.

Durch eine ganz einfache Vorrichtung, nämlich Bedeckung der nicht zu bestrahlenden Körperteile mit Bleiblech oder mit dünnem Staniol und durch weiteres Abrücken der Strahlenquelle ist es Kümmell nun gelungen, diese unangenehmen Nebenwirkungen der Strahlen zu beseitigen. Die Methode ist allerdings langwierig, da sie Wochen, ja Monate in Anspruch nimmt, dafür ist sie aber auch schmerzlos und unblutig. Kümmell hat 16 derartige Fälle behandelt und kommt dabei zu dem Schluß, daß die Röntgenstrahlen wie das konzentrierte Licht ein sehr wertvolles therapeutisches Mittel zur Behandlung, resp. Heilung des Lupus bilden. Ganz besonders hebt er noch hervor, daß die durch Anwendung der Röntgenstrahlen entstandenen Narben weit schöner und glatter, der normalen Haut ähnlicher sind, als die durch andere Behandlung entstandenen. Entstellende Narbenzusammenziehungen, wie sie so häufig sind, hat er niemals beobachtet. Das sind immerhin neue und recht erfreuliche Resultate.

Auf dem letzten Chirurgenkongreß waren auch die Ausführungen von Mikulicz-Breslau über die neuesten Bestrebungen, die aseptische Wundbehandlung zu vervollkommnen, für den Laien insofern von Interesse, als sie zeigten, welche ungeheueren Anforderungen die heutigen Chirurgen in Bezug auf Reinlichkeit und Reinhaltung der Operationswunde an sich selbst stellen. Bruns'-Tübingen Forderung, auf völkerrechtlichem Wege den Gebrauch so unmenschlicher Geschosse, wie sie die Engländer in ihrem berüchtigten Dum-Dum-Geschoß anwenden, durchaus abzuschaffen, ist schon in den Tageszeitungen besprochen worden.

Digitized by Google

Die von Schleich-Berlin ins Leben gerufene Lokalanästhesie, so genannt im Gegensatz zur allgemeinen Anästhesie durch Betäubung mit Chloroform und Aether oder anderen Narkoticis, hat sich nach anfänglicher heftiger Anfeindung einen dauernden Platz in der Chirurgie erworben und ist für manche Operationen, bei denen eine aktive Beteiligung des Patienten, z. B. durch Pressen oder Husten, gewünscht wird, gar nicht zu entbehren. Der letzte Chirurgenkongreß bestätigte denn auch, daß immer größere Operationen mit dieser Methode vorgenommen werden. Ganz kann und wird sie das Chloroform ja niemals verdrängen.

Für den mit dieser Methode noch nicht Bekannten will ich nur kurz erwähnen, daß sie in folgender Weise ausgeführt wird. Zunächst wird die äußere Haut an der zu operierenden Stelle durch einen Aetherspray (Kältewirkung) gefühllos gemacht. Dann wird mit einer Pravaz'schen Spritze eine sehr schwache Lösung von Kokain und Morphium in kleinen Abständen unter die Haut gespritzt und zwar in der Linie, in welcher der Schnitt geführt werden soll. Ist dies geschehen, so kann in das so vorbereitete Gebiet unbesorgt eingeschnitten werden; der Patient fühlt absolut keinen Schmerz. Schichtweise geht man nun in derselben Weise weiter. Ich selbst habe große Bauchoperationen so ausführen sehen und Schleich hat sich damit unbedingt ein großes Verdienst um die leidende Menschheit erworben.

Für manchen magenleidenden Laien recht wichtig und berechtigte Hoffnungen erweckend waren die Mitteilungen über Operationen am Magen und Darm. Hier arbeitet der innere Kliniker mit dem Chirurgen Hand in Hand. Wie mancher, der infolge eines narbigen Magengeschwüres eine Verengerung oder einen Verschluß des Magenpförtners mit nachfolgender Magenerweiterung bekam, mußte früher schließlich eines elenden Hungertodes sterben. Die chirurgische Technik bildet ihm jetzt eine neue, gut funktionierende Verbindung zwischen Magen und Darm und rettet ihn auf diese Weise nicht nur vor dem Verhungern, sondern bringt so auch ein etwa noch bestehendes Geschwür, das infolge des fortwährenden Erbrechens nicht heilen konnte, zur schließlichen Ausheilung.

Daß man auch ganz unbesorgt fast den ganzen Magen entfernen kann, beweist ein von Schuchard-Stettin operierter Fall. Er berichtet selbst darüber (Centralblatt für Chirurgie, 1898, Nr. 26, pg. 116). „58jähriger, sehr elender Mann mit Bauchwassersucht und Wasser im Unterhautzellgewebe. Bei der am 8. Febr. 1895 ausgeführten Operation wird ein Teil des Zwölffingerdarmes, das krebsig entartete Netz und der ganze Magen bis auf einen 2—3 querfingerbreiten Stumpf am Mageneingang entfernt. Der Stumpf läßt sich bequem mit dem Zwölffingerdarm vereinigen. Glatter Verlauf. Patient erholt sich und verrichtet 2 Jahre lang in voller Gesundheit seinen Dienst als Steuerbeamter. Anfangs konnte er nur ganz kleine Portionen auf einmal genießen, allmählich jedoch an allen Mahlzeiten in seiner Familie wie ein Gesunder teilnehmen. Nach $2^1/_2$ Jahren fing Patient unter Lungenerscheinungen zu kränkeln an und starb im September 1897. Sektion: Krebs in der Lunge. Aus dem zurückgelassenen Magenstumpf und dem Zwölffingerdarm hat sich ein neuer, magenähnlicher Blindsack von 500 gr Kapacität gebildet. Ein örtliches Recidiv war nicht eingetreten."

Von praktischen Tagesfragen möchte ich zum Schluß nur noch ganz kurz die Schularztfrage erwähnen, da sich die verschiedenen Regierungen ihr sehr sympathisch gegenüberstellen. Dem Vorbilde der Stadt Wiesbaden, die zuerst Schul-

Digitized by Google

ärzte anstellte und eine Verhaltungsordnung für sie herausgab, sind bereits eine ganze Reihe größerer Städte, unter anderen auch Darmstadt, gefolgt. Bisher hat sich noch nirgends ein Widerstreit zwischen Lehrern und Aerzten gezeigt und wird sich, wenn beide Teile ihre Grenzen nicht überschreiten und Hand in Hand arbeiten, auch nicht zeigen. Daß diese Einrichtung aber ganz besonders im Interesse der Kinder aus der ärmeren Bevölkerung liegt, hat die kurze Zeit der Erfahrung bereits gelehrt. Ich möchte da nur auf einen wichtigen Punkt, die behinderte Nasenatmung, aufmerksam machen, die den Kindern oft jedes Lernen und aufmerksame Folgen im Unterricht und das rechte Hören unmöglich macht. Wie manches Kind wird da verkehrterweise gescholten und bestraft.

Daß dem Lehrer neben seiner Verantwortung für den geistigen Fortschritt seiner Schüler auch noch die Verantwortung für ihr körperliches Gedeihen aufgebürdet werden soll, ist doch füglich nicht zu verlangen. Außerdem ist das Maß von Fachkenntnis, welches vom Schularzt gefordert werden darf, doch immerhin kein kleines und läßt sich dem Lehrer nicht etwa durch einen mehrwöchentlichen hygienischen Kurs anbilden. Auf diese Weise kommt der Lehrer auch niemals mit seinem pädagogischen Gewissen in Konflikt, sondern darf die Verantwortung für alle sanitären Maßnahmen ruhig dem Arzt überlassen. **Dr. F. M.**

Stimmen des In- und Auslandes.

Mit welchem Rechte?

An den Untergang des französischen Dampfers „Bourgogne", bei dem nur wenige Passagiere, unter diesen nur eine Frau, gerettet wurden, knüpft der Geheime Regierungsrat C. v. Massow im Augustheft der „Allgemeinen Konservativen Monatsschrift" Betrachtungen, die wohl leider noch auf lange hinaus „aktuelles" Interesse beanspruchen werden:

„Man hat ... gegen die Besatzung des Schiffes schwere Vorwürfe erhoben. Wenn wirklich zwischen dem Augenblick des Zusammenstoßes und dem Untergang der Bourgogne 50 Minuten verlaufen sind, ohne daß es dem Kapitän gelang, so viel Ordnung auf dem Schiffe aufrecht zu erhalten, daß die Boote herabgelassen und Passagiere und Besatzung in denselben geborgen werden konnten, so trifft natürlich das Schiffskommando ein schwerer Vorwurf. Außerdem klagt man aber die Besatzung an, daß sie nicht in erster Linie bestrebt gewesen ist, die Passagiere und namentlich die Frauen und Kinder zu retten. Nun steht in den Zeitungen, daß der Stoß des Schiffes, welches sich in die Bourgogne einbohrte, den Maschinenraum getroffen hat, und daß es in erster Linie das Heizerpersonal gewesen

Digitized by Google

ist, welches auf das Deck hinaufstürmte und sich der Boote bemächtigte, um das eigene Leben zu retten. Soll man diesem Personal hieraus einen Vorwurf machen? Wie die Zeitungen weiter schreiben, ist der Tag und Nacht niemals unterbrochene Dienst in den furchtbar heißen Maschinenräumen ein so ungemein schwerer und dabei so schlecht bezahlter, daß ihn nur Menschen übernehmen, welche keinen andern Lebensunterhalt finden, daß somit dieses Heizerpersonal, welches die Kohlen heranschleppt und die Dampfkessel bedient, meist aus dem „Auswurf der Menschheit" besteht. Die Passagiere führen dagegen während der Fahrt ein müßiges, die Kajütenpassagiere auf den modernen überseeischen Dampfern überhaupt und namentlich auf der Linie nach New-York ein sehr luxuriöses Leben. Während sie des Nachts in ihren Kojen schlummern, während auch von der Mannschaft bei ruhiger Fahrt nur ein Teil an Deck ist und der Rest ebenfalls der Ruhe genießt, quälen sich die Heizer in der furchtbaren Hitze des Maschinenraumes ab. Erscheinen sie einmal in ihren kurzen Erholungspausen ärmlich und mangelhaft bekleidet, von Ruß geschwärzt an Deck, um etwas Luft zu schöpfen, so gehen ihnen die Passagiere aus dem Wege. Selten kommt es wohl vor, daß ein Kajütenpassagier ein freundliches Wort an solch einen armen Menschen richtet und sich nach seiner Lage erkundigt. Vielleicht nirgends machen sich die Rang- und Standesunterschiede so geltend, wie auf dem engen Raum eines Schiffes; darf doch solch armer Heizer den Teil des Deckes, auf welchem die Kajütenpassagiere lustwandeln, geschweige denn die inneren Prachträume, in welchen sie tafeln, niemals betreten. Ist es da nicht natürlich, wenn er einen Vergleich zwischen seinen Verhältnissen und denjenigen der Menschen zieht, die ein so weit besseres Los im Lebensschicksal gezogen haben? Sie reisen vielfach zu ihrem Vergnügen oder in Geschäften, die ihnen viel Geld einbringen, er aber muß, wenn die Reise vollendet ist, sofort eine neue antreten und wieder, im wörtlichsten Sinne genommen, im Schweiße seines Angesichtes im dumpfen Maschinenraum sich abquälen. Da tritt die Katastrophe ein, und was verlangt man von ihm? Der Maschinenraum war zerstört, in gewaltigen Massen brach das Wasser in denselben ein, er ist an Deck gestürzt, hat geholfen, ein Boot loszumachen, dasselbe in das Meer zu lassen, hat sich einen Platz erobert, er hofft, da das Schiff, welches den Zusammenstoß verursacht hat, sich noch in unmittelbarer Nähe befindet, sein Leben zu retten. Und nun soll er seinen Platz an einen Passagier oder auch an eine Frau abtreten, auf deren Rettung zuerst bedacht sein, um mit Sicherheit das eigene Leben zu verlieren?

Selbstverständlich, wenn wir Dampfschiffe haben wollen, so müssen wir auch Heizer haben, welche die Kohlen herbeischaffen und die Feuerungsstellen bedienen. Aber ist es notwendig, daß dieser anstrengendste Dienst, der auch, selbst wenn keine unmittelbare Gefahr damit verbunden ist, eine Schädigung der Gesundheit mit sich führt, so schlecht bezahlt wird, ist es notwendig, daß gegenüber dem krassen Luxus auf unseren Ozeandampfern die Unterkunft, die Beköstigung ꝛc. des Heizerpersonals eine so geringe und dürftige ist, wie thatsächlich der Fall, ist es vor allem notwendig, daß man diesen armen Leuten einen derartig angestrengten Dienst aufbürdet, daß man das Personal nicht vermehrt und ihnen dadurch größere Ruhepausen verschafft? Die Aktiengesellschaften, denen die Ozeandampfer gehören, beziehen zumeist hohe Dividenden. Diese müssen dadurch herausgeschlagen werden, daß die Kosten so niedrig als möglich gestellt werden. Die

Digitized by Google

Passagiere zahlen für das, was sie thatsächlich erhalten, kein zu hohes Ueberfahrtsgeld, das bedingt schon die Konkurrenz. Ingleichen muß man gut gelohnte Mannschaft auf den Schiffen haben, das bedingt wiederum das Kapital, welches in den Schiffen steckt, und der Ruf der Gesellschaft, aber die armen Heizer, die Handlanger, die nimmt man, wo man sie bekommen kann, und bezahlt und hält sie so schlecht, wie nur irgend möglich. Und nun verlangt man von ihnen, daß sie, der Auswurf der bürgerlichen Gesellschaft, wie sie von dieser Gesellschaft selbst bezeichnet werden, das einzige, was sie haben und besitzen, ihr nacktes Leben opfern, um die Glieder dieser Gesellschaft zu retten! Sehr schön, wenn sie es thun, sehr edel, aber hat man das Recht, es von ihnen zu verlangen, kann man einen Stein auf sie werfen, wenn sie sich zu diesem Edelmut nicht aufschwingen?

Anders liegt die Sache allerdings, wenn wir die Lehren des Christentums anwenden wollen, wenn es heißen soll: „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, gieb dein Leben dahin für deine Brüder.“ Aber dazu gehört auch fester Glaube an Gott, der also die Welt geliebt hat, daß er seinen eigenen Sohn für dieselbe dahingab. Solchen Glauben müßten die Matrosen und auch die armen Heizer auf der Bourgogne gehabt haben, von demselben müßten sie beseelt gewesen sein, dann wäre es selbstverständlich gewesen, daß sie in erster Linie auf Rettung ihrer Nächsten, d. h. der Passagiere, der Frauen und Kinder, bedacht waren und ihnen bereitwillig den Platz in den Böten einräumten. Unsere deutsche Innere Mission sucht den Seeleuten das Wort Gottes nahe zu bringen, deshalb haben wir die Seemannsmission eingerichtet. Aber wie gering sind ihre Mittel, und wer von all den Passagieren, welche an den reichbesetzten Tafeln von der alten zur neuen Welt und umgekehrt fahren, schenkt uns eine Beisteuer dazu? Um das Seelenheil der Schiffsbesatzungen kümmern sich wohl die allerwenigsten, das geht sie ja nichts an, sie denken nicht einmal an ihr eigenes, geschweige denn an dasjenige von andern Leuten. Aber nun kommt der Augenblick, wo sie auf diese andern Leute angewiesen sind und zwar nicht allein auf ihre Armkraft, auf ihre bezahlten Dienste, sondern auf ihr Herz, wo die Beschaffenheit dieses Herzens davon abhängt, was es von Gott weiß und wie weit es von der Gottesliebe und damit von der Liebe zum Nächsten ergriffen ist. Wie soll das geschehen sein, wenn niemand da war, der solch armem Menschen, der beständig auf dem Schiffe lebt, das Evangelium brachte von Jesu Christo, dem Heiland der Sünder? Hier wird einem recht deutlich die christliche Frage zur socialen, aber so, daß es diejenigen, welche weder christlich noch social denken, selbst trifft. Der Heizer, der Matrose, sie haben sich des Boots bemächtigt, sie lassen es ins Meer hinab, sie steigen hinein, da bitten und flehen Leute, die für Christum und sein Lebensgebot nur Spott haben, um einen Platz, der Mann für sein Weib, die Mutter für ihr Kind, da hat das Gold keinen Wert mehr, es kommt nur auf das Herz an. Haben die Leute, die so bitten, vorher gefragt, wie es in den Herzen der Menschen, die sie nunmehr anflehen, aussieht? Und wenn sie sich niemals darum gekümmert haben, woher leiten sie das Recht her, nun von diesen Menschen die Aufopferung des eigenen Lebens zu verlangen . . .?“

Digitized by Google

Daß Nietzsche im Wahnsinn enden mußte,

unternimmt Karl Jentsch in den „Grenzboten" vom 18. August d. J. („Friedrich Nietzsche", Schlußartikel) als psychologische Notwendigkeit nachzuweisen:

„Seine Schwester versichert uns, daß es rein körperliche Ursachen sind, die sein Gehirn zerstört haben, und ich glaube es, aber auch ohne Morphium würde er in der Gefahr des Wahnsinns geschwebt haben. Wenn ein Mann so klar, so folgerichtig denkt wie Nietzsche und anstatt seine Thätigkeit nach außen zu richten sich in sein Inneres verbohrt, dann muß ihn der Atheismus wahnsinnig machen. Die ungeheure Mehrzahl der Menschen ist glücklicherweise — so drückt sich Nietzsche selbst einmal aus — gedankenlos und oberflächlich. Dadurch wird es möglich, daß sich der gläubige Biedermann, den sein orthodoxer Kirchenglaube eigentlich ins Trappistenkloster treiben müßte, seinen guten Tropfen schmecken lassen und in lustiger Gesellschaft ein Bäuchlein anmästen kann, und daß der ungläubige Biedermann, den der Gedanke an den alles beherrschenden Zufall, an die Zwecklosigkeit des Daseins und an das hinter den trügerischen Erscheinungen gähnende Nichts zur Verzweiflung bringen müßte, gemütlich und heiter mit seinen Kindern spielen kann, als wüßte er sie im Schutze eines himmlischen Vaters geborgen und des ewigen Lebens sicher. Aber den klar und folgerichtig Denkenden und beharrlich Grübelnden macht der Atheismus verrückt. Zunächst durch die beständige Mißhandlung des Kausalitätsbedürfnisses. Die Welt ohne zureichenden Grund! Die Materie Entstehungsgrund des Geistes! Unsinn! Nur ein bewußter Geist kann Entstehungsgrund der Menschengeister sein, und zwar einer, der größer ist als sie alle zusammengenommen, nach dem auch von Nietzsche erwähnten Gesetz der Mechanik, daß keine Triebkraft voll in Arbeit übergeht, weil beim Uebergang allerlei Reibungen einen Teil verschlingen. Der Widersinn schwindet nur dann, wenn man annimmt — und diese Annahme hat Nietzsche zuletzt gewagt —, daß die Welt von Ewigkeit so gewesen sei, wie sie heute ist; dann ist diese Welt causa sui, wie nach der Annahme des Theismus Gott causa sui ist; die bewußten Menschengeister sind dann nicht geschaffen oder entstanden, sondern immer dagewesen und werden in den neuen Leibern, die an die Stelle der verstorbnen treten, wiedergeboren; von Entwicklung, Kant-Laplacischer Theorie, Darwinismus kann dann natürlich keine Rede mehr sein. Aber dieser Annahme widersprechen die geologischen Thatsachen; im Zeitalter der Riesensaurier haben keine Menschen auf Erden gelebt. Und zur Mißhandlung des Erkenntnistriebes gesellt sich die des Gemüts und der sittlichen Triebe; diese fordern Glückseligkeit und die dereinstige Wiederherstellung der auf Erden so vielfach verletzten Gerechtigkeit. Für den Denkkräftigen, den nicht eine nach außen gerichtete Thätigkeit des Grübelns überhebt, giebt es bei dem heute erreichten Grade und Umfange der Welterkenntnis nur eine Philosophie, die ihn vor Verzweiflung und Wahnsinn bewahren kann, das ist die des Theismus und des Unsterblichkeitsglaubens, die ihn die Vollendung und Berichtigung des unvollkommenen Erdendaseins im Jenseits hoffen lehrt. Ist er durch diese gläubige Hoffnung einmal beruhigt, dann sieht er wohl auch schon im Diesseits mehr Schönheit und Vernunft und weniger Häßliches und unvernünftigen Zufall als die Nietzsches. Vieles freilich wird auch ihm nicht gefallen, und der „große Ekel"

Digitized by Google

an den „viel zu Vielen“ wird ihn manchmal anwandeln, mag er sie in Masse auf einem großstädtischen Bahnhofe beisammen sehen und — riechen oder jeden einzeln beschauen. Aber damit wird eine gesunde Natur wohl auch ohne Philosophie fertig. Sie hat dagegen drei Mittel. Man arbeitet durch fleißige Gewährung leiblicher und geistiger Hilfe daran, ein Paar von den Häßlichen ein wenig schöner zu machen; man gewöhnt sich daran, das Gewimmel der Unvollkommnen, der komischen Käuze, humoristisch zu betrachten; und man bedenkt, daß man selbst wahrscheinlich manchen andern ebenso schlecht gefällt, wie diese uns gefallen. Will man aber sich selber los werden und die Welt entweder anders haben, als sie Gott geschaffen hat, oder gar nicht, so ist das die Ueberschreitung der Grenzen der Geschöpflichkeit, die die frommen Griechen als titanische Hybris* über alles scheuten. Einen solchen Titanen hat Goethe im Faust gezeichnet . . ., aber er selbst ist, wie Nietzsche einmal ganz richtig sagt, kein Faust gewesen; er hat wohl faustische Anwandlungen und Stimmungen durchgemacht und sich daher ganz gut in die Seele eines solchen Uebermenschen zu versetzen vermocht, aber daß er diese Anwandlungen überwunden, kein Uebermensch geworden ist, das mindert seine Größe nicht; im Gegenteil: das echte Genie bewährt sich eben dadurch, daß es nicht überschnappt. VI, 124 läßt Nietzsche seinen Zarathustra sagen: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich's aus, kein Gott zu sein.“ Dieses frevle Wort wird er ihm wohl bloß in den Mund gelegt haben, wie Goethe dem Faust den großen Fluch. Sollte es ihm aber Ernst damit gewesen sein, dann, ja dann wäre er schon wahnsinnig gewesen, als er das schrieb.“

Die „Ueberwindung Wagners“,

schreibt Richard Batka in einem „Mischkunst“ betitelten Aufsatze des von Ferdinand Avenarius herausgegebenen „Kunstwarts“ (Heft 21, 1898), „ist nun schon seit manchem lieben Jahr die unverhohlene Sehnsucht unserer Komponisten und Aesthetiker. Welch ein Probieren und Spekulieren, um dem zwingenden Bann zu entfliehn, und immer vergebene Müh! Denn auf Schritt und Tritt klirrt die Kette, womit der Uebermächtige die Epigonen an sich gefesselt hält, ja sie klirrt um so vernehmlicher und lauter, je mehr sich jene dagegen sträuben oder krampfhaft streben, sich loszureißen.

Freilich liegt die Sache in Wahrheit nicht so schlimm, wie's den äußeren Schein hat. Wenn die Opernkomponisten von heut aus dem Wagnerstil nicht heraus können, so mögen sie eben drin bleiben. Es muß ja nicht immerzu fortgeschritten und Umsturz getrieben werden, es quillt neues Leben nicht nur aus Ruinen. Grillparzers Maxime: „habe Talent und schreib was du willst“ läßt sich in gewissem Sinne auch dahin erweitern „schreib, wie du willst“, meinetwegen Bachisch, Mozartisch, Schumannisch, Liszтisch, also auch Wagnerisch. Aber eigenes Talent muß vorhanden sein, Talent, das dermaßen zu interessieren, das so weit zu fesseln vermag, daß man vergißt, den Stil zu untersuchen, in dem es sich ausspricht. Kommt dann schließlich einmal nach den Talenten das Genie,

* ὕβρις = Der Uebermut. Ihr folgt dann die Strafe der Vergeltung (νέμεσις), die als Göttin gedacht wird (Νέμεσις)

kommt eine schöpferische Kraft allerersten Ranges, die selbst wieder Schule macht, so ist der Zauber ganz von selbst gelöst und eine neue Aera angebrochen.

Diejenigen, so den Fortschritt um jeden Preis vertreten und Wagners Kunstwerk als Durchgangs- und Entwicklungsstadium der Spezies „Oper" betrachten, sind durch die fruchtlosen Versuche der besten Künstler unserer Tage, über Wagner hinauszukommen, jetzt allerdings in nicht geringer Verlegenheit. Aber wie, wenn Wagners Kunstwerk — rein formal betrachtet — bereits der Gipfel einer Entwicklung, etwas in sich Vollendetes wäre, so daß jeder Wunsch nach Vervollkommnung eitel hieße, und jeder Versuch zur Umbildung notwendigerweise eine Verschlechterung des wunderbaren künstlerischen Organismus nach sich ziehen müßte? . . .

Unsern modernen Fortschrittsaposteln und Entwicklungsästhetikern würde leichter ums Herz, wenn sie sich von dem Lehrsatz freimachen könnten, daß aller Fortschritt auf jeden Fall durch Wagner hindurchführen müsse. Ist denn Wagners Stil, so vollendet er ist, der Stil überhaupt oder ist er nur einer neben andern? Giebt es eine Vielheit gleichberechtigter dramatischer Ideale? Wer es über sich gewinnt, diese letzte Frage zu bejahen, ist damit zugleich über die allerärgste Schwierigkeit hinaus.

Nimmt man nämlich eine Vielheit künstlerischer Gattungsideale an — und das thut doch im Grunde jeder, der Aischylos neben Shakespere, Bach neben Beethoven, Rafael neben Dürer zu genießen weiß — und stellt man ferner fest, daß eines der möglichen dramatischen Ideale durch Wagner verwirklicht wurde, so handelt sich's nur mehr darum, wie etwa ein anderes Ideal, das noch der Erfüllung wartet, beschaffen sein könnte, damit wir es erkennen und mit allen Kräften unseres Geistes darnach ringen.

In den ersten Anfängen der Dramatik kamen Wort, Ton und Gebärde bald abwechselnd, bald in verschiedenen Verbindungen zusammenwirkend als künstlerische Grundelemente zur Verwendung. Im weiteren geschichtlichen Verlauf zeigt sich sodann das Bestreben, diese Elemente zu einem einheitlichen Stil zu verschmelzen, ein Bestreben, das schließlich in Wagners Musikdrama gipfelt. Wer jetzt ein neues Ideal erreichen will, darf sich nicht mehr in dieser zum Abschluß gelangten Richtung bewegen, es nicht eklektisch aus diesen oder jenen Phasen der Entwicklung zusammensetzen, sondern muß wieder bis zu den Anfängen zurückschreiten, und nachdem er die gegebenen Möglichkeiten erwogen, von da aus einen selbständigen Weg einschlagen. War das Ziel des bisherigen Verlaufes das einheitliche, stilisierte, das von A bis Z gesungene, musizierte oder gesprochene Drama, so ist daneben eine andere Bahn wohl denkbar. Ich meine eine Bahn, auf welcher der Wechsel von Musik, Mimik und Rede zum stilbildenden Prinzip genommen, bewußtvoll ausgebildet und eine Kunstform hervorgebracht würde, deren — allerdings unvollkommenes — Muster uns das Singspiel giebt. Nur daß alles, was da teils naiv, teils roh, teils konventionell geschieht, nunmehr mit sicherer Technik, feinem Kunstsinn und von Fall zu Fall individualisierend gestaltet werden müßte. Kenner des zeitgenössischen Kunstgetriebes wissen, daß Humperdincks und Thuilles letzte Bühnenwerke von einer verwandten Tendenz getragen wurden . . .

Aber da zetern die wagnerianischen Schulmeister über das in ihr beschränktes System nicht recht sich einfügende Singspiel Ach und Wehe! „Reaktion"

Digitized by Google

schreien die einen, „Stilmischung“ die andern und glauben mit diesen Schlagworten schon etwas bewiesen zu haben. Sie verdunkeln dabei den Sachverhalt, als ob es sich um ein Entweder-Oder mit ausgeschlossenem Dritten handle, als ob ein in *diesem* Sinne nichtstilisiertes Kunstwerk darum schon stillos in *jedem* Sinne sein müßte, als ob der mannigfaltige Stil neben dem einheitlichen keine Berechtigung hätte. Jenem mannigfaltigen Stil gehören Kalidasa, die griechischen Tragiker, Shakespere, die Spanier, Mozart, Beethoven und Weber an, dem einheitlichen die jüngere attische Komödie, der französische Klassizismus, Gluck, das moderne Wortdrama und Wagner. Woraus hervorgeht, daß der Zwiespalt nicht etwa neuesten Datums ist, sondern von altersher zwischen den erlauchtesten Meistern vorhanden war, daß wir, was im besondern das Gesangsdrama anbelangt, den jetzt vorwaltenden Geschmack am Einheitstil vor allem der Gewalt des Wagner'schen Genius verdanken, der indessen den Mischstil wohl zurückdrängen, aber doch nicht ein für allemal beseitigen konnte. Abgethan und überlebt werden Moden, nicht Kunststile, die aus einem inneren, bleibenden künstlerischen Bedürfnis hervorgehen, die regelmäßig immer dann als Fortschritt wieder auftreten, wenn ihr gerade herrschender Gegensatz zur Schablone verknöchert und unfruchtbar geworden ist.

Seltsamerweise wird das Prinzip der „Mischkunst“ gerade von einer Gruppe von Musikern abgelehnt, die ihren „modernen“ Standpunkt mit einem gewissen Nachdruck betonen. Und doch ist dieses Prinzip in der modernen bildenden Kunst bereits anerkannt, wo wir ja auch darüber hinaus sind, plastische Bildwerke unter allen Umständen aus *einem* und zwar gleichartigen Material herzustellen, wie es wohl zu Zeiten gefordert wurde. Ob wohl die Gegner des Melodramas und Singspiels folgerichtigerweise auch den Klinger'schen „Beethoven“ so rundweg ablehnen werden? Vielleicht daß sie diese Analogie aus dem Gebiete einer Schwesterkunst doch stutzig macht.

Es liegt mir natürlich fern, unserer dramatischen Muse den Mischstil oder, schärfer ausgedrückt, den Wechselstil nun als alleinseligmachendes Universalrezept verschreiben zu wollen. Gewiß werden auch auf dem Boden des stilisierten Bühnenspiels, namentlich auf dessen heiterem Felde, wie Humperdinck und Urspruch beweisen, noch schöne Blüten zu pflücken sein. Mir lag diesmal nur daran, die Fortschrittsfreunde darauf hinzulenken, ob der Fortschritt, dessen so heiß ersehnte, festliche Ankunft sie unverwandt von den mächtigen Gipfeln des Wagnerschen Kunstwerks erwarten, nicht von einer *andern* Seite in aller Stille herankommt, aus den so wenig beachteten, freundlichen Niederungen des Singspiels. Man muß sich nur davor hüten, dieses „Kunstwerk der Zukunft“ jetzt schon dort *sehen* zu wollen. Seine Saat keimt erst, und wir thäten sehr unrecht, wollten wir seinen Wert nach den Ernten der früheren Jahre in jenen Feldern einschätzen.“

Digitized by Google

Der moderne Gespensterglaube.

Ueber den modernen Gespensterglauben, das heißt den Spiritismus, veröffentlicht Kurt Kreusner in „Westermanns Monatshefte“ eine Studie, in der er die Anschauungen der Spiritisten darlegt und zur Illustration der Leichtgläubigkeit mancher unter ihnen eine ergötzliche selbsterlebte Geschichte zum besten giebt. Sodann geht Kreusner näher ein auf die Frage, welche Stellung die Wissenschaft zu den Behauptungen der Spiritisten einnimmt und einnehmen sollte. „Der hochmütige Standpunkt,“ schreibt er, „den noch vor hundert Jahren z. B. die französische Akademie behauptete, als sie es offiziell für einen Unsinn erklärte, daß aus dem Weltraum ein Stein, ein Meteorit herabfallen könne — ein Standpunkt, der kurze Zeit darauf durch die Thatsache eines bedeutenden Meteorsteinfalls ad absurdum geführt wurde, ist bekanntlich längst verlassen. Daß uns heute noch viele Naturkräfte unbekannt sein mögen, daß wir deren Wesen, wie z. B. das der Fernwirkung der Anziehungskraft, durchaus nicht logisch verstehen und nur mit der erprobten Gesetzmäßigkeit der Wirkung rechnen, ist bekannt. Darum wird jede neue Entdeckung in der Gelehrtenwelt mit einer wahren Begeisterung begrüßt, und ein großer Stab von Forschern wirft sich auf die Untersuchung der neuen Erscheinungen, die dadurch mehr oder minder schnell zu einem vertrauten Bestandteil unseres Denkens werden. Wenn man vor wenigen Jahren beispielsweise einen Nichtsahnenden mit den jetzigen Vervollkommnungen der Röntgen'schen Entdeckung ein Durchleuchtungsbild eines lebenden menschlichen Körpers hätte schauen lassen, so wäre er gewiß entsetzt wie vor einem Geisterspuk zurückgefahren. Heute ist es ein Verdienst der Wissenschaft, daß diese rätselhaften Strahlen schon in der verschiedensten Weise verwendet werden. An der nötigen Bereitwilligkeit, auf neue Erscheinungen einzugehen, fehlt es also keineswegs, auch gegenüber den spiritistischen Phänomenen nicht, und auf die Frage, ob es außer dem in Staub und Asche zerfallenden Organismus noch eine diesen überdauernde ätherische Persönlichkeit gebe, antworten wir gern mit einem ‚möglich‘!“ Verfasser scheidet nun von den spiritistischen Erscheinungen alles aus, was sich als offenbarer Schwindel erwiesen hat, sowie alles dasjenige, was man den Spiritisten auf natürlichem Wege nachmacht, und meint, daß das Uebrigbleibende der Hauptsache nach auf einen hochgradig erregbaren, wenn nicht krankhaften Zustand des Nervensystems zurückzuführen sei. „Trotz alledem“, fährt er fort, „muß man es für wünschenswert erachten, daß sich unsere exakten Naturwissenschaften eingehender mit den occultistischen Wissenschaften beschäftigen möchten als bisher. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir aus dem genauen Studium solcher psychopathischen Zustände wertvolle Aufschlüsse über das Seelenleben gewinnen können, von dem wir bisher so blutwenig wissen und zu dessen Erforschung endlich nach langem Säumen hier und da an den Universitäten psychologische Institute mit einem großen Apparat an wissenschaftlichen Werkzeugen gegründet werden. Es ist aber auch recht wohl denkbar, daß dabei Naturkräfte enthüllt werden, die der Forschung bis heute entgangen sind, von Leuten mit besonders geschärfter Sinnesperception aber vielleicht instinktiv geahnt und empfunden werden. Und hier fällt der Wissenschaft die dankbare Aufgabe zu, das Wahre vom Falschen zu trennen. Wenn wirklich die Phänomene meistens nur im Dunkeln zu stande kommen, dann hat der Forscher die Pflicht, in dieses Dunkel zu folgen. Nur so kann sich heraus-

Digitized by Google

stellen, wer die Dunkelheit braucht — die Sache selbst oder ein seine Gaukeleien im Geheimnisvollen ausführendes Medium, das übrigens ja meistens nicht mit selbstloser Uneigennützigkeit vorgeht, sondern sich seine Arbeit oft mit schwerem Golde bezahlen läßt."

Paris und die Provinz.

Die besten Geister Frankreichs sind in Unruhe über das Schicksal ihres Volkes. Sie fühlen seinen Einfluß mählich schwinden und möchten ihm gern seine frühere Stellung wieder geben. Die Socialisten preisen ihr bekanntes internationales Allheilmittel an. Drumont predigt: „La France aux Français!" und sieht im Antisemitismus wie in der Sperrung der Grenzen gegen die Einwanderung die Rettung. Für die Monarchisten ist die Republik die Wurzel alles Uebels. Für die Volkswirtschaftslehrer ist die zunehmende Entvölkerung das bedenklichste Symptom. Der berühmte Forscher Bonvalot meint, daß Frankreich an Erfindungen und Fortschritten hinter anderen Ländern namentlich durch Unkenntnis der Zustände des Auslandes zurückgeblieben ist, und will durch eine neue Zeitschrift, „La France Nouvelle", diesem Uebelstand abhelfen. Endlich giebt es eine Richtung, die der allzu großen Centralisierung die Hauptschuld beimißt. Paris ist heute Frankreich. Wie hypnotisiert schauen die Provinzialen nach der Hauptstadt, die den Ton für Politik und Gesellschaft, für Kunst und Wissenschaft angiebt. Sie schämen sich ihrer Provinz. Und da sie nun einmal keine „Parisiens de Paris" sein können, so möchten sie wenigstens Parisiens de Toulouse oder Parisiens de Carcassonne sein. Die frischen Kräfte des Landes bleiben brach liegen oder werden unterdrückt. Pariser Phrase und Pariser Decadence beherrscht alles. Darum lautet die Losung: Decentralisation!

Die kluge Juliette Adam hat ihre Nouvelle Revue zur Trägerin dieser antipariser Bewegung gemacht. Zwei regelmäßige Rubriken in dieser Zeitschrift lauten: „Décentralisation" und „Provinces". Daß die Provinz, die in der französischen Tagespresse mit ein paar Zeilen kleinsten Druckes über die Hauptmorde — die sind noch nicht das Monopol von Paris — abgespeist wird, die in den französischen Zeitschriften einfach totgeschwiegen wird, hier eine Heimstätte gefunden hat, ist an sich schon bemerkenswert. Geschickt wird durch Korrespondenzen aus den Provinzialhauptstädten, oft an Kleinigkeiten anknüpfend, das allgemeine Interesse an Dingen angeregt, die dem Hauptstädter bisher weltenfern vorkamen. Da schneidet, um mich nur an das letzte Heft zu halten, Emanuel Vion aus Amiens die Frage der Provinzialbibliotheken an. Da wird die Ausdehnung der Machtbefugnisse der provinzialen Selbstverwaltungskörper erörtert. Da behandelt der Korrespondent aus Poitiers die Frage der Lebensmittelversorgung. Man bekommt in der Provinz nichts Ordentliches mehr zu essen! Bestellt man sich ein fettes Huhn, so kriegt man einen Schwindsuchtskandidaten vorgesetzt. Alles Gute, Geflügel, Eier, Obst, Gemüse u. s. w. wandert nach Paris.

Digitized by Google

„So wird die Hauptstadt schließlich Frankreich aushungern. Alle Franzosen können doch nicht nach Paris auswandern. Es genügt eigentlich schon, daß die große Stadt uns manchmal ihre sonderbaren politischen und socialen Auffassungen aufzwingt. Wenn sie zu allem uns noch dazu verurteilt, schlecht zu leben oder gar uns zu ruinieren, so ist's wahrhaftig zu viel." So schließt die Korrespondenz und giebt damit einem für die übliche französische Auffassung geradezu ketzerischen Standpunkt Ausdruck, denn wenn Paris seine Rolle als „Gehirn der Welt" weiter spielen soll, um wie viel mehr muß es der Kopf von Frankreich bleiben! Ein direkt praktisches Ziel im Auge hat ein Brief aus der Provence, der für die Einführung der Langue d'oc als Lehrgegenstand in die Schulen plädiert. Diese Sprache, das weich wie das Italienische klingende Platt Südfrankreichs, wird von 15 Millionen Menschen gesprochen. Es hat seinen Reuter in der Person des großen Lyrikers Mireio gefunden. Eine ganze Dichterschule, die Félibres, gruppiert sich um den Meister. Bis nach Paris hinein hat man die Propaganda für die „neue Sprache" getragen. Alphonse Daudet ist ihr begeistertster Prophet. Und es scheint, als ob der poetische Erfolg sich in politische Maßregeln umzusetzen beginnt. Wenigstens kündigt der Gewährsmann der Nouvelle Revue an, daß noch vor Ablauf dieser Legislaturperiode sich die Kammer mit einem Antrag zu befassen haben wird, der der Sprache Mireios eine Unterkunft in der Schule bereiten will. Ob nicht bei dieser Zukunftsmusik die den Langue-d'oc-Leuten eigentümliche tarrasconische Phantasie die treibende Kraft war?

H. von Gerlach.

Die Spanier, von einem Spanier geschildert.

Die Madrider Epoca vom 14. Juli 1898 bringt in ihrer Madrider Chronik folgenden Artikel ihres unter dem Pseudonym Zeda bekannten Redakteurs:

Don Juan Tenorio.

Wohl auf jeden ging ich los,
Der mir je kam in die Quer';
Nie war meine Sorge groß,
Ob mich töten könnte der,
Dem ich gab den Todesstoß.
Zorrillas Don Juan Tenorio, 1. Akt.

Seht ihn nur mit seinem zerfetzten Wams, seiner mit prächtigen Federn geschmückten Mütze, seinen Kniehosen, seinen hohen Stiefeln und dem langen, vom Gürtel herabhängenden Toledaner Degen; das Gesicht adlerartig, die Farbe citronengelb, die Gebärde voll Anmaßung und Verachtung; mit vollen Händen verschleudert er das Gold, das er am Spieltisch gewonnen; die Gefahr verlockt ihn und die Tapferkeit ist sein höchstes Streben. Seine Gestalt und seine Eigenschaften sind gleichsam stereotyp geworden in der Einbildungskraft der Spanier; die Männer möchten wie er sein, und die Weiber, „vom Prinzeßchen hochgeboren bis zur Fischerin im Kahn", vom schlanken heiratsfähigen Mädchen bis zur wohl-

Digitized by Google

beleibten Frau in gesetztem Alter, hegen leise den Wunsch, ihr Name möchte auf der Liste des glücklichen Herzenbezwingers stehen, und jede bildet sich ein, sie sei es, die den stattlichen Galan besiege und bändige.

Man behauptet, das Symbol Spaniens sei der Don Quijote. Das ist ein Irrtum. Der Edelmann von der Mancha starb ohne Nachkommenschaft und ohne Erben. Wer will in unserem Zeitalter des Papiergeldes das goldene wieder auferwecken? Wer durchstreift noch diese Gotteswelt, um Jungfrauen zu verteidigen, Witwen zu schirmen und den Waisen und Dürftigen beizustehen?... Das Recht des Stärkeren, das ist das Gesetz... Don Quijote schläft den Schlaf, aus dem er niemals erwacht, ausgestreckt in seiner Gruft, außer stande eine dritte Fahrt anzutreten und auf neue Abenteuer auszugehen.

Der „Ritter von der traurigen Gestalt" war das Symbol des ritterlichen Spaniens; das Sinnbild des heutigen Spaniens aber ist Don Juan Tenorio, etwas schlechter gekleidet als in früherer Zeit, etwas gealtert und abgezehrt, aber noch im Vollbesitz seiner Laster, seines hochfahrenden Wesens und seiner Großsprecherei.

Zorrilla hat mehr durch Instinkt als durch Studium diesem Ideal eine künstlerische Form gegeben in der volkstümlichen Gestalt, die mehr den Helden jener Romanzen gleicht, die Kühnheit und Gewaltthat verherrlichen, als dem sevillanischen Spötter, den die mächtige Einbildungskraft Tirso de Molinas schuf. Welche Ursachen haben dazu beigetragen, dieses Ideal zu gestalten, das lebt und die Wandlungen überdauert, welche die Gesellschaft durchgemacht? Stellt es einerseits die Entartung des ritterlichen Geistes der Nation dar, von dem sich nur der Kultus der Tapferkeit erhalten, und andererseits den Protest gegen eine harte und mißbräuchliche Autorität?... Das ergründe, wer kann und will: mir genügt es, auf die Thatsache hinzuweisen. Don Juan Tenorio ist der spanische Held par excellence, das Modell, das die meisten Nachahmer hat, er ist der am meisten bewunderte.

Don Juan Tenorio ist aufgestiegen zu den Palästen und niedergestiegen zu den Hütten; wir finden ihn allenthalben in den Salons und in den Schenken; in den Cabinets separés bei Fornos (in Madrid) und in den Lauben der Ventas del Espiritu Santo.

Er wechselt Gewand und Manieren und ändert die Sprache; aber im Grunde bleibt er derselbe: „Don Juan Tenorio, und wer was will, der trete vor."

Er ist das Schoßkind der feinen Gesellschaft: als anmutige Streiche erzählt man seine Abenteuer, die das Gesetz bestrafen sollte. „Er hat — so sagt man im Tone des Lobes — so viele Mädchen verführt, so manchen Ehebruch begangen, so viele Geliebte gehabt!... In seinen Liebschaften hat er die ganze gesellschaftliche Tonleiter durchlaufen..." Wer beneidet ihn nicht? Die Weiber werfen ihm schmachtende Blicke zu. Mehr als eine fühlt sich, wenn sie ihn sieht, als Doña Inés... Wenn Don Juan das Glück hat, einem Gegner mit einem Degenstich den Bauch aufzuschlitzen, dann ist sein Fehdebrief ein Adelstitel. Seine Ehren(?)händel haben, wenn auch das Unrecht auf seiner Seite war, dazu gedient, ihm einen Namen zu machen und ihm Beifall zu erringen. Er arbeitet nicht; er lebt immer wie ein grand seigneur, und wo er immer erscheint, ist der Skandal sein Begleiter; an der Gerechtigkeit liegt ihm nichts, er beugt sich selbst vor seinem Vater nicht.

Digitized by Google

Der Don Juan Tenorio der Schenken hat in seinem Lebenskreis dieselben Vorrechte wie sein Kollege in den Salons.

Wo er ist, zahlt niemand. Die Weiber sind für ihn eingenommen, weil er tapfer und hübsch ist und das hat, was man haben muß. Mit dem Hut verwegen auf dem Kopf, mit seinen engen Hosen und mit dem Messer von Albacete in der Tasche, tänzelt der Don Juan Tenorio der Tavernen durch die Gassen, geneigt, Streit anzufangen mit dem, der ihn verstohlen ansieht, oder sich gegen die Behörde aufzulehnen und in jedem Wirtshaus zum Lorbeerbaum, deren es so unzählige in den niedern und hohen Stadtvierteln von Madrid giebt, Ohrfeigen und Messerstiche auszuteilen.

Die Gegensätze berühren sich. Ich will sagen, daß sich zuweilen der Tenorio der vornehmen Welt mit dem der niedern verbindet, ohne Zweifel infolge des Gesetzes der Verwandtschaft. Es ist kein Wunder, daß man beide sich verbrüdern sieht, wenn sie mit dem Klirren der Messer an den Gläsern das obscöne Lied einer heiseren Tingeltangelsängerin begleiten.

Die, welche keine Tenorios sind, respektieren, preisen und beklatschen die Sitten des Tenorio. In Komödien werden seine Thaten gefeiert und seine Frevel verherrlicht. Und das ganze Volk oder wenigstens der Teil des Volks, der am meisten Lärm macht, giebt sich Mühe, vor den Augen der ganzen Welt die Rolle seines Lieblingshelden zu spielen.

Im gegenwärtigen Konflikt sind wir unserer Tradition treu geblieben: Spanien hat sich zierlich vor den Vereinigten Staaten den Mantel über die Schulter geworfen, hat Hand an sein Schwert gelegt und gerufen:

„Mögt ihr tot sein oder leben,
Meinen Mut, den beugt ihr nicht."

Ich zweifle nicht, daß einer der Beweggründe, der die spanische Nation getrieben, der ihrer Ehre war; aber ist es nicht sicher, daß uns im gegenwärtigen Krieg vor allem eine andere Rücksicht, die großprahlerische Rücksicht auf das, was ich unsern Tenorismus, unsere Don Juan-Natur nennen möchte, bewogen hat?

Die Furcht, unsern Ruf der Tapferkeit zu verlieren?... Darum eher sterben. Oder was dasselbe ist: „Hier steht immer Don Juan, der vor nichts sich fürchtet."

Unglücklicherweise sind die gegenwärtigen Zeiten nicht für solch ritterliche Art geeignet: der Degen des Tenorio ist vor der modernen Kanone unnütz und die Prahlereien machen keine Scharte an den Panzern der Schiffe. Heute fühlt Don Juan, übel zugerichtet, wie die steinerne Hand der rächenden Bildsäule ihn in den Abgrund reißt.

Nur das fehlt uns, daß auch der Gott der Gnade der Gott des Don Juan Tenorio sei! Ueberſetzt von **Johannes Fastenrath.**

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Oelzweige sehe ich im fernen Osten schwingen, liebliche Weisen tönen an mein Ohr — zu süß, zu harmonisch fast für diese rauhe Welt. Leuchtet der Abendsonnenschein des Jahrhunderts in eine heilige Völkerweihnacht hinüber —: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen?"

Schrille, hämische Mißlaute drängen sich in den harmonischen Gesang, mehr und mehr scheinen sie ihn zu übertönen. Da plötzlich verstummen beide. Ein Augenblick sprachlosen Entsetzens, dann durchhallt ein Schrei des Schreckens den weiten Erdkreis: von der mörderischen Tatze einer Bestie getroffen, verhaucht eine gekrönte Frau, eine wehrlose Greisin, ihr stilles Dulderleben. Und — Türmer, täuscht dich dein Auge nicht? — jene Bestie trägt Menschenantlitz!

Ein Kaiser will der Welt den Frieden geben. Nach kurzem Augenblicke maßlosen Jubels, überschwenglichen Entzückens stößt seine Absicht auf mehr oder minder unverhülltes Mißtrauen, selbstzufriedenes Absprechen und Besserwissen, schläfrige Ergebung in das angeblich Unabänderliche. Der Philister kann seine Nachtmütze nicht länger missen. Die er soeben noch vor Freuden hoch in die Luft gewirbelt, zieht er sich nun doppelt fest und tief über die Ohren. Dann braucht er nichts zu hören und folglich auch nichts zu denken. Alles bleibt hübsch beim alten, und das ist die Hauptsache. Fast unmittelbar aber nach jener Friedensbotschaft eines Kaisers fällt eine edle, im Wohlthun ergraute Kaiserin dem Mordstahl zum Opfer, und der Mordbube ist derjenigen Schicht entsprossen, deren Los am ersten durch die Wohlthaten des Friedens erleichtert werden würde.

Nein, an den Herrschern liegt es längst nicht mehr, auch nicht an den politischen Staatsformen, wenn die Menschen sich zähnefletschend gegenüberstehen. Es liegt an den Völkern selbst.

Welcher Herrscher will denn etwa den Frieden nicht? Und warum greift man nicht mit beiden Händen zu, wenn der Kaiser des mächtigsten Reiches der Menschheit den Oelzweig darreichen will? Ist es nicht wohl denkbar, daß die Interessen seines Landes, auch wenn er sie begreiflicherweise denen der andern voranstellt, sich doch mit diesen sehr gut vertragen, weil es sich hier eben um

Digitized by Google

ein allen gemeinsames Interesse handelt? Und glaubt man wirklich, daß die Regierungen der anderen Staaten, beispielsweise Deutschlands, von der Weisheit der Redaktionsstuben und Stammtische erst an die Pflicht der Vorsicht gemahnt und vor übereilten Schritten gewarnt werden müssen? Glaube nur, teurer Philister, so klug wie deine Wohlgeboren sind die leitenden Staatsmänner schließlich im Notfalle auch noch. Ich glaube, unsere, der gewöhnlichen Sterblichen, der „öffentlichen Meinung" Aufgabe ist es, nicht uns die Köpfe der Regierungen zu zerbrechen, sondern unsere Wünsche und Bedürfnisse zu äußern und es jenen zu überlassen, inwieweit sie diese erfüllen können. Worüber aber wird in ganz Europa mehr geseufzt und gejammert, als über die steigenden Lasten des bewaffneten Friedens, die „Schraube ohne Ende", die doch, wie jedes Ding auf Erden, schließlich an einem Ende ankommen muß?

* * *

Was wird denn nun eigentlich in der Kundgebung Kaiser Nikolaus II. angestrebt? Ewiger Weltfriede? Allgemeine Abrüstung? Ja, wo in aller Welt ist denn davon die Rede, außer auf den „Friedenskongressen" und in den Schriften der Frau von Suttner, die ja in gewissem Sinne schließlich vielleicht auch noch ihr Gutes haben mögen? Das Rundschreiben des Grafen Murawjëw faßt nur eine „mögliche Herabsetzung der übermäßigen Rüstungen" ins Auge, fordert nur auf, die „wirksamsten Mittel zu suchen", um „vor allem der fortschreitenden Entwicklung der gegenwärtigen Rüstungen ein Ziel zu setzen". Und dazu wird nun eine Konferenz vorgeschlagen, „welche sich mit dieser ernsten Frage zu beschäftigen hätte". Sind das wirklich so ganz undurchführbare, „utopistische" Gedanken? Möglich, daß die Konferenz ohne nennenswerte Ergebnisse auseinandergeht. Dann würde das nicht zuletzt an der Lauheit gelegen haben, mit der die „öffentliche Meinung", die sich doch sonst an Klagen über den „Militarismus" nicht genug thun kann, den Gedanken aufgenommen hat. Wo ein Wille, da ist auch ein Weg.

Die Beklemmungen einzelner ernster deutscher Patrioten sind begreiflich, aber unbegründet. Kaiser Wilhelm II. hat sein aufrichtiges Einverständnis mit den Vorschlägen des befreundeten Herrschers ausgesprochen und dennoch bald darauf erklärt, daß das beste Mittel, den Frieden zu erhalten, ein schlagfertiges Heer sei. Man kann am Gegebenen festhalten und doch das Bessere erstreben. Der Tod aller Entwicklung ist nur das Ewig-Gestrige.

* * *

Sittliche Mißgeburten, wie jene italienische Mordbestie, sollte man doch lieber nicht mit irgendwelchen ernsthaften politischen Parteien in Verbindung bringen. Solche Scheusale hat es immer gegeben und wird es wohl immer geben, ebenso wie physische Mißbildungen. Verbrecher bleiben Verbrecher, mögen sie ihrer Zunft noch so „wissenschaftlich" oder „politisch" klingende Bezeichnungen umhängen. Jede geborene Verbrechernatur macht sich am Ende irgend ein „System" zurecht, worin sie sich selbst bespiegeln kann. Es ist also ganz gleich-

Digitized by Google

gültig, wofür sich ein solches Individuum ausgiebt. Daß aber ganze Nester des Verbrechens ebenfalls ohne Rücksicht auf die von ihnen beliebte „politische" Selbstbenennung ausgehoben werden müssen, ist ebenso klar, und es ist empörend und lächerlich zugleich, daß die Schweiz ausgefeimte Verbrecher und deren Propaganda in ihrer Mitte duldet, bloß weil es ihnen gefällt, sich „Anarchisten" zu nennen. Wo Diebstahl und Mord gepredigt werden, hört jede Diskussion auf. Bedenklich aber ist es, nun eine Brücke zwischen solchen Mordgesellen und unbequemen radikalen politischen Parteien zu bauen, aus deren Theorien jene wohl geschöpft haben könnten. Wo müßte man da gerechterweise anfangen und wo aufhören! Welche Theorie ließe sich nicht mit oder ohne Absicht mißverstehen! Ist doch sogar der lauterste Hort der Menschheit, unsere christliche Religion, schon zum Deckmantel der scheußlichsten Verbrechen mißbraucht worden!

Gegen den „Umsturz" im allgemeinen läßt sich nun einmal mit polizeilichen Mitteln nichts ausrichten. Das ist ein viel zu dehnbarer, weiter Begriff. Man muß das Gebiet enger abstecken, um es wirklich zu beherrschen, um das darauf wuchernde Unkraut mit der vollen Schneide des Gesetzes zu treffen. Der Kampf für „Religion, Sitte und Ordnung" ist ohne Zweifel ein sehr lobenswerter, nur wird er in seiner bisherigen Auffassung und Handhabung schwerlich zu praktischen Ergebnissen führen. Ein solcher Kampf bedeutet nicht mehr und nicht weniger als das Ringen der ganzen Menschheit um die Erhaltung, Ausgestaltung und Erneuerung ihres gesamten idealen Besitztums. Es ist ein welthistorischer, in stetem Flusse befindlicher Prozeß, in dem Faktoren entscheiden, die sich überhaupt nicht übersehen, geschweige denn in den Brennspiegel eines ad hoc gefertigten Gesetzes zwingen lassen. Man wird sich von Polizei- und Gesetzes wegen darauf beschränken müssen, das nackte, unter allen Umständen verwerfliche Verbrechen, aber auch dessen Anpreisung und Verherrlichung ohne Rücksicht auf seine feineren Wurzelfasern aus dem umliegenden Erdreiche herauszuheben und gesondert, eben darum aber mit ungleich größerer Sicherheit und Energie zu verfolgen. Hier läßt sich noch manches thun, in erster Reihe durch internationale Maßregeln gegen die Brutstätten jener halb wahnwitzigen, halb aus Instinkt verbrecherischen Gruppe, die sich „Anarchisten" nennt.

Daß zwischen Socialdemokratie und Anarchismus eine Art Verwandtschaft besteht oder doch bestanden hat, läßt sich trotz der theoretischen Gegensätze von Socialismus auf der einen und Individualismus auf der anderen Seite schon historisch nicht bestreiten. Es giebt eben viele unreife Köpfe, die gar nicht einmal fähig oder geneigt sind, solche Begriffsunterschiede durchzudenken. Ihnen genügt der Haß gegen das Bestehende. Ebenso ist nicht zu leugnen, daß der Socialdemokratie noch manche Merkmale aus ihrer Sturm- und Drangperiode ankleben. Ein solches ist z. B. jener jetzt vielbesprochene Wandkalender mit der Aufführung der revolutionären Gedenktage und

Digitized by Google

Attentate. Allein das ist doch mehr großsprecherischer geschmackloser und roher Sport, als ernst zu nehmen. Mit so großem Rechte auch die Socialdemokratie sich die derbe Erinnerung an solche Ausschreitungen gefallen lassen muß, so zuversichtlich darf man andererseits glauben, daß kein „zielbewußter Genosse" von heute auch nur daran denkt, Schandthaten, wie sie der Parteikalender verzeichnet, zu wiederholen.

Will man der praktischen Lösung einer Frage näher rücken, dann darf man sie doch nicht mit andern verwechseln, mögen diese andern an sich noch so wichtig, ja noch wichtiger sein. Daß die Socialdemokratie für den Bestand der heutigen Gesellschaftsordnung eine große Gefahr bedeutet, wird kein Verständiger leugnen. Eine ganz andere Frage ist aber die, ob sie die persönliche Sicherheit der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer Oberhäupter bedroht. Diese Frage muß ganz entschieden verneint werden. Mehr noch: keine Parteibildung der Gegenwart thut der anarchistischen Propaganda so viel Abbruch, nimmt ihr dermaßen den Wind aus den Segeln, wie gerade die Socialdemokratie. Das erklärt sich sehr einfach schon aus der Thatsache, daß beide ihre Truppen aus denselben Kreisen der Unzufriedenen u. s. w. ausheben müssen. Zweifellos ist die Socialdemokratie für Staat und Gesellschaft, als Gesamtgebilde, eine ungleich größere Gefahr als der Anarchismus. Dieser kann die Gesamtheit ernstlich überhaupt nicht gefährden, nur einzelne Personen und die öffentliche Sicherheit. Je weiter nun die Socialdemokratie im kritischen Lichte der Oeffentlichkeit sich entwickelt, je mehr sie in die Breite schwillt, je „zielbewußter" sie ihr socialistisches Programm ihren Anhängern einimpft, um so bewußter wird sie sich auch ihres angeborenen Gegensatzes zu der individualistischen Doktrin des Anarchismus, um so schärfer wird sie Verbrechen verurteilen, deren auch nur bedingte Billigung für jede große Partei verhängnisvoll werden müßte. Es ist deshalb grundfalsch und wohl auch nicht immer ganz ehrlich gemeint, die socialistische Doktrin von einem allmählichen Hineinwachsen der Gesellschaft in den Zukunftsstaat u. s. w. für die Bubenstücke der Anarchisten, oder wie immer das Mordgesindel sonst sich nennen mag, verantwortlich zu machen.

* * *

Freilich, den feinen, dem Auge des Gesetzes unsichtbaren Wurzelfasern des „Umsturzes" ist schwerer beizukommen als dem geil emporgeschossenen Unkraut. Und doch hat treue Gärtnersorge gerade hier ein unendlich segensreiches Arbeitsfeld. Da las ich neulich — — doch das will ich ein andermal aufzeichnen. Schon huschen die Schatten der Dämmerung über die Blätter des Tagebuchs. Da werden Buchstaben und Gedanken immer schnörkelhafter, und mit dem Abend des milden Herbsttages will auch der Türmer feiern. . . .

Digitized by Google

Türmers Abendlied.

Schon taucht die Sonne ihr Gefieder,
Das strahlende, in Meeresflut,
Und Schatten sinken sanft hernieder
Auf Waldesgrün und Felsenglut.
Am dunklen Horizont erglimmen
Die Sternlein ruhig, mild und kühl;
Bald schweigen auch die lauten Stimmen,
Und müde löst sich das Gewühl.

Was sich am Tage streng geschieden,
In scharfe Formen abgegrenzt,
Es eint sich sanft im Abendfrieden,
Vom milden Mondenstrahl beglänzt.
Die starren Formen werden milder,
Es stirbt die laute Welt des Scheins,
Die vielen wirren Einzelbilder
Verfließen allgemach in Eins.

Mein Auge schmerzt vom scharfen Spähen —
Wer darf dem leicht betrognen trau'n? —
Ach, allzuviel hab' ich gesehen,
Nun laßt mich feiern, laßt mich schau'n.
Versinkt ihr Bilder der Verneinung!
Mir strahlt in Erdenlust und -Leid
Durch flücht'ge Wolken der Erscheinung
Der stille Mond der Ewigkeit.

Es reift der Wein am Bergeshange,
Sanft beugt der Wind das schwere Korn —
So stimm' ich denn zu tiefem Klange
Mein abendkühles Türmerhorn:
In süßen Weisen zu genießen
Was Bleibendes der Tag gebracht,
Und Morgensehnsucht auszugießen
Hin durch das stille Thal der Nacht ...

J. E. Frhr. v. G.

Digitized by Google

Offene Halle.

Seid willkommen, Freunde, die Ihr etwas auf dem Herzen habt, nach Aussprache mit Gleichstrebenden Euch sehnt! Seid doppelt willkommen, wenn Ihr dem Türmer Aus- und Einblicke eröffnen könnt, die sich ihm selbst noch nicht erschlossen haben. Er hält sich weder für vollendet noch für unfehlbar und ist für jede Anregung, jede sachlich begründete Kritik, jede Erweiterung seines Gesichtskreises dankbar! Sei darum die „Offene Halle" eine gastliche Stätte freien Meinungsaustausches, gegenseitiger geistiger Förderung, Bereicherung, Vertiefung!

Der Türmer.

Unsere Kunstbeilage.

Gerhard von Kügelgen, sächsischer Hofmaler und Professor an der Dresdener Kunstakademie, war einer der meistbeschäftigten Bildnismaler seiner Zeit. Wir verdanken ihm neben lebenswahren Portraits von Schiller, Herder, Wieland u. a. m. auch das wunderbar ausdrucksvolle Bild des alten Olympiers. Kügelgen (geb. 25. Januar a. St. 1772 in Bacharach) war nebst seinem Zwillingsbruder Karl im Jesuitenkollegium zu Bonn erzogen und auf Kosten des letzten Kurfürsten von Köln, Maximilian Franz von Oesterreich, in Rom zum Maler ausgebildet worden. Beide Brüder wandten sich später nach Rußland, wo sie die feingebildeten Töchter des Frhrn. Peter Zoege v. Manteuffel, eines estländischen Gutsbesitzers, heirateten. Karl wurde kaiserlicher Hofmaler in Petersburg, Gerhard wandte sich nach Dresden, wo sein Haus der Mittelpunkt einer reichen Geselligkeit wurde. Mörderhand machte seinem Leben (am 27. März 1820) ein jähes Ende, als er von seinem Weinberge zu Loschwitz auf dem Heimwege nach Dresden begriffen war. Sein Sohn Wilhelm, der als Hofmaler in Bernburg starb, erzählt uns in seinen „Jugenderinnerungen eines alten Mannes", wie Goethe einmal im Hause seines Vaters erschien, um sich dort gemütlich auszuspannen, aber durch die zudringlichen Nachstellungen einer ihn anschwärmenden älteren Dame sofort wieder daraus vertrieben wurde. Kügelgen hat Goethe als Staatsminister gemalt, aber den Olympier mit dem Feuerblick bloß äußerlich mit Leibrock und Stern geschmückt. Dem von der Antike gebildeten Maler war der Dichter der „Iphigenie" stets der ihm menschlich und geistig nahestehende Erneuerer eines goldenen Zeitalters der Kunst.

Briefe.

„Mit Gott! — So, lieber „Türmer"-Meister, dieser Wunsch sei mein erster Beitrag für Ihr litterarisches Unternehmen. Und wenn Sie sich immer frei halten von litterarischen Reiz- und — Schlafmitteln, wenn die „Türmer"-Tafel immer mit besten seelischen Lebensmitteln gedeckt ist, so wird Gott mit Ihnen sein, werden Ihnen die Gäste nur so zuströmen. Mit herzlichem Gruße Ihr alter —g." — Recht, alter Freund, weil die Zeilen so gut gemeint sind, sollen sie als unsere erste „Briefkasten"-Notiz verewigt werden.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Nach einer Photographie aus dem Atelier von E. Bieber, Hof-Photograph Berlin und Hamburg.

THEODOR FONTANE

Photogravure Bruckmann

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. November 1898. Heft 2.

Hat Deutschland eine Hauptstadt?

Von **Caliban.**

Als der Alte im Sachsenwalde noch frischvergnügt seine Pfeife rauchte und Champagner trank, waren flinke Federn mit ihren Nekrologen schon fertig. Aber trotzdem an Tinte ein schwarzes Meer verbraucht worden ist, und trotzdem die Litteraten sich gegenseitig überboten haben, in Vers und Prosa unerhört Geistreiches über den einzigen Mann zu schreiben — das wirkliche, das erschütternde Dichterwort ist nicht gesprochen worden. Wie der machtvolle Schlußsang eines nationalen Heldengedichtes, voll zermalmender Größe und Tragik, ist die Thatsache von Bismarcks Tod vor uns aufgestiegen, doch die sich Poeten nennen und deshalb die Poesie kommandieren sollen, die versagten. Auch diesmal war der Atem der neudeutschen Dichtung zu kurz, und keuchend mußte sie den Versuch aufgeben, Schritt zu

Digitized by Google

halten mit den Ereignissen. Der Umstand, daß es ihr seit beiläufig dreißig Jahren so ergeht, hat sie offenbar auch diesmal über ihr Mißgeschick getröstet.

Bisher ist, so lange es eine Geschichte giebt, zu allen Zeiten und bei allen Völkern, einer Periode des nationalen Aufschwungs auch eine Blüte der nationalen Kunst gefolgt. Machten unsere Tage keine Ausnahme von der Regel, dann müßte sich das neue Deutschland eines Dichterfrühlings ohnegleichen erfreuen. Solche Siege wie die von 1870/71, einen solchen völligen Umschwung seiner Lage und Bedeutung, solche Jahre rasch steigenden Glanzes und Reichtums hat vor dem deutschen Volke wohl selten ein anderes gesehen. Aber unsre Kunst befruchteten diese Triumphe nicht. Fast scheint es, als habe das Einigungswerk alle geistige Kraft der Nation erschöpft. Sieht man von dem einen Richard Wagner ab, der sich zudem gegen eine festgeschlossene Mehrheit der Volksgenossen, gegen die kompakte Majorität der Bildungsphilister mühsam durchsetzen mußte, dann hat die nationale Erhebung von 1870 kein künstlerisches Genie von deutschem Empfinden emporgebracht oder gar geboren. Auf den Gebieten der Malerei und Bildhauerei waren Männer die Tagesgötzen, deren öde Süßlichkeit den Chimborasso des Kunstungeschmacks erklomm, und deren Gedankenarmut auch durch ihre Selbstgefälligkeit nicht ganz ausgeglichen werden konnte. In der Litteratur aber führten die Nachahmer der Pariser, schlechte Nachahmer, das Wort, und unser deutsches Theater fiel den Flammen zum Raube, den Flammen des Herrn Paul Lindau. Ehe sich auf heimatlichem Boden etwas wie Eigenwuchs entwickelte, etwas, das mehr war als bloße Nachäffung französischer Modelle, verging fast ein Menschenalter. Eine deutsche Kunst aber, die den großen Ehrentagen des Vaterlandes organisch entsprossen wäre, haben uns auch die Neueren nicht beschert. Unabhängig, unbeeinflußt von ihnen stehen diese Poetencharaktere da, sie ziehen keine Kraft aus der höchsten Kraftäußerung unsres Volkes, und ihrem Schaffen fehlt alle jugendliche, sieghafte Frische. Sobald sich Hauptmann an einen mächtigen Vorwurf von deutscher Eigenart wagt, wie an die Gestaltung der Bauernkriege, bricht er zusammen. Und Sudermanns Stärke liegt, abgesehen von seinem feinen Instinkt für sensationelle Coulissenschlager, in der unbarmherzigen Satire, womit er die Verfaultheit gewisser Schichten unsrer Gesellschaft geißelt. „Sodoms Ende" ist in dieser Beziehung ein klassisches Werk und wird alle späteren Arbeiten des Verfassers überdauern,

Digitized by Google

obgleich oder weil es einen Bühnendurchfall ersten Ranges bedeutete.*) „Sodoms Ende" und „Einsame Menschen" — das sind die Höhepunkte neudeutscher Theaterlitteratur, will sagen, unsrer nationalen Litteratur überhaupt. Schmutzige Verderbnis, Müdigkeit, Schaffensunlust und Schaffensunfähigkeit — davon spricht, das lehrt uns unsre Kunst!

Fast ist es unbegreiflich. Uebermütig wie Siegfried dehnt Deutschland seine Glieder. Salziger Meerodem weht ihm in die Lungen, es treibt ihn, die Welt zu erobern. Mit Sang und Hammerklang wird die neue Flotte geschmiedet, und das Kaiserwort vom größeren Deutschland hat in Millionen Herzen gezündet, auch in solchen, die dem Herrscher sonst grundsätzlich mißtrauisch und abwartend gegenüberstehen. Schon blühen uns in allen Weltteilen Kolonien. Der deutsche Handel, der deutsche Wohlstand wachsen beständig. Die Wirtschaftspolitik Bismarcks hat uns auch hier den Weg zum Siege geöffnet, und seine sociale Gesetzgebung, die so gar nichts vom Aethergewölke an sich hatte, sondern abgezogene Weisheit des Alltaglebens war, milderte die grelle Furchtbarkeit des Klassenkampfes. Vergleicht man auch nur oberflächlich die heutigen Zustände mit denen vor dreißig oder vierzig Jahren, so meint man in zwei verschiedene Welten zu schauen, hier in eine von der goldenen Gottessonne bestrahlte, dort in dunkle, wesenlose Nacht.

In allem sind wir unsern Vätern voraus. Nur eine deutsche Kunst, deren sie sich vielleicht rühmen durften, haben wir nicht.

Nationale Kunst ist nicht möglich ohne einen gemeinsamen Brennpunkt aller nationalen Interessen. Und erst wenn die Liebe zum eignen Volkstum die Herzen so durchglüht, daß dies Volkstum wie eine innere Offenbarung wirkt; wenn alles Sinnen und Denken der Feierabendstunden seiner Hebung und Vertiefung gewidmet ist, erst dann kann die nationale Kunst kommen. Sie läßt sich nicht aus dem Boden stampfen, und der Befehl eines Mächtigen schafft sie nicht. Es hieße den Begriff der Kunst in hunnischer Weise verkennen, forderte man von ihr, daß sie nationales Empfinden wecke. Solche Magddienste lehnt sie ab. Sie muß in den Seelen derer, zu denen sie spricht, die völkische Liebe schon leuchten sehen. Weit entfernt davon, vaterländische Gefühle künstlich zu erzeugen, zieht sie vielmehr

*) Wie manche Leser (aus meinen „Problemen und Charakterköpfen") vielleicht schon wissen, weicht mein Urteil über Sudermann von dem des Herrn Verfassers in einigen Stücken ab. Der Herausgeber.

Digitized by Google

neue Kraft aus der Begeisterung, die ihr aus dem Kreise ihrer Hörer entgegenschlägt. Fehlt's daran, ist das nationale Gewissen eines Volkes schlaff, mangelt es an dem Centralherde, der immer neue Glut aushaucht, weil jeder seine Glut zu ihm trägt, dann bleibt die nationale Kunst ein kümmerliches, bleichsüchtiges Treibhauspflänzchen.

Und diesen Centralherd, diese wirkliche Hauptstadt, die Hauptstadt deutschen Geistes entbehren wir bis zur Stunde.

Dem Namen nach ist zwar Berlin die Hauptstadt des Deutschen Reiches. Aber nur in politischer Hinsicht verdient es den Ehrentitel. Die deutschen Herzen verweigern ihn bislang der allzu rasch aufgeblühten Kaiserstadt an der Spree und hängen mit doppelt zärtlicher Neigung und partikularistischem Stolze an der Haupt- und Residenzstadt des eigenen Ländchens. Berlin hat so schnelle Fortschritte gemacht, Fortschritte in seiner äußeren Gestaltung, daß es immer genug mit sich selbst zu thun hatte und sich nicht *mit*, sondern oft im Gegensatze zu der Provinz, jedenfalls stets unabhängig von ihr entwickelte. Berlin ist nicht wie Paris die Quintessenz des Landes, es ist fast ein Fremdkörper darin. Nicht einmal als Inkarnation des Preußentums darf diese auf wendischem Boden entstandene Stadt, diese aus abenteuerlichen Blutmischungen hervorgegangene Bevölkerung gelten. Wie sollte sie da schon den Geist des geeinten Deutschlands verkörpern und rein spiegeln können? Es ist vielmehr die Aufgabe des übrigen Deutschlands, Berlin erst einmal deutsch zu machen. Und bei der sehr eigentümlichen und sehr selbstbewußten Charakterart des Neuberliners wird die Durchführung dieser Aufgabe viel Zeit und viele Mühe kosten.

Unbekümmert um das draußen rege pulsierende nationale Leben, eingesponnen in weltbürgerliche Ideengänge und Vorstellungen, ist in Berlin jene Kunst groß geworden, die des eigenen Volkes Größe übersieht und deshalb über sie hinweg zu sehen meint, Grenzen und Flaggen nicht achtet. Sie nennt sich modern, und sie kennt den modernen Menschen, soweit er in Berlin wohnt und in den Kaffeehäusern und Salons verkehrt, die ihre Jünger beehren. Sie hat seine Seele durchschürft nach allen Richtungen der geistigen Windrose; nur daß er zuweilen auch national empfindet, spezifisch deutsch, nicht weltbürgerlich handelt, das weiß sie nicht. Diese absonderliche Berliner Kunst, die allein aus Berlins Werden und Wachsen erklärt und begriffen werden kann, hat, wie das so des Landes der Brauch ist, draußen im Reiche kritiklose Nachahmer und Bewunderer gefunden.

Digitized by Google

Das wirtschaftliche Uebergewicht Berlins, die bequeme Trägheit der auswärtigen Bühnenleiter, die aus Rücksicht auf ihre Kassen und zur Vermeidung von Mühe und Arbeit nur bereits in Berlin approbierte Stücke spielen, sichert der sogenannten realistischen Schule einen Einfluß und eine Bedeutung, die sie in künstlerischer Beziehung kaum, in nationaler ganz und gar nicht verdient. Ueberall regen sich im Reiche schwache Ansätze einer deutschen Kunst. Zu hell lodert in jungen Poetenherzen, die die Skepsis der Großstadt nicht angefressen hat, freudige Begeisterung für das stolze Reich, als daß sie ihre Lieder nicht seiner herrlichen Vergangenheit, seiner sterndurchglänzten Zukunft widmen könnten. Aber es ist ein Schaffen ohne inneren, festen Zusammenhalt, -- ein Singen im Dunkeln. Niemand achtet darauf, niemand drückt dem Aufstrebenden die Hand; nirgend findet er einen Kreis gleichgesinnter Genossen. Und die herrschende Schule, die vom „Nationalitätengefasel" nichts wissen will, arbeitet mit Zuckerbrot und Peitsche. Ihre Aesthetiker schweigen tot oder verhöhnen mitleidlos, wer gegen den Stachel löckt, und sie bringen dem dichterischen Nachwuchse sehr bald die Ueberzeugung bei, daß nur der emporkommt, der ihr Joch auf sich nimmt. Es wird sich Gelegenheit bieten, demnächst einige Worte über die furchtbaren Machtmittel dieser Schule und die Skrupellosigkeit, womit sie sie anwendet, zu sagen. Genug, daß sich ihr früher oder später, freiwillig oder gezwungen jeder beugt und anschließt, insonderheit jeder, den es nach den Lorbeeren des Theaterdichters gelüstet. Und da Theater- und Dichtkunst bei der allgemeinen Vorliebe des Publikums für die Bühne nahezu gleichbedeutend geworden sind, ist der Erfolg jener dem nationalen Gedanken abgeneigten Richtung vollkommen. Sie regiert ohne Opposition.

Ein Umschwung, eine Gesundung der Verhältnisse wird nicht von Berlin ausgehen. Die Stadt ist im nationalen Sinne noch unreif, und die Gesellschaftsschichten, die in ihr den Ton angeben, sind vielleicht für eine urwüchsige deutsche Kunst überhaupt nicht zu erobern. Ebensowenig erwarten wir die Heilung von äußerlichen Mitteln und Anreizen. Die Bestrebungen des Kaisers, wenigstens auf den Brettern, die seinem Einflusse unterstehen, national empfindende Dramatiker sprechen zu lassen, verdienen an sich Lob. Aber der Umstand, daß seine Wünsche sich auf die Verherrlichung des zweifellos tüchtigen Hohenzollernhauses beschränken, dieser Umstand beschränkt auch den Poeten und läßt nicht sowohl eine *nationale* als eine Hofdichtung entstehen. Auch ist der Kunstgeschmack Wilhelms II.

Digitized by Google

noch durchaus in der Läuterung begriffen, und Werke, wie der Lauff'sche Burggraf sind nur allzu sehr geeignet, das ohnehin niedrige Niveau unsrer Bühnen erschreckend herunterzubringen. In den Orangerien von Potsdam entfaltet sich die Blüte nationaler Poesie so wenig wie auf den Höhen von Wiesbaden,' wo es herbstlich harft. Frei und kraftvoll, aus ungedüngtem deutschem Erdreich, soll sie sich erheben. Der Fürsten Gunst wird ihr sonnige Wärme bringen; wenn es aber sein muß, wird sie auch ohne eines Medicäers Güte alle ihre Pracht entfalten. Unsre Hoffnung ruht auf den deutschen Kunststädten, in denen die Reichsidee von jeher geliebt und gepflegt worden ist. Hier sammeln sich die besten Kräfte der einzelnen Stämme, hier bedarf es, das Beispiel der Wittelsbacher hat's bewiesen, oft nur eines leisen Anstoßes, um diese Kräfte zu entfesseln. Hat keine von ihnen den ruhmreichen Ehrgeiz, Deutschlands geistige Hauptstadt zu werden?

Zeit.

Aus dem Englischen des **William Lisle Bowles.**

O Zeit, die du berührst des Kummers Wunde
Mit weicher Hand und linderst ihren Schmerz,
In stille Trauer lullst das müde Herz
Und leise raubst die Angst verzagter Stunde:
Nur du bist meine Hoffnung, und ich denke,
Daß, wenn die bittre Thräne du gestillt,
Die mir um Teuerstes umsonst entquillt,
Ich noch an meinem Abend lächelnd senke
Mein Aug' auf all die Leiden, die vergingen, —
Wie nach dem Regenguß ein Vögelein
Vereinsamt singt im späten Abendschein,
Nicht achtend, daß gefeuchtet seine Schwingen: —
Doch ach! wie leidend muß ein Herz nicht sein,
Das Heilung hofft von dir, von dir allein!

G. Emil Barthel.

Digitized by Google

Die beiden Schwestern.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

3.

Am folgenden Morgen, während Camilla mit allerlei häuslichen Obliegenheiten beschäftigt war, schlenderte Gertrud unter dem Baumgang her nach der kleinen Bodenerhöhung am nordöstlichen Ende des Gartens. Hier stand eine breitschattende Esche und davor eine Garnitur eiserner Gartenmöbel.

Gertrud setzte sich und schaute hinüber nach dem herrlichen Buchenhain, der hinter den Ausläufern des Städtchens an der jenseitigen Bergwand hinanklomm. Es wehte ein köstlich erfrischender Lufthauch von diesen schwellenden Wipfeln her. Die Sonne, die grade links über dem Aussichtsturme der Kurfürstenhöhe emporstieg, brannte noch mäßig. Ueberhaupt lag etwas Junges, Erquickendes, Festliches über der Landschaft, das dem beklommenen Herzen Gertruds außerordentlich wohlthat. Je länger sie dasaß, um so beruhigter und freier ward ihr zu Mute. Die Flucht der Dinge und die Art, wie sich ihr Leben gestaltet hatte, war ja nun doch einmal nicht zu ändern. Und die Natur, die ewig-freundliche, schien so bezaubernd in ihrer Fülle, so trostreich und mild-beschwichtigend! Kein Zweifel: die Anwandlungen von letzthin würden sich allgemach schon verwinden lassen; die bangverzweifelte Stimmung, die ihr den ganzen Geburtstag verdorben hatte, brauchte nicht wiederzukehren. In redlicher Arbeit, in rastlosem Streben nach Selbstveredlung und im Genuß der mannigfaltigen Schönheit, die ihr behagliches Heim von allen Seiten umspann, würde auch ihr mit der Zeit jenes volle Genügen heranreifen, wie es in so herzbewegender Deutlichkeit aus jedem Wort, aus jedem Blick ihrer Schwester sprach.

Digitized by Google

Als Gertrud von Sielshoff nach zwanzig Minuten aufstand, um sich zurück ins Haus zu begeben, nahm sie den Weg durch das sogenannte Parterre, wo sich die jetzt in höchster Pracht entfalteten Rosenbeete befanden. Um den Jasminbusch an der Kreuzung der beiden Hauptpfade einbiegend, sah sie bereits von ferne bei den La-France-Rosen die schlanke, hohe Gestalt des Gärtners, der grade damit beschäftigt war, hier und da eine Ranke festzubinden oder einen verblühten Kelch zu beseitigen. Paul Koßwig hatte erst vorgestern auf Grund seiner Abmachungen mit Fräulein Camilla den Dienst angetreten. Er war ein hübscher, drei- oder vierundzwanzigjähriger Mensch mit ehrlichem, offenem Gesicht und freundlichem Anstand. Man merkte ihm augenblicklich an, daß er ein strammer, wohlgeschulter Soldat gewesen.

Ihrer gestrigen Abendvision gedenkend, schrak Gertrud von Sielshoff beim Anblick des jungen Mannes ein wenig zusammen. Wie er so dastand in seiner kurzen, grüngeränderten Joppe, die wohlgebildete Stirn von dem kurzgeschorenen dichten Blondhaar umrahmt, elastisch und biegsam wie eine Tanne, erinnerte er in der That an Feodor Heun, wenn auch beim Näherkommen von einer wirklichen Aehnlichkeit nicht wohl die Rede sein konnte. Gertrud fühlte sich eigentümlich befangen. Sie meinte, Paul Koßwig müsse ihr diese Befangenheit anmerken. Eine Sekunde lang zögerte sie. Dann aber kam sie sich doch in ihrer seltsamen Scheu lächerlich vor. Ruhig und gleichmütig, wie es der Herrin geziemt, schritt sie auf ihrem Pfad weiter, scheinbar in die Betrachtung des dichten Gewölks versunken, das weißlich geballt wie der aufsteigende Qualm eines Vulkans im Süden stand.

Paul Koßwig bot ihr voll Ehrerbietung und doch treuherzig den Morgengruß. Sie dankte mit einem freundlichen Kopfnicken. Und abermals regte sich ihr die seltsame Scheu von vorhin. Ein unerklärliches Etwas schien sie an dem La-France-Beet schleunigst vorbei drängen zu wollen. Aber ihr Stolz und ihr Selbstgefühl bäumten sich unmutig auf. Mit ihrem früheren Gärtner hatte sie stets über den Stand des Nutzgartens, über den Blumenflor, über die Aussichten der Obst-Ernte geplaudert. Sie hatte ihm Wünsche geäußert, Vorschläge gemacht und sich oft eingehend von ihm belehren lassen. Jetzt mit einem Mal sollte sie blöde thun? Es war kindisch, ja vom Standpunkt eines feinfühligen Edelfräuleins beinahe unschicklich. Jedenfalls mußte sie diese Albernheit augenblicks überwinden.

Digitized by Google

„Nun, Paul?“ fragte sie wohlwollend. „Haben Sie sich schon ordentlich umgesehen? Es tritt hier vieles auf einmal an Sie heran . . .“

„Ist nicht so schlimm, gnädiges Fräulein! Drüben — (er wies in der Richtung des Nutzgartens) — mag's ja wohl für die nächsten Tage ein bißchen heiß hergehn. Und dann wird's auch allmählich Zeit für die Süß-Kirschen. Aber im übrigen . . .! Man hat ja doch, Gott sei Dank, seine gesunden Knochen und Lust und Liebe zur Arbeit!“

Er lächelte in halber Verlegenheit und zeigte dabei seine hellblinkenden, gleichmäßigen Zähne. Gertrud von Sielshoff nahm nicht nur das überraschende Blinken und diese auffallende Gleichmäßigkeit wahr; sie bemerkte dabei auch die Thatsache, daß Paul Koßwig merkwürdig kluge und leuchtende Augen hatte. Grade die Augen waren so ganz anders wie sonst bei Leuten von dieser Lebensstellung. Es lag beinahe etwas wie Geist darin, und überdem eine so urwüchsige Froheit und Frische, daß man alsbald von brennendem Neid erfüllt wurde. Lust und Liebe zur Arbeit! Ja, der Mann hatte recht! Es mußte ein Glück sein, höher als aller Prunk und alle Machtfülle der Reichen und Großen, hier so in Gottes freier Natur emsig und rastlos zu schaffen, und sich dabei gesund zu fühlen, kräftig — — und jung!

Ein Hauch von Trübsinn stahl sich in ihre Seele. Doch sagte sie freundlich:

„Bleiben Sie bei dieser Auffassung! Arbeit, die man mit Freuden thut, ist wohl das Beste, was uns die Welt bieten kann.“

Ihre Worte klangen fast sentenziös; weit schwerer und ernsthafter als dies in ihrer Absicht lag.

„O, was an mir liegt . . .!“ meinte der Gärtner selbstbewußt. „Mir ist im Leben noch nie was zu viel geworden! Nicht mal die Launen und Mucken der Vorgesetzten im Regiment. Na und das gnädige Fräulein schaut mir nicht darnach aus, als ob man's hier schlimm hätte.“

„O, wir können auch streng sein! Zumal meine Schwester! Die fordert peinlichste Pflicht-Erfüllung und tadelt zuweilen recht nachdrücklich.“

„Macht nichts,“ entgegnete Paul. Und wiederum glänzten die prächtigen Zähne unter dem rotblonden Schnurrbart hervor. „Ich halt's schon aus.“

Gertrud hielt es nun doch für zweckmäßig, diesen Gedankenaus-

Digitized by Google

tausch kurzerhand abzubrechen. Sie murmelte noch ein huldvoll-herablassendes Wort und wandte sich dann hoheitsvoller als je dem Eingang des Hauses zu.

Paul Roßwig sah ihr bewundernd nach. Augenscheinlich begriff er nicht, was ihm den Mut gegeben, mit dieser stolz einherschreitenden Königin so im einfachsten, übermütigsten Plaudertone zu schwatzen. Heute zum ersten Mal hatte er Gertrud aus nächster Nähe betrachtet: die Verhandlungen wegen des Gärtnerpostens waren von Fräulein Camilla geführt worden. Und nun sagte er sich, daß Gertrud trotz ihres milderen Ausdrucks und der bezaubernden Sanftheit ihrer warmleuchtenden Augen weit vornehmer dreinschaue als ihre strenge, ernsthafte Schwester. Auch schien sie ihm außerordentlich hübsch. Nicht mehr so ganz jung, das sah man ja wohl, aber doch frisch und herrlich wie eine voll aufgeblühte La-France-Rose. Und dann hatte sie manchmal so um den Mund herum einen Zug . . . So ein liebliches Flimmern . . . Merkwürdig! Wenn dieses Flimmern auftauchte, hatte man den Eindruck, als wäre sie höchstens einige zwanzig alt. Und sie zählte doch sechsunddreißig geschlagene Jahre! Gestern als der Herr Pastor zum Gratulieren kam, hatte Fräulein Camilla ja offen gesagt . . .

Paul Roßwig schüttelte nachdenklich den Kopf.

Wie es nur möglich war, daß Fräulein Gertrud bei ihrer auffallenden Nettigkeit und ihrem schönen Besitztum so ihre Jugend vertrödelt hatte, ohne zu heiraten? Das wäre doch mal eine richtige Frau gewesen, die ihren Mann glücklich gemacht und ihre Kinder gehegt und gepflegt hätte! So was Gutes und Liebes! Bei Fräulein Camilla begriff man's eher. Die stieß vielleicht die Bewerber zurück durch ihr selbstbewußtes, hochfahrendes Wesen, und war ja auch sonst nicht grade die Schönste. Aber bei Fräulein Gertrud blieb das ein Rätsel. Weiß Gott, die Mannesleute unter den vornehmen Herrschaften, was so die Offiziere waren, die Referendare und Landgerichtsräte, hatten doch oft einen ganz verrückten Geschmack! Die scheußliche Tochter des Medizinalrats hinter dem Forstbühl hatte den hübschesten Lieutenant im Regiment bekommen. Er, Paul Roßwig, hätte die nicht geheiratet für eine halbe Million. Dieses kleine, grantige, dürre Geschöpf trat zum Altar, und Gertrud von Sielshoff, die Schlanke, Volle, Fürstliche mit ihrem lieben Gesicht und dem herrlichen blauschwarzen Haar blieb sitzen! Eine seltsame Welt!

Er zuckte die Achseln und steckte den Rest seiner Bastschleifen, da er jetzt fertig war, schnellen Griffs in die Rocktasche.

Digitized by Google

4.

Während der nächsten acht Tage befand sich Gertrud von Sielshoff in dem widerspruchsvollsten Zustande, den sie jemals erlebt hatte.

Drei- oder viermal war sie ganz nahe daran gewesen, ihre Schwester um Paul Koßwigs schleunigste Entlassung zu bitten. Sie hatte sich auch ein paar Vorwände für dies Ansinnen ausgedacht, aber bei näherer Prüfung fand sie das alles zu unglaubhaft, um nicht zu sagen: verdächtig.

Weniger noch als mit den Vorwänden ging's mit der Wahrheit. Es war doch unmöglich, vor die arglose Camilla hinzutreten und ihr einfach zu beichten: „Dieser untergeordnete junge Mann da erinnert mich trotz aller äußren Verschiedenheit so unwiderstehlich an den verlorenen Jugendgeliebten, daß ich vor Unrast und neu erwachender Sehnsucht beinah' zu Grund gehe!"

Nein, das war ausgeschlossen! Camilla würde sie unbarmherzig verurteilt haben. Alles hatte doch seine Grenzen. Sie selbst war sich vollkommen bewußt, wie unerhört sie sich durch eine derartige Mitteilung bloßgestellt hätte. Ein Fräulein von Sielshoff, eine Urenkelin des weltberühmten preußischen Generals, eine Verwandte des ehrwürdigen Konsistorialrats, durfte bei aller Glut ihrer Einbildungskraft sich nie so weit hinreißen lassen, die Persönlichkeit eines ganz gewöhnlichen Handwerkers zum Ausgangspunkte für sentimentale Rückerinnerungen zu nehmen. Daß dieser Handwerker Intelligenz, Anstand, Herzensgüte, Bescheidenheit und noch mancherlei sonstige Vorzüge besaß, die man im Kreis der Höhergestellten oft dünn gesä't findet, das hätte bei Schwester Camilla wohl kaum als mildernder Umstand gegolten.

So fügte sich denn Gertrud von Sielshoff schweigend ins Unabwendbare. Sie vermied es geflissentlich, Plauderscenen herbeizuführen, wie neulich bei den La-France-Rosen. Aber sie konnte doch dem Gefürchteten nicht überall ausweichen. Sie mußte es hinnehmen, daß sie ihm hier und da im Garten oder im Treppenhause begegnete. Mit thunlichster Selbstbeherrschung erwiderte sie dann seinen höflichen Gruß und beantwortete ruhig-geschäftsmäßig seine Fragen. Einigemal war es ihr vorgekommen, als ob diese Begegnungen häufiger stattfänden, als bei den früheren Gärtnern. Das konnte indessen auch Täuschung sein . . .

Anfangs kämpfte sie gegen die Aufdringlichkeit ihrer Jugend-Erinnerungen mit scheinbarem Erfolg. Der Umstand, daß zu Beginn

Digitized by Google

der dritten Juliwoche die Leitung der Küche ihr anheimfiel — die beiden Schwestern wechselten mit diesen Obliegenheiten — kam ihr dabei sehr zu statten, zumal das halbwüchsige Laufmädchen etliche Tage lang fehlte. Dann aber siegte das alte Leid wieder vollständig. Nur daß Gertrud von Sielshoff jetzt mit ihrer traurigen Stimmung halb sich versöhnt hatte. Wie eine plötzliche Offenbarung war es auf sie hereingestürmt . . . Sie sagte sich unter dem Bann dieser neuen Erkenntnis, für ein lichtloses Gemüt sei es immer noch besser, an rückblickender Sehnsucht nach einem Ewig-Verlornen langsam zu Grunde zu gehn, als so ganz und ohne Lebensinhalt dahinzutrauern.

Und so setzte sie sich eines Nachmittags — angeblich um Briefe zu schreiben — in den grauen Salon, wo rechts am Eckfenster ihr altmodisches Cylinderbureau stand, und nahm leise erschauernd hervor, was dort seit mehr als einem Jahrzehnt unberührt schlummerte: ihr goldgerändertes Tagebuch aus der ewig unvergeßlichen Zeit Feodor Heims.

Atemlos vor Erregung schlug sie den schmalen Oktavband auf, der in seiner tiefschwarzen Sammthülle wie das Andachtsbuch einer ländlichen Konfirmandin aussah.

Ein leidvolles Lächeln spielte um ihren Mund. Ja, da stand die alte, längst nun begrabne Vergangenheit wieder lebendig vor ihren Augen: die harmlose Jugend mit ihren himmelblau umleuchteten Hoffnungen; die lustigen oder empfindsamen Freundinnen; der ganze Zauber der damals so frisch und gesellig blühenden Häuslichkeit; die wohlwollend-ernste Gestalt ihres Vaters; und, auf jeder Seite ein paarmal genannt oder angedeutet, der Held und Gott ihrer heimlichen Sehnsucht. Zu Anfang lag über all' diesen Aufzeichnungen der Hauch stiller Glückseligkeit. Erst später kamen die Zweifel, und dann mit einem Male das Weh, die unermeßliche Trübsal . . . Damals hätte kein Mensch vermutet, daß Feodor Heim, der geistsprühende Künstler, sich für die unbedeutende Predigerstochter, die er dann heimführte, auch nur minutenlang interessieren könne . . .

Ob er wohl glücklich war? Merkwürdig, daß man so gar nichts wieder von ihm gehört hatte! Nur in den Zeitungen las man hier und da von seinen künstlerischen Erfolgen. Als Mensch blieb er verschollen ... Am Ende war das zartfühlende Absicht? Oder nur vollendete Gleichgültigkeit?

Gertrud vertiefte sich mehr und mehr in solche Betrachtungen. Ernst und gedankenvoll stützte sie das Kinn auf die Handfläche, ohne

Digitized by Google

weiter zu lesen. Und plötzlich überraschte sie sich bei der Erkenntnis, daß ihre Einbildungskraft nicht mehr bei Feodor Heun, sondern bei ihrem Gärtner verweilte.

Vorhin schon hatte sie sich darüber gewundert, daß die Erinnerung an jene Predigerstochter ihr durchaus keine Beklemmungen mehr verursachte. Jetzt mit einemmal ward sie sich klar darüber, wie das alles zusammenhing. Ihr Heimweh, ihre unendliche Sehnsucht galt nicht mehr dem Ewig-Verlornen, sondern dem Nahen, dem Gegenwärtigen, den die unüberbrückbarste Kluft der Lebensstellung, der Bildung, des Alters gebieterisch von ihr trennte.

Gertrud von Sielshoff erbebte. In krampfhafter Eile schloß sie ihr Tagebuch fort und steckte den Schlüssel zu sich, als sei dieser Einblick in das Vergangene ein Frevel gewesen. Dann schlug sie die Hände vors Antlitz. Sie kam sich im Licht ihrer neuen Selbsterkenntnis unwürdig und erbärmlich vor; außerdem aber unsagbar lächerlich.

Wohl eine Stunde lang saß sie da wie versteinert. Abermals zuckte ihr der Gedanke durchs Hirn, sich ihrer Schwester anzuvertrauen; und abermals verwarf sie diesen Gedanken als unausführbar. Nach langem, fruchtlosem Grübeln packte sie ein verzweifelnder Trotz.

Wen kränkte es und wer litt Qualen darunter, wenn sie ihr Herz, das keiner auf Gottes Erde mehr wollte, frei und ohne Rücksicht auf die Forderungen der Welt verschenkte? Ihr Gefühl mußte doch wohl echt und dem Himmel genehm sein: sonst wäre es nicht so ganz wie von selbst aufgeblüht und hätte sie nicht so vollständig übermannt. Sie begehrte ja nicht; sie hoffte ja nichts. Nur ausleben wollte sie dieses Gefühl, das ihr so neu war nach den langen, traurigen Jahren der Lichtlosigkeit. Niemand sollte was ahnen. Er selber am wenigsten. Vor ihrem eigenen Ich aber würde sie keine Verstellung und keine Lüge mehr gelten lassen.

Und nun fand sie unzählige Gründe, aus denen sie ihr unbestreitbares Recht herleitete, sich ihrer Schwärmerei schrankenlos hinzugeben. Er war nur ein Gärtner, ja, und ein Mensch ohne Bildung. Aber grade dies Urwüchsige, Einfache, das so vorteilhaft abstach gegen die Hohlheit einer herzlosen Ueberfeinerung, grade das Unverkünstelte, Frische und Kernhafte zog sie unendlich an. Auf seiner Schlichtheit lag kein Hauch von Plebejertum oder Gemeinheit. Und seine Jugend? War die etwa ein Hindernis für Empfindungen, die sie doch ewig in ihrer

Digitized by Google

Seele verbergen wollte? Im Gegenteil! Je weniger Jugend sie selbst noch hatte, um so mehr Jugend brauchte ihr Herz an dem Gegenstand ihrer Begeisterung.

Und nun faltete sie die Hände und flehte in wirrem Gebet um Kraft, ihr gefahrvolles Geheimnis jetzt und immerdar zu verbergen. Die Menschen urteilten ja so falsch und verkehrt, so lieblos und grausam. Bei allem Selbstgefühl, das ihr die Brust hob, fehlte ihr doch der Mut, dem Urteil der Welt ruhig die Stirne zu bieten. — Und vollends nun dem Urteil der Schwester! Sie wußte nur allzugut, daß hier keine Verständigung möglich war. Camilla, die makellose, die reine, die allem irdischen Tand abgestorbene — ach, wie unsäglich würde sie sich über dies innere Erlebnis Gertruds gegrämt haben! Camilla von Sielshoff kannte nur eine Liebe: die zu dem himmlischen Vater und zu dem Heiland; selbst die Liebe zum Nächsten war für sie nur eine andere Form dieser Gottesliebe. Und nun sollte sie wahrnehmen, daß ihre Gertrud . . . Nein, der bloße Gedanke schon war nicht zu ertragen.

Gertrud von Sielshoff schauderte. Aber in all' ihrer Bangigkeit fühlte sie doch ein seltsames, nicht zu schilderndes Glück.

Und nun setzte sie sich in den uralten Lehnstuhl am Fenster und übersann ihr künftiges Verhalten.

Wenn es auch ewig unmöglich schien, dem jungen Mann wirkliche Einblicke in ihr Herz zu gestatten, so konnte sie doch auf Umwegen hier oder dort etwas von dieser Glut ausströmen. Sie konnte sich seines Lebensgangs irgendwie mütterlich annehmen. Hunderterlei zuckte ihr durch den Kopf: eine testamentarische Zuwendung, ein Geschenk ohne Namensnennung, sogar die Idee, ihm den Lohn zu verdoppeln, — mit oder ohne Wissen der Schwester. Auch die Frage erwog sie, ob sie ihm nicht eine höhere Laufbahn erschließen solle. Das aber ließ sie alsbald wieder fallen. Er hätte sie dann ja für immer verlassen müssen! Zudem: war es denn immer ein Segen, wenn man die jungen Leute aus ihrem angestammten Erdreich in ein sogenanntes besseres verpflanzte?

Und so träumte und sann sie, bis ihr der Kopf brannte. Es litt sie nicht länger in dem dumpfigen Zimmer, dessen geschlossene Fenster den herrlichen Tag absperrten. Ungesehn von der Schwester verließ sie das Haus und stieg die Gasse empor nach dem Grutacher Birkenhain, wo es um diese Stunde schattig und kühl war. Dort verweilte sie bis zum Abendläuten.

Digitized by Google

5.

Am folgenden Sonntag früh um acht begab sich Camilla von Sielshoff, ihrer Gewohnheit gemäß, in die nahe gelegene Martin-Luther-Kirche, während sich Gertrud für diesmal entschuldigte. Sie war schrecklich nervös, wie sie versicherte. In Wahrheit bangte ihr vor den kalten, aschgrau getünchten Mauern des Gotteshauses und noch mehr vor den Blicken des Stadtpfarrers, dessen strenge, weltflüchtige Art so ganz und gar nicht in ihre überquellende Lenzstimmung paßte. Gertrud von Sielshoff wandelte seit einigen Tagen in jener himmlischen Goldwolke, von der uns der Dichter singt. Sie liebte, — und diese Liebe, obgleich hoffnungslos, war für ihr lange entwöhntes Herz ein berauschendes Labsal.

Feierlich schwollen die brausenden Orgeltöne da drüben unter dem Steingewölbe und rieselten abgedämpft über die Böschungen des blühenden Sommergartens. Gertrud von Sielshoff saß unterdies still verzückt in der Weinlaube und blickte hinaus nach den frischgrünenden Buchenwipfeln der benachbarten Bergwand. Es war ihr zu Mute wie einer Braut beim Erklingen des Hochzeitsgeläutes.

Da kam Paul Koßwig im schmucken Festtagsgewand über den freien Platz daher und schritt geradewegs auf die glückselige Schwärmerin zu. Er war seit halb fünf draußen gewesen und brachte jetzt einen köstlichen Feldblumenstrauß, den er mit großartigem Farbenverständnis zusammengestellt hatte.

„Grüß Gott!“ sagte der Gärtner, etwas beklommen. „Ich habe mir da erlaubt . . . Weil doch das gnädige Fräulein alles so gern hat, was in der Freiheit wächst . . .“

Und zaghaft lächelnd überreichte er ihr den herbduftenden Strauß, der in seiner unverkünstelten Pracht wirklich alles in Schatten stellte, was hier in dem blumengesättigten Hausgarten jemals gepflückt worden war.

Gertrud von Sielshoff nahm das Geschenk in Empfang. Das Herz stockte ihr fast. Und zugleich spürte sie eine selsame Regung, die halb wehmütiger Ernst, halb Koketterie war.

„Ganz wundervoll!“ sagte sie stammelnd. „Aber mein Freund,“ fügte sie mit erkünstelter Harmlosigkeit hinzu, „das ist beinahe unrecht! Ein so schönes Bouquett sollten Sie Ihrer Braut verehren, nicht einer älteren Dame, die keinen rechten Sinn mehr hat für Zierat und Schmuck.“

„O!“ sagte der Gärtner und drehte den breitkrämpigen Strohhut

Digitized by Google

wie geistesabwesend zwischen den Fingern. „Erstens hab' ich noch keine Braut. Und zweitens ist das gnädige Fräulein durchaus nicht alt. Und drittens hab' ich geglaubt, weil doch das gnädige Fräulein immer so gut ist . . ."

„Selbstredend. Wer seine Schuldigkeit thut, dem begegnet man freundlich."

„Mit Unterschied, gnädiges Fräulein. Leider Gottes giebt es doch Herrschaften . . . Kurz, ich hatte mir's ausgedacht . . ."

Gertrud begriff sich selbst nicht. Aber es drängte sie, dies gefahrvolle Gespräch fortzusetzen. Sie wappnete sich mit allem Gleichmut, dessen sie fähig war.

„Also Sie haben noch keine Braut?" fragte sie nachlässig.

„Nein. Und ich will auch keine."

„Aber wie kommt das?"

„Nun, da hab' ich so meine eignen Gedanken. Die Mädels, wie man sie meistenteils auf den Tanzböden trifft, oder auch bei den Vereinsvergnügungen in der ‚Erholung', — so eine mag ich nicht. Und eine Bessere, die etwas Vornehmes hat und einem ordentlich imponiert, — so eine krieg' ich nicht."

„Ja, warum wollen Sie denn absolut eine Bessere?"

„Mein Gott, es ist ja wohl ein bißchen verrückt von mir, denn ich bin selber nur einfacher Leute Kind, und darf keine Ansprüche machen. Aber ich kann nicht dafür. Wenn ich mal wirklich eine so recht von Herzen gern haben sollte, die müßte halt anders sein, als die Gewöhnlichen. Mehr apart, und nicht so eine dumm drähtige Gans, die heute mit dem scharwenzelt und morgen mit dem. Ja, wie soll ich mich ausdrücken? Mehr so . . . Ach, ich wüßte schon wie!"

„Nun, wie denn?"

„So wie das gnädige Fräulein!" platzte Paul Koßwig heraus.

Gertrud zwang sich zu einem lustigen Auflachen.

„Paul, Paul, was ist das für haarsträubender Unsinn! Lieber Himmel, ich könnte ja fast Ihre Mutter sein!"

„Na, und wenn selbst! Auf die Jahre, da pfeife ich. Es kömmt doch nur auf den Eindruck an. Und das gnädige Fräulein sieht doch aus wie ein leibhafter Engel."

„Aber Paul! Was sind das für Redensarten! Man könnte ja meinen, Sie wollten sich über mich lustig machen. Gehn Sie jetzt! Und ich danke Ihnen. Der Strauß ist reizend. Stellen Sie ihn nur gleich ins Wasser! Da!"

Digitized by Google

„Hoffentlich ist mir das gnädige Fräulein nicht böse?“ murmelte Paul, den Strauß wieder in Empfang nehmend. „Ich wollte durchaus nicht . . . Aber ich dachte, es wäre nichts Schlimmes . . .“

„Nein! Gehn Sie nur!“

Gertrud von Sielshoff war jetzt wieder völlig die ruhige, vornehme Dame. Sie nickte herablassend und schnitt somit alles Weitere kurz und energisch ab. Paul Koßwig entfernte sich. Er blieb den ganzen Tag über unsichtbar.

Bis zum Schlusse des Gottesdienstes verweilte das Fräulein still und gedankenvoll in der Weinlaube, den halb verschwimmenden Melodien und Tönen lauschend, die von Zeit zu Zeit aus dem alten Gemäuer der Kirche weich und traumhaft über den Garten herniederklangen. Endlich verkündete stark-hallendes Glockengeläute die Entlassung der Gläubigen.

Nun kam die Schwester. Gertrud ging ihr entgegen. Drinnen im kühl-schattigen Wohnzimmer sprach die Erbaute lang und mit wohlthuender Herzlichkeit von dem Inhalt der Predigt. Es war ein Lieblingsthema des alten Pastors: die schwermütig ernsten Worte der heiligen Schrift von der Hinfälligkeit alles Gewordenen. Der Mensch ist wie eine Blume des Feldes, und alles Fleisch vergeht wie Gras. Aber während die gottergebne Camilla aus dieser Vergänglichkeit neue Herzensglut für das Unvergängliche und Ewige schöpfte, sog Gertrud im Gegenteil etwas unendlich Irdisches, Unkirchliches daraus: ein brennendes Glücksverlangen, ein schwermütiges Leid darüber, daß es ihr niemals in diesem flüchtigen Dasein vergönnt gewesen, am Quell einer wahrhaften Liebe zu trinken, und daß sie nun wie die Blume des Feldes verdorren sollte, ohne den Himmel auf Erden gekannt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Theodor Fontane.

(† 20. September 1898.)

Von

Fritz Lienhard.

Eine Plauderei über den toten Theodor Fontane, von dem in diesen Wochen so viel geschrieben und gesprochen worden ist, kann vorerst nichts wesentlich Neues mehr zur Charakteristik dieses übersichtlichen Mannes beibringen. Aber von süddeutschem und subjektivem Standpunkt aus habe ich denn doch noch einiges über den modernen Brandenburger auf dem Herzen.

Der Herausgeber der „Zukunft“ veröffentlichte dieser Tage in einem Aufsatz mit der geziert einfachen Ueberschrift „Fontane“ einen bezeichnenden Privatbrief des Verstorbenen. Darin hieß es u. a.:

„Die ganze Welt — das ist die Macht des Ueberkommenen! — steckt in dem Vorurteil, daß der Glaube etwas Hohes und der Unglaube etwas Niederes sei. Wer sich zu Gott und zur Unsterblichkeit seiner eigenen werten Seele bekennt, ist ein Edelster oder dergleichen; wer da nicht mitmacht, ist ein Lump und reif für die lex Heinze. Mit diesem furchtbaren Unsinn muß gebrochen werden. Ich persönlich kenne keinen Menschen, habe auch nie einen gekannt, der den Eindruck eines Vollgläubigen auf mich gemacht hätte. Neunundneunzig stehen ebenso; der Hunderste möchte es bestreiten, kommt aber nicht weit damit. Und dabei Forderungen an unser Gemüt, als lebten wir noch zur Zeit der Kreuzzüge. Wer mir zumutet, daß ich die Zeugungsgeschichte Christi glauben soll, wer von mir verlangt, daß ich mir den Himmel in Uebereinstimmung mit den praeraphaelitischen Malern ausgestalten soll: Gott in der Mitte, links Maria, rechts Christus, der Heilige Geist im Hintergrund als Strahlensonne, zu Füßen ein Apostelkranz, dann ein Kranz von Propheten und eine Guirlande von Heiligen — wer mir das zumutet, zwingt mich zu den Atheisten hinüber oder läßt mich wenigstens sagen: Wie's in den Wald hineinschallt, so schallt's auch wieder heraus.“

Digitized by Google

Diese Stelle, die Herr Harden mit schmunzelndem Behagen wiedergiebt, ist ungemein bezeichnend für die Grenzen des Dichters und Märkers Fontane. Der besonnene Mann hat an und für sich eine so geklärte Ruhe und Reife über seinem Schaffen, daß er an einen Großen im Reiche deutscher Dichtung gemahnt, an den älteren und gleichfalls bis an den Tod in seinem gleichmäßigen Arbeiten unbehinderten Goethe, dem Fontane viel Anregung verdankt. Aber der Unterschied ist denn doch gewaltig, ganz abgesehen von der allumfassenden Bildung des Mannes Goethe. Ueberall bei dem Dichter von Weimar ein Unausgesprochenes; endlose Horizonte, die sich in der blauen Ewigkeit verlieren; überall eine tiefe Ehrfurcht vor dem Unerforschten. Kann man sagen, Goethe wäre gläubig gewesen? Kann man sagen, er wäre ungläubig gewesen? Dieser Einsame erkämpfte sich in den Tagen eines flachen kirchlichen Rationalismus, den ein wirrer Romantizismus ablöste, ein Drittes: eine künstlerische Gläubigkeit, ein künstlerisches Ruhen in der Unendlichkeit. Das ist das Große und Uferlose an Goethe, dessen Bedeutung für die moderne Kultur noch lange nicht zu Ende ist, vielleicht noch nicht einmal begonnen hat.

Und nun Fontane. Auch er hat sich zu einer klaren und doch nicht kalten Ruhe und Besonnenheit erzogen, die in ihrer männlichen und künstlerischen Reife sehr wohlthuend berührt. Und wo sein Unwille über dies und das denn doch nicht ganz zu zügeln war, da äußerte sich dies Unbehagen höchstens in einer feinen oder starken Ironie. Immer ist Fontane vornehm, insofern er sich immer in der Gewalt hat und nicht einem ungebändigten Trieb oder Temperament überläßt. Aber diese Vornehmheit und Besonnenheit ist in und durch die Gesellschaft erworben bezw. im Gegensatz zu ihr ausgebildet. Es ist nicht die große Ruhe des einsamen Dichters, der alle Stürme der Seele hinter sich hat und der, mit Augustin zu reden, im Herzen so lange unruhig war, bis er in Gott seine Ruhe fand — nein, so tief hinab oder hinaus ins Weltall reichte der Entwicklungskampf des Berliner alten Herrn und des märkischen Fußwanderers nicht. Fontane war eine ordnungsliebende, bürgerliche Natur; und die gute Ordnung menschlichen Gemeinwesens war der sehr römisch-preußische, aber ungriechische und außerchristliche Gesichtspunkt, mit dem sich innerlich der beschauliche und gewissenhafte Apotheker selbst erzog.

Hier liegen die Grenzen von Fontanes Weltanschauung und damit die Grenzen seiner Kunst. Ja, noch weiter. So viel „Konservatives" steckt nicht einmal in dem späteren Fontane mit der aufrechten preußischen Beamtenhaltung. Wenn man unter Konservativsein die zähe Treue nicht nur zu Land und Leuten, sondern weit mehr zu großen und ernsten Anschauungen und Ueberzeugungen vergangener und aller großen Zeiten versteht; wenn Konservativsein gleichbedeutend ist mit dem ernsten, tiefen, treuen Kämpfen für ein ganz unverrückbares Ideal: wo ist dies starke und erhebende Ideal, das in Fontane hinter aller epischen Ruhe verklärend feststünde? Dem genaueren Beobachter ist Fontanes Wesen geradezu typisch für die Weltanschauung eines feinen, über allen

Digitized by Google

Dingen schwebenden Skeptizismus und Elektizismus; der ältere Fontane ist, gerade herausgesagt, liberaler Berliner, der aber sehr an der Mark Brandenburg hängt, teils aus Heimatliebe, teils aus Naturfreude, wie die meisten, bekanntlich recht naturliebenden Berliner. Aber er ist freilich in gutem Sinne Berliner, zu taktvoll und zu geschmackvoll, seinen skeptischen Liberalismus in lauten Worten zu äußern. Erst ein Ueberblick über seine gesamten Werke verrät den ironischen Ton, der meist unausgesprochen über und hinter dem Ganzen vorhanden ist.

Nun ist freilich bei diesem etwas ablehnenden Urteil eine unterscheidende Hauptsache nicht zu vergessen. Fontane ist zwar bürgerlich begrenzt und von etwelcher Berliner Aufklärung verflacht: aber er ist eben Künstler durch und durch. Vor allen Dingen Epiker und damit in engem Zusammenhang fesselnder Plauderer. Wenn er der „Dichter der Mark" geworden ist, so trieb ihn auf dies Gebiet kein dämonischer Trieb nach Natur, etwa im Gegensatze zu Dunst und Lärm der Weltstadt, auch kein düsteres Suchen nach großen Einsamkeitsgedanken: nein, dem allewil hellängigen, aufmerksamen, bedächtigen Wandersmanne war die Mark ebenso wie die Kriege von 1866 und 1870 lediglich Gegenstand behaglicher, sorgsamer, gelegentlich sehr teilnahmsvoller, dann aber auch wieder ironischer Schilderung. Er ging dabei nicht im Stoffe auf, er stand als kühler Künstler vor seinem sicher überschauten Stoff, vornehm und gerecht. Es ist vielleicht ein persönlicher Eindruck, aber ich muß auch dieses Paradoxon aussprechen: es ist etwas Fremdartiges, fast „Heimatloses" in der fein über der Sache stehenden Behandlungsweise dieses „Dichters der Heimat". Ich höre sogar etwas wie Wehmut aus seinem gesamten Schaffen heraus, aber unausgesprochen, ganz unten in der Tiefe.

Nehmen wir seine Romane. Das erste Kapitel schreibt dieser geborene Epiker mit derselben umständlichen Gelassenheit, wie die Kapitel der Verwicklung und Katastrophe. Man muß auf jedes Wort achten, denn man weiß nie, ob eine scheinbar einfache Wendung den entscheidenden Uebergang bedeute. Kaum einmal tritt der Dichter selbst an bedeutenden Stellen etwa mit Wendungen wie diese vor: „Armer Schach, es war anders in den Sternen beschlossen!" (Schach von Wuthenow, S. 144); oder: „Da überkam ihn eine leise Rührung, von der er sich kaum Ursache und Rechenschaft zu geben vermochte. Hätt' er es gekonnt, so hätt' er gewußt, daß ihn sein guter Engel warne" (Unwiederbringlich S. 150). Aber um so lieber läßt er gelegentlich seine verhaltene Ironie durchbrechen: „Das war zu viel. Jenny kam in ein halb ohnmächtiges Schwanken und sie wäre, angesichts ihres Sohnes, zu Boden gefallen, wenn sie der schnell herzuspringende nicht aufgefangen hätte. Sie war nicht leicht zu halten und noch weniger leicht zu tragen; aber der arme Leopold, den die ganze Situation über sich selbst hinaushob, bewährte sich auch physisch und trug die Mama bis ans Sopha. Danach wollte er auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken; Jenny war aber, wie die meisten ohnmächtigen Frauen, doch nicht ohnmächtig

Digitized by Google

genug, um nicht genau zu wissen, was um sie her vorging, und so faßte sie seine Hand, zum Zeichen, daß das Klingeln zu unterbleiben habe" — diese Stelle aus „Frau Jenny Treibel" (S. 251), die Einleitung zu einem Kampfe zwischen Mutter und Sohn, ist für den, der sich den Zusammenhang ins Gedächtnis zurückruft, unsäglich komisch, wie überhaupt „Frau Jenny Treibel" eine ganz treffliche und sehr einheitliche Sittenschilderung aus dem Kommerzienrats-Viertel ist, besser in ihrem heiteren Schluß, der die Alltäglichkeit und Natürlichkeit in ihre scheinbar ein Weilchen bestrittenen Rechte wieder einsetzt, als die Romane, deren Problem „ganz einfach" ein Selbstmord löst. Und diese Selbstmorde sind bei Fontane nicht selten. Seine meist recht gesellschaftlichen Herren und Damen stoßen mit der Gesellschaftsordnung einmal an einem Punkt zusammen und gehen mit kühlem Bewußtsein in den Tod, z. B. Schach von Wuthenow, Unwiederbringlich, Cecile, Stine, Graf Petöfy. Und wo uns einmal, bei heiklem Problem, der Dichter mit einem versöhnlichen Ausgang überrascht, wie in der unbehaglichen „L'Adultera", wo die davongelaufene Gattin mit ihrem Frankfurter „glücklich" wird, da gefällt uns eigentlich diese „Lösung" noch weit weniger als das kühle Sterben jener anderen Problematiker. Aber immer weiß uns dieser Mann festzuhalten, mit den einfachsten Mitteln, und wenn er noch so gelassen uns immer wieder auf die unumgänglichen Landpartieen nebst Tischgesellschaften mitnimmt. Eben vermöge des zähen Willens und des scharfen Blickes, mit dem er seine Handlung und seine Gestalten ununterbrochen im Auge behält. Ich möchte die Mehrzahl seiner Romane eher Sittenbilder nennen, als eigentliche Dichtungen im Sinne etwa Konrad Ferdinand Meyers. Fontane beobachtet Menschen ebenso fein und abseits stehend, auch mitten im Salon, wie er draußen die Edelleute der Mark und die Eigentümlichkeiten der Landschaft vorher beobachtet hat.

Schottland hat den Dichter zu seinen Wanderungen in der Mark Brandenburg angeregt, Schottland hat ihm auch jene anderen Klänge, den altschottischen Balladenton gegeben, der in Fontanes Gedichten so prächtig zum Ausdruck kommt. Hier war freilich der Dichter, von litterarischem Standpunkt aus betrachtet, zunächst ein „Nachempfinder"; aber hier wuchs doch der Künstler rasch auf volle Höhe. Sichere sprachliche Kraft, Stimmung, Tonart und Bau sind gleicherweise vortrefflich. Wie klangschön ist der Abschied des Herzogs James Monmouth, des natürlichen Sohnes Karls II., der als Rebell aufs Schafott stieg:

„Es zieht sich eine blut'ge Spur
Durch unser Haus von alters;
Meine Mutter war seine Buhle nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend war's, leis wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn —
Ich bin ein Kind der Sünde.

Digitized by Google

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne,
Ihre Lippen sprachen: Ich habe gefehlt!
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind!
Es blitzt ein Beil vom Weiten,
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd' ihn auch beschreiten.

Das Leben geliebt und die Krone geküßt
Und den Frauen das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst —
Das ist ein Stuart-Leben!"

Und nicht nur in der Heimat des alten Douglas, in Balladen wie „Maria und Bothwell", „Rosamunde", „Die Hamiltons" u. s. w., auch in der Mark und überall in Deutschland und für heiter-schalkhafte Stoffe findet der Verehrer des „Fridericus Rex" den richtigen Ton. Fontane, der Dichter des episch-lyrischen Stimmungsbildes aus Geschichte und Sage, wird seine lebendige Bedeutung behalten, auch wenn einst seine Berliner Romane nur noch kulturhistorisch fesseln werden, rein litterarisch aber als zu dürftig und zu trocken vergessen sind. Hier, in seinem Gedichtbuch, ist Fontane Dichter und Künstler zugleich, dort mehr Menschenkenner, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß nicht auch der letztere in den Versen knapp und scharf zu Worte kam. (Sommer- und Wintergeheimrat, Hoffest, Erfolganbeter):

Nie hab' ich ein dümmeres Stück gelesen —
Das Haus ist ausverkauft gewesen.
Farbe, Linien, alles verschwommen —
Die Jury hat es angenommen.
Ein Skandal ist seine Art zu leben —
Der Botschafter hat ihm ein Fest gegeben.
Glauben Sie mir: er ist ein Kujon —
Hat aber eine Thaler-Million.

Es ist ein merkwürdiger Zug der Zeit über die ganze Litteratur des jetzigen Europas hin zu beobachten! Ibsen fing mit Gedichten und großen, rhythmischen Dramen an, stieg aber nach und nach ins Sittenbild herunter und verbohrte sich immer mehr in Moralisterei; Zola debutierte gleichfalls mit einem Bändchen Gedichte; was für reizende sonnige Skizzen aus dem französischen Süden gelangen dem jungen Daudet, und wie ist der Verfasser des „Numa Roumestan", der „Sappho", der „Unsterblichen" u. s. w. ganz zum Pariser Sittenschilderer geworden; Tolstoi ist in „Krieg und Frieden" noch meist phantasiefreudiger Dichter, und wie hat er sich heute zum Bußprediger verwandelt!

Digitized by Google

So kann ich auch, um in die kleine Mark zurückzukehren, in der Entwicklung des Dichters der „Effi Briest", so reif und abgeklärt gerade in einzelnen dieser Romane der Künstler vor uns steht, ein leises Bedauern nicht unterdrücken. Dieser Neu-Ruppiner, der draußen in der Landschaft und auf englischen Reisen die Seele aufgethan und den Blick geübt hatte, begann mit Reisebildern und Gedichten; hier lag die Möglichkeit vor, dichterisch weiterzuwachsen, etwa in ein lyrisches Epos größeren Stils oder, an Alexis anknüpfend, in eine historische Prosadichtung großer Stimmung. Aber mit den siebziger Jahren, als das Gründer- und Schwindlertum in Berlin lärmte, als das neue Reich alle industriellen und gewerblichen Kräfte unerhört löste, da wurde auch Fontane in die so lebendige Gegenwart gezogen. Und nun fing für den älteren Mann eine neue Epoche an, die Epoche seiner Romane und Sittenschilderungen. Ja, innerhalb seiner Romane selbst, von „Vor dem Sturm", der noch starke historische Stimmung aufwies, bis zu den ganz modernen Großstadtbildern läßt sich diese Entwicklung beobachten, wenn sie auch einmal durch ein so dichterisches Werk wie die kleine Sage von „Grete Minde" anmutig durchbrochen wurde. Vor 1870 war Fontane eine Art märkischer Partikularist gewesen; nun kam das neue Reich, und statt seine Kraft vom Lokaldichter zum Nationaldichter auszudehnen — wurde nun Fontane Berliner Dichter, wiederum Partikularist, Partikularist der Großstadt.

Und hier ist nun der Punkt, an dem auch Fontanes Verhältnis zu den Jungen sofort richtig zu erfassen ist. Die jüngstdeutsche Bewegung und der Naturalismus, der seit etwa 1885 unsere Litteratur aufzuwühlen begann, ist ein ganz unmittelbares Erzeugnis der gewaltig und plötzlich aufschießenden Großstadt. Hier haben wir dieselbe Erscheinung: diese Feinde der „Epigonen" und des engen Partikularismus der vorsiebziger Jahre wollten anfangs weitdeutsch, großzügig, kosmisch und alles Mögliche sein, und in Karl Bleibtreu und einigen anderen waren Anfänge hiezu nicht zu verkennen. Aber — der nüchterne, schwere, bittere, an der Erde klebende Naturalismus trat seit der „Familie Selike" und dem „Vor Sonnenaufgang" (1889) seine Herrschaft an, und die neue Litteratur wurde lediglich eine großstädtische Lokalkunst, in „Freien Bühnen" umlärmt, duftend nach Gosse und Decadence. So fanden die jungen Leute den hier bereits seßhaften und gereiften Fontane; und in einem Heft der „Gesellschaft" brachten sie sein Bild und erklärten ihn (Konrad Alberti) frischfröhlich als einen der Ihrigen. Der auch hierzu gelassen lächelnde Fontane hat das nicht verdient, denn er ist eine durchaus selbständige Persönlichkeit; aber, wie gesagt, die inneren Zusammenhänge zwischen dem älteren Sittenschilderer und den stürmischen jungen Anklägern, die sich da beide auf dem alles an sich ziehenden Berliner Boden zusammenfanden, liegen klar zu Tage. —

Fontane, der 1819 Geborene, hat mit seinen Kräften und Anlagen so bedachtsam Maß gehalten, daß eigentlich ein „Fortschritt" in den letzten zwanzig Jahren kaum festzustellen ist. Und mild und maßvoll trat selbst der Tod an

Digitized by Google

ihn heran; der einfache Mann, der sich eben ins Schlafzimmer zurückgezogen hatte, schlummerte ohne Erregung und Leidenschaftlichkeit, die er sein Lebtag nicht geliebt hatte, abseits von seinen Angehörigen, hinüber. Wie auch die spätere Welt über diese Persönlichkeit nach ihrem Wesen und Können urteilen mag, an der Tüchtigkeit und Lauterkeit des Mannes selbst wird niemand zweifeln. „Es geht einem" — so schrieb einmal der Bescheidene an einen Freund 1891 — „ganz eigen mit den zurückliegenden Arbeiten; ich weiß noch ganz deutlich, daß vor zwanzig und dreißig Jahren meine ganze Seele daran hing, daß ich glücklich war, mal wieder einen alten Kirchhof abgeklappert und neuen Stoff für die Beschreibung zu haben, daß ich über den Kriegskarten saß und mitten in der Nacht aufsprang, um einen Schlachtplan in womöglich drei Linien aufzuzeichnen oder sonst einen leidlich guten Einfall zu Papier zu bringen. Und mit den Romanen und Novellen habe ich mich erst recht abgemüht. Und was ist jetzt am Ende meiner Tage das Resultat davon? Ich warte die Gleichgültigkeit der Menschen nicht mal ab, sondern komme ihnen fast zuvor und bin tief durchdrungen, ein paar Gedichte abgerechnet, von der Indifferenz alles Geleisteten ... Mich erfüllt dies alles durchaus nicht mit Trauer, nur zur Bescheidenheit wird man immer eindringlicher verpflichtet und lernt einsehen: es ist alles nichts. Freilich kann man diesen Satz unter alles schreiben; Salomo war auch schon so weit."

In solcher spätherbstlichen Stimmung, mit jener wehmütigen Resignation, in die so mancher seiner Romane ausklingt, schaute der Greis auf sein Leben zurück. Die Größe einer Weltanschauung, die sich nur in endlosen Horizonten wohlfühlt, weil sie in deren Tiefen den Urquell alles Lichtes immer und allezeit fühlt und weiß, ist in dem trefflichen Abkömmling französischer Hugenotten nicht durchgebrochen; er ist begrenzter Partikularist geblieben, auch hierin.

Digitized by Google

Angesichts der Pyramiden.

Tag von fremdem Reiz umhaucht,
In magisch Licht versunken. . . .
Die Welt in eitel Glanz getaucht,
Die Seele feuertrunken!
Fern singt gar leis' der alte Nil
Sein Lied aus Urzeittagen,
Doch heller jauchzt mein Saitenspiel:
Ich seh' der Wand'rung mächtig Ziel,
Die Pyramiden ragen!

War je so hell der Sonnenschein,
Zu dem ich aufgeblickt?
War je die Luft so leicht, so rein,
Wie sie mich heut' erquickt?
Blitzt je so unabsehbar weit
Elektrisch blau der Aether,
Wie hier, wo herrlich ihr gereiht,
Vergessener Weltmorgenzeit
Kraftstrotzende Vertreter?

Wie schaut ihr forschendgroß mich an!
Was soll die stumme Frage? –
Es jauchze, wer da jauchzen kann:
Wir spinnen unsre Tage
Nicht wandellos, nicht zäh wie ihr
Jahrtausend um Jahrtausend schier
Durch ungemess'ne Längen
In kurze Stunden müssen wir
Des Lebens Inhalt drängen!

Digitized by Google

Ha, Kränze her! und feurig laßt
Den vollen Kelch mich leeren!
Ich bin der Pyramiden Gast
Und will sie feiernd ehren.
Zu euch hinüber schwinge sich
Mein tönend Gaudeamus:
An eine Zeit die längst entwich. . . .
Ans „carpe diem!“ mahnt ihr mich —
Dum vivimus vivamus!

Doch nicht von dem, was längst verweht,
Soll heut' mein Lied erklingen:
Wer vor den Pyramiden steht
Der muß von Herzen singen!
Hier atmet's, wie der Ewigkeit
Geheimnisvoller Schauer:
So schwing' ich mich aus Welt und Zeit,
Und sing' — von eurer Endlichkeit,
Von — meiner ew'gen Dauer.

Wenn einst der letzte Sturm getobt
Beim Sturz der Elemente,
Wenn zu Atomen ihr zerstobt
Samt Erd' und Firmamente,
Wenn berstend Sonn' und Mond erlag,
Dann grüß' ich noch entzückt den Tag,
Der Endlichkeit entronnen,
Dann tönt gar hell mein Harfenschlag,
Im Lichte neuer Sonnen!

O, Rosen her in üpp'gem Flor,
Für Haupt, Gewand und Hände . . .
Den Becher schwing' ich hoch empor,
Mein Trinkspruch heißt: kein Ende!
So blick' ich eure Reih entlang,
Und dann, an eurem stein'gen Hang
Laß' ich mein Glas zerspringen:
Das Glas, das diesem Trinkspruch klang,
Soll keinem andern klingen!

Helene von Engelhardt.

Digitized by Google

Den Rechten ein Aergernis und den Linken eine Thorheit.

Plaudereien

von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Achtelbildung.

Besonders unter den Achtelgebildeten giebt es solche, die durch wachsendes Wissen verdummen. Ein Flachkopf, der sich einige Naturkenntnisse angeeignet und von den naturwissenschaftlichen Problemen genascht hat, ohne ihre Tiefe zu ahnen, glaubt nur allzu gern, daß etwa in dreißig oder fünfzig Jahren auch die letzten Rätselfragen der Menschheit durch die Bemühungen des Chemikers beantwortet sein werden. Er weiß es nicht, daß aus jedem gelösten Problem, wie aus dem Rumpfe der Hydra, immer wieder zehn neue Probleme hervorwachsen. Er übersieht, daß der Mensch ein beschränktes Wesen ist mit genau bemessener Sinnen- und Intellektualkraft und daß kein Mensch aus seiner Haut heraus kann. Unsere Erkenntnisgrenzen haben sich seit Plato († 347 v. Chr.) und Aristoteles († 322 v. Chr.), ja seit Confucius († 550 v. Chr.) und Buddha († 543 v. Chr.), trotz aller naturwissenschaftlichen Entdeckungen, auch nicht um einen Zoll verschoben. Nach wie vor starren uns die uralten ewigen Rätselfragen gorgonenhaft ins Angesicht: Was ist die Materie? wo kommt sie her? wo will der Weltprozeß hin? wie entsteht in einer Zelle das Selbstbewußtsein? Ein Mensch, der die Beantwortung dieser Fragen von einem Chemiker oder Elektrotechniker erwartet, nötigt jedem tiefer Blickenden nur ein mitleidiges Lächeln ab. Sturmfrei gegen alle Katapulte der erobernd vordringenden Wissenschaft stehen die Mauern, hinter denen das geheimnisvolle Gebiet des Unerforschlichen liegt; die Sphinx, die den Eingang zur Metaphysik bewacht, zerfleischt den stoffseligen, von ihrer Existenz nichts ahnenden Dutzendkopf, aber auch über den sich berufen wähnenden Eindringling lächelt sie, denn er findet nimmer den Ariadnefaden, der ihn durch die Irrgänge des jenseits der Erfahrung Liegenden geleiten könnte. Das Resultat aller metaphysischen Spekulation wird immer ein negatives bleiben; das einzig positive Ergebnis ihrer Bemühungen

Digitized by Google

ist die Schärfung unseres Blickes für die Grenzzäune unserer Erkenntnis; sie bewahrt uns vor der Verflachung in Stoffgenügsamkeit und lehrt uns immer wieder das Haupt in Ehrfurcht und Demut beugen vor der Unermeßlichkeit dessen, was wir nie erkennen, sondern immer nur ahnend suchen werden.

Heuchler?

Alle geistig bedeutenderen Menschen sind in einem Punkte Heuchler, oder richtiger: Verberger. Sie verbergen, nicht nur im Gespräche, sondern auch in ihren schriftlichen Aeußerungen, die Grenze, bis wohin ihr Denken vorgedrungen ist; sie zäunen das Gebiet ihres Denkens enger ein, als es thatsächlich ist. Nur dem Freunde gegenüber geben sie gelegentlich Kunde von den äußersten Grenzen, zu denen ihr „souveränes Denken letzter Instanz" — um dieses Dühring'sche Wort zu brauchen — vorgeschritten ist. Und solches souveränes Denken letzter Instanz muß von Rechts wegen der Menge verborgen bleiben, denn es ist allemal revolutionär, grund- und himmelstürzend; es reißt in Höhen empor, die dem Durchschnittsmenschen Schwindel erregen; es zieht in Abgründe hinunter, in denen den biedern Banausen die Lebensluft ausgeht und Erstickung droht. Diese letzten Instanzen eines souveränen Denkens würden von der breiten Menge überhaupt nicht verstanden oder nur falsch verstanden werden; man würde dem Denker, wenn er sie verriete, in jedem Falle einen Scheiterhaufen errichten. Deshalb rühmte sich auch Kant, nie eine Zeile veröffentlicht zu haben, die gegen seine heiligsten Ueberzeugungen verstieße; aber er deutete auch an, daß er nicht immer das Gefäß seiner Gedanken bis auf den letzten Tropfen ausgeschüttet hätte. Wer die Kraft besitzt, seine Gedanken bis zu den letzten Instanzen durchzudenken, wo sich dem schaudernden Blicke die tiefsten und grausigsten Abgründe öffnen, der muß ein Verberger sein, oder er wird zum ruchlosen Verbrecher an der Menschheit; so wie man einem Kinde keine Dynamitpatrone in die Hand giebt, so verbirgt man auch die letzten Instanzen eines souveränen Denkens der kindlichen Menge. Wer gegen dieses Gesetz frevelt, der beweist nur, daß er kein souveräner Denker war, und er wird von Rechts wegen gesteinigt.

Sonniges Christentum.

„Wein, Weib und Gesang" sind das Dreigestirn, das bekanntlich auch der sittenstrenge, aber lebens- und gemütsfrohe Doktor Luther gepriesen hat. Er hat dies nach berühmten Mustern gethan, denn schon ein halbes Jahrtausend vor Christus widmete der liedersfrohe Anakreon diesem Dreigestirne sein Leben. So kann man, dem Weine, dem Weibe und Gesange hingegeben, ein guter Heide, aber auch ein guter Christ sein, wenn man nur ein edles Maß seiner

Digitized by Google

Daseinslust zu bewahren versteht. Dieses edle Maß hat übrigens auch der liebenswürdige griechische Sänger innezuhalten gewußt, denn er wurde 85 Jahre alt und starb, wenn anders die Sage sich keinen boshaften Scherz erlaubt, an dem Kern einer Weinbeere oder Rosine.

Diese freudige Hingabe an das Leben und seine höchsten Genüsse steht einem vornehmen Christen wohl an. Nichts Schrecklicheres, als eine buchstabengläubige alte Jungfer, die sich, heimlich naschend, öffentlich einer zur Schau gestellten Askese ergiebt, und auf ihrem starren und liebeleeren Dogma, wie Shylock auf seinem Schein, bestehend, mit feindlichem Blicke das Treiben ihrer guten Freunde und Nachbarn verfolgt und anklagesüchtig verurteilt. Lieber will ich eine Kreuzspinne in meinem Bette finden, lieber eine Giftschlange an meiner Brust erwärmen, als mit solchem von allen Grazien verlassenen und den milden Geist des Christentums in Essigsäure verkehrenden Wesen Umgang pflegen. Wen das Christentum nicht innerlich befreit und zur Schönheit und Menschenfreundlichkeit geleitet, der hat es weder begriffen, noch sich zu eigen gemacht.

Ideal und Zeitgeist.

„Ideale? Pah! Damit würde ich weit kommen!“ sagte neulich ein junger Mann, auf dessen Wangen die Bläße durchschwärmter Nächte lag, während seine flache Stirn wie ein Aushängeschild mit der Anzeige: „Hier wohnen nur flache Gedanken!“ wirkte — Ideale? Humbug! Was sollte ich damit? Die Uebervölkerung ist so erstickend, das Konkurrenzgemetzel so blutig, daß, wer nicht übergerannt und in den Staub gestampft sein will, alle Ideale zum Teufel schicken muß. Um sich heute zu behaupten, gilt es, bei jedem Dinge zu fragen: was bringt es ein? Es laufen so viele überbildete Hungerleider umher, daß der Staat die Anforderungen für seine Dienststellen immer höher steigern kann; wenn eine Gemeinde für einen Nachtwächterposten die Reife zur Universität verlangte, es würden sich immer noch genug anbieten. Wer will mir einen Vorwurf daraus machen, wenn ich mich alles Ballastes für den Kampf ums Dasein entledige und Menschen und Dinge einzig und allein auf ihre Rentabilität prüfe? Bin ich verantwortlich für unsere moderne Kultur? Habe ich den Staat und die Gesellschaft so wie sie sind, denn organisiert? Ihr spottet über die tollen Forderungen der Umstürzler und socialen Reformer — aber so lange das Geld allein Wert hat in euren Augen, so lange nur der Reiche über die notwendigsten Bedingungen zu einem menschenwürdigen Dasein verfügt, während der idealgesinnte arme Schlucker, wenn er nicht verhungern will, Steine klopfen oder vor den Thüren des Reichtums betteln muß — so lange wird der ein Narr bleiben, der an die Verhältnisse unseres Seins einen anderen Maßstab, als den des materiellen Ertrages, legt.“

Er sprach's und schaute sich siegesgewiß im Kreise um.

Lohnte es sich, den jungen Mann noch belehren zu wollen? Diese Durcheinandermengung von Wahrem und Falschem, diese überstürzte Folgerung falscher

Digitized by Google

Schlüsse aus unbestreitbaren Voraussetzungen — das Leben selbst wird sie ihm besser und eindringlicher nachweisen, als alle Entwickelungen eines an Erfahrungen reicheren Mannes. Der Widerstand, den man einer entarteten Gesellschaft zu leisten hat, besteht nicht darin, daß man ihre Fehler und Sünden nachahmt, sondern in der Betonung, Vervollkommnung und Durchsetzung der eigenen bessergearteten Persönlichkeit. Die Idee siegt zuletzt immer über den Stoff, der Idealismus immer über flache, gedankenlose Erbärmlichkeit. Freilich darf der Idealismus nicht weltabgewandt und unfruchtbar bleiben; er muß sich vielmehr ins reale Leben stürzen, um es zu überwinden und neu zu gestalten. Wer sich aber zum Lumpen macht, um gegen andere Lumpen nicht zurückzubleiben, der erfüllt nur seine Bestimmung: er war schon zum Lumpen geboren.

Eine Ordnungslüge.

Das Wort Arbeit ist ein heiliges Wort; es bezeichnet den Quell, aus dem aller Segen für die Menschheit fließt, der erst das Leben lebenswert macht. Man kann aus diesem Worte aber auch die Nebenbedeutung des Zwanges heraushören und dann bildet es den Gegensatz zur mehr frei gewählten Beschäftigung. Die Beschäftigung gestattet uns willkürlich Unterbrechungen, sie ermöglicht, daß wir unsere Eigenart in das Erzeugnis der Thätigkeit hineinlegen, sie gewährt uns Anregung und lehrt uns das unter unsern Händen Entstehende als einen Teil unserer selbst schätzen und lieben. Arbeit ist dann nur das durch die Not gebotene Schaffen, das in vorgeschriebenem Umfange und innerhalb festgesetzter Zeit zu erledigen ist. Der Zwangsarbeiter ist nur eine lebende Maschine, von der kein besonderes Denken und Empfinden verlangt wird; oft kennt er nicht einmal den Endzweck, dem sein Schaffen gilt, wie z. B. bei der Stückarbeit. Die Grenzen zwischen solcher Zwangsarbeit und freigewählter Beschäftigung lassen sich allerdings nicht immer haarscharf ziehen und nicht ein für allemal festlegen; sie sind fließend und verrücken sich mannigfach, je nach Art und Persönlichkeit des Schaffenden. Im allgemeinen aber kann man behaupten, daß sich jedes Handwerk als eine den ganzen Menschen mehr oder minder in Anspruch nehmende und ihn daher vollbefriedigende Beschäftigung treiben läßt, während es dem um Tagelohn frohnenden Proletarier meist unmöglich ist, seine Tagearbeit zur Beschäftigung zu adeln. Der Steinträger z. B., der im Laufe eines Tages fünfhundert Ziegelsteine auf der schwankenden Leiter eines Neubaues bis hinauf zum Dachgerüst tragen und den gefährlichen Weg in Holzpantinen über regenfeuchte Sprossen, vielleicht viele Dutzend Mal zurücklegen muß, kann in diese Thätigkeit nichts von seinem Denken und Fühlen, nichts von seiner Eigenart hineinlegen; er wird sie daher kaum lieben und kaum voll Stolz und Selbstbewußtsein auf sein erledigtes Werk zu blicken vermögen; er weiß, daß jeder andere, der gleiche Kräfte hat und für einen Tagelohn von

Digitized by Google

etwa zwei Mark und einigen Pfennigen sein Leben in gleicher Weise daran setzen will, genau dieselbe Arbeit leisten würde; er fühlt, daß er nur als Maschine bezahlt wird, und wenn ihn die Not nicht dazu zwänge und eine andere Wahl ihm gestattet wäre, würde er bestimmt einer anderen Thätigkeit den Vorzug geben.

Es ist daher albern und unehrlich, wenn man bei der Besprechung socialer Verhältnisse z. B. darauf hinweist, daß der Herr Bankdirektor, der jährlich vielleicht hunderttausend Mark und darüber verdient, täglich bis zehn Stunden fleißig arbeite, während der in der Tretmühle des Broterwerbes dumpf und tierähnlich umgetriebene Proletarier eine kürzer bemessene Arbeitszeit fordere. Es ist dies eine böswillige Verschleierung der Thatsachen, eine den denkfähigen Proletarier verbitternde und geradezu aufreizende Heuchelei. Denn der Herr Bankdirektor kann seine freigewählte Thätigkeit jeden Augenblick unterbrechen, um ein Glas Portwein zu nippen und bei einer aromatisch duftenden Zigarre einen Blick in die Zeitung zu werfen; er kann sich auch beliebig von seiner Thätigkeit gänzlich entbinden und sich einen Erholungstag oder einen Reisemonat gönnen, und wenn er dies *nicht* thut und ausdauernd an seinem Direktionspulte beharrt, so weiß er, daß er durch solche freiwillige Mehrleistung höchst wahrscheinlich den Jahresertrag um einige Prozente erhöhen wird; der Arbeiter aber plagt und schindet sich ohne Unterbrechung, bis der Zeiger der täglich aufgezogenen Uhr seinen vorgeschriebenen Lauf vollbracht hat; macht er sich einen Ruhetag, so muß er hungern und läuft zudem noch die Gefahr, die Arbeitsgelegenheit gänzlich zu verlieren; hinter ihm steht grinsend und zähnefletschend das Gespenst des Mangels und schwingt die Peitsche des Zwanges über seinem schweißtriefenden Haupte.

Diesen in seinen Grenzen fließenden Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung sollte man bei Erörterungen socialer und wirtschaftlicher Fragen immer mit in Betracht ziehen; ich meine, man würde dann oft schneller zur Verständigung gelangen und manchen Grund des Haders und der Verbitterung beseitigen können.

Blut ist ein ganz besonderer Saft.

Das Volk ist nach Richard Wagner der Inbegriff aller jener, die eine gleiche Not empfinden und unter dem Drucke derselben handeln.

Nach Friedrich Nietzsche ist es der Umschweif der Natur, um zu sechs, sieben großen Männern zu kommen.

Das Volk ist aber mehr: es ist eine Familie, die durch die heilige Pflicht verbunden ist, ein äußerst kostbares Familienerbstück in Ehren zu halten und zu verteidigen. Dieses Familienerbstück heißt das Vaterland.

Daß wir in der That mit allen unsern Volksgenossen blutsverwandt sind, das wird von manchem übersehen, der nur seine Vettern und Neffen als Verwandte gelten läßt. Jeder Mensch hat 8 Urgroßeltern, 16 Urahnen in der

Digitized by Google

vierten, 32 in der fünften Generation. Man berechne nun die Anzahl seiner unmittelbaren Vorfahren etwa gegen Ende des 14. Jahrhunderts. Man kann bis dahin zwanzig Geschlechterreihen annehmen, das ergiebt eine Menge von 1,048,576 Personen. Ueber eine Million Menschen hat also jeder heut lebende Deutsche zu den Zeiten König Wenzels als Ahnen gehabt. Es wäre fast ein Wunder zu nennen, wenn mein Nachbar, den ich kaum kenne und als ein mir durchaus fremdes und mich in keiner Weise etwas angehendes Wesen betrachte, unter jener Million Menschen nicht mehrere Ahnen mit mir gemeinsam gehabt haben sollte; in seinen Adern und in den meinen fließt also Blut, das, wenn auch vielfach gekreuzt und verändert, doch aus derselben Quelle herstammt.

Und nun soll ich für die mir blutsverwandten Mitglieder meines Volkes nicht mehr übrig haben, als etwa für einen mir wesensfremden und nicht einmal meine Sprache verstehenden Portugiesen oder Eskimo oder Araber? Geht mir doch mit eurem fadenscheinigen Kosmopolitismus! Meine Brüder und Schwestern im Volke sind mir nun einmal ans Herz gewachsen; wir verstehen uns untereinander, verehren dieselben Ahnen und sind bereit, ein gemeinsames Vaterland zu verteidigen. Das sind die Bande, die ein Volk umschlingen; sie können durch kein Witzwort und keine Geistreichelei gesprengt werden, denn sie wurzeln im Blute.

Ein Prometheidenlos.

Wem ist es trauriger ergangen, als dem armen Karl Kämmerer, dessen Namen vielleicht mancher Leser dieser Zeilen erst jetzt zum ersten Male sieht. Im Anfang der Vierziger Jahre dieses Jahrhunderts trat Kämmerer — er war ein Chemiker — mit einer epochemachenden Erfindung auf. Der selige Bundestag aber, der sie für „höchst gefährlich" hielt, fühlte sich zum Wohle der Welt und namentlich des deutschen Volkes verpflichtet, sie zu unterdrücken und ihre Verwertung innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches aufs strengste zu verbieten. Vielleicht ward der deutsche Bundestag humoristischen Angedenkens zu seinem Vorgehen auch durch den Umstand mitbestimmt, daß der arme Erfinder als Demagoge eine Zeit lang auf dem Hohenasperg hatte brummen müssen. Es dauerte fast zwei Jahre, bis man die eigene Dummheit einsah und das kindische Verbot wieder aufhob; da war es aber für den Unglücklichen schon zu spät geworden: Frankreich und England hatten sich schleunigst der Erfindung bemächtigt und produzierten bereits fabrikmäßig das, was der arme Kämmerer in Deutschland nicht hatte auf den Markt bringen dürfen; er verfiel darüber in Tiefsinn und starb in einer Irrenanstalt.

Und was war es, das der Bedauernswerte erfunden hatte? Das Streichholz! Ist nicht allen, die uns Licht und Wärme bringen, ein prometheisches Los beschieden?

Digitized by Google

Regenabend.

Von

Ludmilla von Rehren.

Der Regen schlug an die Scheiben mit einem feinen, klopfenden Ton. Draußen war kein einziger Mensch zu sehen, alle hielt er in ihren Wohnungen gefangen. In den Pfützen schwamm das Licht der einsamen, trübe brennenden Laterne, die vor dem Hause stand, und der Wind blies manchmal hinein, daß es hoch aufflackerte, als wolle es verlöschen.

Das alte Fräulein saß am Fenster — ganz allein. Im Ofen brannte ein Feuer und erleuchtete mäßig das kleine Zimmer. In der Ofenröhre verbreiteten ein paar Aepfel einen angenehmen Geruch, der sich mit dem Duft der Geraniumstöcke auf dem Fensterbrett mischte.

An wie vielen solcher trauriger Herbstabende hatte sie nicht schon so dagesessen und zugesehen, wie die Regentropfen draußen niederfielen — immer allein.

Erst waren sie zu dreien gewesen — dann zu zweien und zuletzt blieb sie nur übrig, alt und einsam.

Auch sie war einmal jung gewesen, jung und schön, sie und ihre beiden Schwestern. Das war freilich so lange her, daß sie sich gar nicht mehr recht daran erinnern konnte. Ja, die Jugendzeit der Schwestern war recht fröhlich gewesen, bis die Eltern starben und es sich herausstellte, daß sie sich sehr, sehr einschränken mußten.

Still und sittsam lebten die Schwestern weiter. Jeder hatte sie gern, aber heiraten — davon sprach ihnen niemand; sie waren ja arm. Und wer sollte sie auch heiraten? Etwa der blonde Commis von drüben, der manchmal sehnsüchtig zu ihren Fenstern hinüberschaute — sie wußten nur nicht recht, welcher es galt — oder der Provisor in der Apotheke, der keinen Groschen im Vermögen hatte, oder der schwindsüchtige Pfarramtskandidat? Die es konnten, waren ja alle schon längst verheiratet oder verlobt. —

Und die Jahre kamen und gingen — unvermerkt schlichen sie um das kleine Haus. Der Mörtel bröckelte hier und da ab und mußte manchmal erneuert werden; das war das einzige, was an das Verfließen der Zeit erinnerte.

Digitized by Google

Heute wie gestern gingen die Schwestern in dem stillen Häuschen ein und aus. Ruhig, ohne Klage, alle Tage friedlich, lebten sie dahin in dem ewigen Einerlei; erst jung und rosig im braunen Haar, dann immer älter werdend, immer grauer — ganz unvermerkt. Kinder blieben sie dabei, ruhige, geduldige, wunschlose Kinder — was sollten sie sich auch wünschen? Es wäre ja doch nicht erfüllt worden!

Und der Zeiten wildes Hasten verrauschte, von ihnen ungehört, in der Welt da draußen. —

Alljährlich kam der Frühling, kam der Sommer. Dann blühten die Rosen um das kleine, stille Haus, und bunte Falter kosten um sie her und flogen wieder fort, weit fort, in die Ferne. — Alljährlich kam auch der Herbst und ließ die Aepfel im Garten reif niederfallen, und die Wandervögel zogen gegen Süden und zwitscherten: „Kommt mit in die Welt!"

Ja, fortgehen, das hätten sie auch gekonnt. Aber alle drei konnten sie es doch nicht — wo sollte da das Haus bleiben? Zwei konnten auch nicht gehen und eine allein lassen, und eine — — das hätte sich doch durchaus nicht geschickt, das wäre ja höchst unpassend gewesen!

Dann kam der Winter und deckte alles draußen mit weißem Schnee zu, und die Wünsche der Schwestern, die sich manchmal ganz leise regten, wurden wieder still.

Und schließlich starb erst die eine Schwester, ebenso still, wie sie gelebt hatte, und dann die andere.

Und jetzt war sie allein geblieben.

Trom, trom, machte der Regen draußen, und die Bratäpfel zischten im Ofen.

Wie viele Jahre wird sie noch hier sitzen, so ganz allein?

Einmal würde sie auch sterben, ebenso unbemerkt wie ihre Schwestern. Dann trug man sie hinaus und bettete sie neben diese, in die alte Familiengruft. Es wird noch Platz genug da sein, wenn sie darinnen liegt, aber niemand wird man nach ihr dort hineinsenken, — sie ist ja die letzte.

Und wer wird um sie weinen? Vielleicht die alte Aufwartfrau, die sie bedient. Von den anderen, die manchmal kommen, nach ihr zu sehen, und die es dann immer so eilig haben, wieder nach Hause zu kommen, gewiß keiner.

Wo sind sie alle geblieben; die guten Freundinnen der Jugendjahre?

Gestorben, verheiratet und verzogen aus der kleinen Stadt — weit hin!

Gewiß, sie schrieben früher auch manchmal, aber jetzt — — sie hatten so viel zu thun und an anderes zu denken, sie hatten ja Mann und Kinder — —

Und das alte Fräulein weinte still. —

Der Regen trommelte leise fort, und in den Pfützen schwankte das Licht der einsamen Laterne hin und her. —

Digitized by Google

Zwei Gedichte.

Das Rosenblatt.

Ich hörte dich im Zorn von deinem Bruder sagen:
„Des Menschen Treiben läßt sich länger nicht ertragen.

Das Maß der Schuld ist voll und voll das Maß der Duldung
Nun komme über ihn die Folge der Verschuldung!“

Ich aber ging hinweg und ließ den Zorn sich legen
Und mahnend bring' ich nun ein Gleichnis dir entgegen: —

Sieh dieses Glas gefüllt, gefüllt zum Ueberfließen!
Du wähnst, es sei nicht mehr ein Tropfen zuzugießen.

Ich aber brech' ein Blatt aus jener Rose Gluten,
Gebogen wie ein Kahn, und setz' es auf die Fluten.

Und in den kleinen Kahn lass' ich manch Tröpflein fallen;
Die Flut im Glase trägt's und wird nicht überwallen.

So faßt das Maß der Schuld, ob auch gefüllt zum Rande,
Gar manchen Tropfen noch, und nichts verrinnt im Sande.

Nur sorge, daß die Hand mit weiser Schonung schiebe
Als Tragkahn auf die Flut das Rosenblatt der Liebe.

G. Emil Barthel.

Digitized by Google

Die Kritik und Franz Grillparzer.

Wegen der „Ahnfrau“ Fatalismus
Steckte der strenge Kritizismus
Den jungen Grillparzer
Ins Karzer. —

Dort wuchs er heran
Und wurde ein Mann,
Schuf „Sappho“ und das „Goldne Vließ“
Und andres, was man weiblich pries. —
Doch wegen der „Ahnfrau“ Fatalismus
Hielt der gestrenge Herr Kritizismus
Den guten Grillparzer
Im Karzer. —

Als er aber achtzig Jahr
In Ehren geworden war,
Ließ er ihn los
Und pries ihn groß
Und nannte mit seinem ganzen Troß
Ihn einen poetischen Heros. —
Und wieder nach einem Jahre dann
Trug man zu Grabe den großen Mann
Mit äuß'rer und mit inn'rer Trauer,
Denn, was er schuf, hat ew'ge Dauer. —

Wegen ihrer Jugendfehle
Sitzt noch manche Dichterseele,
Wie vormals Grillparzer,
Im kritischen Karzer. —

G. Emil Barthel.

Digitized by Google

Ein Wort des Fürsten Bismarck.

Von

Leopold von Schroeder.

So reich auch jetzt schon die Bismarck-Litteratur herangewachsen ist, — bei der fast unendlichen Fülle von Beziehungen, die der große Tote in seinem langen, ereignisreichen Leben gepflegt hat, läßt es sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß noch von vielen Seiten her mehr oder minder wertvolles Material in unabsehbarer Fülle zusammenströmen muß. Ja, es erscheint nicht nur als Recht, sondern geradezu als Pflicht eines jeden, der auch nur von einem charakteristischen Zug, einem treffenden, bedeutenden, sonst noch unbekannten Worte des größten Deutschen unsrer Tage Kunde hat, nicht damit hinter dem Berge zu halten, sondern dafür zu sorgen, daß solches bekannt und dem Gedächtnis erhalten werde.

Solche Pflicht empfinde auch ich gegenüber einem ungemein charakteristischen, geistvollen Worte des großen Kanzlers, das er im intimen Gespräch zu einem schon Verstorbenen geäußert und das — meines Wissens bisher der Oeffentlichkeit noch unbekannt — Gefahr laufen dürfte, vergessen zu werden und verloren zu gehen.

Graf Leo Keyserling, mein Freund und Studiengenosse, dem der Fürst dies Wort gesagt und der es mir wieder erzählt, ist leider schon vor einigen Jahren ziemlich plötzlich verstorben, und ich glaube kaum, daß er eine diesbezügliche Aufzeichnung hinterlassen hat. In keinem Falle kann es etwas schaden, wenn ich durch Wiedergabe des Erzählten ein bedeutendes Wort Bismarcks vor dem Verlorengehen sichere. Nur ein paar Andeutungen zuvor über die Person dessen, an den es gerichtet war.

Graf Leo Keyserling war der Sohn des geistvollen Grafen Alexander Keyserling, der, aus Kurland stammend, als Student in Berlin mit Bismarck in ein intimes Freundschaftsverhältnis trat, das bis zu seinem im Mai des Jahres 1891 erfolgten Tode treu gehalten hat. Sie wohnten zeitweilig zusammen. Später machte Graf Alexander Keyserling in Rußland Karrière, wurde Kammerherr und Hofmeister des kais. russischen Hofes, war längere Zeit

Digitized by Google

Ritterschaftshauptmann von Esthland, wo er durch seine Frau, eine geborene Gräfin Kankrin, besitzlich geworden, und sodann Kurator des Dorpater Lehrbezirks, als welcher er in der Musenstadt am Embach residierte. Die letzten Lebensjahre verbrachte er auf seinem Gute Raikül in Esthland, von wo aus er noch einmal dem von seinen Aemtern entlassenen Fürsten Bismarck in Friedrichsruh einen längeren Besuch machte, wenn ich nicht irre, im Spätsommer oder Herbst des Jahres 1890.

Alexander Graf Keyserlings Name ist durch hervorragende naturwissenschaftliche Arbeiten der Gelehrtenwelt wohlbekannt. Ich erwähne nur „Die Wirbeltiere Europas von A. Graf Keyserling und Prof. J. H. Blasius, Braunschweig 1840"; sowie das große, mit Murchison und Verneuil gemeinsam ausgeführte Werk über die Geologie Rußlands: „The geology of Russia in Europe and the Ural-mountains, London-Paris 1845". Eine Besprechung und verständnisvolle Würdigung der wissenschaftlichen Arbeiten Keyserlings findet man in dem schönen Gedenkblatt, das Professor Edmund Russow ihm im Jahrgang 1892 der Baltischen Monatsschrift gewidmet hat.

Wer den Grafen Alexander Keyserling und seine eminente kritische Begabung, die imponierende Schärfe seines überlegenen Verstandes gekannt hat, begreift das Wort, welches Bismarck zu dem Sohne, dem Grafen Leo K., in Berlin geäußert: „Ihr Vater war in meiner Jugend der einzige Mensch, vor dessen Verstand ich Angst hatte!" — Ein merkwürdiges Wort, originell und drastisch, wie so vieles, was aus Bismarcks Munde kam.

Graf Leo Keyserling, gleichfalls reich beanlagt, liebenswürdig und ein geistsprudelnder Gesellschafter, studierte zuerst in Dorpat, dann in Berlin, zu Anfang der siebziger Jahre, Geschichte. Später widmete er sich der Bewirtschaftung seiner Güter Könno und Kerkau in Nordlivland, übernahm auch nach des Vaters Tode das Gut Raikül in Esthland, und erwarb sich um die baltische Landwirtschaft und Pferdezucht erhebliche Verdienste. Erst 46 Jahre alt, starb er nach kurzem schweren Leiden im Jahre 1895 zu Reval, tief betrauert von seinen zahlreichen Freunden.

Bei dem nahen, alten Freundschaftsverhältnis, das zwischen Bismarck und dem Grafen Alexander Keyserling bestand, war es selbstverständlich, daß Graf Leo während seines Studiums in Berlin oft bei Bismarck im Hause war. Eines Abends traf es sich, daß er sich melden ließ und den Fürsten mit der Fürstin allein beim Thee vorfand. Bismarck ruhte sich von der Arbeit aus, war in behaglichster Stimmung und plauderte ganz ungezwungen in geistvoller Weise mit dem Sohne des alten Universitätsfreundes. Da Keyserling mit Eifer und Begeisterung Geschichte studierte, machte es sich gewissermaßen von selbst, daß sie auf den Begriff der „historischen Größe" zu sprechen kamen, auf die Eigenschaften und Bedingungen der historisch großen Charaktere, der Männer, die in der Geschichte alle andern überragen. Da sagte Bismarck: „Wissen Sie, lieber Keyserling! Dasjenige, was man für gewöhnlich als ‚historische Größe'

Digitized by Google

zu betrachten und zu bezeichnen pflegt, wird von den Menschen in der Regel sehr überschätzt. Meine Ansicht darüber ist diese: „Der Mann ist immer nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet!“*)

Ein geistvolles und ein bedeutsames Wort aus dem Munde des Mannes, der wie kein andrer für uns alle gerade dasjenige repräsentiert, was man eine „historische Größe“ nennt. Und ein Wort, das in seiner Bescheidenheit wahrhaft groß genannt zu werden verdient. Es zeugt von der Größe des Charakters, dem so gar nichts daran lag, sich über andre zu erheben, alles nur an der Erreichung der für recht erkannten Ziele; der das Wesentliche des Erfolges — wie wir ja durch manche sonstige Aeußerung wissen — nicht sich, sondern einem Zusammenwirken von Faktoren, in erster Linie aber dem Walten einer höheren Hand, der göttlichen Vorsehung zuschrieb. Es zeugt dies Wort auch von etwas, was ich als „Naivität der Größe“ bezeichnen möchte. Ihm war, was er dachte und that, so natürlich, so selbstverständlich, daß er eigentlich gar nichts Besonderes darin fand — sehr im Gegensatz zu der Unmenge jener „Größen“, die das Gefühl ihrer alle andern überragenden Bedeutung immerfort mit sich tragen und immerfort andern deutlich zu machen für gut und notwendig befinden.

Bismarck urteilte von sich aus über historische Größe im allgemeinen. Er wußte, daß er eine historische Größe geworden war, und er fand darin nun nichts so Besonderes, wie er es sich vielleicht selbst früher bei seinen historischen Studien gedacht; meinte, das werde am Ende doch von den Menschen überschätzt. Wir, die wir seine Größe vor uns sehen, objektiv beurteilen und mit andern vergleichen können, thun wohl nicht unrecht, wenn wir jenen Ausspruch einen allzu bescheidenen nennen, wenn er auch gewiß ehrlich genau so gemeint war, wie er geäußert wurde. Wir sehen und erkennen ja in jedem Wort, in jeder That Bismarcks seine geniale Größe, und auch in diesem bedeutsamen Ausspruch tritt sie unverkennbar zu Tage.

Doch, wenn auch allzu bescheiden, es steckt was Tiefes und Großes in diesem Worte: „Der Mann ist immer nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet!“ Ist die Welle auch nicht alles, macht sie allein auch gewiß nicht die Größe des Mannes aus, — es ist ebenso gewiß, die Welle muß da sein, muß unter dem Manne branden, sonst wird er auch bei genialster Anlage nicht sehr hoch hinauf reichen. Auch ein Bismarck brauchte sie: das große deutsche, nach Einheit ringende Volk, das kraftvolle, gewaltige Heer, den treuen, ritterlichen, ihn unentwegt haltenden Herrscher. Derselbe Bismarck, mit genau derselben genialen Begabung, zu einer andern Zeit, in einem andern Volke —

*) Für die Wörtlichkeit der Wiedergabe der Bismarck'schen Aeußerung kann ich natürlich nur bezüglich des letzten Hauptgedankens einstehen. Die vorausgehenden Worte werden nur in ihrem wesentlichen Inhalte dasjenige wiedergeben, was er sagte. Keyserling hat sie gewiß ebensowenig absolut genau im Gedächtnis gehabt, als er mir das Gespräch referierte, wie ich im stande bin, wörtlich das wiederzugeben, was er mir vor Jahren erzählte. Aber es liegt hier ja auch so gut wie alles an dem schließenden Hauptgedanken.

Digitized by Google

etwa in Portugal oder in Montenegro — wir wissen nicht, was aus ihm geworden wäre, jedenfalls nicht annähernd das, was wir jetzt bewundern. Ja, auch nur unter einem anders gearteten Herrscher hätte selbst in Deutschland ein Bismarck vielleicht früh zu Fall kommen, als eine Art politischer Abenteurer enden können. Ein Moltke hätte als sechzigjähriger Mann sterben können und wäre nur in engen Kreisen als tüchtiger, talentvoller General bekannt, nie aber eine historische Größe geworden. Es mußten die Wellen der Kriege von 1864, 1866, 1870 unter ihm branden, damit er zu einer historischen Größe emporwuchs. Aber freilich war es zugleich notwendig, daß er eben ein Moltke war. Unter einem Generalstabschef Nepokoitschitzky mochte die Welle des russisch-türkischen Krieges von 1877 branden, er blieb immer Nepokoitschitzky, d. h. so viel wie nichts, trotz des großen russischen Heeres.

Wenn ein Mann mit genialer politischer Begabung, mit gewaltigstem Rednertalent, mit der Kraft, die Seinen unwiderstehlich fortzureißen, etwa in einem Lande wie meine Heimat Livland geboren wird und an sie durch mannigfache Verhältnisse gefesselt ist, dann mag er sich mit all seinen Kräften entfalten, zu einer historischen Größe, einer weltbewegenden Kraft kann er unmöglich werden, weil die Welle, die unter ihm brandet, dafür zu klein, zu niedrig ist. Das Experiment ist gewissermaßen gemacht. Hamilkar Foelkersahm war ein solcher Mann. Aber mehr als den livländischen Landtag erschüttern und ihn zu tiefgehenden, segensreichen Reformen zu führen, war ihm eben schlechterdings unmöglich zu erreichen. Nicht seine Begabung, nein die Welle, die unter ihm brandete, war zu unbedeutend dazu. Dort wäre auch eines Bismarck Gestalt nie zu dem herangewachsen, was wir kennen und bewundern; statt eine welthistorische, wäre er nur eine provinzielle Größe geworden. Wäre Ernst Gideon von Loudon in der livländischen Heimat geblieben, wäre er nicht nach Oesterreich übergesiedelt, hätte er sich nicht an der Spitze der österreichischen Armee auf dem Felde der Ehren mit dem großen Friedrich messen können, die Welt würde seinen Namen nicht kennen.

Es ist gewiß, — unzählige Begabungen kommen nicht zur Entfaltung ihrer Bedeutung, weil nicht die rechte Welle unter ihnen brandet. Wie die Natur allenthalben in unabsehbarer Menge Keime umherstreut, die nicht oder nur unvollkommen zur Entwicklung gelangen, so ist es auch auf allen Gebieten im Menschenleben. Staatsmännische, militärische, wissenschaftliche, künstlerische und andere Begabungen verkümmern ohne Zweifel in Menge, nur weil ihnen die rechte Basis zu einer Entwicklung ins Große, die rechte Zeit, das rechte Volk, die rechte Kombination der Umstände und Persönlichkeiten fehlen. Ja, trotz der Einwendung, die wir selbst zuerst gemacht haben und machen mußten, — es bleibt dennoch ein großes, ein tiefes, ein wahres und ein sehr ernstes Wort: „Der Mann ist immer nur so groß, wie die Welle, die unter ihm brandet."

Digitized by Google

Schönheit.

Von

Dr. Theodor Kirchner.

Hellsonniger Mittag lag über dem weitberühmten Delphi.

In dem den Tempel umgebenden Appollohaine aber wob unter den dichten Kronen uralter mächtiger Lorbeerbäume heiliges Düster. Spärlich rieselte nur da und dort neugieriges Sonnenlicht durch die abwehrenden Zweige und spielte goldschimmernd mit Blätterschatten im Grase. — —

Tiefe Stille rings umher.

Nichts tönte in das heilige Schweigen des Götterhaines herein als leises Flüstern der Zweige, Stimmen der Vögel und nimmermüden Cikaden und sanftes Rauschen der Quelle Kastalia. — —

Vor einem Marmoraltare neigte ein junger Priester in tiefer Andacht sein lorbeerbekränztes Haupt.

In duftenden Wölkchen wallte bläulicher Rauch vom Altare zu der mächtigen Blätterwölbung empor und stieg, sich zwischen Zweigen und Aesten hindurchringelnd, zum Himmel.

Tief neigte der betende Priester sein Haupt.

Kein Laut ringsum — tiefe Stille in der Runde — — da tönten Schritte und Stimmen.

Zürnend ob der Unterbrechung wandte sich der Priester — aber seine drohende Stirn glättete sich und seine Lippen, zu hartem Verweise geöffnet, bequemten sich zum Lächeln: — vor ihm standen zwei schöne Frauen.

„Heil dir!“ sprach die jüngere.

„Und dir!“ versetzte der Priester von einer zur anderen blickend, zweifelhaft, auf welcher er zuerst sein Auge ruhen lassen solle.

„Wir kommen,“ begann die jüngere wieder, „zum Tempel —“

„Du irrest,“ fiel ihr der Priester in das Wort, „hier ist nicht der Tempel Aphroditens!“

Digitized by Google

„Der Tempel Aphroditens?“ verwunderte sich das Weib.

„Den suchst du doch — um der Göttin zu danken!“

„Danken? — wofür?“ —

„Dafür,“ sprach der Priester galant, „daß sie dich so — schön gemacht!“

„Ach! — du bist sehr gütig!“ versetzte sie geschmeichelt, ihn lächelnd anblickend und mit der Hand lässig den Faltenwurf ihres Gewandes glättend. „Aber du irrest, ich suche den Tempel Apollons und sein Orakel!“

„Und —?“

„Und will wissen, ob ich den Kampf mit Pindaros wagen darf!“

Der Priester sah sie betroffen an.

„Mit Pindaros? — mit Pindaros aus Theben, sagst du — mit dem weitberühmten Dichter?“

„Ja — mit Pindaros —“ versetzte sie ruhig lächelnd.

„Aber dann bist du ja —. Durch alle Griechengaue flog die Kunde, daß du den Pindaros zum Kampf im Lied gefordert — dann bist du ja Korinna, die sapphogleich zu singen weiß!“

„Gewiß nicht sapphogleich,“ entgegnete das Weib, „doch sicherlich Korinna!“

„Du wirst siegen, Korinna!“ rief der Priester, sie bewundernd anblickend. „Du bedarfst keines Orakels —“

„Doch ich will es! — Ich bringe Weihgeschenke — Zehn eherne Schalen — unten harret mein Gefährt — —“

„Auch zu den Armen spricht der Gott!“ versetzte der Priester ernst.

„Ich bin nicht arm — Nimm die Schalen — Gehe und stelle der Pythia die Frage!“

„Du bist so stolz als du schön bist!“ sprach der Priester. „Harret denn meiner Rückkunft und des Götterspruches!“

Er ging.

Die beiden Frauen ließen sich auf einem Marmorsitze nieder.

Wieder war tiefe Stille in der heiligen Dämmerung des Götterhaines, eine Stille so tief und ernst, daß die beiden unwillkürlich nur flüsternd mit einander sprachen.

Sie blickten erwartend dahin, wo sich zwischen den mächtigen, verknorrten und verknoteten Stämmen hindurch ein herrlicher Durchblick auf die sonnenbeglänzten grünenden Abhänge des Parnasses und den weißschimmernden Marmor des Apollotempels öffnete.

Sie harrten und harrten lang.

Endlich sahen sie den Priester die Stufen des Tempels herabkommen.

„Er kommt!“

„Da ist er! — endlich!“

Rasch eilten beide dem Nahenden entgegen.

„Den Spruch!“ rief Korinna. „Gieb den Spruch!“

Der Priester reichte ihr schweigend einen zusammengerollten Papyrosstreifen.

Digitized by Google

Hastig rollte Korinna das Blatt auf und las.

„Ach," sagte sie dann, „dieser Spruch —"

„Bist du zufrieden?" fragte der Priester.

„Kennst du den Spruch? — nein? — dann höre!" und sie las laut:

„Wirst mit Pindaros du im Wechselgesange dich messen,
Giebt dir die Gottheit den Sieg, welche den Sieg dir entreißt."

„Nun?"

„Nun —" rief Korinna. „Dieser Spruch — ist ein Rätsel!"

„Lästere den Gott nicht," unterbrach sie der Priester warnend, „sondern bringe ihm ein Dankopfer: er weissagt dir Sieg!"

„Den er mir nehmen will — Aber halte ich den Sieg in Händen, dann soll mir ihn kein Gott entreißen!" rief Korinna und wandte sich zum Gehen.

„Des Gottes Sprüche sind unfehlbar!" entgegnete der Priester verweisend. „Lebe wohl!"

„Auch du!" — — — — — —

Mittagsonnenschein lag über Delphi, in dem Apollohaine aber wob unter den Kronen uralter, mächtiger Lorbeerbäume heiliges Düster.

Tiefe Stille ringsum — nur fernher tönte verhallend rasselndes Geräusch rasch rollender Räder. —

Tief neigte der junge Priester vor dem Altar sein lorbeerumkränztes Haupt.

— —

Und Korinna siegte.

Lauter Beifallsruf durchbrauste das Theater von Korinth, als sie geendigt und nun die Leier in der Hand, mit leuchtenden Augen und geröteten Wangen vor dem Volke stand - strahlend in berückender Schönheit.

Aufs neue und neue stets wiederholte sich der Beifall und tönte brausend zum blausonnigen Himmel empor und über das blühende Land und sonnigblaue Meer hin, als sollte Himmel, Land und Meer vom Ruhme Korinnas erfüllt werden.

Einstimmig erkannten die Preisrichter dem schönen Weibe den Sieg über den größten Dichter Griechenlands zu, und stolz schlang sich Korinna den Siegeskranz in das dunkle Haar.

Vom jubelnden Volke umdrängt verläßt sie jetzt das Theater. Von allen Seiten tönt ihr Bewunderung entgegen.

Allein da hört sie hinter sich eine Stimme, leise und grämlich: „Wie konntet ihr dem Weibe den Preis vor Pindaros geben? Sein Lied war göttlich, voll herrlicher Weisheit —"

„Korinna sang aber schöner," lautet die Antwort eines der Preisrichter ärgerlich spitzig, „wir waren ganz Ohr —"

„Nein," versetzt die grämliche Stimme mit heiserem Auflachen, „noch mehr Auge!"

Digitized by Google

Aber das freudige Wogen des Jubels rauscht betäubend über die beiden Stimmen dahin, daß sie im Lärme verhallen.

Doch da steht die Dichterin Manto. Vor Neid leuchten die Augen in dem alternden Gesichte und die Lippen zucken höhnisch.

Stolz erhobenen Hauptes will Korinna an der oft besiegten Nebenbuhlerin vorbeigehen. Allein die spricht laut zu ihrer Nachbarin:

„Die hätte Pindaros besiegt — Ach, gehe mir — nicht sie —"

„Nicht sie — wer denn?"

„Ihr Gesicht! — Hätten mir die Götter solch ein Lärvchen beschert, hätte auch ich —"

Wieder spült lauter Jubelruf die bittern Worte hinweg; aber um die Lippen Korinnas zuckt es leise.

„Wie schön ist sie!"

„Wie herrlich sah sie aus, als sie sang!"

„Wenn die mir Modell stünde zu meinem Bilde —"

So tönt es aus der Menge.

Allein mit gerunzelter Stirn tritt Korinna zu dem Wagen, der sie zum Tempel Apollos führen soll, damit sie dem Sängergotte ein Dankopfer für den Sieg bringe. Zögernd steigt sie auf den Wagen — doch rasch springt ihr Pindaros nach, drängt den Wagenlenker zur Seite und nimmt ihm die Zügel aus der Hand.

„Wie Pindaros?" ruft Korinna erstaunt, „du — du selbst willst meinen Wagen führen?"

„Ziemt es nicht dem Besiegten," wendet sich Pindaros, die Zügel in der Hand, zu ihr, „daß er der Siegerin diene?"

„Und du hassest nicht die, die dich besiegt?" frägt Korinna lächelnd.

Pindaros zügelt die ungeduldigen Rosse mit kräftigem Griffe.

„Hassen?" sagt er und blickt ihr leuchtenden Auges in das schöne Angesicht. „Nein, Korinna, du bist zu schön!" und er läßt die Rosse weit ausgreifen.

Aber Korinna fällt ihm in den Arm.

Wie er die Pferde zurückreißend ihr wieder in das Antlitz sieht, blicken ihn ihre ernsten Augen trüb an.

„Nicht dorthin!" sagt sie, auf den Tempel Apollos weisend.

„Nicht dorthin?" fragt er erstaunt, „willst du nicht der Gottheit danken, die dir den Sieg gab?"

„Ja — dorthin!" versetzt Korinna und weist dahin, wo aus hochstämmigem Rosendickicht der holdseligen Aphrodite Tempel weiß hervorschimmert. „Ja — ich will der Gottheit danken, die mich siegen ließ!" — — —

Digitized by Google

Roseggers Idyllen aus einer untergehenden Welt.

Meister Rosegger hat seinem neuesten Buche, das uns die Verlagsbuchhandlung von L. Staackmann zu Leipzig vorlegt, einen gar seltsamen, fast tragischen Titel gegeben, der zudem eine Art Widerspruch enthält. Eine untergehende Welt? Und da fliegt noch den oder jenen die Laune an, behagliche Idyllen zu erleben oder zu schreiben? Ich kann mir das Bild von den tollen Tänzen auf einem Vulkan vorstellen, auf einem Vulkan, dessen Schale wohl schon pocht und leise glüht, die darauf Tanzenden aber just dadurch nur um so mehr in fieberhafte Tollheit hetzt. Dies Vorfieber einer Revolutionskrankheit ist hier nicht gemeint. Es handelt sich um den Bauernstand; und die guten, lieben, dummen Leutchen, die da ihre Idyllen erleben, überblicken es selbst nicht, ahnen es kaum in einzelnen Stunden, daß ihre Welt von Industrie und Kultur, von Fabriken und Maschinen vernichtet werden wird. Rosegger hat kürzlich in einem bedeutenden Roman „Das ewige Licht" diesen Verzweiflungskampf gegen eindringenden Großkapitalismus und sein Gefolge ergreifend geschildert. Er schreibt auch jetzt wieder in seiner Vorrede:

„... Wer in den Alpen wandert, der stößt von Stunde zu Stunde auf verfallende Höfe, auf Ruinen von Häusern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechse rieselt. In vielen Gegenden, wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wiesen und blühende Weiden waren, belebt von starken, arbeitsamen, heiteren und glücklichen Menschen, ist jetzt Wildnis und verlorene Oede. Was ist geschehen? Sind wieder Hunnen und Türken dagewesen? Hat ein großes Sterben grassiert? Hat der Himmel seinen Regen und seinen Sonnenschein nicht mehr gespendet? Was ist es denn, das hier eine alte, reiche Welt vernichtet, die so unzerstörbar schien, wie die Natur selbst? Die neue Kultur! Die Maschinen, die Eisenbahnen haben den Erdball erschüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerstört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinleben, das im Vergleiche zu anderen Bereichen eine wahre Idylle gewesen ist" ...

Digitized by Google

Also der Bauernstand ist diese untergehende Welt, die vor Ingenieuren, Maschinisten, Kapitalisten, Touristen immer mehr zurückweicht, sich immer mehr zersetzt und verflüchtigt.

„Wo ist das alte Volk mit den starken, frohen Herzen, wo ist das Leben, das Jahrhunderte lang so glücklich die Wage gehalten hat zwischen ursprünglicher Natur und menschlicher Civilisation? Es verflüchtigt sich von Tag zu Tag und die Individuen der Bauernschaft stranden an den Fabriken" ...

Zwar gesteht ja unser Waldpoet selber, daß nicht alles so rosig war in der „guten alten Zeit", aber reich war jene Zeit doch an „Schönheit, Heldenhaftigkeit und Versöhnung". Es ist also ein gar wehvoller, tieftrauriger Blick, den der Waldbub von ehedem auf jene Welt wirft, in der er selbst erwachsen, mit der er unlösbar verbunden ist.

Ich vermutete nach dieser recht tragischen Einleitung etwelche Socialpolitik in Novellengewand und wollte bereits bedauern, daß nun auch der waldfrische Steiermärker zu den Tendenzpoeten hinabgegangen sei. Aber wie angenehm enttäuscht das Buch! Keine Spur von Zusammenhang mit dieser nicht eben glücklichen, wenigstens nicht recht zum Inhalt gehörigen Vorrede! Es sind nicht mehr und nicht weniger als frische, prächtige Waldgeschichten, 31 Stück auf 459 Seiten, meist lustiger Art, teils auch kleine Genrebilder, und einige wenige Male sehr ernst und rührend. Der einen Augenblick wehmütig ausruhende Poet hat uns also mit seinen an sich ja berechtigten Vorworts-Betrachtungen ganz unnötig so feierlich gestimmt; denn daß diese Welt da „untergeht", liegt nie und nirgends im Buch zu Tage. Rosegger suchte sich einfach für dies Häuflein munterer, neuer Geschichten einen Titel; und da der Titel etwas verwickelt ausfiel, so mußte er ihn halt in einem Vorwort verdolmetschen. Das ist alles.

Und nun diese Geschichten selber — wie herzig und frisch in ihrer gesamten Tonart! Etwas schwach setzt freilich der „Mädeljäger" ein: es berührt ein bißchen peinlich, daß dieser alternde Fürst sein Auge auf ein Bauerndirndl wirft und dessen Liebhaber zu schlimmer Eifersucht anreizt. Auch das „Bußjoch" ist einigermaßen gewaltsam, meinem Empfinden nach. Eine kleine Perle aber, ein „echter Rosegger", triefend von echtem Humor, ist der dritte Scherz „Ein halb Dutzend Schelme": nein, wie der Malchus und der Thoma und der Tripfel und der Hartel und der Zingg und der Steff in der Dreikönigsnacht ausziehen, mit geschwärzten Gesichtern und Teufelsohren, um einen Schatzgräber zu foppen, und wie sie dabei den Teufel mit der Hacke totschlagen — aber der Teufel war nur der arme Salinen-Kaspar: so bauernecht und doch so überlegen kann das nur Peter Rosegger erzählen. Der „Fischer im Olymp" — ein Bettler, der mit einem Binsenkörbchen am langen Stecken zwischen griechischen Götterbildern sitzt und Gaben heischt, die „Angel auswirft" — ist eine jener Plauderskizzen, worin uns wieder einmal ein Original vorgestellt wird, etwa wie Bret Hartes „Landstreicher": der Kerl da, Bruder des Schloßherrn, hat seine Million in die Donau geworfen und bettelt lieber; er ist halt ein Philosoph. In dieselbe Abteilung fröhlicher Narren gehört der „Traumkünstler", der seine Träume künstlerisch ausbildete, dergestalt, daß er sich als König dünkte, und war doch nur ein gar armseliger Kohlenträger. Und ein weiterer Verwandter von diesen zwei Schelmen ist der „Federschneider", der die alte Kundel aus dem Wasser rettete, als man ihm aber ein Ehrenzeichen feierlich überreichen wollte, auskniff und nicht mehr

Digitized by Google

zu finden war. Bösartiger sind schon Burschen wie der „Quartal-Lump", ein sonst ganz tadelloser Knecht, der sich vierteljährlich tagelang betrank; und einen ganz schaurigen Ausgang nimmt die anfängliche Charakterskizze „Remi der Räuber". Von ungetrübtester, reinster Laune und Fröhlichkeit ist aber die Skizze „Sie kratzt nimmer" — nämlich sowohl die neue Lodenjoppe des Lipperl als auch des Theresel, die sonst den Sepp kratzte, wenn er einen Kuß versuchte, jetzt aber im Beisein der Eltern gar sanft und rosenrot ihr Jawort giebt — und mit diesem Scherz würde ich die ebenso ungetrübt heitere Plauderei „Als ich Schullehrer gewesen" und „Der Vetter vom Lande" an eine Krippe binden. Andere kleine Geschichten haben freilich einen etwas peinlichen Beigeschmack, über den selbst Roseggers unbefangene Erzählungskunst nicht hinwegzutäuschen vermag. Und ich will es nur sagen: man soll das Buch dummen jungen Buben und Mädeln lieber nicht in die Hand geben. Zu diesen etwas ums sechste Gebot streifenden Geschichten gehören, vom „Mädeljäger" abgesehen, die zwei „Armen Sünder", die mit ihrem vorwitzig Geborenen vom strengen Pfarrer weggejagt und erst bei einem milden Priester auf dem Berge zum „Fürsegnen" angenommen werden; an sich eine gar liebe Skizze. Und ebenso das „Bergasyl", wo angefranzöseltes und etwas angefaultes Comtessentum mit frischem Bauerntum zusammenstößt und überwunden und geläutert wird. Auch die „Grüne Rose" mit ihrem unheimlichen Kindersegen gehört zu dieser ländlich-sittlichen Kategorie, alleweil echt Rosegger, für Erwachsene gar ergötzlich zu lesen. An den Titel und das Vorwort erinnert eigentlich nur das bittere „O schönes Waidmannsleben!", ist aber doch wieder in seiner Tragik so rein menschlich, daß man nicht zum Politisieren kommt; und ihm nahe steht das frische und feste „Durch!"

Es würde zu eintönig, wollt' ich die sämtlichen 31 Geschichten hier durchplaudern. Mit diesem kurzen Hinweis auf den bunten Reichtum des Bandes sei's genug. Roseggers Stil und Ton in diesem neuen Werke? Durch und durch der liebe Alte! Von einer unveränderten Frische des Mitlebens, so ungrüblerisch, so leicht und doch so treffsicher in Wort und Wendung, in Schilderung, Charakterisierung und Dialog, wie es eben nur der fertig bringt, der aus dem Vollen schöpft. Es weht frische Luft auch über diesen neuen Geschichten; und der sie erzählt, ist nicht nur zungenleichter Plauderkünstler: er ist vor allen Dingen ein Mann voll Herzensgüte. Und die sprudelt überall durch und nimmt uns in Ernst und Scherz gleichmäßig gefangen. **E. Thd.**

Die vier Gewinner. Lustspiel von Philipp Langmann. Verlag von Cotta.

Eine böse Enttäuschung. Der Verfasser hat mit seinem Bartel Turaser einen Erfolg gehabt, der die Erwartung hoch stimmt. Leider bringt er uns aber eine Komödie, die möglicherweise harmlos, bestimmt aber langweilig ist. Ihre Moral ist so hausbacken, daß man unwillkürlich an die Fabeln Gellerts erinnert wird. Es handelt sich, um so kurz zu sein, wie es die Bedeutungslosigkeit des

Digitized by Google

Stücks verlangt, um vier Arbeiter, die in der Lotterie gewinnen. Der Gewinn ist so bescheiden, daß er unseres Erachtens auch Arbeitern den Verstand nicht rauben würde. Trotzdem thut er es und zwar gleich in geradezu ausschweifendem Maße. Die „vier Gewinner" sind mit dem Wert des Geldes so wenig vertraut, daß sie ihre armseligen paar Hundert Gulden für einen Schatz halten, unerschöpflich wie das Weltmeer. Auf Grund dieser kaum glaublichen Vorstellung verprassen sie nun in einer Bauernfängerspelunke die unglückseligen Groschen in einer Weise, die noch weit weniger glaublich ist. So plump, so offen, so blitzdumm lassen sich auch beschränkte Arbeiter nicht betrügen, selbst dann nicht, wenn der Glanz des Goldes und Alkohol ihnen das bißchen Verstand vollends genommen haben. Die ganze Sache ruft somit von vornherein den Widerspruch wach, und wenn man dann obendrein im vierten Akt die Lösung erfährt, fühlt man sich wie jemand, der durch einen geschickten Taschenspieler gehänselt wurde. Ein großer Apparat, ein ganzes Drama — und nichts dahinter. Die Moral der recht gleichgiltigen Affaire ist schließlich, daß die Gewinner, trotz ihres Verlustes, doch im Gewinn bleiben. Durch den unglücklichen Nachmittag in der Bauernfängerspelunke sind sie nämlich von allerhand menschlichen Gebresten geheilt worden. Der eine schwört das Spiel ab, der zweite stellt nachdenkliche Betrachtungen über die Wirkungen des Alkohols an, die dritte (es ist auch eine „sie" dabei) schwört den Hochmut ab und nur der vierte bleibt was er war, nämlich ein schwachköpfiger, in seiner besonderen Art rührender alter Mann, der die ihm von den Betrügern für teures Geld aufgehalste Tombakuhr wie einen Krondiamanten hütet. Genau besehen läuft also das ganze Drama auf die Wahrheit hinaus, die unsere Altvorderen kürzer und ebenso geistreich in dem Satz „durch Schaden wird man klug" ihren Enkeln überliefert haben. Als Ausbeute eines ganzen Dramas scheint uns das, offen gestanden, etwas mager zu sein, zumal da keinerlei poetische Vorzüge vorhanden sind, die über die Nichtigkeit des ganzen Handels hinwegzutäuschen vermöchten. Immerhin soll notiert werden, daß der vorhin erwähnte schwachköpfige alte Arbeiter eine Charakterfigur ist, die Talent verrät. Im Ganzen und Großen muß aber trotzdem gesagt werden, daß es sich um ein Lustspiel handelt, das vermutlich keine Bühne aufführen wird und das auch besser unaufgeführt bleibt. **rs.**

Aphorismen. Von Paul Nikolaus Coßmann. Carl Hanshalter, München.

Wie soll man Aphorismen betrachten? Als Einfälle, denke ich. — Als Einfälle, die ein begabter Kopf in eine blitzende Form gebracht hat. Jeder geistig leidlich ausgestattete Mensch hat täglich Einfälle, gute Einfälle, die er achtlos fallen läßt, wie ein finanziell gut ausgestatteter Mensch achtlos eine Münze verausgabt, obgleich sie von Silber, wenn nicht gar von Gold ist. Die Kunst eines Schriftstellers, der Aphorismen schreibt, besteht darin, die flüchtig huschenden Einfälle gleichsam im Fluge zu greifen und sie in sauber stilisierte Sätze einzusperren. Paul Coßmann versteht diese Kunst. Er ist ein Gourmand des Geistes, der auch bei Kleinigkeiten mit der Zunge schnalzt, wenn sie nur delikat serviert sind. Wer seine Aphorismen mit dem Ernst einer geschlossenen Weltanschauung betrachten würde, würde mit Kanonen nicht nach Spatzen, nein, nach lustigen, leichten, buntbeschwingten Schmetterlingen schießen. Eine Weltanschauung atmet nicht in seinem Buch, eben weil er die schnellkommenden Einfälle registriert, während eine Weltanschauung nur dann entsteht, wenn man die Einfälle auf der Goldwage des Gedankens wiegt und die minderwertigen — wie Hobelspäne — dem Auskehrbesen überläßt. Wer eine Weltanschauung verkünden will, schreibt ebensowenig Aphorismen wie ein Baumeister Nippsachen macht, der sich im stande fühlt, den

Digitized by Google

Kölner Dom zu bauen. Wenn wir Coßmann für das Entzücken danken sollen, das er uns durch sein kleines, vom Verleger splendid ausgestattetes Büchlein bereitet hat, wissen wir nichts besseres zu thun, als ihn skeptisch und liebenswürdig zu nennen. Im übrigen dienen wir ihm und unsern Lesern am besten, wenn wir einige Proben seiner Welt- und Menschenkenntnis hierhersetzen. Vielleicht wirken sie als Kosthäppchen, die diesen oder jenen anregen, sich das ganze Diner zu bestellen. Hier sind sie:

Es giebt eine Art der Konsequenz und viele Arten der Inkonsequenz. Deshalb können nur radikale Parteien einig sein.

* * *

Die meisten Menschen gleichen Studenten, die nicht wissen, wo die Universität liegt.

* * *

Das Glück ist wie ein Freund aus unserer frühesten Jugend, welchen wir inzwischen nicht mehr gesehen haben; wenn wir ihm jetzt auf der Straße begegneten — wir würden ihn nicht erkennen.

* * *

Die entschiedensten Gegner des Unsterblichkeitsglaubens sind Leute, welche als Geister zu denken, den gläubigsten Spiritisten schwer fallen muß. Vielleicht haben jene dunkel das Gefühl, nicht hineinzupassen in eine Welt, in welcher nicht zu Mittag gegessen wird.

* * *

Die Materialisten des vorigen Jahrhunderts waren noch nicht die richtigen; erst die jetzigen kommen wirklich ohne Geist aus.

* * *

Es ist gut, wenn ein Gescheiter mit dem Kopfe anrennt; denn dabei fliegen Gedankensplitter ab. rs.

Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart.

Von D. Theodor Kaftan. Zweite verbesserte Auflage. Schleswig, Julius Bergas Verlag.

Ob es unter den Lesern nicht gläubige Christen giebt, die durch die Geistesmächte unsrer Zeit in ihrem Glauben Anfechtung erleiden? Ob es unter ihnen vielleicht auch Glaubenslose giebt, die, nicht befriedigt durch das, was das geistige Weltleben bietet, sich nach einer erlösenden Geistesmacht strecken? Diesen wie jenen empfehle ich von Herzen das Kaftan'sche Büchlein.

Der scharfsinnige Verfasser bestreitet und widerlegt zunächst die weit verbreitete Annahme, daß die moderne Weltanschauung die für jeden selbstverständliche Folge des modernen Geisteslebens sei. Er erweist letzteres vielmehr als einen neutralen Boden, auf dem der christliche Glaube und die moderne Weltanschauung sich ebensogut gegenüberstehen wie einst auf dem Boden des antiken Geisteslebens die antike heidnische Weltanschauung dem christlichen Glauben gegenüberstand. Daß die moderne Weltanschauung, die übrigens kein einheitlicher Begriff ist, nicht Wissen, sondern selbst Glaube ist, freilich kein Gottesglaube, sondern Weltglaube, wird überzeugend dargethan, desgleichen die Thorheit der Lehre von der völligen Unverbrüchlichkeit der Naturgesetze, die mit Recht als ein „Dogma des Weltglaubens" bezeichnet wird, während sie sich als Resultat exakter Forschung giebt. „In unsrem modernen Geistesleben und seinem wirklichen Wissensbesitz findet sich nichts, das den christlichen Glauben ausschließt" — dies das klare Ergebnis der gründlichen Voruntersuchung des Verfassers.

Digitized by Google

Aber damit ist die Wahrheit des christlichen Glaubens noch in keiner Weise aufgezeigt. Der Glaube ist freilich verstandesmäßig zwingend nicht beweisbar, so wenig wie der Weltglaube es ist. Auch auf den praktischen Beweis, den man für die Wahrheit des christlichen Glaubens aus der Selbstbewährung des Christentums in der Geschichte und im Leben der Gegenwart herleiten könnte, ist kein allzugroßes Gewicht zu legen. Vielmehr muß ein ewiger Realitätsgrund nachgewiesen werden, wenn die christliche Weltanschauung nicht zu Falle kommen soll. Ihn findet der Verfasser in dem geschichtlichen Christus und untersucht nunmehr, wer der Christus war, der wirklich in der Geschichte gelebt hat. Ohne sich in Detail-Kritik einzulassen, zeigt er, daß das Bild des N. T. von ihm vollgeschichtliche Realität ist, auch sofern die Wunder in Betracht kommen, eine Realität, die freilich nur der anerkennt, in dessen Leben ein Analogon dessen entsteht, das einst die Jünger erlebten. Aber dies Analogon kann nur entstehen auf Grund des überlieferten biblischen Zeugnisses von Christo und zwar des ganzen Zeugnisses, bei dem die Wunder nicht so nebensächlich sind, als manche Verteidiger des Christentums meinen.

Es bleibt dem Verfasser nur noch die Aufgabe, den Glauben, dessen ewigen Grund er dargelegt hat, aus dem geistigen Leben der Gegenwart heraus in Entfaltung seines Inhalts darzustellen. Das letzte Drittel der Schrift ist dieser Darstellung, die an der Hand des Apostolikums geht, gewidmet; sie will nur für solche, die nicht bereits Bekenner des christlichen Glaubens sind, einigermaßen hochgegriffen scheinen.

Am wertvollsten in dem wertvollen Büchlein dünkt mich der Nachweis, daß die sogenannte moderne Weltanschauung, die sich so gern als Alleinherrscherin aufspielt, ebensowenig ein Wissen ist, wie die christliche Weltanschauung, daß sie vielmehr purer Glaube ist, so gut wie jene. Damit ist viel gewonnen. Hat der redliche Zweifler zwischen Glauben und Glauben zu wählen, so wird seine Sympathie bald auf der Seite des Christentums sein. Die Menschen unsrer Tage haben keine größere Angst als die, daß sie jemand, und wäre es ein Mitreisender im Coupé, für „beschränkt" halten könnte, und fürchten, wenn sie sich als Christen bekennen, mit diesem Makel behängt zu werden. Nehmt ihnen diese thörichte Furcht, zeigt ihnen, daß das Christentum mit dem wirklichen Wissen sich ebenso und besser verträgt wie der Naturalismus, so werdet ihr bald mehr fröhliche Bekenner haben! Mancher sehnt sich danach, es zu werden.

Joh. Quandt.

Gräfin Ad. Schimmelmann. Streiflichter aus meinem Leben u. s. w. Selbstverlag. 1898. Barmen, Buchhandlung Elim. Preis gebunden 2 Mark.

Die dänische Reichsgräfin Adeline Sch. erzählt für christliche Leser in kurzen Zügen ihre merkwürdigen Lebensschicksale. Hofdame der Kaiserin Augusta, Evangelistin unter pommer'schen Fischern, gelegentlich auch unter Berliner Socialdemokraten, ihrer streng christlichen Richtung und praktisch christlichen Thätigkeit halber von ihren nächsten Verwandten gehaßt, verfolgt, in ein Irrenhaus gebracht, wo sie die unwürdigste Behandlung erduldete, endlich befreit und in ihre Arbeit an Seeleuten und Fischern zurückgekehrt, die sie, mittelst eigener Yacht reisend, noch jetzt fortsetzt — in der That eine eigenartige und das Interesse des Lesers spannende Lebensführung! Doch hätte ich gewünscht, daß die tapfere Pionierin die Erzählung derselben einem andern überlassen hätte: im Munde eines andern würde manche Aeußerung unverfänglich erscheinen, die jetzt nach Selbstlob und einer gewissen Eitelkeit schmeckt, ähnlich wie bei so manchen Konfessoren der alten Kirche. Der Selbstverleugnung und Thatkraft der Gräfin Sch., ihrem brennenden Eifer für die Linderung der geistlichen und leiblichen

Digitized by Google

Not unsrer Brüder und Schwestern zolle ich aufrichtige Bewunderung und wünsche ihr unter den Damen der deutschen Aristokratie zahlreiche Nachfolgerinnen.

Joh. Quandt.

Das Recht der Minoritäten. Vortrag, gehalten in der juristischen Gesellschaft zu Wien, von Dr. Georg Jellinek, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Heidelberg. Wien, Alfred Hölder. Preis 1 Mk.

Eine gedankenreiche, anregende Arbeit, die ein trotz seiner Wichtigkeit bisher nirgends gründlich erörtertes Problem behandelt, nämlich das Recht der Minoritäten bei Entscheidungen in gesetzgebenden Körperschaften und bei Volksabstimmungen. Verfasser wirft zuerst die Frage auf, ob der Mehrheitswille, d. h. der Wille der absoluten Mehrheit überall in gesetzgebenden Versammlungen unbeschränkte Entscheidungsgewalt hat, und wenn nicht, wie und wo ihm Schranken gezogen sind. Bekanntlich sind es die Grundgesetze, die in ihrer Gesamtheit die Verfassungsurkunde ausmachenden Gesetze, die in den meisten Staaten der Willkür zufälliger Mehrheiten entzogen sind. Die Vorstellung, daß es Gesetze gebe, die mit besonderer Heiligkeit umkleidet sind und höheren Wert haben als die übrigen, entstammt den großen Kämpfen zwischen Königtum und Volkstum seit Beginn der neueren Zeit und wird von den Theoretikern des 16. und 17. Jahrhunderts bereits eifrig erörtert. Eine praktische Gestalt gewann sie zuerst in Nordamerika, wo nach Losreißung der britischen Kolonien vom Mutterlande die ersten Verfassungsurkunden im modernen Sinn entstanden. Noch heute findet sich in den nordamerikanischen Verfassungen der Gedanke des Minoritätenschutzes stark ausgeprägt; denn nirgends ist es schwerer, eine Verfassungsänderung herbeizuführen, als in den Vereinigten Staaten. Am wenigsten Eingang hat dieser Gedanke bezeichnender Weise bei den romanischen Nationen gefunden. Die Frage, was in das Minoritätenschutz gewährende Grundgesetz gehört, was nicht, hat sich bereits Hobbes vorgelegt, aber bis heute ist sie theoretisch ungelöst geblieben. Der Begriff der Verfassung ist in den modernen Staaten ein rein formeller geworden; ein Gesetz ist dann ein Verfassungsgesetz, wenn es ausdrücklich als solches bezeichnet wurde und dementsprechend zu stande gekommen ist. Eine bemerkenswerte Erscheinung ist es, daß in den Vereinigten Staaten immer mehr Gegenstände der einfachen Gesetzgebung entzogen und der Verfassungsgesetzgebung zugewiesen werden.

Jellinek fragt weiter, ob es Minoritäten giebt, die einen besonderen Anspruch auf Anerkennung haben und auf welche Weise diese vor Uebergriffen der Gesetzgebung zu schützen seien. Der ganze Gedanke des Mehrheitsentscheides beruht auf der naturrechtlich-demokratischen Idee der inneren Einheit des Volkes, der Gleichwertigkeit der Individuen, aus denen es besteht. Unter gleichwertigen Individuen kann es natürlich kein anderes Entscheidungsmittel geben als die Zahl. Ein Volk, das nur politische Gegensätze kennt, darf dem Majoritätsprinzip den breitesten Spielraum geben, denn diese Gegensätze sind fließende, die heutige Minorität kann morgen schon die Mehrheit sein. Anders ist es, wenn religiöse oder nationale, also bleibende Gegensätze in Frage kommen. Hier wird jede Majorisierung als Brutalisierung empfunden, da die Voraussetzung des Majoritätsprinzips, die innere Einheit der Bevölkerung, nicht vorhanden ist. Als Beispiel werden unter anderm die Verhältnisse im österreichischen Reichsrat angeführt und interessante Streiflichter geworfen auf den Nationalitätenstreit und die jüngsten parlamentarischen Kämpfe in Oesterreich. Eine Minorität, die ihrem Wesen nach der Majorisierung nicht ausgesetzt werden darf, kommt mit den Mitteln einer legalen Obstruktion oder Abstinenz (Stimmenthaltung) nicht immer aus, ihr sollte daher unter Umständen ein Vetorecht eingeräumt werden. Wie

Digitized by Google

groß und wie beschaffen die Minorität sein muß, um ein Vetorecht zu erhalten, in welchen Fällen und unter welchen Bedingungen sie es ausüben darf, das kann nur den konkreten Verhältnissen entsprechend erwogen und entschieden werden.

Bedeutsamer noch als für die Gegenwart ist die Frage des Minoritätenschutzes nach Jellineks Ansicht für die Zukunft. Je weiter die Demokratisierung der Gesellschaft fortschreitet, desto mehr dehnt sich auch die Herrschaft des Majoritätsprinzips aus. Und hierin liegt eine furchtbare Gefahr, die der gesamten Civilisation droht. Es giebt keinen brutaleren Tyrannen als eine demokratische Mehrheit. Eine demokratische Mehrheitsherrschaft ist zugleich der schlimmste Feind des Fortschritts; denn aller Fortschritt in der Geschichte ist seinem Ursprung nach das Werk von Minoritäten gewesen. Jeder neue große Gedanke, jede Idee, die später die Welt bewegt hat, mußte sich zu allen Zeiten mühsam den Weg bahnen gegen den Widerstand herrschender Gewalten. Am größten aber ist dieser Widerstand in der demokratischen Gesellschaft. Daß viel größerer Mut dazu gehört, der vox populi, der Volksstimme, zu widersprechen als dem Gebot von Fürsten, das hat die neueste Geschichte der Demokratie oft genug bestätigt. Der ewige Kampf zwischen Imperium (Herrschaft) und Libertas (Freiheit) wird auch in der demokratischen Gesellschaft der kommenden Jahrhunderte gekämpft werden. Die Dämme, die heute noch einem übermächtigen Mehrheitswillen entgegenstehen, werden dereinst vielleicht niedergerissen. Dann wird aber die Menschheit sich vor eine gewaltige Krisis gestellt sehen. Hoffen und glauben wir, daß die Gesellschaft schließlich das finden und verwirklichen werde, was allein im stande ist, sie vor öder geistiger und sittlicher Verflachung und Versumpfung zu bewahren: die Anerkennung von Rechten der Minoritäten. R.

Indische Märchen. übertragen von Friedrich von der Leyen, Verlag von Otto Hendel, Halle a. S. (Bibl. der Gesamtlitteratur, Nr. 1188—1191).

Die Anziehungskraft der indischen Märchen ist eine seit Jahrhunderten bewährte. Phantasie, Geist und Humor spielen in ihnen in so reichen Farben, daß die Wirkung eine fast unfehlbare genannt werden darf. Wie diese Märchen samt den Fabeln der Inder seit ca. einem Jahrtausend über Asien und Europa hin gewandert sind und sich dabei in der wunderbarsten, mannigfaltigsten Weise gewandelt haben, das wissen wir heute durch die Forschungen Theodor Benfeys und anderer Gelehrten. Damit ist zu dem Interesse, das diese Schöpfungen des indischen Geistes als solche erregen, noch ein anderes, ein historisch-kritisches getreten. In dem vorliegenden Bändchen bietet uns nun Fr. von der Leyen in geschmackvoller Uebertragung einen Ausschnitt aus dem großen Märchensammelwerk des Somadeva (11. Jahrh. nach Chr.), genannt Kathâsaritsâgara oder „Das Meer der Märchenströme". Es ist etwa die Hälfte jener Märchen, die auch als selbständiges Werk unter dem Titel Vetâlapañcavinçati oder „25 Erzählungen eines Dämons" existieren. Der Uebersetzer hat teils die Prosaform, teils den fünffüßigen Trochäus bei der Uebertragung angewendet. Ich halte die erstere für die dem Märchen geeignetere Form, die ich für weitere Arbeiten der Art empfehlen möchte. Einleitung, Anmerkungen und Anhang bieten manches Lehrreiche, und so wird auch dies Büchlein hoffentlich dazu beitragen, die Kunde der indischen Märchen und das Interesse für dieselben beim deutschen Publikum weiter zu verbreiten. L. v. Schroeder.

Digitized by Google

Aus dem Reiche der Technik.

Stillstand ist Rückschritt, und der Rückschritt ist seit jeher der Technik etwas Unbekanntes gewesen. Es giebt eine immerwährende, unaufhörliche Bewegung auf den vielen Teilgebieten der technischen Wissenschaft und Praxis, eine Bewegung, die von der großen Masse fast nur in ihren auffallendsten Zügen wahrgenommen wird, während sich dem Einzelnen die — man möchte sagen „verborgenen“ — Fortschritte der Berechnung und Konstruktion zumeist entziehen. Aber es vergeht auch kaum eine noch so kurze Spanne Zeit, ohne daß nicht ein bedeutendes Ereignis auf diesem ausgedehnten, für unser wirtschaftliches und kulturelles Leben gleich wichtigem Gebiete sich abspielt. Und solche Ereignisse, die auch das Interesse weitester Kreise für sich in Anspruch nehmen, haben auch die letzten Monate in reichlicher Weise gebracht.

Beginnen wir mit dem Bergbau, welcher mit Recht der Grundstock unserer Industrie genannt wird. Die flüssige Luft, als Sprengmittel verwendet, ist auf diesem Gebiete eine ebenso neue als vielverheißende Einführung. Die Verwendung beruht auf einer der flüssigen Luft eigentümlichen Erscheinung, welche bei der Verdampfung auftritt. Man gewinnt die flüssige Luft aus der atmosphärischen durch hohen Druck und gleichzeitige weitestgehende Abkühlung nach dem Verfahren und mit den Vorrichtungen des Prof. Linde-München. Das Produkt hat dann natürlich die Tendenz, in seinen ursprünglich gasförmigen Zustand zurückzugehen, was Verdampfung genannt wird. Dabei zeigt sich aber eben, daß der Stickstoff der flüssigen Luft früher als der Sauerstoff verdampft. Von einem Liter flüssiger Luft lassen wir z. B. 60 Prozent verdampfen, so ist im zurückgebliebenen Rest 50 Prozent Sauerstoff und 50 Prozent Stickstoff enthalten. Läßt man aber weiter verdampfen, sagen wir bis auf 95 Prozent des ganzen Liters, so werden in den zurückbleibenden 5 Teilen flüssiger Luft 90 Prozent Sauerstoff und nur 10 Prozent Stickstoff enthalten sein. Auf diesem Umstand beruht also Prof. Linde's Idee, die flüssige Luft als einen Sprengkörper zu verwenden, der für den Bergbau hochwichtige Vorteile bietet. Die Herstellung erfolgt in der Art, daß man Kohlenstaub mit einem Drittteil seines Gewichtes mit Watte mischt, das Ganze in flüssiger Luft tränkt und durch Einlegen in eine Karton-

Digitized by Google

hülse eine Patrone bildet. Ebenso wie beim Dynamit muß diese Patrone durch eine Entzündungsladung zur Explosion gebracht werden. Der große Vorteil dieser Flüssigen-Luft-Patronen ist der, daß das Explosionsvermögen nur 5 bis 10 Minuten anhält, dann immer mehr abnimmt und nach 30 Minuten aufhört, also ein längst erwünschtes Gegenteil zu allen sogenannten Sicherheits- und andern Sprengstoffen ergiebt, insbesondere solchen, deren Gefährlichkeit beim Lagern durch Zersetzung noch zunimmt. Dadurch ist einerseits eine Gefährdung durch verspätete oder unbeabsichtigte Zündung ausgeschlossen, die Entwendung des Sprengstoffes eine illusorische und bei Benützung elektrischer Grubenbeleuchtung an Stelle der Davis-Sicherheitslampe, welche strengen Anforderungen der Theorie und Praxis nicht mehr länger stand halten kann, sowie zweckmäßiger Wetterführung eine befriedigende Lösung der Schlagwetterfrage gewährleistet. Auf der Kohlengrube Penzberg hat man so unerwartet gute Versuchs-Resultate erzielt, daß weitere Erfolge kaum ausbleiben können.

Nahe verwandt dem Bergbau ist das Hüttenwesen, jener Zweig der Technik, welchem die Aufgabe zufällt, die durch den Bergbau gewonnenen Naturprodukte — wir meinen weniger Kohle als Metallerze — in Roh- und Feinprodukte zu verwandeln. Hier hat man einen wichtigen Schritt mit Erfolg gewagt in der Einführung des Bahntransportes von flüssigem Roheisen. Wir haben dreierlei Eisensorten: Roh- oder Gußeisen, Schmiedeeisen und Stahl, welche in absteigender Reihe durch ihren Kohlenstoffgehalt charakterisiert sind. Aus Gußeisen kann man durch Entziehung des Kohlenstoffes Schmiedeeisen und Stahl erzeugen; chemisch reines Eisen gelangt nie zur Verwendung. Aus den Erzen wird im Hochofen direkt Roheisen niedergeschmolzen und dieses in der sogenannten Bessemerbirne z. B. in Stahl durch Entziehung von Kohlenstoff verwandelt. Bei den berühmten Carnegie-Werken zu Homehead in Pennsylvanien lag die Notwendigkeit vor, das zur Stahlerzeugung nötige Roheisen aus den 8 km entfernten Hochofenanlagen von Duquesne zu beziehen und zwar in Blöcken, welche in Homehead vor dem Bessemerprozeß nochmals in sogenannten Cupolöfen in geschmolzenen Zustand überführt wurden. Seit diesem Sommer wird in Duquesne das Roheisen aus den Hochöfen in einen großen Behälter geleitet und aus diesen direkt in Waggons verladen, deren Wände entsprechend ausgefüttert sind. Eine Lokomotive führt 10—12 solcher Wagen mit ihrem geschmolzenen Inhalt nach Homestead, wo das Eisen direkt in die Bessemerbirnen gefüllt wird; 700—800 Tonnen flüssigen Roheisens werden jetzt täglich transportiert, und die enorme Kostenersparnis durch Entfall eines zweiten Schmelzprozesses, sowie die bedeutende Zeitersparnis werden diesem Beispiel bald Nachahmer verschaffen. Die ersten derselben werden die Edgar Thomson-Hochöfen sein, welche nach Fertigstellung der Union-Railroad-Brücke über den Monongahela ebenfalls nach Homehead transportieren wollen.

Solche große Hüttenwerke — das Duquesne'sche ist das größte der Welt — haben natürlich in ihren Betrieben zu verschiedenen Zwecken Dampfmaschinen von ansehnlichen Leistungen laufen, und schon seit langem benützt man die Abgase der Hochöfen ꝛc. zur Heizung der zugehörigen Dampfkessel. Eine ähnliche, noch weiter gehende Neuerung wird für das Maschinenbauwesen noch von großer Wichtigkeit werden. Nach den Berichten Riley's bei der letzten in London stattgehabten Versammlung des Eisen- und Stahl-Instituts gelangte die Einrichtung

Digitized by Google

direkten Betriebes von Motoren durch Hochofengase bereits mehrfach zur Anwendung. Es sind dies dann Explosionsmotoren wie die Gas-, Petroleum- und Benzinmotoren, und die Umgehung der Dampfverwendung, also auch der Wegfall der Dampfkessel-Batterien begreift einen großen Fortschritt in sich. Riley berichtete über einen 14pferdigen Motor mit elektrischer Zündung, einen 250pferdigen Motor von Cockerill in Seraing, der in Lincolnshire sehr gut läuft, und ein Projekt einer 1000pferdigen Anlage mit 4 Motoren für Barrow. Auch in Deutschland sollen demnächst derartige Anlagen geschaffen werden.

Die Elektrotechnik war in letzter Zeit insbesondere auf ihrem Spezialgebiete der elektrischen Bahnen rührig. Elektrische Straßen- und Stadtbahnen sind ja heute längst eine so alltägliche Erscheinung geworden, daß die Errichtung einer neuen Linie kaum mehr auffällt. Dagegen ist der elektrische Vollbahnbetrieb noch in den ersten Stadien seiner Entwickelung. Die Strecken, die bisher in Betrieb gelangt sind, sind Versuchsstrecken. Sonst hat man elektrische Lokomotiven nur zum Durchfahren langer Tunnels ab und zu verwendet und zum Rangierdienst. In letzter Zeit sind zwei neue Vollbahnprojekte mit elektrischem Betrieb aufgetaucht, welche einer baldigen Verwirklichung zugeführt werden sollen. Die 11 km lange Strecke von Mons nach Boussu in Belgien ist der Firma Dulait zugeschlagen worden. Es sollen 15 Haltestellen eingerichtet werden, und die Fahrtdauer wird 50 Minuten betragen. Auch die italienische Meridionalbahn beabsichtigt, einen Versuch auf einer 106 km langen Strecke mit dem elektrischen Betrieb zu machen. Die Arbeiten wurden der Firma Ganz & Co., Pest, übertragen.

Eine neue Art einer elektrischen Lokomotive ist die sog. „Hilfs-Elektromotive". Diese wird in gewöhnlich durch dampfbetriebene Lokomotiven gezogene Eisenbahnzüge eingestellt. Die lebendige Kraft des Zuges, welche sonst beim Bremsen vernichtet wird, soll als Kraftquelle verwendet werden. Die französische Nordbahn hängt dem zu Thal fahrenden Zug die Lokomotive an. Diese trägt eine Dynamomaschine und eine große Batterie. Der Zug giebt seine durch den Fall auf dem geneigten Geleise gewonnene lebendige Kraft ab als Arbeitskraft zum Betrieb der Dynamomaschine. Beginnt nun die Steigung, so hat die Dynamo inzwischen die Accumulatoren geladen und nach erfolgter Umschaltung wirkt die Dynamo durch die Accumulatoren als Motor.

Außerdem möchten wir noch eines eigenartigen elektrischen Straßenbahnsystems gedenken, welches, in seiner Art ganz neu, zwischen einem elektrischen Motorwagen und einem elektrischen Straßenbahnwagen mit Oberleitung steht. Der Erfinder, W. G. Coffrey Reno, Nevada, nennt das Beförderungsmittel Rollradwagen. Wir haben uns dieses Gefährt als einen gewöhnlichen Wagen vorzustellen, der auf der Straße ohne Geleise verkehrt und wie ein Motorwagen steuerbar ist. Mit der Wagenachse ist eine Dynamomaschine in Verbindung und diese mit einer elektrischen Kraftleitung längs der Straße. Diese Erfindung ist keineswegs als eine umwälzende Neuerung zu betrachten, aber sie wird sich vielfach gut verwerten lassen, insbesondere dort, wo es sich darum handelt, in verhältnismäßig kurzer Zeit einen bequemen Verkehrsweg zu schaffen.

Das elektrische Licht, welches seinen Weg jetzt schon bis nach Tromsö und Hammerfest gefunden hat, dürfte in der nächsten Zeit in ganz neue Bahnen gelenkt werden. Wenigstens lassen dies die beiden Erfindungen von Dr. Carl Auer von Welsbach und von Professor Nernst, das elektrische Glühlicht betreffend, vermuten.

Digitized by Google

Auer, welcher mit seinen seltenen Erden durch ihre Verwendung beim Gasglühlicht so große Erfolge zu verzeichnen hatte, verlegte sich mit seinen Versuchen auf das elektrische Gebiet und hat sehr bemerkenswerte Resultate erzielt. Das Objekt seiner Arbeiten ist diesmal das Osmium. Dieses seltene Element ist selbst bei den Verdampfungstemperaturen von Platin und Iridium noch nicht flüchtig und ist der schwerschmelzbarste, beständigste und dabei der lichtemissionskräftigste Körper, den wir kennen. Ein Osmiumdraht erstrahlt im Gasgemenge einer Bunsenflamme im blendend weißen Licht größter Intensität. Recht interessant ist die Art und Weise, wie Auer die für die elektrischen Glühlampen bestimmten Osmiumfäden herstellt, zu welchem Zweck übrigens auch Legierungen mit Ruthenium verwendbar sind. Das Osmium wird auf einen Metalldraht in fester Form niedergeschlagen. Wird nun der Osmium-überzogene Draht bis zur Weißglut erhitzt, so verwandelt er sich in Dampf, während der Osmium-Ueberzug unbeeinflußt bleibt und einen röhrenförmigen Faden vorstellt. Gewöhnlich wurde als Seele ein überaus feiner Platindraht benützt. Der Faden kann auch vor dem Erhitzen in der Lampe befestigt werden. Dann wird die Birne evacuiert und ist betriebsbereit. Bedeutend geringerer Kraftbedarf bei größerer Lichtintensität ist das angenehme Charakteristikon dieser Lampe, und diesen Vorteil bringt uns auch die Nernst'sche Erfindung, welche allerdings auf einem ganz anderen Prinzipe beruht. Der Nernst'sche Glühlichtkörper bedarf keines luftleeren Raumes, da derselbe aus gebrannter Magnesia besteht. Diese ist eine Verbindung von Magnesium und Sauerstoff, welche beim Glühen keinen Sauerstoff mehr aufnimmt, nicht oxydiert. Wenn trotzdem eine Glasbirne — aber keine luftleere — zur Anwendung gelangen wird, so dient dieselbe lediglich zum Schutz gegen äußere Einflüsse. Ein „Aber" ist bei dieser hervorragenden Neuerung allerdings vorhanden. Es ist die Schwierigkeit, daß der Glühkörper, bevor das Glühen eintritt, vorgewärmt werden muß. Da aber so hervorragende Institute wie die Allgemeine Elektricitäts-Gesellschaft, Berlin, ferner die Aktien-Gesellschaft Ganz & Co., Budapest, und die Elektricitäts-Gesellschaft vorm. Egger & Co. in Wien sich für die Erfindung interessieren, ja, wie man hört, dieselbe für Deutschland bezw. Oesterreich-Ungarn angekauft haben, wäre es wohl sonderbar, wenn bei dem heutigen Stande der Technik nicht über kurz oder lang eine passende Methode zum automatischen Anzünden durch den einfachen Stromschluß gefunden werden würde. Allerdings sind die Ansprüche an eine solche Vorrichtung nicht gering, und der größte derselben wird wohl in der — Einfachheit liegen, denn nur diese gewährleistet eine Einführung in die elektrische Beleuchtungspraxis.

Schon wiederholt hat uns die Elektrochemie überraschende Resultate gebracht. Man erinnert sich der Arbeiten Moissanots, welcher unter Zuhilfenahme der Temperatur des elektrischen Lichtbogens von 3600° und gleichzeitige Anwendung enorm hohen Druckes künstliche Diamanten erzeugte. Da nun aber die Vorkehrungen, welche Moissanot dazu dienten, am Orte dieser großen Hitze jenen hohen Druck zu erzeugen, so komplicierter Art waren, daß die künstlichen Diamanten dadurch teurer zu stehen kamen als in der Natur gefundene, hat der italienische Chemiker Majorana einen Weg gefunden, der ebenso eigenartig wie energisch ist. Majorana erhitzte wie Moissanot ein Kohlenstückchen und erzeugte den hohen Druck dadurch, daß er einen Kanonenschuß auf dasselbe richtete. Das Resultat blieb zwar nicht aus, doch waren die gewonnenen Steinchen so klein,

Digitized by Google

daß dieser geräuschvollen Methode wohl kaum eine große Zukunft zu prophezeien ist.

Dies gilt jedoch ohne Zweifel von der Erfindung des französischen Oberst Humbert auf dem Gebiete der Geschütztechnik. Zu dem rauchlosen und rauchschwachen Pulver kommt jetzt auch noch das Geschütz ohne Rauch- und Feuererscheinung, ohne Knall und ohne Rückstoß. Die Erfindung ist wieder einmal ein richtiges Ei des Columbus, denn nachher wunderte man sich allgemein, warum man nicht schon längst auf diesen so einfachen Gedanken gekommen sei. Oberst Humbert benützt eine Klappe, welche die Geschützöffnung sofort verschließt, wenn das Geschoß die Mündung verlassen hat; denn einzig und allein die Gase, welche bei der Verbrennung des Pulvers entstehen, sind es, die Rauch, Feuer, Knall und Rückstoß erzeugen. In dem Augenblicke, wo das Geschoß herausgeschleudert ist, bedarf man der Expansionskraft der Gase nicht mehr, ihrer schädlichen Nebenwirkungen, welche im Kriegsfalle von Bedeutung sind — wenn sie fehlen, aber schon gar nicht. Die aufspringende Klappe verschließt also die Geschützmündung, und die Gase treten rückwärts durch eine Reihe kleiner Oeffnungen erlöschend aus. Bemerkenswert ist, daß die ganze Einrichtung aus einem cylindrischen Stück besteht, welches einfach an der Geschützrohrmündung aufgeschraubt wird.

Es erübrigt noch der Fortschritte des Eisenbahnwesens mit wenigen Worten zu gedenken, welche sich in der letzten Zeit in der Eröffnung der Kongobahn und einer Teilstrecke der trans-sibirischen Bahn äußerten. Aber auch wichtige Bergbahnprojekte gelangten zur Ausführung, so die elektrische Zahnradbahn auf den Schneeberg, welche, von Wiener Neustadt ausgehend, diesen Gipfel erklimmt. Viel großartiger ist jedoch die elektrische Zahnradbahn auf den Gornergrat angelegt, welche am 20. August eröffnet wurde, denn sie erreicht eine bisher von europäischen Bahnen nicht erstiegene Höhe, indem die Endstation 3020 m über dem Meeresspiegel liegt. Auf einer Bahnlänge von 9,2 km werden 1413 m erklommen. Die Fahrzeit von Zermatt bis auf den Gornergrat beträgt $1\frac{1}{2}$ Stunden bei einer Geschwindigkeit von 7 km in der Stunde. Jeder Zug ist im stande, 60 bis 110 Personen zu befördern. Von der jetzt schon im ersten Teil eröffneten Jungfraubahn wird nach deren Vollendung die Gornergratbahn allerdings geschlagen werden, doch haben wir nach dem Ausspruche Guyer-Zellers diesen Moment erst nach 6 Jahren mühevollen Schaffens zu gewärtigen. **Otto Feeg.**

Cyrano von Bergerac und anderes.

(Berliner Bühnenbericht.)

Wenn der Vorhang aufgeht, sehen wir aus dem Parkett in den Zuschauerraum eines französischen Theaters des siebzehnten Jahrhunderts. Junge Adelsleute treiben umher, trinken, schlagen keck an den Degen und planen galante Abenteuer für die Nacht. Durch ihr Gewühl schlüpfen behend allerlei Dämchen,

Digitized by Google

die sich in der Atmosphäre von Wein, kriegerischer Prahlerei und männlicher Jugend ausnehmend wohl zu befinden scheinen. Vom Balkon herab aber leuchten die Augen der Damen von Adel, die hier im Glanz ihrer Roben der Vorstellung harren und dabei heimlich diesem und jenem im Zuschauerraum einen warmen Blick zusenden. Im Publikum ist ein Gerücht verbreitet, das viel besprochen wird und fast überall auf Zweifel und Unglauben stößt. Es heißt, die Vorstellung werde nicht stattfinden. Cyrano von Bergerac, der wilde Poet und Haudegen, habe einem der Komödianten das Auftreten untersagt und sei gewillt, seinem Verbot Geltung zu schaffen. Cyrano hat viele und vieles seinen tollen Launen unterworfen. Ganz Paris spricht von seinen keck ersonnenen und mit beispielloser Kühnheit ausgeführten Streichen, heute aber soll seinem selbstherrlichen Beginnen ein Riegel vorgeschoben werden. Das Publikum verlangt sein Schauspiel und stellt sich auf die Seite des bedrohten Mimen, der denn auch — wiewohl mit einem gewissen inneren Zittern — die Bühne zu betreten wagt. Kaum aber hat er den Mund zu einigen mittelmäßigen Versen geöffnet, als ihm auch schon von Cyrano ein energisches „Herunter" entgegenschallt. Das Publikum johlt, einige vor Entrüstung und andere vor Freude über den kecken Offizier, der zugleich ein feiner Poet ist. — Die Entrüsteten verstummen indessen bald. Cyrano pflegt den aufgeregten Naturen seiner Feinde Eisen zu verordnen, und das Mittel versagt auch in dieser Situation seine ungemein beruhigende Wirkung nicht. Als er so in Bausch und Bogen und mit einer Freude an der pompösen Geste, die nur in Frankreich gedeiht, den ganzen Saal zum Duell fordert, werden die eben so beredten Gegner plötzlich in merkwürdiger Weise von dem Wert der Schweigsamkeit überzeugt, und auch der mit dem Bann belegte Mime hält es nunmehr für das sicherste, seine der Kunst geweihte Gestalt in Sicherheit zu bringen. Wenn heute ein junges Mädchen einem derartigen Bravourstück zuschaute, würde sie es vermutlich „schneidig" finden. Cyranos anmutige kleine Verwandte, die mit gerösteten Wangen auf dem Balkon saß, nannte es, entsprechend ihrem romanischen Temperament und der Empfindungsweise der Zeit, einfach heldenhaft, und faßte ein unbegrenztes Zutrauen zu der Kraft des ritterlichen Dichters. Von diesem Zutrauen zu dem Entschluß, ihm ihre jungen Mädchenschmerzen anzuvertrauen, war kein weiter Weg, umsoweniger als eine gute, alte Ehrendame die unvermeidlichen kleinen Helfersdienste besorgte. Beide treffen sich an einem verschwiegenen Ort, den die Ehrendame in diskreter Entfernung umkreist. Die junge blonde Schönheit ist verliebt, schrecklich verliebt geradezu, und Cyrano, der sie mit tiefer Mannesleidenschaft verehrt, fühlt bei diesem Bekenntnis sein Herz wie ein taktfester Hammer an die Rippen schlagen. Er hält den Atem an — in wen? O, nicht in ihn; natürlich nicht in ihn! Welches Weib würde sich auch so grenzenlos lächerlich machen, den Cyrano zu lieben? Ganz Paris würde sie zur Zielscheibe boshafter Witze machen. Cyrano ist ja nicht nur ein Held, ein Dichter und verwegener Schwärmer; er hat daneben eine so unmenschlich große Nase, daß die Natur mit demselben Material sechs gewöhnliche Sterbliche hätte befriedigen können. Wo er zum ersten Male hinkommt, verbreitet diese Nase — je nach dem Temperament des Publikums — Staunen, Entsetzen oder unterdrückte Heiterkeit. Freilich, Cyrano ist ein feiner Kopf und trägt sein Schicksal mit Humor. Wenn ihm jemand sagt: „Mein Herr, Ihre Nase ist etwas groß geraten," erwidert er, daß sie sich viel geistreicher verspotten läßt, und zeigt be-

Digitized by Google

flissen, wie man's machen muß. Das bewundert man, wie man seine Fechtergeschicklichkeit bewundert, aber man liebt einen andern, der eine gewöhnliche Nase hat und am Ende auch einen gewöhnlichen Geist. Das junge Mädchen, das Cyrano zu ihrem etwas wehmütigen Vertrauten macht, hat sich in einen hellockigen Jungen verguckt, der naiv wie ein Kind und frisch wie ein Frühlingsmorgen ist. Cyrano soll nun das junge Blut protegieren und Cyrano thut's. Er verschafft dem eben gereiften Knaben, dem verschwenderisch ausgestatteten Schoßkind des Glücks, eine Stellung in seinem eigenen Regiment, und als er nun hier dem guten Jungen, der sein Nebenbuhler ist, von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, entfacht sich in seiner Brust ein wunderlicher Kampf, bitter und doch erlösend, heiß und doch kühler Linderung voll. Ja, so wie dieser arglose Guck-in-die-Welt sehen die Nasen aus, die nach allem Lauf der Natur kleine Komtessen entzücken. Gegen so einen blonden Prachtkerl ist auch der tiefste Geist ohnmächtig, wenn er in einer wenig „entzückenden" Behausung wohnt. Cyrano von Bergerac, überschlage deinen Wert, blicke dann in dieses weiche Kindergesicht, in dem das Glück der Liebe wie eine rosige Ahnung träumt, und gestehe dir, daß du ein Esel warst, ein ausgemachter Esel, als du glaubtest, neben diesem sauberen Kerlchen bestehen zu können. Und dann lache laut und schallend über dich selbst, über den ernsthaften Kauz, der seinen guten Degen und das Gewicht seiner geistigen Bedeutung in die Wagschale warf, der bei aller überlegenen Klugheit doch so gar nicht wußte, wie sich die Welt in einem kleinen Mädchenkopf nun einmal spiegelt. Lache, freue dich, weil das Leben deiner ehrenwerten Philosophie ein so reizendes Schelmenkäppchen aufzusetzen wußte.

Und Cyrano lacht. Wenn er weniger inneren Fond besessen hätte, wäre er in Trübsinn verfallen und hätte weltschmerzliche Sentenzen von sich gegeben. Er breitet aber die Arme weit aus und drückt den seidenen Burschen an sein Herz, der ihm in der Harmlosigkeit seiner Jugend eine Lehre gab, die bei aller Tragik doch ein Lächeln hervorruft, das köstlichste Lächeln, das menschliche Züge verschönen kann, das Lächeln durch den eigenen Schmerz hindurch. Die beiden Nebenbuhler werden in Zukunft die besten Freunde und ergänzen sich, wie das Freunden ziemt. Der Begünstigte von ihnen hat einen kleinen Fehler; er ist, aufrichtig gesagt, 'n bissel dumm und ist im Stilisieren von Liebesgefühlen nicht ganz so glücklich wie im Erwecken. Was sagt aber das, wenn man einen Freund hat? Cyrano schreibt natürlich die Liebesbriefe und braucht dabei nicht einmal die Glut der Empfindung zu heucheln. Er ist überhaupt der gute Geist der Liebenden, und wenn ihm mitunter scheinen will, daß seine Rolle eine recht melancholische ist, hat er immer einen guten Witz bei der Hand, der ihm selbst und uns über die thörichten Widersprüche dieser thörichten Welt hinweghilft. Er vermittelt verschwiegene Stelldichein, als wenn er sein Leben lang nichts anderes betrieben hätte, und als schließlich eine Zwangsehe am Horizont droht, wirkt er in der kleinen Komödie mit, durch die die beiden Liebenden heimlich getraut werden. Auf das Glück der Ehe muß das junge Paar freilich zunächst verzichten. Kaum hat der Priester sie zusammengegeben, als die Soldatenpflicht sie wieder auseinanderreißt. Das Regiment Cyranos muß in den Krieg, und der junge Ehemann findet so zunächst im Lager ein etwas rauhes Brautbett. Schlimmer noch: die erste feindliche Kugel sucht sich in seiner jungen Brust einen warmen Platz. Er fällt, und wieder ist es Cyrano, der nach dem Feldzug den Schmerz

Digitized by Google

der jungfräulichen Witwe teilt. Sie lebt in der Abgeschiedenheit eines Klosters, und er kommt jeden Tag um dieselbe Stunde, um mit ihr zu plaudern. Eines Tages aber ist sein Gang mühsam, und er muß sich beherrschen, um nicht zu zeigen, wie sein Körper von Fieberschauern durchrüttelt wird. Einer von seinen vielen Feinden hat ihn in meuchelmörderischer Weise überfallen lassen, und mit dem Tod im Gebein schleppt er sich nun in den stillen Klostergarten, um bei dem jungen Weib zu sterben, das — ohne es zu ahnen — sein Leben war. Er trägt ganz wie sonst den harmlosen gesellschaftlichen Klatsch vor, was mit dem Tod im Hintergrund unheimlich wirkt. Dann aber wird die Scene erregt. Durch einen Zufall kommt es an den Tag, daß er die Briefe geschrieben hat, die seine Freundin berauschten und die sie als ein teures Vermächtnis bewahrt. In die Schatten des Todes hinein ruft sie ihm nach: „Ich liebe Euch — lebt!" Er aber lächelt müde und skeptisch. Sterben ist besser. Die Stimmung, die jetzt durch die heilige Nähe des Todes hervorgerufen wird, schwindet; aber sein Gesicht schwindet nicht. Sterben ist besser. Und so stirbt Cyrano von Bergerac, über dessen Leben eine tiefe Wehmut lag, verursacht durch eine allzugroße Nase.

* * *

Das Stück wurde im „Deutschen Theater" mit Kainz in der Titelrolle aufgeführt. Gedichtet ist es von dem Franzosen Edmond Rostand, der sich sehr vorteilhaft von den mehr oder weniger eleganten Machern unterscheidet, die uns sonst in Deutschland als französische Bühnenschriftsteller vorgestellt zu werden pflegen. Rostand ist ohne Zweifel ein Dichter, und seine Arbeit besitzt ebenso unzweifelhaft einen Zug geistiger Bedeutung. Der warme Ton, in dem unsere Analyse gehalten ist, ist zugleich unsere Kritik. Die Gestalt Cyranos ist tief erfaßt und tief empfunden. In ihr allein ruht für uns Deutsche der Wert der Dichtung. Was sonst im Stück an Handlung und Charakteren vorhanden ist, ist belanglos und stört mitunter empfindlich durch eine gewisse operettenhafte Leichtfertigkeit. Zusammenfassend aber muß gesagt werden, daß Brahm sich ein Verdienst erwarb, als er das Stück in Deutschland einführte, zumal die Uebersetzung von Fulda sehr geschickt besorgt ist.

* * *

Eine Zwischenaktsbetrachtung, die sehr zur Sache gehört, wenn sie auch abzuschweifen scheint, muß uns gestattet sein. Dann und wann druckt der „Figaro" den Spielplan der Berliner Bühnen ab, um sich in der Thatsache zu sonnen, daß er an einem bestimmten Tage ausschließlich französische Stücke aufweist. Deutsche Zeitungen nehmen dann mitunter von dieser mehr als bescheidenen Revanche für 71 Notiz und benützen gemeinhin gleichzeitig die gute Gelegenheit, um mit gepreßtem Herzen einiges über das unendlich schlechte Nationalgefühl der Deutschen zu wehklagen. Das ist indes ein reichlich billiges Verfahren — billig vielleicht insofern nicht, als es immerhin einen Ruck kostet, seine eigene nationale Hundenatur zu bekennen, verzweifelt billig aber, wenn es darauf ankommt, den modernen französischen Einfluß wissenschaftlich zu erklären. Mit den ewigen Klagen über das „miserabele Nationalgefühl" ist hier gar nichts gethan, vielmehr plärrt man damit nur gedankenlos nach, was im vorigen Jahrhundert seinen guten Sinn und Verstand hatte. Es gab natürlich eine Zeit, wo die Deutschen ein ohnmächtiges Nationalgefühl hatten, aus keinem geringeren Grunde, als weil sie keine Nation waren, und es ist ebenfalls richtig, daß dieser Zustand

Digitized by Google

sie unter die Herrschaft französischer Dichter und Tanzmeister brachte. Seit dem letzten Kriege können wir uns in Deutschland indessen über den Mangel an Nationalgefühl eigentlich nicht beklagen, jedenfalls steht der heutige französische Einfluß mit einem solchen Mangel in gar keinem Zusammenhang. Ihn damit erklären zu wollen, heißt eine moderne Erscheinung gedankenlos mit einer ähnlichen aus dem vorigen Jahrhundert über einen Leisten schlagen oder, mit andern Worten, in eine vollkommen unhistorische und mithin unrichtige Betrachtungsweise verfallen. Die Gründe für den modernen französischen Einfluß müssen in unserer Zeit gesucht werden und nicht in dem mangelnden Nationalgefühl einer versunkenen Epoche. Die Presse unserer Zeit braucht — ich hoffe, meine Behauptung leuchtet auch ohne Gründe ein — vor allem Sensation, und Frankreich ist nun einmal das klassische Land der Sensationen. Ob es sich um einen „berühmten" Ehebruch handelt oder um die Toilettenfrage einer Schauspielerin oder um den Sturz eines verhaßten Ministeriums: in jedem Fall wird eine laute Komödie oder Tragödie daraus gemacht, die mit allem erdenkbaren Pomp und Prunk in voller Oeffentlichkeit aufgeführt wird und die Leidenschaften der Menge entfacht. Nun sind aber unsere Zeitungsverleger keine Philosophen, sondern (ich sage ihnen von ihrem Standpunkt aus ein Kompliment) geriebene Kapitalisten, und wenn daher in Paris ein glänzendes Ausstattungsstück über die Scene des öffentlichen Lebens geht, lassen sie den Telegraph nach Berlin fiebern, um nur ja ihren Abonnenten die heiß ersehnte Sensation zum Morgenkaffee mitteilen zu können. Das Resultat ist natürlich, daß Frankreich in unseren Zeitungen einen sehr breiten Raum einnimmt, und damit ist dann glücklich ein Stück des modernen französischen Einflusses fertig. Ein anderes erklärt sich ebenfalls aus den Lebensbedingungen der Presse und zwar diesmal aus ihrer Herstellungsweise. Die Arbeiter der Presse haben nie Zeit; hinter dem Redakteur steht der manuskriptheungrige Druckereibote, und der Kunstkritiker muß das Theater Hals über Kopf verlassen, um nur schnell im nächsten Café einige Zeilen für die Morgenausgabe aufs Papier zu werfen. Daß auf diese Weise sachliche, stilistisch sorgfältig durchgeführte Arbeiten nicht entstehen können, leuchtet auch einem wenig begabten Kopf ein; andrerseits aber müssen die Preßerzeugnisse — coûte que coûte — die Leser in irgend einer Weise interessieren, und so rettet man sich durch das, das am billigsten zu haben ist, durch Esprit, Pointen und kleine Pikanterien. Für diese Dinge bietet aber die französische Litteratur (und wir wollen es ihr neidlos lassen) mehr und bessere Vorbilder als die deutsche, und somit wäre bereits ein zweites Stück des französischen Einflusses erklärt, ohne daß wir gezwungen wären, vor Scham über unser schlechtes Nationalgefühl in den Erdboden zu sinken; und bei einem dritten springt sogar für diejenigen, die sich danach sehnen, eine kleine Genugthuung heraus. Die Konzentration des Kapitals hat in den großen Städten ein Publikum von Lebemännern geschaffen, die zu blasiert sind, um an den harmlosen Schwänken Mosers Gefallen zu finden, und doch wiederum energisch ein Theater verlangen, das den erhabenen Zwecken ihres Amüsements zu dienen hat. Auf diese Weise werden parfümierte Stücke, die müde Sinne mit allerlei unreinen Anspielungen stacheln, zu einer günstigen Kapitalanlage, und gewissenlose Geschäftsleute haben denn auch eine ganze litterarische Zotenindustrie begründet. Nun kann es aber unserem Nationalgefühl nur schmeichelhaft sein, daß diese erlauchte Industrie ihr Material zu neun Zehnteln aus Frankreich importieren

Digitized by Google

muß. Wenn schon heute ein Publikum vorhanden ist (und das *ist* vorhanden), das elegante Cocotteupoesie braucht — wohlan, dann ist es immer noch besser, daß die Franzosen sich der litterarischen Befriedigung dieses unappetitlichen Bedürfnisses unterziehen, als daß wir selbst es thun. In diesem Sinne mag Paris immerhin das „Gehirn der Welt" bleiben; wir haben als Deutsche weder Beruf noch Neigung, dem Babel an der Seine diesen erhebenden Lorbeer streitig zu machen. Freilich: hier muß gleich bemerkt werden, daß auch *bedeutende* französische Dichter in Deutschland zur Geltung gekommen sind. Daudet, Zola, Maupassant und andere sind Männer, die wir mit all der Hochachtung behandeln müssen, die ungewöhnlich begabten Geistern gebührt, und wir können es ohne jede nationale Bitterkeit thun. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsere Litteratur in der neueren Zeit thatsächlich eine tote Periode zu überwinden hatte. Die Männer, die damals aufs Ausland hinwiesen, waren wirklich nicht Lakaien, die lieber eine fremde Livrée als den eigenen Rock tragen, vielmehr handelten sie durchaus im Sinne eines richtigen und gesunden Nationalgefühls, als sie die ausländischen Größen den einheimischen Nullen vorzogen. Die tote Zeit ist glücklicherweise überwunden; wir haben Dichter und wir fangen sogar an, ein bißchen Publikum zu bekommen. Der Einfluß der *ernsthaften* französischen Litteratur auf die *ernsthafte* deutsche ist heute so ziemlich gleich Null. Was aber sonst noch von französischem Wesen im litterarischen Deutschland vorhanden ist, erklärt sich, wie wir oben gesehen haben, auch ohne, daß wir uns von wegen unseres miserablen Nationalgefühls die Haare zu raufen brauchen. Wollen wir es bekämpfen (und das wollen wir natürlich), dann hilft kein Greinen und kein Flennen, dann hilft nur ein rücksichtsloser, prinzipientreuer Kampf gegen Sensation, oberflächlichen Esprit und verhüllte Unanständigkeit.

* * *

Es ist kein patriotischer Genuß, nunmehr wieder zu den Stücken des letzten Monats zurückzukehren. Nicht weil man dem Franzosen Rostand die Palme reichen muß, ach nein, von dieser übelriechenden Engherzigkeit wissen wir uns frei, vielmehr weil neben dem Ausländer ein Deutscher überhaupt nicht in Frage kommt. Im „Belle-Alliance-Theater" wurde Grabbe's „*Napoleon*" durch einen jener Henker, die sich „Bearbeiter" nennen, feierlichst hingerichtet; im „Neuen Theater" eröffnete Frau Nuscha Butze mit einer dynastischen Lobhudelei, die auch in der Bedientenstube nur mit Erröten aufgenommen worden sein kann, und im „Lessingtheater" enttäuschte uns *Georg v. Ompteda* durch ein glattes, aber namenlos unbedeutendes Theaterstück, das er „*Eheliche Liebe*" nennt. Etwas näher betrachten müssen wir uns einen Schwank, den die zuletzt genannte Bühne unter dem Titel „Großmama" aufführte. Vorzüge, die irgendwie ästhetische Beachtung verdienten, besitzt er freilich nicht; auch seine Schattenseiten sind nicht so aufregender Natur, daß sie mit besonderem Nachdruck behandelt werden müßten, einzig und allein um des Autors willen muß man das Publikum auf seine leere Nichtigkeit, seine seichten Späße und seine öde Mache aufmerksam machen. Sein Autor heißt *Max Dreyer*, den viele Leute bisher, wenn auch für keinen Dichter, so doch für einen ehrlich strebenden Litteraten hielten. *Bisher*; denn in Zukunft wird man seiner Ehrlichkeit wenig trauen. Sie hat die unter allen Umständen fatale Eigenschaft, gelegentlich zu verstummen. Sie kann keinen Ton

Digitized by Google

geredet haben, als er seine „Großmama“ schrieb, und sie muß geradezu mystisch fest geschlafen haben, als er den Schwank auch noch aufführen ließ. Dreyer hat genug vom Apfel der Erkenntnis gekostet, um zu wissen, was künstlerisch gut und was künstlerisch schlecht ist. Sein Schwank aber unterscheidet sich in nichts, aber auch in gar nichts von dem seichtesten Romangefasel der bescheidensten Familienblätter — wenigstens in nichts zu seinem Vorteil, in einigem allerdings zu seinem Nachteil. Eine so banale Fabel, getragen von so verbrauchten Figuren, könnte Philo vom Walde oder ein anderer Heros der Backfischpoesie seinen Lesern nicht vorsetzen, und auch Max Dreyer kann es nur, weil Schauspieler wie Guthery und Waldow so liebenswürdig sind, das bißchen Poesie in das Stück hineinzutragen, das über den Ekel hinweghilft. Es kommt uns nicht leicht an, die Handlung wiederzugeben, aber es muß ja sein, und die trübselige Pflicht birgt wenigstens insofern einen Lohn, als ihre Erfüllung uns jeder weiteren Kritik überhebt. Ein Gutsbesitzer also, um zu beginnen, hat in seiner Jugend das Pech gehabt, daß seine Verlobte sich von einem andern küssen läßt. Diese schmerzliche Erfahrung hat ihn so verstimmt, daß er das ganze Geschlecht der Weiber haßt, daß er mit andern Worten zu einem jener verrückten Weiberfeinde wird, die nun einmal im niedrigsten Genre der dramatischen Unterhaltungslitteratur unausrottbar sind. Er schließt sich hermetisch von allem Weiblichen ab; kein Unterrock darf in den Bereich seiner Wohnung kommen, nicht einmal die Wirtschafterin seines Guts, obgleich der Verwalter es in durchaus ernster Weise als eine Notwendigkeit bezeichnet. In dem Schwank von Max Dreyer und anderen gleichwertigen Erzeugnissen schreitet das Schicksal indessen unendlich schnell. Beim Weiberfeind erscheint als Besuch eine Verwandte, eine noch recht jugendliche „Großmama“, die sich schlankweg mit einigen Töchtern und zwei Dienstmädchen im Hause einquartiert. Brauche ich nun erst die banale Lösung des banalen „Konflikts“ zu nennen? Selbstverständlich entdeckt der Weiberfeind nunmehr, daß seine Knöpfe vom Diener lotterig angenäht werden, und unter dem Eindruck dieser und anderer ebenso erschütternder Entdeckungen verfällt er in eine Melancholie, aus der ihn, wie sich am Rande versteht, nur eine schleunige Heirat mit „Großmama“ herausreißen kann. Die erleben wir denn auch zum wiehernden Entzücken der Mittelmäßigkeit, und Dreyer ist wenigstens insofern ein in der Verschwendung der Natur gebildeter Poet, als er noch zwei Verlobungen gratis giebt. Damit wären wir denn mit dem „Inhalt“ des Stücks zu Ende, das, wie eine Zeitungsnotiz berichtete, bereits von „allen Bühnen Deutschlands und Oesterreichs“ angenommen ist. Wir wissen uns frei von ästhetischer Pedanterie und lachen mit Freuden über einen leichtsinnigen Schwank; aber gerade von einem Schwank (er bietet ja sonst nichts) muß man verlangen, daß er irgend eine originelle Figur, irgend ein satyrisches Streiflicht, kurz irgend etwas enthalte, das in irgend einer Weise interessieren kann. Wenn man aber nichts leistet, als daß man öde Späße in öder Weise wiederholt, dann bietet man keinen Schwank, sondern Schund, und das, meinen wir, muß dann auch mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Wir haben nie zu den Leuten gehört, die von Dreyer irgend etwas Selbständiges erwarteten. Täuscht er uns in dieser Ansicht, um so besser. Wir werden seine zukünftigen guten Arbeiten ebenso freimütig loben, wie wir seine schlechten freimütig tadeln. Vorläufig gönnen wir ihm den Beifall des geistigen Pöbels, der seiner „Großmama“ in so reichem Maße zu teil geworden ist. Auch die Judas-

Digitized by Google

groschen der Tantièmen sollen ihm ohne Mäkeln bleiben; was ihm indessen mit dem besten Willen nicht bleiben kann und soll, ist die freundliche Lesart, als ob seine jüngste Leistung etwas so ganz und gar Harmloses sei. Im Gegenteil, er hat als ein Mann von litterarischer Bildung sich nicht gescheut, mit den Epigonen Kotzebue's gemeinsame Sache zu machen, um der ehrlich kämpfenden Litteratur in den Rücken zu fallen, und das wollen wir doch lieber nicht als so etwas durchaus Liebenswürdiges aufgefaßt wissen. Daß der ganz und gar nicht schöne Thatbestand ihm und seinen Freunden unangenehm ist, glauben wir; trotzdem soll es ihnen nicht leicht werden, ihn zu verdunkeln — oder doch nur so leicht wie Lügen.

* * *

Arthur Schnitzler hebt sich auf dem dunklen Hintergrund, der durch Dreyers Handlungsweise geschaffen ist, vorteilhaft ab. Als liebenswürdiger Poet und Plauderer ist er abgestempelt und anerkannt, was ihm indessen nur ein mäßiges Vergnügen zu bereiten scheint. Er will heraus aus der Feuilletonsphäre und hinauf in die Regionen der bedeutenden Kunst; er will — und das ist unzweifelhaft auch dann zu loben, wenn vorläufig noch der Geist der Kraft seiner Arbeit die Weihe versagte. „Das Vermächtnis", mit dem er im „Deutschen Theater" vor Kritik und Publikum erschien, wird sich schwerlich lange auf dem Spielplan halten. Brahm hat in der eben eröffneten Saison bereits zwei litterarische Treffer gehabt, und schon dieser Ueberfluß wird es ihm unmöglich machen, ein Stück zu halten, das mißlungen ist und überdies in mehr als einer Beziehung einen recht peinlichen Eindruck macht. Daß dem guten Willen die Kraft fehlte, sagten wir bereits, und eben dies Mißverhältnis zwingt wie ein böser Fluch den Dichter, nach Mitteln zu greifen, mit denen er uns zwar peinigen, nicht aber erschüttern kann. Ueberdies ist die These, die er vertritt (er vertritt leider eine), etwas übertägig. Oder sollte sich unter unsern Lesern wirklich einer finden, der das kleine Vorstadtmädel nicht kennt, das liebe unschuldige Ding, das sich von einem reichen jungen Mann aushalten läßt und dabei doch besser ist, als die kalte, verlogene, egoistische Bourgeoisie, deren Töchter den Pfad der Tugend wandeln? Ohne Zweifel, wir kennen sie alle: sie hat ja in ihrer Unschuld bereits eine ganze Litteratur verursacht, eine Litteratur, die durch Schnitzlers neues Stück vermehrt, aber leider nicht bereichert wird. Wenn man die tugendhafte Halbweltdame überhaupt ernst nehmen soll, muß sie eindringlich charakterisiert werden. Nicht nur die innerste Eigenart ihres Wesens müssen wir kennen, sondern auch ihre Geschichte, den Werdeprozeß, der zwei so feindselige Dinge wie Tugend und Halbwelt in einem Menschen zusammenbrachte. In dieser Beziehung aber bietet Schnitzler schlankweg nichts, und da somit seine Heldin durch nichts Besonderes bedingt erscheint, steht sie als der charakteristische Typus ihrer Gattung, wogegen wir bescheiden protestieren müssen. Den ausgehaltenen Vorstadtmädeln müssen wir im allgemeinen, ohne Unmenschen zu sein, die Palme unserer Bewunderung versagen.

Erich Schlaikjer.

Digitized by Google

Wiener Bühnen.

Das Hauptinteresse bringt Wien in der beginnenden Theater-Saison dem Burgtheater insoferne entgegen, als von Direktor Paul Schlenther endlich eine Kundgebung seiner Persönlichkeit erwartet wird. Es waren berechtigte Hoffnungen, die man bei seinem Direktionsantritte an ihn knüpfte, galt er doch mit Recht als einer der ersten Kritiker deutscher Zunge.*) Von alledem aber, was der Kritiker in seinen dramaturgischen Schriften versprach, hielt der Direktor leider bis jetzt gar nichts. In den ersten Monaten seiner Thätigkeit konnte man noch Entschuldigungsgründe finden: Die fremde Situation, die Unkenntnis des Wiener Bodens, die Abhängigkeit von der Intendanz u. s. f. Auch der beste Mann muß sich in eine neue Position, in fremde Verhältnisse erst einleben, und in gewissem Sinne ist dem erfahrensten Kritiker die Bühne an sich, das Theater mit all seinen praktischen Erfordernissen eine terra incognita.

In der jetzigen, kaum erst begonnenen Saison hat aber Direktor Schlenther eine mehrmonatliche Erfahrung hinter sich, und was er bis jetzt that, beweist leider, daß er in der Wahl der Stücke eine unglückliche Hand hat. Er beweist aber auch eben durch diese Stückewahl, daß er viel zu sehr an dankbare Rollen für seine Schauspieler denkt, statt an die künstlerische Aufgabe der Bühne, die ein Heinrich Laube zur ersten in Deutschland machte.

Die erste Neuheit war das Schauspiel „Ewige Liebe" von Hermann Faber, und man muß sich fragen: Was ist an diesem Werke, welcher Wert wohnt ihm inne, daß es am Burgtheater gegeben wurde?

Die Beantwortung dieser Frage, soll sie in ehrlicher Weise geschehen, versetzt uns in Verlegenheit. Das ganze Stück ist oberflächlich, es zeigt keine feste Führung, die dürftige Handlung zerflattert in Episoden, der Dialog ist von seltener Gewöhnlichkeit.

Wir verlangen keineswegs Neues, wo giebt es überhaupt absolut Neues? Alles war schon da, jede Scene wurde schon wiederholt geschrieben; aber das schon oft Dagewesene wird durch die Individualität neu, die es mit ihrem Geiste, mit ihrem Fühlen erfüllt. Und so kann das oft Gesehene den vollsten Reiz der Neuheit haben, wenn es den Stempel eines eigenartigen, selbständigen Geistes an sich trägt.

In „Ewige Liebe" aber finden wir keinen Funken von Ursprünglichkeit. Was wollte eigentlich Herr Faber sagen? Einerseits zeigt er, daß den Liebesschwur, den Gymnasiasten schwören, der Mann nur selten oder mit Widerstreben einlöst, andererseits tritt er wieder für die eheliche Liebe, die Pflicht, welche nicht immer auch der Treue bedarf, ein, und in einer Geigenvirtuosin sucht er die freie, die — wenn wir so sagen dürfen — künstlerische Liebe zu verkörpern. Recht giebt er niemandem, aber auch nicht unrecht. Er sagt weder dies, noch das, auf daß ihm niemand vorwerfen könne, er habe dies oder das auch wirklich gesagt. Uns erscheint das ganze Stück nur deshalb geschrieben, um eine Rolle, einen griesgrämigen, bissigen Musiklehrer zu schaffen. Dieser Musiker kommt fast den ganzen Abend nicht von der Bühne, und wurde von Thimig gespielt. —

*) Jawohl, im Kreise der intimsten Hauptmann-Verehrer. D. T.

Digitized by Google

Schade um den Komiker, der im Charakterdarsteller unterzugehen droht. Mit der Zuweisung solcher Rollen erweist Direktor Schlenther der urwüchsigen Kraft Thimigs keinen Dienst; wenn Thimig, wie die Sage geht, wirklich der Königsmacher war, der den Kritiker Schlenther auf den Burgtheaterthron hob, dann hätte er einen bessern Lohn verdient: richtige künstlerische Beschäftigung. — Fräulein Witt hat sehr viel Begabung, aber keinen Gemütston. Sie spielt oft wie ein Premierlieutenant: äußerlich, aber korrekt. — Das Publikum erfreute sich in der Oede des Stückes an den schauspielerischen Leistungen und klatschte; dafür dankte Herr Faber ... Mit der Aufführung von Edmond Rostands romantischer Komödie „Cyrano von Bergerac" zeigte Direktor Schlenther, daß richtige Besetzung der Rollen seine Sache nicht ist, sonst hätte er unmöglich Ernst Hartmann, der sich immer schlecht mit dem Verse abfand, der Liebenswürdigkeit, aber keine Schneidigkeit besitzt, den Cyrano darstellen lassen. Das Gedicht von den „Gascogner-Kadetten" sprach Hartmann fein pointiert, alles andere war unzulänglich. — Neben ihm ist noch Frau Devrient-Reinhold zu nennen, die die Zierpuppe, welche den Franzosen wahrscheinlich als das Prototyp echter Weiblichkeit erscheinen mag, trefflich verkörperte. Das Stück, gegen welches Halms rührselige „Griseldis" ein wüstes, realistisches Werk genannt werden kann, trieft von Sentimentalität und falschem Gefühle. Innerlich ist es hohl und zum äußeren Aufputz dient der den Franzosen im Blute liegende Chauvinismus. Wirklichen Anteil nehmen wir an keiner der 54 Personen, welche der Theaterzettel verzeichnet.

Der Vorwurf, daß ein tollkühner Gascogner ein Mädchen liebt, das ihn seiner unförmlichen Nase wegen verschmäht, und das er nun zum Besten hält, indem er für ihren hohlköpfigen Geliebten, der sich nur durch äußere Schönheit bemerkbar macht, die Liebesbriefe schreibt, ihm feurige Reden einflüstert, bis das Mädchen nur mehr den Geist und nicht das Körperliche liebt, wäre ein reizender Lustspielgedanke. Ernst genommen, so ernst, daß man, wie Cyrano sagt, zwei Jahrzehnte die Geliebte entsagend anschmachtet, wird er zur Hyperromantik, die lächerlich wirkt. — Tadellos war die Ausstattung. Das Publikum ließ die Komödie sanft abfallen.*) An diesem Abend saß der frühere Direktor Max Burckhard zum erstenmale als Kritiker im Parkett. Der Vorgänger schwingt über den Nachfolger, dem er das Direktions-Scepter geben mußte, die kritische Geißel — das Bild entbehrt nicht der Pikanterie ...

Im „Deutschen Volkstheater" führte Direktor Bukowics unbegreiflicherweise Sardous Boulevard-Drama „Pamela" auf. Trotz der traurigen Erfahrung, die mit „Ghismonda" gemacht wurde, mußte die noch viel schlechtere Pamela in Scene gehen! — Es verlohnt sich nicht, über dieses öde Machwerk, welches Frau Odilon durch ihre monotone Sprechweise natürlich nicht zu beleben vermochte, Worte zu verlieren. — Interessant gestaltete sich die Erstaufführung von Max Halbes „Mutter Erde". Das Schauspiel wirkte, und es hätte sicherlich noch einen stärkeren Erfolg gehabt, wäre es nicht falsch besetzt gewesen. Die Antoinette, diese Personifikation vollster Weiblichkeit und

*) Nach Schlaikjers Berliner Bühnenbericht wird dieses minder günstige Urteil über das Stück umsomehr interessieren, als es von der sonst weicher gestimmten süddeutschen Kunsthauptstadt ausgeht. T. T.

Digitized by Google

echter Natürlichkeit, spielte die nüchterne Frau Odilon statt Frl. Wachner, und die berechnende kaltsinnige Hella gab Frl. Schweighofer statt Frau Odilon. Tapfer hielt sich Herr Kutschera. Das Stück hat viel Unsympathisches, aber es fesselt. Daß Paul Markentin zu Antoinette aus der Eisesnähe Hellas flüchtet, ist begreiflich. Unbegreiflich aber ist, daß die als starkgeistige Frau geschilderte Hella, die an ihrem Manne nur insofern Anteil nimmt, als er ihr Produkt, das Resultat ihrer geistigen Erziehung ist, diesen Mann durch ihr Eherecht an sich fesseln will. Hella, die gleich zu Beginn des Stückes jede Sympathie verliert, — denn welche Frau wird am Sterbelager des Vaters ihres Mannes so hart und unzugänglich sein, wie sie! — gewinnt sie durch diese ihre letzte Handlung gewiß nicht. Gerade eine Frau wie Hella wird es verschmähen, einen Mann durch das Gesetz an sich zu ketten, und der verlumpte Mann Antoinettens würde sie gegen Ueberlassung eines ihrer Güter mit Wonne freigeben. Was also stünde dem Glücke der Liebenden im Wege? — Halbe ist ein Realist, der gerade in diesem Stücke Romantiker wurde. Wenn man schon die Menschen mit all ihren Schwächen schildert, dann müssen auch die praktischen Konsequenzen gezogen werden, die sich gerade aus diesen Schwächen ergeben.

Den wirklichen Bühnenerfolg errang das „Deutsche Volkstheater" mit dem Volksstücke „Das liebe Ich" von Karlweis. Hätte kein Raimund gelebt, wäre Karlweis jetzt ein großer Dichter. Freilich, ohne Raimund wäre ihm dieses Stück kaum eingefallen. Es läßt sich also über die Arbeit nicht vom litterarischen, wohl aber vom Bühnenstandpunkte sprechen. Und die Bühne kennt der Verfasser, er weiß alle Effekte klug auszunützen, er versetzt das Publikum in Spannung, führt es geschickt bis an die äußerste Grenze eines ernsten Konfliktes — und erheitert, erlöst es dann durch den trostreichen Gedanken: es war ja alles nur ein Traum! Er heilt den Egoismus durch den Egoismus. Sein Fabrikant Heindl ist eine starrköpfige Protzennatur, die auf das Geld baut und auf dem Pflichtstandpunkt steht. Die Pflicht, das absolut Notwendige an Liebe und Freundschaft genügt — jedes Jota mehr ist Verschwendung. Der Verstand regiert, das Herz ist Nebensache. Nach diesem Grundsatze handelt er in seiner Familie, in seiner Fabrik, im Leben. Die Fee Humanitas verklagt ihn bei den Feenrichtern, und nachdem sie abgewiesen wird, beschließt Gott Morpheus, dem Egoisten durch einen schweren Traum zu zeigen, wohin er auf dem eingeschlagenen Wege gelangen müsse. Dieses Vorspiel ist übrigens ganz überflüssig, es hängt mit der Handlung gar nicht zusammen. Was bei Raimund Naturnotwendigkeit ist, erscheint bei Karlweis als Aufputz, als Mache. Dort ist das Zauberreich mit der Wirklichkeit in innigem, seelischem Kontakte; hier ist alles äußerlich, zwischen dem Ueberirdischen und dem Irdischen giebt es kein geistiges Band!

Im Traum nun sieht sich Heindl von Frau, Kindern und Freunden verlassen, und als er als alter, gebrochener Mann seinen einstigen Freund um ein Stück Brot bittet, heißt ihn der arbeiten, denn für Arbeit — Entlohnung, das sei Pflicht, und mehr als die Pflicht brauche doch keiner zu thun. Mit der einstigen Braut seines Sohnes, die elend und verkommen als Bettlerin erscheint, teilt er sein sauer erworbenes Brot, und als sie ihm dankt, da lernt er zum ersten Male das Weinen. Damit schließt der zweite Akt. Der dritte bringt in zu starker, unglaubhafter Form die Sinnesänderung des durch den Traum geheilten Egoisten. Er ist jetzt ein Engel an Gemüt, Herz und Seele.

Digitized by Google

Das Stück hatte einen rauschenden Erfolg, und es wird gewiß seinen Weg machen; wenn man aber noch von Raimund und seinen Zaubermärchen sprechen wird, in denen das Gold wahrer Poesie und die Größe und Tiefe einer echten Menschenseele ruhen, wird der Arbeit seines Nachahmers längst nicht mehr gedacht werden.

Uns ist der „Karlweis", der im „kleinen Mann" eigene Wege ging, viel wertvoller.

Im Carltheater wollte Felix Dörmann, der in seinen „Ledigen Leuten" ausgiebig im Sumpfe gewatet hatte, anständig erscheinen und — fiel durch. Die Personen seines Schauspieles „Heimweh" leben nicht, das sind trostlose Schablonen. Man könnte ebensogut Puppen mit einem Phonographen versehen und sie dann banale Phrasen herableiern lassen. Der Verfasser zeigt einen socialistischen Parteiführer, der krank und enttäuscht in den Schoß seiner Familie zurückkehrt. Kaum genesen, stürzt er sich wieder ins Parteigetriebe und verläßt das Mädchen seiner Liebe. Als Dörmann Cocotten und deren Zuhälter schilderte, überraschte er durch eine bis ins kleinste Detail richtige Zeichnung; nun er es versucht, anständige Menschen zu bringen, leidet er vollständigen Schiffbruch. Seine Lebenserfahrungen scheinen also sehr einseitig, das Feld seiner Beobachtungen ein nur auf gewisse Menschenklassen beschränktes zu sein ...

Erfolgreich gestaltete sich die Aufführung der „Schildkröte" von Leon Gandillot. Allerdings geht dieser Schwank bis an die alleräußerste Grenze des Erlaubten. Fand es doch die Polizei nach der ersten Aufführung für geraten, die Direktion zu möglichster Einschränkung der Entkleidungs-Scene aufzufordern. Frl. Markwordt hat nämlich als Ehefrau die Aufgabe, sich vor den Augen des Publikums zu Bette zu legen! Es macht den Eindruck, als wäre der ganze Schwank nur um dieser Scene willen geschrieben worden, zum mindesten deutet der Inhalt darauf hin. Ein Ehemann läßt sich scheiden, und während er wieder heiratet, gelingt es seiner ersten Frau, den Scheidungsprozeß rückgängig zu machen. Am Hochzeitstage mit der zweiten Frau trifft auch die erste ein. Aus alledem ergeben sich tolle Verwicklungen und Verwirrungen, bis sich schließlich alles zufriedenstellend löst.

Die Franzosen können nur lustig sein, wenn sie frivol kommen dürfen, und Direktor Jauner war von jeher für diese Art „Litteratur" eingenommen. Was er im Carl-Theater eigentlich will, ist nicht zu erraten. — Versucht wird alles mögliche, nirgends aber macht sich ein leitender Gedanke bemerkbar. Es ist die Bühne der Zielloſigkeit, ebenso wie das „Raimund-Theater" als die des Niederganges bezeichnet werden kann. Direktor Ernst Gettke hat es gründlich verstanden, das Ensemble zu zerreißen, und die Wahl der Stücke beweist weder Geschmack noch Geschäftskenntnis. Vom Standpunkte ernster Kritik aus kann man sich mit diesem Schauspielhaus überhaupt nicht mehr befassen, und begreiflich finden wir nur, daß die armen Anteilscheinbesitzer die Entfernung des Herrn Gettke verlangen. Bisher hat er nur bewiesen, daß ihm zum Leiter einer Residenzbühne die Fähigkeit mangelt.

Er gab z. B. Sardous seichte Komödie „Odette", welche nur durch die echte Künstlerschaft der Barsescu und die humorvolle Leistung Herrn Burgs als Bechamel zu ertragen war. Frln. Petri glaubt man keine Naive mehr, und die ganze übrige Darstellung war Provinz, in manchen Rollen sogar letzter Güte.

Digitized by Google

— Gleich darauf fiel eine Posse ohne Witz und Humor, ausgefüllt mit den ältesten Situationen, „Der Mann im Monde“ von Costa und Jakobson, einstimmig durch.

Und an dieser Bühne gab es noch vor Jahren wirkliche Mustervorstellungen! Wir erinnern nur an die Darstellung von Sudermanns „Heimat“.

Es sollte uns nicht wundern, in dem Hause, das den Dichternamen Raimund trägt, auch noch dressierte Elefanten u. dgl. zu sehen ...

Franz Wolff.

Stimmen des In- und Auslandes.

Weltmanntum.

Ein Aufsatz, den Korvetten-Kapitän a. D. Rees von Esenbeck unter vorstehendem Titel im Septemberblatt der „Deutschen Revue“ veröffentlicht, enthält zwar nicht durchweg Neues, faßt aber auch schon Gesagtes mit Geist und Eigenart zusammen:

„... Unter den Mitteln, die sich dem einzelnen darbieten, seinen Landsleuten die Wege in der Welt zu ebnen, giebt es eines, das wir besonders stark vernachlässigt haben: das weltmännische Auftreten. Zwei Arten sind möglich, sich mit einem Fremden zu verständigen: sein Wesen anzunehmen oder ihm das eigne aufzuerlegen. Zwei Völker können als wesentliche Vertreter dieser beiden Arten gelten, die Deutschen, die den ersten, die Engländer, die den zweiten Weg einschlagen. Die übrigen Völker, von den Franzosen bis zu den Polen und Ungarn, erstreben den Weg der Engländer fast mit derselben Entschiedenheit wie diese selbst, sehen sich jedoch oft durch die Uebermacht des Gegners auf den andern Weg gedrängt. Langsam vollzieht sich in unsern Tagen bei den Deutschen ein Uebergang zu dem Verhalten der Engländer — ich sage nicht, zu dem der andern Völker, weil es bei uns nur an dem Willen gebricht, besseren Erfolg zu erzielen als diese. Hoffentlich ist jener Uebergang, der sich so langsam vollzieht, darum um so unaufhaltsamer.

Ein Blick in den Spiegel des fremden Urteils lehrt uns, daß wir Deutsche ein unliebenswürdiges Volk sind. Die Kunst, den Fremden durch Verbindlichkeit zu gewinnen, wird in Deutschland nur selten und in geringem Maße geübt. Das Bild, das man sich in der Welt von einem Deutschen macht, ist nicht das eines vornehmen Mannes. Unsre Helden der That und des Gedankens schützen uns vor diesem Urteilsspruch nicht. Wir besitzen, wie fast nur noch die Hellenen und Italiener, große Männer, die wie Sterne hervorragen — man staunt sie halb wie Wunder an und begegnet uns selbst nach wie vor mit Geringschätzung. Es

Digitized by Google

ist uns nicht einmal sonderlich zu gute gekommen, daß wir in den letzten vierzig Jahren aus einem armen ein reiches Volk geworden sind; das Ansehen, das sonst dem Reichtum auf der Ferse folgt, hat sich diesmal nicht eingestellt. Der Pole, Ungar, Portugiese bleibt ein größerer Herr als wir. Ein so hartnäckiges Versagen des geschätztesten Gutes muß tiefe Ursachen haben.

Die Kränkungen, welche uns das Ausland zufügt in Wort und Schrift, mit Blick und Gebärde, entspringen keinem freundlichen Herzen, haben aber dennoch den Wert von Freundesthaten. Es sind Peitschenhiebe, mit denen der Geist der Menschheit uns zwingen will, dem Knechtssinn zu entsagen. Nur immer mehr davon!

Es giebt zwei Arten, von den Tugenden und Fehlern der Menschen zu reden: die kalte und ruhige des Forschers und die heftige und glühende des Predigers. Die Ursache für den Geist der Kleinlichkeit, wie er jetzt bei uns Deutschen herrscht, ist leicht anzugeben: von allen Eigenschaften des Menschen reift das vornehme Wesen am spätesten. Es war wohl einstens in Deutschland vorhanden, allein dem deutschen Volke wurde im Dreißigjährigen Kriege eine Wunde geschlagen, die von den alten geschichtlichen Verhältnissen nur schwache Spuren übrig gelassen hat. Wir mußten wieder von vorne beginnen, und die Blutmenge hat sich in der That ersetzt, die Kraft ist wiedergekommen. Doch wir dürfen die Rückkehr des wünschenswerten Besitzstandes nicht träge von der Zeit allein erwarten, wir müssen sie durch Selbsterziehung mit allen Kräften beschleunigen, darum ist hier der Ton des Predigers besser am Platz als der des ruhigen Forschers.

Es ist nun einmal so: Wir sind in Europa die Emporkömmlinge. Die großen Ahnen fehlen uns zwar nicht, aber wir sind uns ihrer nicht mehr bewußt, weil uns das Band der Ueberlieferung vernichtet worden ist. Wir lesen staunend, wenn uns noch aus dem sechzehnten Jahrhundert von unsern Gesandten berichtet wird, daß sie den Anspruch erhoben, die Stelle vor allen übrigen einzunehmen. Und dennoch sind es erst dreißig Jahre her, daß im amtlichen gegenseitigen Verkehr deutscher Staatsmänner die deutsche Sprache an Stelle der französischen getreten ist; erst Bismarck hat diese Neuerung eingeführt. Noch jetzt legen wir mehr Wert darauf, die Sprache der Franzosen gut zu sprechen als die unsrer Mütter. Unser Geist ist so eng, unser Blick streift so niedrig, daß wir uns unsre eignen großen Männer nicht zuzurechnen wagen. Im fernen Amerika, in einem Hafen Venezuelas, hatte ich einmal mit einem Lotsen zu thun, der ein geborener Italiener war. Der Mann hatte seine Heimat seit den Knabenjahren nicht mehr gesehen, aber sobald das Gespräch die Gelegenheit bot, begann er, sein Volk zu preisen. „Das italienische Volk ist das edelste der Welt", rief er aus; „da sehet einen Dante, einen Michelangelo!" Welcher Deutsche würde in ähnlicher Lebensstellung stolz seinen Goethe, seinen Beethoven hervorkehren!

Es ist richtig, daß auch der Engländer aus dem Volk nicht an Shakespeare oder Newton denkt, wenn er sich dem Fremden überlegen dünkt; aber das Gefühl der Ueberlegenheit ist dennoch bei ihm vorhanden, wenn er auch keinen Grund dafür anzugeben weiß, weil es ihm gleichsam angeboren ist, den Kopf hoch zu tragen. Auch der Amerikaner trägt ihn hoch, obwohl sein Land, von dem Stammhelden Washington abgesehen, mit keiner hervorragenden Größe des

Digitized by Google

Geistes oder der That zu prangen hat. Er steht mit seiner Menschenschätzung auf dem niedrigen Standpunkt, daß die Macht, womit einer Geld zu gewinnen weiß, seine Größe ausmacht. Und dennoch fordert und findet er Achtung vor seinem Volkstum ...

Ein Fehler, dessen man sich bewußt wird, ohne ihn abzulegen, führt zu Kundgebungen der entgegengesetzten Verkehrtheit: Wenn von geistiger Leistung die Rede ist, schlägt die deutsche Bescheidenheit leicht polternd in Ueberhebung um. Die Franzosen, die infolge des Laufs, welchen die Weltgeschichte in den letzten Jahrhunderten genommen, sonst mehr als wir zur Selbstüberschätzung neigen, sind in diesem Punkte feiner; unsern Helden des Geistes und der Kunst lassen die Führer der französischen Bildung volle Anerkennung widerfahren; man prüfe nur daraufhin die neueren Jahrgänge der „Revue des Deux Mondes"; uns würde es wohl anstehen, ihnen in dieser Hinsicht Gleiches mit Gleichem zu vergelten."

„Bescheidenheit zeigen", bemerkt der Verfasser im Anschluß hieran, „ist ein Fehler, wenn sie einem zugemutet wird, und eine Tugend, wenn man freiwillig gezollter Achtung begegnet."

Auch in äußerlichen Dingen bekunde der Deutsche häufig einen unangenehmen Mangel an „Weltmanntum:" „Von der wunderlichen Meinung, daß Vernachlässigung des Anzugs auf innere Tüchtigkeit schließen lasse, haben wir uns noch nicht ganz losgerungen. Von unsern großen Männern zwar könnten wir uns eines Bessern belehren lassen. Bekannt ist, wie viel Goethe auf einen guten Anzug hielt; unter den Zeitgenossen wissen wir dasselbe von dem großen Gelehrten Helmholtz; der tadellose Anzug, in dem sich mitten unter den Drangsalen des Krieges unser Großer Generalstab um seinen berühmten Führer scharte, erregte vor fünfundzwanzig Jahren das Erstaunen der fremden, unserm Hauptquartier folgenden Berichterstatter. Leicht ließen sich die Beispiele von bedeutenden Männern vermehren, die auf den Anzug Wert legten, ohne daß sie, wie ihr Geist uns das verbürgt, ihm eine übertriebene Bedeutung beigemessen hätten. Es thut unsrer Vernunft stets, nicht nur wenn große Namen ins Spiel kommen, sondern auch im täglichen Leben die Erscheinung eines Menschen wohl, der eine angemessene Kleidung für eine nötige Nebensache hält ... Manche leiden zeitlebens unter einem unsicheren linkischen Benehmen und wissen nicht, daß ihre schlichten Kleider die Ursache sind, die sie in ihren eigenen Augen, wie in denen der andern diesen ungleich erscheinen lassen."

Auch zu lautes Sprechen gehöre zu unseren Unsitten. „Es gilt das nicht nur von unsern intimen gesellschaftlichen Unterhaltungen. Auch an den großen Fremdenplätzen, wo die Völker einander begegnen, zeichnen wir uns durch geräuschvolles Benehmen aus. Mit Beschämung müssen wir dort gewöhnlich wahrnehmen, daß, wenn man lärmende Gesellen bei einander trifft, es Deutsche sind, die die gute Sitte verachten und sich seitens ihrer Umgebung Blicke der Mißbilligung und Geringschätzung zuziehen ...

Weltmanntum ist auch eine politische Macht. Die Stimme Englands wäre im Völkerrat von weit geringerer Bedeutung, wenn nicht jeder einzelne Engländer den Fremden daran gewöhnt hätte, bei Nennung des Wortes England zugleich das Gefühl von trotziger Kraft zu empfinden. Die Franzosen wären im letzten Kriege nicht durch die vom Auslande zu ihren Gunsten eingeleitete Bewegung

Digitized by Google

gegen die Beschießung von Paris und gegen den ersten Ansatz der Kriegskostenentschädigung unterstützt worden, wenn ihre Liebenswürdigkeit, die Form ihres Weltmanntums, ihnen nicht so viele Freunde geworben hätte. Das Ansehen, in das sich die einzelnen Volksgenossen, jeder für sich, im Ausland setzen, ist eines der Ungewichte, die Bismarck in die Reihe der politischen Kräfte eingeführt hat...

Die Art und Weise, wie Bismarck in den weltgeschichtlichen Verhandlungen, die er geleitet hat, den Staatsmännern des Auslandes begegnet ist, ist ein Musterbild weltmännischen Betragens. Lese man nur den Bericht über den Berliner Kongreß! Das stete Gleichgewicht zwischen Höflichkeit und Selbstbewußtsein und das hohe Maß beider haben sowohl die Neigung wie die Scheu der Gegenüberstehenden seinen Zwecken dienstbar gemacht, selbst wenn es Franzosen waren. Wir müssen in derselben Weise im Verkehr mit Fremden höflicher und selbstbewußter werden ...

Die europäischen Völker sind vielfach noch der Meinung, der Deutsche gehöre in den Hintergrund; von der deutschen Macht im allgemeinen und der Geltung derselben haben sie allerdings einen besseren Begriff bekommen, aber sie meinen es noch vom einzelnen. Es liegt nur an uns, das zu ändern; zu den geistigen Gütern der Menschheit haben wir mehr beigetragen als irgend ein lebendes Volk der Erde; wir sind jetzt auch zu einer politischen Vereinigung gediehen, die sich vor nichts auf Erden zu scheuen hat; von Dürftigkeit können wir ebensowenig mehr reden: wir sind ein wohlhabendes Volk geworden. Wenn wir uns noch immer von den Angehörigen andrer Völker zurücksetzen lassen, so haben wir dazu keine andre Veranlassung als den Kleinmut in unserm Herzen."

Die Yankees als Idealisten.

Einen eigenartigen Beitrag zur Charakteristik der Vereinigten Staaten von Nordamerika hat Professor Hugo Münsterberg der „Zukunft" geliefert (Nr. 51, 1898). In einem aus Clifton bei Boston datierten Stimmungsbilde „Nach dem Kriege" kennzeichnet er die landläufigen Urteile der Reichsdeutschen über Geist und Charakter des Amerikanertums als völlig verkehrte, auf krasser Unwissenheit, Oberflächlichkeit u. s. w. beruhende. Wenn man sich in Deutschland den Amerikaner immer nur als den „profitsüchtigen Egoisten" vorstelle, „der, ohne ideale Gesinnung, ein Barbar in Kunst und Wissenschaft und Lebensformen, nur den Dollar anbetet und herzlos nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist", so sei das ein lächerliches Vorurteil, ein „Zerrbild". In Wahrheit verhielten sich die Dinge ganz anders, verfüge der Amerikaner über einen reichen Schatz von Idealismus:

„Der Idealismus läßt sich ja auch viel schwerer zahlenmäßig nachweisen als etwa die technische Begabung. Statistische Erhebungen könnten freilich leicht beweisen, daß an den Ufern dieser Neuenglandbucht, die hier vor mir liegt, jährlich mehr Verse geschrieben und gelesen werden als irgendwo in Deutschland, daß hier mehr Philosophie vorgetragen und gehört und diskutiert und gelesen wird als irgendwo im Vaterlande Kants und Hegels; aber Lyrik und Metaphysik sind ja schließlich nicht ernsthaft zu nehmende Dinge; wir müßten uns

Digitized by Google

nach moderneren Faktoren umsehen. Wir müßten vielleicht zeigen, wie die stille, fast heimliche Wohlthätigkeit in tausend Formen hier einen Umfang besitzt, der uns märchenhaft anmutet, wie die Religion gerade in den gebildeten Kreisen eine innere Lebendigkeit entfaltet, die sie über alle sogenannten Kämpfe zwischen Religion und Wissenschaft weit hinaushebt. Oder wir müßten verfolgen, wie die praktischen Wissenschaften, in denen Deutschland vorangeht, wie Chemie und Medizin hier zurückstehen und die unpraktischsten Wissenschaften, wie Assyriologie und Sanskrit oder Psychologie und Astronomie, hier in Blüte stehen; oder wie die zu viel gerühmten Vehikel der humanistischen Bildung, Latein und Griechisch, hier selbst in den Bildungsgang der Frau aufgenommen sind; oder wie die Schullehrer zu Zehntausenden ihre Ferienzeit in den Sommerschulen mit Arbeit und Diskussionen ausfüllen; oder wie wirklicher Kunstunterricht mit rein ästhetischen Idealen hier einen Platz im Schulleben einnimmt, der ihm nirgends in der alten Welt vergönnt ist. Mancher wäre vielleicht noch mehr überrascht, wenn wir den geschmähten Geschäftsmann selbst etwas näher betrachteten und mit dem deutschen verglichen. Man nehme die hundert führenden Großkaufleute von Berlin, ebensoviele von Hamburg und von Frankfurt, vergleiche sie mit derselben Zahl von Handelsmatadoren in Boston, New-York und Philadelphia und ermittle, wie viele Jahre ihres Lebens sie ihrer allgemeinen Bildung gewidmet haben. Bei dem Deutschen dürfte der Durchschnitt wohl auf siebenzehn Jahre kommen, beim Amerikaner auf einundzwanzig, so daß der idealloſe Yankee vier Jahre seiner Jugend länger bei den Schulbüchern bleibt, ehe er in die Geschäftsbücher hineinguckt. Ich will auch nicht betonen, wie sehr viel mehr der Amerikaner Drucksachen kauft und liest, wie auch der Niedrigste an seine große Zeitung gewöhnt ist und wie die besten Zeitschriften eine Verbreitung haben, von der ein deutscher Verleger nicht einmal zu träumen wagt, wie die Menge die riesenhaften Volksbibliotheken benutzt und wie die weit verbreitete Gabe der öffentlichen Rede überall gepflegt und verwandt wird. Das alles bezieht sich ja schließlich nur auf Bildungstreben und intellektuellen Idealismus; was viel überwältigender die Phrasen über amerikanischen Mangel an Idealismus niederschlägt, sind die Bethätigungen des Charakters und Gemütes. Aber gerade hier versagen alle Beweise und an ihre Stelle muß der Ausdruck der persönlichen Ueberzeugung der Menschen treten, die vorurteilslos das Volk im Hause und bei der Arbeit beobachten. Der Amerikaner ist nicht nur gesellschaftlich höflich und gastfreundlich, sondern wirklich innerlich hilfsbereit und opferwillig in einem Maße, das wir daheim fast verlachen würden. Und das gesamte sociale Leben ist in einer Weise auf Treue und Glauben aufgebaut, wie wir vorsichtigen Deutschen es gar nicht kennen. Gewiß giebt es Gauner und Spitzbuben hier wie überall. Aber das Charakteristische ist, daß alle Lebensformen hier von dem Vertrauen zu den Ehrlichen beherrscht sind und nicht von der Furcht vor den Schwindlern. Ich bezweifle theoretisch durchaus nicht, daß selbst hier im idyllischen Seebadeort Einbruchsdiebstähle möglich sind, und trotzdem habe ich den ganzen Sommer hindurch noch in keiner einzigen Nacht die Hausthüren verschlossen. Alle meine „praktischen“ Nachbarn machen es ebenso, während ich in Deutschland nie daran gedacht haben würde. Selbstlose Hilfsbereitschaft und gutmütiges Zutrauen, Dankbarkeit und Neidlosigkeit verbinden sich im socialen Leben mit regem Gefühl für die Rechte und die Pflichten des Nächsten. Und schließlich darf die ganz

Digitized by Google

seltsame Mischung von sanguinischem Enthusiasmus für neue Ideen und starr konservativer Gesinnung in dem Charakterbild nicht vergessen werden.

„Der amerikanische Geschäftsmann ist energisch auf seinen materiellen Erfolg bedacht; aber auch Das wird leicht mißverstanden. Der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, sonst würde er es nicht mit so offener Hand wieder fortgeben. Unsere Harvarduniversität hat selbst in diesem Kriegsjahr nur aus Bostoner Kaufmannskreisen Schenkungen von über fünf Millionen Mark zur weiteren Ausgestaltung empfangen; und so geht es überall und immer. Nein, der Amerikaner sehnt sich nicht nach dem Gelde, wohl aber nach dem Gefühl der erfolgreichen Thätigkeit, für die in einem Lande, das weder Titel noch Orden anerkennt, der materielle Besitz der einfachste und am leichtesten verwertbare Maßstab bleibt. Der Amerikaner strebt nach Geld, nicht, um sich durch das Geld Arbeit zu ersparen, sondern, um sich durch das Geld seiner Tüchtigkeit bewußt zu werden; der Beruf des Rentiers und die Institution der Mitgift ist daher hier völlig unbekannt. Für den deutschen Zeitungsleser bleiben natürlich alle solche Argumente wirkungslos; zu lebhaft stehen vor seiner Erinnerung die unheimlichen Lynchgeschichten und die rechtbeugende Gerichtspflege und all der Humbug und all die Reklame, von denen die Blätter fröhlich berichten. Er hat keine Ahnung, wie viel davon aus amerikanischen Witzblättern stammt und nur vom Europäer ernst genommen wird. Ihn stört es auch nicht, daß die Geschichten aus den entlegensten Gebieten datiert sein mögen; in seiner Phantasie verlegt er die Lynscherei getrost in die Oststaaten. Das ist, als ob Deutschland alles zugerechnet würde, was in irgend einem türkischen Winkel Europas vorkommt. Auch über die Gerichtspflege hört er Wunderdinge. Kürzlich war in Saratoga amerikanische Anwälteversammlung; Choate, der berühmteste Jurist des Landes, an dessen Wort niemand zweifelt, besprach die Institution des Schwurgerichtes und berührte auch die Möglichkeit, daß die Geschworenen bestochen werden könnten; er fügte aber sofort hinzu, daß ein Eingehen auf diesen Punkt unnötig sei, da er versichern könne, daß in seiner vierzigjährigen Praxis ihm nicht ein einziger Fall vorgekommen sei, in dem er Anlaß gehabt hätte, an der Lauterkeit auch nur eines Geschworenen zu zweifeln. Die deutschen Zeitungen aber wissen das natürlich besser: die Gerichte sind hier käuflich ...

„Deutsche und Amerikaner sind durch die Gemeinsamkeit ihrer Ideale, durch die Verwandtschaft ihrer idealistischen Charakterzüge auf einander angewiesen. Der Popanz des profitsüchtigen, iddeallosen Egoisten wird hoffentlich stets dem Deutschen antipathisch bleiben; der wirkliche Amerikaner aber sollte sein intimster Genosse sein. Es ist kein Zufall, daß die tüchtigen Deutschen sich hier ausnahmelos wohl fühlen, während z. B. die Franzosen hier fast immer Fremde bleiben. Ich entsinne mich, wie ich im Jahr der Chicagoer Weltausstellung mit kurzen Zwischenräumen erst ein paar Tage mit Helmholtz hier in Boston verlebte und dann alles mit Bourget durchsprach. Helmholtz sagte, mancherlei sei wohl nicht schön, aber alles heimle uns Deutsche an; Bourget dagegen meinte, zwar sei alles wunderschön, aber es bleibe uns Europäern doch so fremdartig. Der Franzmann fühlte nicht, daß es das Deutschartige war, was ihm das Land so fremdartig machte. Derselbe Idealismus, der die deutsche Art und den deutschen Geist geschaffen, pulsiert im amerikanischen Volk, wenn er auch unter ganz verschiedenen wirtschaftlichen Bedingungen hier, auf dem unerschöpflich reichen

Digitized by Google

Boden, andere Ausdrucksformen annehmen mußte. Fern von allen Verträgen und aller offiziellen Politik wäre ein geistiges und sittliches Bündnis zwischen Amerika und Deutschland ein sehr viel tieferer Ausdruck innerster Aehnlichkeiten als das gekünstelte anglo-amerikanische Band, denn bloße Gemeinsamkeit des Sportgeistes ohne gemeinsame Ideale verbindet nicht. Und wenn gerade in neuester Zeit der amerikanische Idealismus zuweilen ein wenig in der Politik entgleist und, statt sich auf den inneren gesunden Ausbau zu beschränken, jetzt im Siegesjubel sich für die mehr äußerlichen Genüsse der Weltmachtpolitik zu begeistern anfängt, nach Macht und Stärke statt nach sittlicher Tiefe und innerer Schönheit ringt, so ist doch gerade Das eine Aufwallung, die der deutschen Volksseele vertraut ist und die Geistesähnlichkeit auch da noch fühlbar macht, wo vielleicht äußere Interessengegensätze zum Vorschein kommen ..."

Audiatur et altera pars. Schon aus diesem schlichten Grunde verdient die — mindestens interessante — Auffassung Münsterbergs Beachtung. Ob sie aber in ihrem Optimismus nicht ebenso zu weit geht, wie vielleicht die entgegengesetzte in ihrem Pessimismus?

Das Mikroskop in der Kunst.

„Moderne Naturwissenschaft"! Das ist auf dem Jahrmarkte der goldenen Mittelmäßigkeit auch so eins von den berühmten „Worten", die „eben wo Begriffe fehlen, zur rechten Zeit sich einstellen". Wenn Hinzen und Kunzen in Staat, Gesellschaft und Kirche irgend etwas nicht paßt, und wenn ihnen sonst der Atem ausgegangen ist, dann steifen sie sich auf die „moderne Naturwissenschaft". Das ist nun heutzutage die pièce de resistance, das „Mädchen für alles"! Aber auch in höher entwickelten, besser geschulten Köpfen richtet die „moderne Naturwissenschaft" häufig Verwirrungen an. Man glaubt nun alles, aber auch alles, mit der „Wissenschaft" maßregeln, glaubt ihr den Herrscherstab über Reiche in die Hand drücken zu dürfen, die ihrem innersten Wesen nach *souverän* sind und bleiben werden. Solche Reiche sind die *Religion* und die *Kunst*.

Edgar Steiger hat „in einer stillen Zelle des Zwickauer Landesgefängnisses, in der er vier und einen halben Monat über deutsche Preßfreiheit nachdenken durfte", ein Buch über „Das Werden des neuen Dramas" geschrieben, das in den „*Grenzboten*" (Nr. 39, 1898) einer vielfach treffenden Besprechung unterzogen wird. Das gilt besonders von einer Stelle, wo der Beurteiler dem Verfasser nahe legt, wie vorsichtig man in künstlerischen Dingen mit Beweisen aus der „modernen Naturwissenschaft" verfahren muß. Steiger meint:

„Wo man ehedem auch in der Kunst ganz gemütlich von einer bestimmten Tugend, von einem bestimmten Laster, von einem bestimmten Gefühl redete, da sieht der moderne Dichter ein ganzes *Chaos* streitender Empfindungen. So wird das Seelenleben gewissermaßen ganz von selbst in seinen unscheinbarsten Regungen dramatisch zugespitzt. Wir leben im *Zeitalter des Mikroskops*, das dürfen wir nicht vergessen. — So viel auch über den Darwinismus in der Kunst geschrieben wurde, an das kleine unscheinbare Instrument, das in unsern Tagen

Digitized by Google

die ganze Welt der Wissenschaft revolutionierte, hat noch niemand gedacht. Und doch wird ein künftiger Geschichtschreiber den innern Zusammenhang zwischen dem Mikroskop und den mikroskopischen Augen der modernen Künstler klarlegen müssen, um den dramatischen Charakter unsers Kunstlebens als eine geschichtliche Notwendigkeit nachzuweisen."

Hierauf erwidert der (ungenannte) Grenzbotenmann:

„Die Apologie, die sich auf das Mikroskop beruft, ist hinfällig. Unter dem Mikroskop *wandelt sich* ein Stück Spitze des *köstlichsten Musters* in eine *wüste Verzäunung* von Balken, Latten und wirrem Geäst. Wer sich dieser Erkenntnis freut und bei ihr stehen bleibt, mag alles in der Welt sein — *eine künstlerische Natur mit dem innern Muß, das die Einzelheiten wieder zur Gesamterscheinung wandelt, ist er nicht. Die Erkenntnis der Einzelheiten darf das Bewußtsein der Ganzheit nicht aufheben*, aus dem Chaos der *Empfindungen* muß sich die *Menschenerscheinung*, muß sich der Charakter erheben, oder es ist ein poetischer Mangel vorhanden, den auch die verwegenste Kritik nicht zum Vorzug umdeuten kann. Der Grübler und Tüftler mag ein poetisches Naturell haben, ein Dichter im strengern Sinne des Worts ist er nicht. Was wir an der jüngsten Schule überall vermissen, ist *die große Anschauung des Lebens*, die es wohl weiß, daß jeder düstre Winkel und jeder versteckte Grund ein Stück Poesie bergen kann, die aber immer wieder aus den Ecken des Daseins zu *dessen Mitte und aus allen Tiefen nach dessen Höhen* strebt. Darüber können Behauptungen wie die, daß die unfreiwilligen Karikaturen und tiefsinnigen Verrücktheiten das Sehnen und Hoffen der Zeit ganz besonders verkörpern, nicht hinaushelfen ..."

Steiger's pathetisch-überstiegener Vergleich mit dem Mikroskop ist für die „moderne" Kunstauffassung ungemein charakteristisch. Ein Korn Wahrheit liegt ja auch darin: Der Künstler als *beobachtendes Individuum* mag das vielgestaltige, vielverschlungene Leben immerhin durch das Mikroskop betrachten. Dadurch lernt er gerecht sein, lernt er alles begreifen und darum alles verzeihen, stellt er sich auf eine höhere Warte als auf die Zinne des dünkelhaften und beschränkten Moralprotzen und Kinderstuben-Tendenzlers. Aber der Künstler als *schaffender Meister* soll das Mikroskop ruhig zu Hause lassen. Oder will er etwa *kein großes Ganzes*, d. h. kein *Kunstwerk* schaffen?

Wenn die *Künstler* in dem ausgiebigen Gebrauche des „Mikroskops" fortfahren, wird der Kunstfreund vielleicht auch die *Kunst* noch mit diesem „kleinen, unscheinbaren Instrument" suchen müssen. Und das vielleicht auch nicht immer — mit Erfolg! . . .

„Zum *Sehen* geboren,
Zum *Schauen* bestellt,
Dem Turme geschworen,
Gefällt mir die Welt.
Ich blick' in die Ferne,
Ich seh' in der Näh'
Den Mond und die Sterne,
Den Wald und das Reh.

So seh' ich in allen
Die ewige Zier,
Und wie mir's gefallen,
Gefall' ich auch mir.
Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön!"

Der Türmer.

Digitized by Google

Ein Besuch bei Adolph Menzel.

Nach einem Bericht von **Emil Hannover** im „Kunstbladet“ (Kopenhagen).

Ich wollte eine Abhandlung über den alten Menzel schreiben und hatte alles gesehen, was sich von ihm in Berlin in öffentlichen und privaten Sammlungen fand. Aber ich wußte, daß sich bei ihm zu Hause noch eine Menge Arbeiten befand, die ich nicht kannte. Als ich mich erkundigte, ob man ihm einen Besuch machen könne, sagte man mir: „Er wird Sie erst einlassen, nachdem er Sie eine halbe Stunde hat auf der Treppe warten lassen, er wird Sie wohl auch wieder heil die Treppe hinunterlassen, aber ganz sicher erhalten Sie Grobheiten, statt Mitteilungen!“

Dennoch entschloß ich mich, hinzugehen, kaufte aber vorher als eine Art Legitimation ein Exemplar der deutschen Uebersetzung meines Buches über Watteau, einen Künstler, von dem ich wußte, daß ihn Menzel gern hatte. Mit dem Buch in der Hand begab ich mich zu ihm. Vor der Thüre stand ein alter, abgenutzter Rohrstuhl. Ich klingelte und setzte mich. Nach zehn Minuten kam ein Mädchen und öffnete. Ich schickte meine Karte hinein. Aus der Tiefe des Entrees vernahm ich ein Böses verkündendes Brummen. Dann wurde eine Thüre heftig zugeschlagen. Nach einigen Minuten kam aber das Mädchen und nötigte mich hinein. Ich wurde in ein kleines Zimmer gewiesen, das wie die Wohnstube einer wohlhabenden Berliner Bürgerfamilie aussah. Es war eine halbe Stunde vergangen, als die Thüre zum Nebenzimmer aufgerissen wurde. Da stand er. Er sah nicht liebenswürdig aus. „Sie wünschen?“ — Ich sagte, daß ich nach Berlin gekommen wäre, um seine Werke zu sehen und über ihn zu schreiben. „Quälen Sie mich nicht!“ rief er. Da reichte ich ihm mein Buch über Watteau hin, als wäre das meine letzte Rettung. Er nahm es, blätterte darin, sah aber nur den untersten Teil der Seiten an. Plötzlich hörte er mitten im Blättern auf, sein Gesicht erhellte sich, er setzte sich mit dem Buche auf einen Stuhl, und ich konnte sehen, daß es der Anhang mit Quellenangaben war, bei dem er Halt gemacht hatte. Mit einemmal erhob er sich und sagte: „Jetzt sehe ich, Sie sind ein ernster Arbeiter, Sie arbeiten nach den Quellen, s'thue ich auch, s'hat meine Sympathie!“ Dabei reichte er mir die Hand.

Nun saß ich also in seiner Stube und plauderte mit ihm. Von dänischer Kunst wußte er nichts. Seine Unkenntnis beschränkte sich aber nicht nur hierauf. Ein Künstler müsse sich nicht zerstreuen, sagte er, und darum kenne er wenig moderne Kunst. Was er aber davon kenne, mißfalle ihm. Böcklin und Klinger seien recht talentvolle Leute, aber ihnen fehle es an der Form, keiner von ihnen mache seine Arbeiten fertig. Von modernen Künstlern bewundere er wirklich nur Meissonnier, den er auch in Paris getroffen habe. Er verstände kein Wort Französisch und Meissonnier kein Wort Deutsch, aber sie hätten sich doch sehr gut verständigt, als sie Arm in Arm den Louvre besuchten. Meissonnier wäre der einzige, bei dem Menzel keinen „Schlendrian“ fände.

Aber ich wollte doch eigentlich seine Bilder und Zeichnungen sehen. So oft ich aber das Gespräch darauf hinlenkte, sprach er von etwas anderem. Als ich dann direkt ihn bat, mir einige seiner Gemälde und Skizzen zu zeigen, nahm sein Gesicht den alten barschen Ausdruck an und er erklärte, noch niemand hätte

Digitized by Google

seine Skizzen gesehen. Ich: „Es ist auch noch niemand so weit gereist, sie zu sehen!“ — Er: „Sie bekommen sie doch nicht zu sehen!“ — Ich: „Dann haben Sie gewiß gar keine!“ — Er: „Ich habe einen vierfachen Schrank von oben bis unten voll!“ — Ich: „Kann ich den Schrank nicht einmal von außen sehen?“ — Er: „Nein, ich bedaure!“

Ich war verzweifelt. Da kam mir ein letzter Einfall: „Aber Sie wissen, ich bin ein ernster Arbeiter, ich arbeite nach den Quellen!“ — Er: „Na, in Teufels Namen, so kommen Sie denn morgen nachmittag!“ rief er mit schrecklich resigniertem Ausdruck. —

Am nächsten Tage mußte ich noch länger warten als das erste Mal. Aber als das Mädchen endlich öffnete, merkte ich sogleich, daß ich erwartet war. Ich wurde diesmal in sein Atelier geführt. Er war bei einer Arbeit, in der er sich nicht stören ließ. Als ich mich umgesehen hatte, fragte ich mit einem Blick auf seinen Malertisch, ob es wahr wäre, daß er ursprünglich linkshändig war. Er bestätigte es. Als er anfangen sollte, mit Oelfarben zu malen, nachdem er in seiner ganzen Jugend nur gezeichnet hatte, hatte er sich selbst gesagt: „Nun will ich auch mit der rechten Hand malen,“ und da hatte er es mit Aufgebot aller Willenskraft gelernt. Er malt jetzt ebensogut mit der rechten wie mit der linken Hand, aber er malt niemals an *einem* Bilde mit beiden Händen. Er glaubt, jede seiner Hände habe eine Eigentümlichkeit für sich, und er bestimmt im voraus, welche von ihnen er gebrauchen will. Darum hat er zwei Seitenplätze an seinem Maltisch, an dem er die Aquarelle ausführt. Mit Oelfarbe malt er fast gar nicht mehr. Er sagte, seine Hände wären derart seine Sklaven, daß er sie daran gewöhnt hätte, ebenso sicher, ohne zu zittern, beim Fahren auf der Eisenbahn wie daheim in seiner Stube zu zeichnen. Selbst auf der Eisenbahn gönnt er sich keine Ruhe. Wenn er seine jährliche Sommerreise ins Bad macht, reist er während der Nacht, um seine Mitpassagiere zeichnen zu können, während sie schlafen. Er erzählte, daß er, trotz seiner 78 Jahre, noch mindestens 10 Stunden am Tage arbeitete und täglich drei bis vier Stunden Modell hätte. Mir fiel eine Anekdote ein, die mir ein Freund Menzels erzählt hatte, daß er ihn einst in Dresden in einem Hotelzimmer getroffen habe, ganz vertieft, seine eigenen Stiefel zu zeichnen. Ich fragte ihn, ob er sich darauf besänne. Nein, erwiderte er, denn er hätte seine eigenen Stiefel und seine eigenen nackten Füße mindestens hundertmal gezeichnet, wenn er im Augenblick nichts anderes zu zeichnen hatte. Er hat überhaupt sein Leben lang fast nichts anderes gethan als gezeichnet oder gemalt oder beobachtet, um später zeichnen zu können. Muß er einmal einer Abendgesellschaft beim Kaiser anwohnen, so versteckt er sich in einer Ecke, von der aus er so unbemerkt wie möglich seine Betrachtungen anstellen kann. „Ich habe gezeichnet, bevor ich kriechen konnte,“ sagte er, „und habe niemals an etwas anderem Vergnügen gefunden.“

Ich fragte ihn, ob man ihn mit Recht einen Feind der Akademie nannte. Er erwiderte, er wolle die Akademie nicht verdammen, man hätte seinen Namen ganz ungerechter Weise gegen dieselbe als Waffe gebraucht. „Der Fehler lag auf beiden Seiten.“

Aber nun wollte ich endlich die Bilder sehen. „Na, und der Schrank?“ fragte ich endlich. — „Welcher Schrank?“ — Ich: „Na, der vierfache!“ — Er: „Was für ein vierfacher!“ — Ich: „Der mit Ihren Studien!“ — Er: „Das ist nur ein dreifacher!“ — Ich: „Na, gleichviel! Sie sagten gestern, es wäre

Digitized by Google

ein vierfacher, aber ich will mit einem dreifachen zufrieden sein!" — „Der steht da drüben!" sagte er und zeigte durch eine offen stehende Thür in ein Zimmer auf der anderen Seite des Entrees. Ich ging hinüber, er folgte zögernd. Ich: „Was wollen Sie mir nun zeigen?" — Er: „Gar nichts!" — Ich: „Sie haben es mir doch aber versprochen." — Er: „Ja, Ihnen den Schrank zu zeigen!" — Ich: „Ja, dann ist natürlich nichts drin." — Er (heftig in der Tasche nach dem Schlüssel suchend): „Ich sollte doch meinen, sehen Sie hier, und da ..., und da ..."

Endlich standen die Thüren zu seiner Schatzkammer offen! Er hatte nicht gelogen: alle drei Schränke waren wirklich mit Mappen voller Zeichnungen von oben bis unten angefüllt. Auf den Zwischenbrettern stand geschrieben, was die einzelnen Mappen enthielten. Die Zeichnungen waren nach dem Stoff geordnet. Da war eine Abteilung, die „Möbel" hieß, mit Unterabteilungen: Renaissance-, Rokoko-, Empire- und moderne Möbel. Eine andere hieß: Trachten. Da war eine Abteilung für Architektur, eine für Interieurs, eine für Frisuren, eine für Stiefel, eine für Füße, eine für Arme und Hände, für Werkzeuge, eingeteilt in die verschiedenen Gewerke. Kurz alles, was man sich nur denken konnte.

Menzel nahm eine der Mappen heraus. Es war die mit den Armen. Ich erkannte sogleich eine Menge Studien zu einem Arm auf dem Bilde „Die Schmiede", zu der Figur, die so wild den Hammer schwingt. Menzel legte ein Dutzend dieser Skizzen vor mich hin und fragte, ob ich ihm sagen könnte, welche davon er zu dem Bilde benutzt habe, das nur nach Zeichnungen, ohne eine einzige Farbenstudie gemacht wurde. Ich begriff, daß dies eine Prüfung sein sollte; bestand ich sie nicht, würden mir die Mappen verschlossen bleiben. Die Blätter lagen nicht einmal völlig ausgebreitet, so daß ich sie genau vergleichen konnte, und von dieser Einzelheit auf dem Gemälde hatte ich natürlich doch nur eine unbestimmte Erinnerung. Ich blätterte und blätterte und dachte nach. Ich mußte versuchen, mir zu denken, wie Menzel selbst sah. Da war nur einer, der, rein künstlerisch gesehen, mir am vortrefflichsten vorkam, weil die Bewegung in ihm am genialsten ergriffen war. Aber ob Menzel ihn am besten gefunden hatte? Da war ein anderer, der organisch und konstruktiv weit fester und strenger war, aber weniger künstlerisch. Ob er den nicht vorgezogen hatte? Ich nahm zögernd dieses Blatt und reichte es Menzel hin. Erst sah er das Blatt an, dann mich mit einem sonderbaren, milden Lächeln, klopfte mir auf die Schulter, räusperte sich, legte sein Gesicht wieder in feierliche Falten und sagte mit einer Miene, als wenn er mir eine königliche Auszeichnung erteilte: „Das war gut gesehen!" — Dann zeigte er mir alles, was ich sehen wollte. Uebersetzt von **Ernst Brausewetter.**

Ueber Deutschlands Musikleben seit Wagners Tod

schreibt in der norwegischen Zeitschrift „Ringeren" Gerhard Schjelderup u. a.: „Ich glaube kaum, daß ein Land in so kurzer Zeit eine solche überwältigende Menge Künstler ersten Ranges, wie Deutschland in 200 Jahren, zwischen 1685 und 1883, auf dem Gebiete der Musik hervorgebracht hat." Aber jetzt ist dafür

Digitized by Google

eine Erschlaffung eingetreten. Die Zeit der großen Genies ist vorbei, und nur mehr oder minder begabte Epigonen ringen mit ihrem schwierigen Erbe. Auf dem Gebiet der Kammermusik war Brahms der letzte große Meister. Vergeblich suchte er den Strom von Freiheit und Jugendlichkeit zu hemmen, der von Wagner, Berlioz und Liszt ausging. Die jüngeren Kammermusik-Komponisten stehen ganz unter dem Einfluß der Romantiker. Ihre Kompositionen sind meist sehr langweilig. Besser stehe es auf dem Gebiete der Symphonie, auf dem sich Brahms nicht sonderlich bewährt habe, da seine Schöpferkraft und Orchesterbehandlung nicht ausreichte. Bruckners Arbeiten hätten Glanz und Farbe, aber ihm fehle die strenge Logik, er vermöge die Themata nicht festzuhalten und nicht durchzuführen. Auch er sei überschätzt. Bei Beethoven habe er zuviel „entlehnt". Richard Strauß sei Programmmusiker, seine symphonischen Dichtungen zeichnen sich durch festen Bau, poetische Farben, feine Stimmungen, Kraft und leidenschaftliche Nervosität aus. Das Orchester ist ausgezeichnet behandelt. Seine Erfindung ist aber nicht üppig genug. Auch fehlt ihm Naivität. Mahler hat die Beethoven'sche Symphonie in meisterlicher Weise entwickelt; seine Arbeiten sind aber unausführbar schwierig. Elementare Kraft, wilde Leidenschaft, rührende Anmut, edle Einfachheit, ein mächtiges Streben nach den höchsten Idealen ist ihnen eigen. Dabei verfügt er über große plastische Klarheit. Unter den Liederkomponisten sei Hugo Wolf der hervorragendste. Tiefes Gefühl, große Anmut und Eigenart, dabei eine vortreffliche Technik seine Vorzüge. Auf dem Gebiet der Oper und des Musikdramas werde eine reiche Thätigkeit entfaltet, ohne daß etwas durchdringen könne. „Hänsel und Gretel" von Humperdinck entzückte, weil es auf den tosenden Mascagni-Rummel folgte. Natürlich kam in „Heimchen am Herde" von Goldmark gleich die Nachahmung. Richard Strauß hat in „Guntram" ein mächtiges Musikdrama geschaffen, aber auch hier reicht die musikalische Erfindung nicht aus. Max Schillings „Ingwelde" enthält stimmungsvolle und tiefgefühlte Einzelheiten, aber es fehlt die dramatische Kraft. Hans Pfitzners „Der arme Heinrich" ist ein feines, tiefempfundenes Werk. Vielleicht, daß diesem Künstler noch eine Entwickelung blüht. Kienzl hat in seinem „Evangelimann" einen zweiten Akt voll echter Poesie geschaffen, aber er konnte über die sonstige Leere nicht hinwegtäuschen. Neuerdings ist Bungert mit seinen großen Griechendramen aufgetreten: „Kirke" und „Odysseus' Heimkehr". Sein Wollen ist groß, aber seine Natur treibt ihn zur Effekthascherei. Er ist ein Eklektiker, der ähnliche Wege verfolgt, wie einst Meyerbeer. Ein neuer selbständiger Künstler ist er ebensowenig, wie ein nationaler Komponist.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Ein moderner Kreuzzug. — Firma Kriecher, Brüller & Cie. — Nietzsche im Lichte eines Romantikers. — Politisches Stroh. — Großstadtkinder.

Warum sollte der deutsche Kaiser nicht nach Palästina reisen, seinen Anschauungskreis durch die bunten, farbenprächtigen Eindrücke aus dem Orient erweitern, die heiligen Stätten besuchen, die seinem wie jedem Christenherzen teuer sind? Was von den Teilnehmern der Stangen'schen Reisegesellschaften alljährlich ausgeführt wird, was dem Rentier Müller und dem Privatier Schultze gestattet ist, das sollte doch auch dem Oberhaupte des Deutschen Reiches erlaubt sein. Es ist engherzig, sich darüber aufzuhalten und dem Kaiser ein Vergnügen zu mißgönnen, das er sich — wie immer man über die Richtung seiner Politik denken mag — durch redliche Arbeit und gewissenhafte Pflichterfüllung wohl verdient hat. Die gar zu patriotische große Sorge um die Wohlfahrt des Reiches, das durch die weitere Entfernung und längere Abwesenheit des Monarchen gleich aus den Fugen gehen könnte, machte denn doch einen etwas „krampfhaften" Eindruck. Wenn man erwog, in welcher vollendeten Weise der kaiserliche Courier- und Depeschendienst organisiert ist, so konnte man sich, auch ohne ruchlosen Leichtsinn, über die fürchterliche Gefahr einer „Stockung aller Geschäfte" immerhin trösten. Wie ist denn überhaupt diese ungeheure Bedeutung, die der persönlichen Anwesenheit des Kaisers für einen so kurzen Zeitraum plötzlich beigemessen wurde, mit der Stellung in Einklang zu bringen, die dem Monarchen im „modernen Verfassungsstaate" sonst nur eingeräumt wird?

Das ist es nicht, was zu ernsten Betrachtungen über die Palästinafahrt Anlaß geben könnte. Unternimmt der Kaiser auf seine Kosten eine Vergnügungsreise, so geht das eigentlich andere Leute herzlich wenig an. Die einzige wirkliche Sorge, die sich daran knüpfen konnte, war die um die persönliche Sicherheit des Reichsoberhauptes. Und es scheint leider, daß diese Sorge nicht ganz

Digitized by Google

unbegründet war. Noch ist abzuwarten, inwieweit sich die Nachrichten über das gegen den Kaiser in Alexandrien geplante Attentat bestätigen. Man darf da auch nicht zu leichtgläubig sein. Es giebt eine schrecklich ungeschickte, in ihren Folgen oft verhängnisvolle offiziöse Praxis, die es liebt, den Teufel an die Wand zu malen. Verhält es sich aber so, wie die Blätter über eine entdeckte Anarchistenverschwörung gegen das Leben des Kaisers melden, dann allerdings müssen wir Gott für seinen gnädigen Schutz aus tiefstem Herzen danken, dann allerdings waren auch die ehrlich besorgten Bedenken gegen die Reise nicht so unberechtigt.

Aber was ist nun aus dieser Reise gemacht worden? Ein „Kreuzzug"! Du lieber Himmel! Die Zeiten der Kreuzzüge sind gewesen: Das war einmal, und als es war, da hatte es auch seinen tiefen Sinn und seine relative Berechtigung im Gewissen der Zeit. Als epidemischer Wahnsinn gelten uns heute jene ungeheuerlichen Unternehmungen „voll Mark und Nachdruck", voll unsäglicher Verblendung, voll heißer menschlicher Leidenschaften, voll des höchsten Aufschwunges, dessen die menschliche Seele fähig ist! Eines aber läßt sich ihnen nicht nehmen: sie waren echt. Sie wuchsen aus den Anschauungen und Empfindungen ihrer Zeit heraus. Die Kreuzfahrer des Mittelalters glaubten ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wenn sie das heilige Land den Muselmännern entrissen, der einzelne Pilger glaubte an eine höhere Wirkung seines Gebetes, wenn er es am heiligen Grabe verrichtete. Dort winkte ihm Vergebung der Sünden und erwarb er die ewige Seligkeit.

Welcher moderne Christ ist wohl der ehrlichen Meinung, Christus habe eine besondere Freude an der officiellen Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem mit dem ganzen Prunk und Pomp des höfischen Ceremoniells, mit den türkischen Paradetruppen und Polizeisoldaten, mit dem Haufen neugieriger Touristen und emsig notierender und telegraphierender Zeitungsreporter? Den Orientalen wird ja der ganze Aufzug ungemein imponieren. Dafür ist bis ins Einzelne gesorgt. Sogar der „größte Soldat der deutschen Armee" macht die Reise nach Palästina im kaiserlichen Gefolge mit, und die Zeitungen haben denn auch dieser gewichtigen Persönlichkeit die gebührende Aufmerksamkeit nicht versagt. Ehmke heißt der Brave, und aus Molfsee bei Kiel stammt er. „Er stand bei der Leibkompagnie des Ersten Garderegiments zu Fuß, ist 2,8 m groß und hat das stattliche Gewicht von 236 Pfund. Während der Reise wird er die Uniform der Leib-Kompagnie tragen." Diese Uniform, so wissen die Zeitungen weiter zu melden, ist eigens für den Reisezweck besonders prächtig angefertigt worden. Aber die Zeitungen wissen noch viel mehr. Sie wußten schon lange vorher ganz genau, wie die Reisetoiletten der Kaiserin beschaffen sein würden: „Für die Seereise lange Capes aus karrierten Stoffen, gegen Regenwetter lange zweireihige Paletots aus feinen Tuchen hergestellt, welche sehr kleidsam sind. Hüte aus Panamastroh, die hinten aufgeschlagen werden, vorn mit breiter Krempe, welche mit großen Schleiern garniert sind" u. s. w.

Digitized by Google

Dies Deutsch ist dieser Gesinnung würdig, wenn auch wohl zu hoffen ist, daß nicht alle Bedienten mit ihrer Muttersprache auf so gespanntem Fuße stehen.

Das sind so einige Stichproben für die Einzelheiten, die der „öffentlichen Meinung" bei diesem „Kreuzzuge" besonderen Interesses wert erscheinen. Man kann sie nach Belieben aus den täglichen Reiseberichten ergänzen. Sie spiegeln die Anschauungs- und Gedankenwelt, mit der man dem modernen „Kreuzzuge" „in den weitesten Kreisen" folgt, an ihrem Teile getreulich wider. Kein Verständiger wird den hohen Reisenden die mancherlei Anregungen und Reize der interessanten Fahrt vergällen wollen. Sie für ihre Personen und mancher andere Teilnehmer werden an den heiligen Stätten gewiß Augenblicke weihevoller Stimmung, innerer Erhebung, tiefer religiöser Ergriffenheit erleben. Aber gegen die beflissene Phrase und byzantinische Heuchelei, mit der man die Palästinareise des Kaisers zu einem außerordentlichen Ereignis für die gesamte oder auch nur für die evangelische Christenheit aufbauschen will, muß im Namen des Christentums selbst entschieden Einspruch erhoben werden. Für den Kaiser persönlich wird die Reise neben den äußeren Anregungen gewiß auch einen inneren religiösen Wert haben; an den Gemütern der nichtbeteiligten Christenheit geht sie spurlos vorüber. Für diese hat sie nicht mehr Bedeutung als jede andere Haupt- und Staatsaktion, nicht mehr als eine feierliche Reichstagseröffnung oder eine große Paradeschau. Denn das weiß, das muß jeder aufrichtige Christ wissen, daß Gott der Herr sein Wohlgefallen nicht darnach bemißt, an welchem Orte und mit welchem Aufwande von äußerem Prunke ihm gedient wird, sondern in welchem Geiste es geschieht. „Denn die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." Vor ihm gilt das schlichte Kirchlein im heimatlichen Dorfe, die Kapelle irgendwo im deutschen Walde ebenso viel oder wenig wie die Erlöserkirche in Jerusalem. Und er, der nicht wußte, wo er sein Haupt niederlegen sollte, der die Demut und Entsagung selbst war, der Mann mit der Dornenkrone — was hat er gemein mit dem lärmenden Prunke orientalischer Gastfreundschaft; mit all der Monate vorher nach den Regeln höfischer Etikette einstudierten Pracht und Feierlichkeit; mit der kalten, brutalen Neugier des internationalen Touristenhaufens; mit den kleinlichen Eifersüchteleien der Nationen und Kirchen und ihren devoten Verbeugungen vor weltlicher Macht und Herrlichkeit?

Die Kirchenbehörden haben für den Tag, an dem die Einweihung der Erlöserkirche stattfindet, die Geistlichen angewiesen, dieser Feier in den Gottesdiensten mit Dankgebeten zu gedenken. Ich habe nichts dagegen, es mag das wohl die Pflicht der betreffenden Kirchenregimenter als Staatsbehörden und auch sonst recht loyal gemeint sein. Der Christ hat ja alle Tage Gott zu danken. Aber den Heiligen möchte ich doch sehen, der sich durch die Berichte über jene Feier und alles, was drum und dran hängt, zu weihevoller, religiöser Erhebung und besonderer, überquellender Dankbarkeit in seiner Seele gestimmt fühlt! Er müßte ein wunderlicher Heiliger von einer schier unheimlichen Frömmigkeit sein!

* * *

Digitized by Google

Man redet und schreibt so viel darüber, daß die alten Werte, als da sind Religion, Volkstum, Vaterland, Monarchie u. s. w. im Volke schwinden. Dabei werden dann die üblichen Klagen über den „zersetzenden Zeitgeist", den „Materialismus" u. s. w. angestimmt, — Klagen, die zum Teil ebenso berechtigt als wohlfeil sind. Mit derartigen nutzlosen, allgemeinen Redewendungen ist aber nichts gethan. Die Vertreter jener alten Werte sollten sich lieber fragen, wieweit sie, jeder in seinem Kreise, den beklagten Erscheinungen entgegenarbeiten können. Und da giebt es wahrlich Arbeit genug. Welcher ernste Christ ist nicht schon durch die Veräußerlichung des kirchlichen Lebens, welcher überzeugte Monarchist nicht durch den kriechenden Byzantinismus, welcher ehrliche Vaterlandsfreund nicht durch das wüste Gebrüll der Geschäfts- und Hurrapatrioten angewidert, vielleicht sogar von der Teilnahme an ihm sonst sympathischen Bestrebungen oder Kundgebungen abgehalten worden, weil ihm eben die Gesellschaft dort zu schlecht war? Nun, das sind die überzeugten, denkenden Anhänger der alten Werte. Sie werden ihnen treu bleiben. trotz der p. t. „Gesinnungsgenossen" und die gute Sache nicht entgelten lassen, was Hände von zweifelhafter Reinheit an ihr sündigen. Aber nun die große, unmündige Menge! Kann man auch von der verlangen, daß sie das Wesen der Dinge von deren äußerer Erscheinung, den Kern einer Sache von deren offizieller oder offiziöser Darstellung trennt? Wenn sich die Pseudoidealisten der alten Weltanschauung in überschwänglichen Worten berauschen und gegenseitig zu überbieten suchen, bis der ganz unmögliche Unsinn auch dem harmlosesten Mitteleuropäer die Augen beizt, — wer soll da noch an die Aufrichtigkeit der Rede glauben? Dem einfachen Manne bleiben da nur zweierlei Urteile übrig: „Entweder ist der Kerl da vor mir ein ganz gewissenloser Charakter oder er ist so sträflich dumm, daß er selbst an seine Worte glaubt. In keinem Falle kann er für mich maßgebend sein.

Es ist wirklich schwer, sich noch einen kleinen, sauberen Winkel für alte Heiligtümer zu reservieren, in den nicht die Phrase oder feile Lakaiengesinnung hineinspucken. Weist man die klebrig Aufdringlichen zurück, reißt man empört der guten Sache den unwürdigen Schaufensterausputz herunter, mit dem ihn die Firma Kriecher, Brüller & Cie. behängt hat, — flugs wird man als Gegner der Sache selbst abgestempelt und ausgeschrieen. Da wird im Handumdrehen aus dem aufrichtigsten Christen ein „glaubensloser Atheist", aus dem ehrlichsten Monarchisten und Vaterlandsfreund ein „verkappter Revolutionär". Es sind nicht immer nur die Verlogenheit und Gesinnungslosigkeit, die solche Kunststücke zuwege bringen. Auch sonst ganz wohlmeinende, aber in den allerengsten Grenzen ihrer Partei, Erziehung oder Umgebung befangene Menschen beteiligen sich an dem bequemen und erprobten Verfahren. Für sie gilt das Jesuswort: „Herr vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"

Eine besondere Spezies bilden die Festredner und Festartikelschreiber. Auch sie sind im Grunde meist harmlose und wohlwollende Leute, wenn auch

Digitized by Google

zuweilen mit einem kleinen Stich ins Streberhafte und einem starken Bedürfnis nach schauspielerischer Wirkung, nach Applaus. Die Konkurrenz ist groß, denkt der geehrte Herr Festredner, aber sie muß geschlagen werden. Was ist nicht schon alles über das betreffende große Ereignis oder den betreffenden großen Mann gesagt und geschrieben worden! Da gilt es ganz besonders heftig auf die Tasten zu schlagen, noch nie Gesagtes, Unerhörtes zu sagen. Von solchen Erwägungen zu leidenschaftlichem Eifer aufgestachelt, zieht nun der treffliche Barde alle Register auf und ergeht sich in den unmöglichsten Superlativen. Da ist der Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche bald gethan.

In den letzten Wochen hat das große Thema Bismarck geradezu Unglaubliches an derartigem Schwulste zu Tage gefördert. Jetzt ist die Gedächtnisrede des Doktors der Theologie und Professors des Kirchenrechts, Geheimen Rats Wilhelm Kahl, bei der allgemeinen Trauerfeier in Berlin im Druck erschienen. Der Titel nimmt eigentlich schon alles vorweg: „Bismarck lebt!" Früher sagten die Theologen in diesem Sinne: „Christus lebt", aber das scheint nicht mehr zeitgemäß zu sein. In der Schrift kommen u. a. folgende Sätze vor: „Der Inhalt dieser Trauerstunde kann nur sein das Opfer unermeßlich gehobener Dankbarkeit gegen Gott und gegen Ihn selbst. Was sterblich an Ihm war, ist uns verloren. Unsterbliches ist uns geblieben. Bismarck lebt ... An Stelle des sterblichen Schöpfers wird seine unsterbliche Schöpfung der immerwährende Zeuge seines Erdenlebens sein. — Soweit Er Sein Jahrhundert mit Seinem Geiste erfüllte, muß auch die Zukunft in ungemessene Fernen mit Seinem Namen verknüpft bleiben ... Daß ich alles, was mir auf der Seele brennt, in Eins zusammenfasse: Bismarck heute und immerdar das Gewissen des deutschen Volkes. Das Gewissen ist der Richter unseres Denkens und Thuns, das unaufhörlich pochende Zentralorgan für die Entscheidung über gut und schlecht. Auch das Volk hat sein Gewissen. Bismarck's verklärter Geist das Unsere! ... Der verklärte Kanzler das Gewissen des deutschen Volkes ... Und nun das Abschiedswort an Ihn. Du hast's mit Deinem starken Willen dem deutschen Volke versagt, noch einmal, wonach uns so schmerzlich verlangte, Dein Angesicht zu sehen ... Aber wir kommen, wir und die spätesten Geschlechter alle ... Bismarck! lebe fort als das Gewissen Deines Volkes in einem Deiner würdigen Geschlecht! Dann ist es Wahrheit: Bismarck lebt! Das walte Gott!"

Eigentlich hätte ich als Schluß erwartet: „Bismarck lebt! Das walte Bismarck!", da „Er" ja doch mit dem lieben Gott sonst so ziemlich gleichgestellt wird, schon in der Schreibweise der auf „Ihn" weisenden Pronomina. „Bismarck lebt!" „Bismarck heute und immerdar das Gewissen des deutschen Volkes!" Bismarck der „Schöpfer" einer „unsterblichen Schöpfung" — das letzte sagt man allenfalls von einem großen Dichter auch, aber nicht in diesem Zusammenhange, nicht bei solchen Uebertragungen religiöser Wendungen

Digitized by Google

auf den gepriesenen Gegenstand. Ich wüßte nach alledem nicht, wie der Herr Doktor der Theologie und Professor des Kirchenrechts seine Liebe und Verehrung für Gott und Christus noch stärker, noch beredter ausdrücken könnte. Und dabei ist es dem geehrten Herrn Redner nicht einmal gelungen, die leidige Konkurrenz zu schlagen! Ein anderer, ein ganz Gesiebter hat — wohl um sich von vornherein sicher zu stellen — den Vogel abgeschossen, indem er dem „verklärten Geiste Bismarcks" zurief: „Wir lassen Dich nicht, Du segnest uns denn!" Ja, die Konkurrenz, die Konkurrenz ...

Wird das Andenken des großen Toten durch solche — gelinde gesagt: Geschmacklosigkeiten, wirklich geehrt? Bismarck war ein guter Christ und ein abgesagter Feind aller schwülstigen Ueberschwänglichkeiten. Wer ihn ehren will, sollte das nicht in einem Geiste thun, der dem seinigen genau entgegengesetzt ist, der bei Lebzeiten sein religiöses Gefühl und seinen gesunden Geschmack nur verletzt hätte. Ach, daß er doch noch mit einem seiner prächtigen drastischen Wortblitze in den trüben Phrasennebel seiner allzu beflissenen Leichenbitter und Lobredner hineinfahren könnte!

* * *

Phrasen und Schlagworte, wohin man hört. Das modernste: „Neue Werte!" Ja, wenn die neuen auch wirklich Werte, und die angeblichen „Werte" auch nur neu wären! Aber keins von beiden. Von allen Schwindelanfällen unseres Jahrhunderts ist doch wohl der Nietzscheanismus, das „Jenseits von gut und böse", die „Umwertung aller Werte", der stärkste. Diese Ueberzeugung drängte sich mir wieder einmal auf, als ich kürzlich im alten Novalis blätterte. Dieser verschollene „Romantiker" — man thut gut, auch die litterarhistorischen Schlagworte mit Anführungszeichen zu versehen — macht in seinen „Fragmenten" folgende, für uns Zeitgenossen Nietzsches geradezu verblüffende Bemerkungen: „Das Ideal der Sittlichkeit hat keinen gefährlicheren Nebenbuhler, als das Ideal der höchsten Stärke, des kräftigsten Lebens, was man auch das Ideal der ästhetischen Größe (im Grunde sehr richtig, der Meinung nach aber sehr falsch) benannt hat. Es ist das Maximum des Barbaren und hat leider in diesen Zeiten der verwildernden Kultur gerade unter den größten Schwächlingen sehr viele Anhänger erhalten. Der Mensch wird durch dieses Ideal zum Tiergeiste, eine Vermischung, deren brutaler Witz eben eine brutale Anziehungskraft hat."

Hier charakterisiert also ein „Romantiker", der Verehrer der angeblich die gesunden Sinne mit ihrem Dufte betäubenden „Blauen Blume", in aller Ruhe mit wenigen einfachen Worten lange vor Nietzsches Geburt den Kern der ganzen Nietzsche'schen Lehre! Noch mehr: Er stellt fest, daß schon zu seiner Zeit diese Lehre „viele Anhänger" hat, also Schule gemacht hat. Und endlich thut er sie mit einigen wenigen, aber den Nagel auf den Kopf treffenden kritischen Bemerkungen rettungslos ab. Schlagender und zugleich

Digitized by Google

kürzer ist das Problem von keinem modernen Nietzsche-Kritiker behandelt worden. Mich frappierte ganz besonders die Charakteristik des (Nietzsche'schen) Kraftideals als des „Ideals der ästhetischen Größe", und ferner die Bemerkung, daß dieses Ideal „gerade unter den größten Schwächlingen die meisten Anhänger" gefunden habe. Ich habe nämlich an anderer Stelle nachzuweisen versucht, daß Nietzsche nicht etwa die alten moralischen Werte durch neue moralische ersetze, sondern daß er sie mit alten ästhetischen Werten vertausche: „Daß Nietzsche das gethan hat, ist das Bezeichnende für ihn; daß er den alten positiven Werten der Moral andere Werte gegenüberstellte, die zwar an sich nicht minder alt, in dieser Gegenüberstellung aber neu und zudem gleichfalls positive waren, darin lag das Verführerische, ja das Verblüffende, Fascinierende der neuen Theorie. Aber die Verführung versagt mit dem Augenblicke, wo wir erkennen, daß es sich nicht um gegensätzliche, sondern um parallele Werte handelt, um Werte, die immer nebeneinander hergelaufen sind und sich auch in Zukunft niemals durchkreuzen müssen" („Probl. u. Charakterk.", S. 26 f.). Und ebenso habe ich wiederholt darauf hingewiesen, daß die Nietzsche'schen Lehren gerade auf die schwachen Naturen mit wenig ausgeprägter eigener Individualität eine besondere Anziehungskraft ausüben müssen. Mit diesen Bemerkungen glaubte ich nun die Sache in ein neues Licht gerückt zu haben und jetzt muß ich mich überzeugen, daß der gute Novalis alles das schon viel kürzer und besser gesagt hat, lange bevor Meister Storch mir und der Welt das zweifelhafte Vergnügen bereitete, meine winzige Persönlichkeit auf den Tisch dieses Erdenhauses niederzulegen. Das stimmt doch sehr zur Bescheidenheit! Aber ich kann mich trösten: Ist meine Kritik des Nietzscheanismus schon dagewesen, so dieser selbst erst recht. Und so kann ich denn, ohne aufdringlich zu erscheinen, auch die verehrte Gegenpartei zur Teilnahme an meiner notgedrungenen Bescheidenheit freundlichst einladen.

* * *

Ein schon öfter beobachteter Charakterzug unserer Zeit ist die Wahnvorstellung, als ob alle Uebel der Welt durch Gesetze abgeschafft werden könnten. Das einseitige politische Interesse, das den modernen Durchschnittsdeutschen in seinem Bannkreise gefangen hält, verhindert ihn, die Dinge in ihrem tieferen ursächlichen Zusammenhange zu erfassen. Für ihn ist das Volksleben kein organisches Ganzes, sondern ein wirres Chaos von Einzelerscheinungen. Dieser politische Dilettantismus sieht vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr. Am liebsten möchte er auf jedes Krankheitssymptom am Volkskörper, jede lästige Erscheinung ein besonderes Pflaster kleben. Es mag Leute geben, die finster brütend ein neues Gesetz in ihrem Kopfe umherwälzen, wenn ihnen ein Vogel durch das Depositum, das er ihnen aus der freien Himmelsluft auf den Hut niedergelegt, ein gar zu wohlwollendes Vertrauen erwiesen hat. „Vielleicht", denkt der also Geehrte, „ließe sich die gesetzliche Bestimmung treffen,

Digitized by Google

daß ein feines Gitter über den Straßen gezogen wird, durch welches derartige aufdringliche Sympathiekundgebungen der gefiederten Welt in Zukunft vermieden werden."

Ich glaube, die Menschen, die sich weniger um die Gesetzgebung als um die treue Erfüllung ihrer Berufspflichten bekümmern, in ihrem Kreise das Rechte thun und in ihren Mußestunden durch ideale Beschäftigungen, Litteratur, Kunst, Wissenschaft, ihren Gesichtskreis erweitern, ihr Gemütsleben vertiefen, — ich glaube, diese Menschen sind der Welt viel nützlicher, als das ganze große Heer der Berufspolitiker, Agitatoren, Versammlungsredner u. s. w. Und weiter glaube ich, daß das politische Zeitungswesen in seiner heutigen Entwicklung verhängnisvoll auf unser Volksleben wirkt. Den einzelnen Zeitungsschreiber, soweit er nicht etwa bewußt an der Verhetzung und Vergiftung des Gemeinschaftslebens arbeitet, trifft ja keine Schuld. Aber was soll der arme Teufel thun? Er *muß* ja täglich seinen Leitartikel liefern und wer weiß noch wie viele kleinere politische „Entrefilets", die alle doch möglichst „geistreich", möglichst „packend" sein müssen. Woher nun die Gedanken nehmen und nicht stehlen? oder richtiger: Woher sie *stehlen*? Denn gestohlen wird in der ganzen Welt nirgends so grausig, wie in der politischen Tagespresse. Wäre der Gedankendiebstahl strafbar, dann säßen wohl so viele Zeitungsschreiber hinter Schloß und Riegel, daß die Existenz dieses gemeinnützigen Instituts ernstlich in Frage gestellt würde. Gesetzlüsternen Mitbürgern gebe ich den Gedanken gern zur Erwägung, er ist vielleicht noch nicht der schlechteste. Aber wenn auch noch so viel und noch so genial gestohlen wird, endlich muß man sich doch auch durch „eigene Gedanken" vor den andern bemerkbar machen, will man nicht ins Hintertreffen geraten. Und Gedanken zu haben — ja, das ist nicht so leicht! Ein solcher geplagter Zeitungsmann, den ich gerade über einem Leitartikel brütend antraf, bekannte mir voll Wehmut, er habe zwar sechs ganz fein zugespitzte Bleistifte, aber noch immer keinen Gedanken. Ich riet ihm teilnehmend, doch die „sociale Frage" zu lösen, aber er sah mich nur mit einem mitleidig wehmütigen Lächeln an, ohne mich einer Antwort zu würdigen, und versank dann wieder in tiefes Brüten. Und ich kann es ihm nicht verdenken, denn er hatte in der selben Woche die „sociale Frage" bereits fünf Mal gelöst und zwar auf sieben verschiedene Arten. Wie ich nachher aus seinem Blatte ersah, hat er sich diesmal genügsam mit der „Hebung des Mittelstandes" beholfen. Auch gut.

Ist es überhaupt anders denkbar, als daß der arme Zeitungsschreiber auf seiner Jagd nach Gedanken die harmlosesten Mücken fängt, um sie auf der Arena seines Blattes als wohldressierte Elefanten paradieren zu lassen? Muß er nicht schließlich jeden Winkel in seinem Gehirnkasten um und umwühlen, um einem hochmögenden Publico etwas Neues zu bieten? Da klammert er sich mit der Kraft der Verzweiflung an den Strohhalm irgend eines nebensächlichen Ereignisses, irgend eines banalen Einfalls und geht mit ihm heldenmütig ringend in einem Meere grünschillernder Phrasen unter. Und dasselbe erbarmungs-

Digitized by Google

würdige Schauspiel wiederholt sich von Tag zu Tag, bis der wohlgezogene, folgsame Zeitungsleser nur noch in einen Pfuhl unsäglicher nationaler Verderbnis und Verworfenheit blickt, in dem es von ungelösten „Fragen" und ganz unbedingt notwendigen, aber — leider! — noch immer nicht erlassenen „Gesetzen" nur so zappelt und wimmelt.

In den letzten Wochen hatten es die Bedauernswerten gut. Da war der socialdemokratische Parteitag abgehalten worden, und sie konnten nun nach Herzenslust die geistreiche Frage erörtern: Hat sich die Socialdemokratie „gemausert" oder hat sie sich nicht „gemausert"? Und daran konnte wiederum die gleichfalls erprobte Frage geknüpft werden: Brauchen wir „Gesetze" gegen den „Umsturz" oder brauchen wir keine? Eigentlich ist es ja ziemlich selbstverständlich, daß die Socialdemokratie sich „gemausert" hat, denn da alle Dinge der Erde den Gesetzen der Entwicklung unterworfen sind, so wird die Socialdemokratie wahrscheinlich keine Ausnahme machen. Und vollends in die Augen springend ist der Schluß, daß eine Partei, die nach Millionen zählt, in ganz anderer Weise mit den gegebenen Verhältnissen rechnen muß und rechnet, als ein kleines Häuflein exaltierter Fanatiker. Der Fanatismus ist in unserer praktisch-nüchternen Zeit verhältnismäßig überhaupt selten, und es dürfte keine allzukühne Annahme sein, daß zwei Drittel oder noch viel mehr sämtlicher Socialdemokraten ihre nächstliegenden praktischen Interessen hoch über irgendwelche Zukunftsträume und farblose Theorien stellen. Bis zu welchem *Grade* aber die Partei sich „gemausert" hat, wieviel oder wie wenig revolutionäre Neigungen noch in ihr leben, das ist doch wohl eine zur Zeit ganz unlösbare Frage, über die zu streiten im Grunde kindlich ist. Wir können ja nicht einmal das Wetter auf eine Woche vorausberechnen und wir wollen bestimmen, ob nach Jahren und Jahrzehnten in Millionen menschlicher Seelen eine revolutionäre Explosion erfolgen könnte und müßte?! Praktische Politik kann nur von Tag zu Tag den politischen Horizont beobachten. Ziehen sich außerordentliche Wolken zusammen, dann ist es Zeit, außerordentliche Maßnahmen zu treffen. In keinem Falle aber kann es gut sein, den schon vorhandenen Zündstoff in der Luft noch fort und fort durch Heraufbeschwörung des „roten Gespenstes", durch voreilige Drohungen und ebenso überflüssige wie machtlose Herausforderungen zu vermehren. Wo sind denn die finster zusammengeballten Wolken zu sehen, was hat sich denn in den letzten Jahren so Bedrohliches ereignet, daß gerade *jetzt* wieder das „Umsturzgesetz" aus der politischen Rumpelkammer, in die es der Reichstag vor ein paar Jahren geworfen hat, wieder hervorgeholt und den Gegnern unter die Nase gehalten wird? Wenn dies Gesetz damals kläglich gescheitert ist, — welcher Grund berechtigt denn zur Annahme, daß ihm jetzt ein besseres Los beschieden sein würde? Was man aber nicht durchführen kann, sollte man lieber nicht erst beginnen. Machtlose Drohungen stärken nur das Kraftgefühl des Gegners. Und außerdem sind sie lächerlich.

* * *

Digitized by Google

Wollten sich unsere politischen Matadore und Zeitungen, statt Zeit und Raum mit monatelangem nutzlosem Gerede über Doktorfragen zu vergeuden, doch lieber etwas eingehender mit gewissen konkreten Erscheinungen unseres Volkslebens befassen. Allerdings tauchen auch solche zuweilen in den Spalten der Zeitungen auf, aber nur, um nach flüchtigem Dasein spurlos wieder zu verschwinden. Sie sollten den Raum und das Kopfzerbrechen in Anspruch nehmen, das jenem leeren politischen Gedresche mit soviel Hingebung gewidmet wird. Huschten da vor kurzem einige Mitteilungen durch die Presse, die ein grelles Licht auf die Geistes- und Gemütszustände unserer Großstadtjugend warfen. Es ergab sich bei einer in mehreren Schulen Berlins veranstalteten Prüfung, daß von sämtlichen gefragten Schülern von 6 und mehr Jahren gegen 70% keine Vorstellung von Sonnenaufgang und 54% keine von Sonnenuntergang besaßen, daß 76% noch keinen Tau, 75% keinen lebendigen Hasen, 64% kein Eichhorn gesehen, 60% keinen Kuckuck, 82% keine Lerche gehört, 49% keinen Frosch, 53% keine Schnecke, 87% keine Birke, 59% kein Aehrenfeld, 66% kein Dorf, 67% keinen Berg und 89% keinen Fluß gesehen hatten. Mehrere Schüler wollten einen See gesehen haben, bei genauerer Nachforschung ergab sich jedoch, daß sie — einen Fischbehälter auf dem Marktplatz meinten!!

Denke, lieber Leser und Freund, denke einmal ernstlich über diese nüchternen Thatsachen nach: sie sind erschütternd! Ein Kind, das keinen Fluß und keinen Berg sieht, kein golden wogendes Aehrenfeld durchwandelt, keinen blitzenden Blütentau erschaut, keine Lerche singen hört, dem also die Wunder der Schöpfung völlig verschlossen bleiben, das völlig getrennt von der Allmutter Natur emporsprießt, ein blasses verkümmertes Gräslein zwischen den Mauerritzen der Großstadt — giebt es wohl noch ein größeres geistiges Elend? Hat der Mensch ein größeres Menschenrecht als das auf das Zusammenleben mit der Natur, deren Teil er ist? Woher soll der Mensch die Harmonie, woher die sittliche Kraft schöpfen, wenn nicht in der Anschauung der wunderherrlichen Gottesnatur, in dem Aufgehn in ihr? Und diese Kinder haben auch nie ein Märchen gehört, nie sich an den bunten Gestalten der Volksphantasie ergötzt, nie für Schneewittchen gebangt und gezittert, als die böse Stiefmama sie mit dem Apfel vergiften wollte; nie mit dem Dornröschen aufgejubelt, als der Prinz es erlöste. Ein Kind, das keine Märchen kennt, — ist das noch ein Kind? Kennst du solche Kinder, lieber Leser? Ich kannte sie in meiner Heimat auch nicht, in Berlin habe ich sie aber kennen gelernt! Was sind das für Kinder, was kann aus ihnen werden?

Auch darauf findet der, welcher zu lesen versteht, in gelegentlichen Zeitungsnotizen die Antwort. „Gehe ich da dieser Tage," erzählt ein Leser der „Täglichen Rundschau", „durch eine der lebhaftesten Straßen des Südwestens von Berlin. Vor einem der düsteren, grauen Häuser ist eine Menschenansammlung. Ein Schutzmann steht vor der verschlossenen Hausthür und hält die Vordrängen-

Digitized by Google

den zurück. Auf dem Damm stehen mehrere Lastwagen, deren Führer, sich eifrig unterhaltend, auf der Straße, an den Fenstern eine Masse Menschen beiderlei Geschlechts und jeglichen Alters. Und alle diese Menschen sind äußerst vergnügt. Der Schutzmann vor dem Hausthor schmunzelt, ein Mann, mit dem er gerade spricht, schüttelt sich vor Lachen, die Rollkutscher freuen sich und die Schuljungen feixen. Irgend etwas unfreiwillig Komisches muß passiert sein, etwas, worüber man stillvergnügt vor sich hinlachen muß. Das war mein Eindruck. Ich wende mich an einen Jungen: „Sag' mal, was ist denn eigentlich hier los?" Mit freudestrahlendem Antlitz antwortete er: „Es hat sich einer den Hals durchgeschnitten!" „Ja, warum lachst du denn darüber? Das ist doch sehr traurig! Dem Mann ist es jedenfalls sehr schlecht gegangen im Leben?" „Ja!" Die Antwort erfolgt mit demselben freudig bewegten, keine Spur von Mitgefühl zeigenden Gesicht, „ja, er hat vierzehn Tage keine Arbeit gehabt. Wenn Sie ihn sehen wollen — er liegt noch im Hausflur!" Ich wandte mich ab und ging weiter, entsetzt über die vollendete Gefühlsroheit, die sich in den Worten des Schulknaben, aber auch in dem Benehmen der ganzen Menschenmenge gezeigt hatte."

„Vollendete Gefühlsroheit" — das ist das richtige Wort. Nun, meine Herren, leitartikeln Sie weiter über die „Mauserung" der Socialdemokratie, „Umsturzgesetze" und die orientalische Frage. Ich bin nur ein schlichter Türmer und verstehe nichts von der hohen, höheren und allerhöchsten Politik.

Der Türmer.

Digitized by Google

„Spiritismus."

Lieber Türmer!

Zu meiner großen Freude ersehe ich schon aus deinem ersten Hefte, daß du nicht nur weite Umschau hältst, sondern auch „frei von Menschenfurcht", wie du es ja versprochen, den Mut hast, dein Auge auf Erscheinungen verweilen zu lassen, welche von der öffentlichen Meinung in Acht und Bann gethan sind.

Mein freudiges Erstaunen bezieht sich auf die referierende Rundschau-Mitteilung „Der moderne Gespensterglaube" (S. 86). Wenn der Spiritismus, welcher damit gemeint ist, hiebei auch nicht gerade sehr gut wegkommt, so ist es doch aufs höchste anzuerkennen, daß die Sache wenigstens zur Sprache gebracht und der Wissenschaft nahegelegt wird, sich mit dem Occultismus überhaupt eingehender zu beschäftigen als bisher. Wer sich über das Maß dieser meiner Anerkennung verwundern möchte, dem sei mitgeteilt, daß ich nun seit mehr als zwei Jahren bei vielen Zeitungen und selbst freimütig redigierten Zeitschriften, mit einziger Ausnahme der wenig beachteten „Deutschen Volksstimme", den vergeblichen Versuch gemacht habe, das Wort zu Gunsten des Spiritismus zu ergreifen. Und zwar wollte ich mich nicht etwa zum blinden Geisterglauben bekennen, sondern es war mir lediglich darum zu thun, mein Scherflein zur Anerkennung der Realität der sogenannten spiritistischen Phänomene beizutragen. Unter diesen Umständen ist es für mich eine große Genugthuung, die „offene Halle" des Türmers betreten zu dürfen, wo sich jeder, der etwas auf dem Herzen hat, soll aussprechen können.

Was meine Kompetenz hinsichtlich der nachfolgenden Erklärung betrifft, so schicke ich voraus, daß ich zur Ueberzeugung von der Echtheit der von den Spiritisten behaupteten Phänomene teils durch merkwürdige Erlebnisse, namentlich solche mit zwei durchaus zuverlässigen Privatmedien, von denen das eine meine Frau ist, teils durch gründliches Studium der spiritistischen Litteratur gelangt bin, in welcher etwa nicht nur unkritische Köpfe, sondern auch Naturforscher allerersten Ranges, wie Crookes, Hare, Zöllner und der „dem großen Darwin kongeniale" (Preyer) Wallace, ihre Zeugnisse abgeben.

Im Anschlusse an das Referat über die Studie des Herrn Kurt Kreusner kann ich nun nicht zugeben, daß die spiritistischen Erscheinungen nach Ausscheidung

Digitized by Google

alles Schwindelhaften und auf natürlichem Wege Nachzumachenden „der Hauptsache nach auf einen hochgradig erregbaren, wenn nicht krankhaften Zustand des Nervensystems“ zurückgeführt werden können. Allerdings können ja sehr viele Phänomene auf natürlichem Wege nachgemacht werden, in den meisten Fällen handelt es sich aber dann um ganz andere *Bedingungen*, als die von den Medien eingehaltenen. Auf Beispiele zu diesem entscheidenden Umstande kann ich an dieser Stelle wegen Raummangel leider nicht eingehen. Im Gegensatz zu Herrn K. K. behaupte ich vielmehr, daß es sich um viele außerordentliche und im Hinblick auf ihre Konsequenzen sehr schwer wiegende Erscheinungen handelt, denen mit Hilfe der bisher bekannten Naturgesetze schlechterdings nicht beizukommen ist. Da Herr K. K. indessen die Angelegenheit für wichtig genug hält, um von der Wissenschaft ernstlich und baldig in Angriff genommen zu werden, will ich mich über *diese* Meinungsverschiedenheit gerne trösten. Hingegen befinde ich mich in viel schärferem Gegensatze zu Herrn K. K., wenn er behauptet, daß es den officiellen Vertretern der Wissenschaft nicht an der „nötigen Bereitwilligkeit, auf neue Erscheinungen einzugehen, fehle“, oder gar, daß „jede neue Entdeckung in der Gelehrtenwelt mit einer wahren Begeisterung begrüßt werde“. Ich möchte es vielmehr aussprechen — und deshalb habe ich die „offene Halle“ des Türmers hauptsächlich betreten —, daß die officielle Wissenschaft, was ihr Verhalten gegenüber neuen Erscheinungen betrifft, dem Spiritismus gegenüber eine geradezu empörende Ausnahme macht. Ich bin bereit, diese Behauptung durch genügende Thatsachen zu erhärten, wenn dies gewünscht werden sollte. Was Fechner mit Bezug auf das Verhalten der officiellen Wissenschaft den spiritistischen Phänomenen gegenüber in seiner „Tagesansicht“ vor Jahren gesagt, hat noch heute seine volle Gültigkeit, nämlich: „Sonst sieht man, wenn mit Fingern auf Dinge gewiesen wird, danach hin, ob sie auch da sind; hier hackt man gleich die Finger ab, die danach weisen, so braucht man nicht erst danach zu sehen, und schreibt Abhandlungen darüber, daß nichts zu sehen.“

Beim Spiritismus steht nichts Geringeres, als der experimentelle Beweis für den transscendentalen Individualismus, populär gesprochen: für die Unsterblichkeit der Seele auf dem Spiele. Und selbst wenn die sämtlichen Phänomene animistisch, d. h. aus noch unbekannten Fähigkeiten der anima des Mediums sollten erklärt werden können, so haben wir es doch beim Spiritismus und anderen occultistischen Wissenschaften mit Kräften zu thun, welche vom leiblichen Organismus unabhängig sind und folglich den Tod überdauern. Was aber die Unsterblichkeit der Seele, an welche bloß zu glauben nicht jedermanns Sache ist, für „Gemüt und Geist“ bedeuten würde, das liegt auf der Hand. Ich will nur hervorheben, daß wir u. a. endlich zu einer festen Grundlage für die Moral kämen.

Erwägt man nun, daß ich im Hinblick auf das eben Gesagte und bei meiner Ueberzeugung von der Realität seiner Phänomene den Spiritismus für den wichtigsten aller Wissenszweige halten muß, so wird man mir das gegen die officielle Wissenschaft geschleuderte harte Wort leichter vergeben. Jedenfalls rechne ich auf *deine* Nachsicht, lieber Türmer, und zeichne mit freundlichem Gruß und herzlichem Glück auf! zu deinem neuen Unternehmen **Max Seiling.**

Digitized by Google

Bismarck als Christ.

Der Türmer sagt in seinem Vergleich der beiden Unvergleichlichen, Goethe und Bismarck, viel Richtiges, besonders: „Niemand kann über seine Zeit hinaus“ u. s. w., aber wenn er von Goethe und Bismarck sagt: beide waren niemals Kirchenchristen, und auf letzteren weisend hinzufügt: „seine Wiege umwehte der warme Hauch naiver Frömmigkeit, schlichtgläubigen Christentums“, so möchte ich doch dem im gewissen Sinne Widerspruch entgegensetzen, auch mit deshalb, weil Pastor Westphal im Sterbezimmer zu Friedrichsruh in seiner schlichten, würdigen Ansprache ähnliche Worte gesprochen hat.

Bismarcks Jugend stand noch unter eben dem Zeichen des Rationalismus, durch dessen geistige Schalheit und Unfruchtbarkeit Goethe der Kirche ferne gehalten wurde, und in dieser vernunftmäßigen Frömmigkeit seiner Jugendzeit war Bismarck erzogen worden, aber befriedigt fühlte er sich nie darin. Ein Spötter oder Verächter des Glaubens wurde der heißblütige Jüngling niemals, aber in seine Tiefen drang er erst als Mann, und die ernste Frömmigkeit und das feste Gottvertrauen seiner Gemahlin trugen nicht wenig dazu bei. Man kann wohl annehmen, daß es ein Hinweis auf diesen ihren Einfluß ist, wenn er einmal sagte: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat“. Johanna von Puttkamer kam aus jenen pommerschen Kreisen der Stillen im Lande, in denen zum Teil die altlutherische Bewegung ein schlichtes, aufrichtiges und lebendiges Christentum erweckt hatte. Zu den ausgeprägt christlichen Persönlichkeiten dieser Kreise gehörten auch Bismarcks beste Freunde und die politischen Genossen seiner jungen Mannesjahre, wie von Thadden-Trigglaff, M. von Blanckenburg-Zimmerhausen, Andrae-Roman und von Kleist-Retzow, denen man als bedeutendsten auch noch Albrecht von Roon zuzählen kann. Alles Männer mit festen Charakteren und streng christlicher Gesinnung; „Pietisten“, wie man sie dazumal nannte, aber darum durchaus keine Kopfhänger, sondern Leute, die ohne Menschenfurcht, aber voll Gottesfurcht und mit reichem Wissen und Können froh und tüchtig durchs Leben gingen. In diese Kreise kam Bismarck in den 40er Jahren und bald gehörte er ihnen aus Ueberzeugung an. Aus dem Junker Otto auf Kniephof, aus Sturm und Drang, aus Trotz und Uebermut, aus Unruhe und Zweifel wurde Bismarck nach seinen eigenen Worten ein „strammgläubiger Christ“.

Lassen wir ihn selbst sprechen. „Ich weiß nicht, wo ich mein Pflichtgefühl hernehmen sollte, wenn nicht aus Gott. — Wenn ich nicht meinem Gott gehorchte und auf ihn rechnete, so gäbe ich gewiß nichts auf irdische Herren. — Nehmen Sie mir den Glauben und Sie nehmen mir das Vaterland. — Setze ich mein Leben an eine Sache, so thue ich es in *demjenigen Glauben, den ich mir in langem und schwerem Kampfe, aber in ehrlichem und demütigem Gebet vor Gott gestärkt habe und den mir Menschenwort nicht umstößt.*“

Und nach der Zeit des größten Erfolges bekennt Bismarck dem treuen Freunde Roon: „Dieses sind Jahre, in denen wir mehr von Gottes Gnade erlebt haben als wenigstens mein Verstehen und Erwarten faßte.“

Auf einer Reise in der Stadt Rathenow begrüßte einmal ein Geistlicher Bismarck und hob hervor, daß auch an diesem Ort viele Gebete für ihn zum

Digitized by Google

Himmel stiegen. Der Reichskanzler entgegnete: „Ich danke Ihnen herzlich, denn ich weiß, daß das Gebet hilft". Und ein anderes Mal nennt er es sein „tägliches Hilfsmittel".

Auf dem vereinigten Landtage 1847 sprach Bismarck: „Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit an dem Felsen der christlichen Kirche scheitert. Denn noch steht der Glaube an das geoffenbarte Wort Gottes im Volke fest" und fügte diesem Bekenntnis in den 70er Jahren hinzu: „Was in jenen meinen Aeußerungen an lebendigem Bekenntnis, an Bekenntnis zu dem lebendigen christlichen Glauben liegt, dazu bekenne ich mich heute ganz offen und scheue dieses Bekenntnis weder vor der Oeffentlichkeit, noch in meinem Hause an irgend einem Tage".

Weil Bismarck kein Kirchengänger war, sagt man, er ist kein Kirchenchrist, ich aber halte den Mann, der täglich die Losungen der Brüdergemeinde liest und oft zum heiligen Abendmahl geht, dennoch für ein treues Glied der Kirche. Wie Bismarck nur im Vertrauen auf Christi Blut Vergebung für seine Sünden hoffte, so schreibt er an anderer Stelle: „Ja, was wäre das Leben ohne Glauben? Es wäre das An- und Ausziehen nicht wert, wenn es damit vorbei wäre".

M. v. H.

Türmers Ausschau.

So viel ist heut geschaffen worden,
Doch wo ich hinschau' weit und breit,
Stolz blüht im Süden, blüht im Norden
Die goldne Mittelmäßigkeit.

Kein großer Puls durchbebt die Zeiten;
Statt der Begeist'rung Flammenspur
Ist's Phrasentum, in dem sie schreiten,
Und öden Schmutzes Unnatur.

Matt schleicht das Blut nur in den Adern
Der Zeit, weil sie Blasiertheit quält,
Da hilft kein Tränklein, kein Salbadern,
Markige Frische ist's, die fehlt!

Der Glaube ist dahingesunken
Und starrt als toter Schmuck uns an.
Wo sind die Künstler schönheitstrunken
Im Volke, das nur kritteln kann?

O Zeit, die voll von trüben Wirren
Der Ideale Ernst verlor,
Dir werden neue Flügel schwirren,
Und starkes Leben sproßt hervor.

Bald klingen hell vom Turm die Glocken,
Und, die betäubt vom Alltagsdunst,
Dornröschen schüttelt ihre Locken,
Und junge Blüten treibt die Kunst.

Albrecht Hirsch.

Digitized by Google

Sehr hübsch. Aber, lieber Freund, Sie lassen den „Türmer“ eine Ausschau halten und fragen ihn nicht einmal, ob er denn auch in allem damit einverstanden ist. Zum Teil ist er es ja, und manchen Seufzer seufzt er Ihnen verständnisvoll nach. Aber so ganz schlecht wollen wir unsere Zeit doch auch nicht machen; im Gegenteil, wir müssen versuchen, sie *besser* zu machen. — Es ist doch auch viel Großes und Schönes in ihr, und gerade wir Deutschen dürfen nicht undankbar gegen sie sein. Unsere Zeit fühlt sich Mutter, und, so Gott will, wird das Kind, das sie unter ihrem Busen trägt — das neue Jahrhundert —, ein starker Siegfried, der den Lindwurm in den Grund bohrt. Ach, ich vergaß: Drachen giebt's ja nur noch im Märchen, und Jungsiegfried wird sich also zunächst wohl damit begnügen müssen, ein ganz gewöhnliches — *Kalb* abzustechen, nämlich das *goldene*. Und noch manche andere Kälber dazu — Gottes Tiergarten ist ja so groß!

Frauen, die einem freudigen Ereignisse entgegengehen, werden oft von sonderbaren Anfällen und Gelüsten, Krämpfen und Anwandlungen aller Art heimgesucht. Fragen Sie nur unsern medizinischen Mitarbeiter, den Dr. M. in D., der weiß Bescheid! So wollen wir denn auch mit unserer „*Frau Zeit*“ einige Nachsicht haben, wenn sie sich zuweilen leider wirklich „ganz absurd gebärdet“! **D. T.**

Briefe.

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den Inhalt des „Türmers“ bezüglichen Zuschriften, Manuskriptsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden.

M. B. in H.-E. und vielen Anderen. Aufrichtigen Dank für das freundliche Interesse! Hoffentlich gelingt Ihnen die Gründung einer kleinen Türmergemeinde in Ihrem Wohnorte.

Oberstabsarzt a. D. Dr. H. in H. Der Türmer hätte Ihrer gefl. Zuschrift, mit deren Inhalt er übrigens vollkommen einverstanden ist, gern in der „Offenen Halle“ einen Platz eingeräumt, wäre das Thema nicht schon in der Tagespresse gar zu ausgiebig behandelt worden. Nehmen Sie also für diesmal mit seinem Danke für das ihm bewiesene freundliche Interesse fürlieb!

H. R. in H. Verbindlichen Dank für den Zeitungsausschnitt und die begleitenden Zeilen! Die betreffenden Vergleiche sind in der That großartig. Aber es lohnt sich wohl kaum, diese Leistung eigens zu beleuchten, da sie ja an sich schon durchsichtig und fadenscheinig genug ist. Röntgenstrahlen dürften dazu jedenfalls nicht erforderlich sein. Aber vielleicht kommen wir bei *Gelegenheit* darauf zurück, wenn sich noch mehr solcher Blüten bei uns angesammelt haben. Dann winden wir sie zum Kranze, wenn auch ganz gewiß nicht — „mit veilchenblauer *Seide*“.

Dr. M. E. in A. Vielen Dank für die wohlwollende und doch selbständig kritische Besprechung im „A. T.“ Aber Sie irren, wenn Sie meinen, „tüchtiges Tagewerk“ ließe sich in einer Zeitschrift nicht gut mit „Feierabendstimmung“ vereinigen. Vielleicht bringt Sie schon das vorliegende Heft auf andere Gedanken? — Uebrigens: Wollen Sie nicht auch dem „T.“ bei Gelegenheit etwas einsenden?

P. L. in H. Ihr so warmbegeistertes Schreiben hat dem Türmer eine rechte Herzensfreude bereitet, und so dankt er Ihnen denn auch von Herzen. Wegen des so liebenswürdigen Gedichtes an ihn wird er sich noch brieflich mit Ihnen in Verbindung setzen. Aber darf er es denn wagen, ein solches Lob in seinen eigenen Spalten abzudrucken? Würde das nicht wie Selbstlob aussehen? Nun, bis auf weiteres herzlichen Gruß!

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Rembrandt van Ryn pinx. Photogravure Bruckmann

HEILIGE FAMILIE

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. Dezember 1898. Heft 3.

Friede auf Erden.

Weihnachtsgedanken

von

Fritz Lienhard.

Die Adventstage fröhlich-banger Erwartung, die phantasievollen Abende vor Weihnachten sind für die Kinderwelt, wenn wirklich Gemüt und Einbildungskraft ein wenig Gastrecht im Hause behalten haben, wunderbar reich. Man denke sich etwa ein Pfarrhaus oder ein Schulhaus auf dem Lande: vor den angehauchten oder vereisten Fenstern eine weiße Landschaft, gelegentlich das Schellengeläut eines vorüberklingelnden Schlittens, eine ferne Glocke, das Krähen der Hähne, und abends ein großer, kalter Mond über dem totenstillen, flimmernden Schneeland. Der Vater aber sitzt in der Stube, ohne Licht, denn die lange Abendröte ist noch nicht drüben über'm toten Wald verglommen; und er hat

Digitized by Google

die Pfeife einen Augenblick weggelegt, die zwei Jüngsten aber aufs Knie gesetzt, während sich die zwei Aelteren rechts und links an ihn schmiegen. Still ist's in der Stube, Mutter und Tochter sind in der Küche; nur das Feuer im Ofen surrt und schnurrt; und in die wonnige Stille, in das bange Atmen gespannt lauschender, ganz und gar verstummter Kinder plaudert nun der alte Vater, plaudert und erzählt, vom deutschen Wald und vom fernen Galiläa, vom Freude bringenden Christkind und vom Freude zügelnden Knecht Ruprecht. Und allmählich geht sein Erzählen in wärmere Bewegung über; es ist wie eine Kinderkirche: als die Mutter die brennende Lampe hereinbringt, sitzt das liebe Häuflein mit gefalteten Händen und hat eben zu Vaters tiefer Stimme das helle Lied angestimmt: „Stille Nacht, heilige Nacht!" Da war tiefer Friede in diesen kleinen und großen Herzen, tiefer Frieden in diesem kleinen Reiche, darum der weiße Schnee lag und darüber der kalte, klare Mond stand.

* * *

So war es einst. Und uns allen im lieben Deutschland, ja in allen germanischen Ländern des Gemütes und der Innerlichkeit, des Winterschnees und des brennenden Tannenbaumes, ist das Wort „Weihnacht" wie ein wonniges Heimweh. „Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Reich Gottes kommen" — in dieser Zeit, in diesen Tagen des Kinderfestes voll Ueberraschungen, der warmen Stube mitten im Winterwind, werden wir wieder Kinder. Aber der Frieden einer warmen Stube, wenn sie noch so sehr von lieben Lockenköpfchen durchleuchtet ist, genügt denn doch längst nicht mehr. Auch der künstlerische Mensch, wenn er mit seinem Gemütsbedürfnis eine tiefere Gedankenwelt verbindet, kann in Haus und Beruf, in Kinderpflege und Pflichterfüllung als solcher, und sei alles noch so harmonisch, die wahre Harmonie nicht finden. Es mag in Rom oder Sparta ausgereicht haben, seine Pflicht wacker zu thun und ein tugendhafter Bürger zu sein; seit dem Eintritt des Christentums in die nicht mehr naive Welt verlangte die suchende Seele, gerade im Deutschland der Weihnachten, das auch ein Deutschland der Faust-Sage ist, denn doch etwas mehr.

Wir sind heute, die meisten von uns, so tief aufgewühlt in unserem seelischen und socialen Leben, daß wir jene eingangs angedeutete Weihnachtsstimmung fast mit Bitterkeit als vergangene, nicht mehr zeitgemäße Sentimentalität empfinden. Was einst als beste Gabe unseres Volkes galt: jene Innerlichkeit des Gemütes in

Digitized by Google

Musik, Poesie, Theosophie und Träumerei aller Art, vom selbstvergnügten Schulmeisterlein Wuz bis zu dem Gottsuchen eines Faust oder Parzival, ist irre und flattrig geworden, zerfahren und unstet, erregt und mürrisch. Bitterer Skeptizismus oder matter Indifferentismus hat uns um alle Geschlossenheit des Gemütes, um alle Straffheit des Willens gebracht. Und doch: jene Stimmung im verschneiten Vaterhaus mag ja sehr klein sein, sie ist aber nicht trügerisch; wir mögen wachsen bis zum männlichsten Mannestum auch in unserem Gedankenleben: aber das Wesen jener Stimmung wird sich, wenn unser Gemüt mitwächst, nicht ändern, es wird sich läutern und erweitern, es wird immer wieder wie ein Abendrot über der Seele des Vollmenschen schimmern, verklärend, nicht störend, des Vollmenschen, der die Verbindung mit Gott, die Geschlossenheit in sich selbst wieder gefunden hat.

Sehen wir einmal zu! Daß diese laute und fiebernde, moderne Menschheit „sucht", wissen wir alle. Was sie aber sucht, ist nicht etwa eine „neue Weltanschauung". An die vielbeliebte Umwertung aller Werte, wie sie von Modernenschen verstanden wird, glaube ich nicht; die letzten und tiefsten Werte waren zu allen Zeiten dieselben, nur die Formeln und Bezeichnungen werten sich um. Es giebt je und je nur zwei Weltanschauungen: Befangenheit in den Zufälligkeiten des Alltags oder Bändigung dieser Zufälligkeiten von festem Pol aus. Die Gegenwart sucht nach der alt-ewigen Kraft, jene Zufälligkeiten zu bändigen und das für den Mitschwimmenden unüberschaubare Gewirre von erhabenem Punkte aus in Harmonie zu verklären. Ob diese Kraft dem einzelnen in den Formen der Religion, der Kunst, der Philosophie bewußt werde oder in einem Gemisch von allem ist zunächst gleichgültig; ihr tiefstes Wesen ist immer religiös.

Nun scheint sich diese seelische Kraft, die von allen Suchern der Gegenwart als erste und oberste aller Kräfte anerkannt wird, nach und nach im Geistesleben der Gegenwart eine Formel schaffen zu wollen. Wer aufmerksam zu horchen versteht, dem wird es nicht entgehen, daß immer mehr in geistigen Erörterungen der Zeitgenossen, fordernd und erläuternd, das Wort Persönlichkeit auftritt. Gelehrtere Herren sprechen vom „Zuge der Zeit zum Individualismus". Nietzsche, der viel zerrissene und von anderen viel verzerrte, hat das Schlagwort „Uebermensch" geprägt und eine Menge Uebermenschlein geweckt; in den Forderungen des mit Unrecht so ganz verschollenen

Digitized by Google

Rembrandtbuches klingt derselbe Ruf nach Persönlichkeit durch; in einigen Vertretern einer vorwiegend nationalen Weltanschauung nicht minder; in Egidys wenigstens warmherzigem Idealismus derselbe Grundton; und sogar im Christentum selber, vom radikalen „Antichristen" Nietzsche also bis in die Kreise der „Christlichen Welt", vernehmen wir ähnliche Sätze, die alle, ich will nicht sagen um denselben Punkt, aber um dieselbe Gegend herumflattern. In dieser Gegend sucht die Zeit offenbar einen Ruhepunkt.

So hört' ich dieser Tage erst einige eindrucksvolle Vorträge, die hier in Berlin ein gewisses Aufsehen erregen, Vorträge eines Dr. Johannes Müller, der zugleich „Blätter zur Pflege persönlichen Lebens" mit bedeutendem Erfolge herausgiebt. In diesen apologetischen Reden eines kerngesunden Christen fand ich folgende Sätze, die gewiß einer großen Zahl moderner Christen aus der Seele gesprochen sind, als das erlösende Wort, das für Freiheit in der Welt und dennoch Gebundensein in Gott die einfache Formel findet: „Die Bestimmung des Menschen ist: *Persönlichkeit zu werden*; diese Bestimmung gilt für alles, was Mensch heißt. Denn sie ergiebt sich aus seinem Wesen und hat ihr Ziel nicht außer ihm, sondern in ihm selbst. Ein jeder trägt in sich den originalen Kern einer einzigartigen Persönlichkeit, der vielleicht nie zum Keimen kommt, aber zu einem herrlichen Gewächs und zu einer wundervollen einzigartigen Blüte sich entwickeln könnte, und jeder hat ursprünglich die Fähigkeit, ihn in der Luft seines geistigen Lebens zur Entfaltung zu bringen . . . Diese Lösung des Rätsels ist aber alt: *Jesus Christus* brachte sie der Menschheit. In Jesus Christus schlug das Menschenbewußtsein zum ersten Male die Augen auf und erfaßte seine Bestimmung. Von dem alttestamentlichen Worte, das am einfachsten den Daseinszweck ausdrückt, dem man vor ihm und zumeist auch nach ihm lebte (und lebt): „Seid fruchtbar und mehret euch, erfüllet die Erde und beherrschet sie", wandte er den Blick auf ein höheres Ideal: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner *Seele*!" Es war das keine Kritik des anderen, sondern seine Vertiefung, keine Auflösung, sondern seine Erfüllung!" . . .

Da sehen wir also dem Individualismus, der den Massen gegenüber immer lauter und vielfach so verzerrt in dieser Zeit auftaucht, einfach sein Schlagwort abgenommen und ohne Mühe, in oft fast ganz naturwissenschaftlichen Ausdrücken, auf das Christentum an-

Digitized by Google

gewandt. Und mir will in der That scheinen, als ob sich von hier aus, von der einzelnen Persönlichkeit aus, neue Formen und neue Sprachen finden ließen für eine alte Sache.

„Sich unter den Einfluß Christi stellen, sich in den Bereich der von ihm ausströmenden Kräfte begeben," sind ungefähr Wendungen, die jener anschauliche Apologet gern anwendet. Wir gehen aber weiter und sagen: Christus ist wohl der erste und stärkste Lichtquell, eine wandelnde Gotteskraft; aber in begrenzterem Sinne geben wir auch dem Genie-Kultus eines Carlyle oder sogar Nietzsches oder auch Schopenhauers recht, wenn sie sagen: auch die gewöhnlichen Genies dieser Welt und auf allen Gebieten sind Funken derselben göttlichen Kraft. Und uns in den Bereich ihrer ausströmenden Strahlen stellen, ist für uns selbst Kraft und Licht. Es ist das Wesen des wahren Genies, daß es, mit Carlyle zu reden, die „Dinge selbst" sieht und nicht in der trügenden Hülle hängen bleibt. Und ein Stück „Genie" liegt in jedem Menschen, der Persönlichkeit hat, sei er Bauer aus Brandenburg oder Fischer vom See Genezareth. Und dieses Stück in uns, diese zarte Saite giebt dem vollen, großen, äußerungskräftigen Genie Antwort, fliegt ihm zu, wie der Stahlsplitter an seinen Magneten fliegt, als ein Teilchen der gleichen Kraft; denn alle Kraft ist Eins. Und so wird wieder die große Persönlichkeit gefördert, gehoben, gestärkt und erzogen vom Widerhall der Seelen, die sie selbst geweckt hat. Diese wunderbare Wechselwirkung bedeutet überall auf diesem Stern, soweit wir die Gesetze geistigen Lebens kennen, eben die Flamme des Lebens, die uns alle im Gange hält. So ist das Luther'sche „Gemeinschaft der Heiligen", so das Christuswort vom „Reich Gottes" im weiteren Sinne zu fassen: es ist das Reich, die Gemeinschaft wach gewordener, zu ihrer ewigen Bestimmung aus dem Alltag erwachter Menschen.

Damit sei nun beileibe keine Kirche zu Garizim oder Zion angegriffen. Die Wege zu diesem höheren Menschentum sind eben meiner Ueberzeugung nach verschiedenartig: dem blitzt sein Damaskus an einem Krankenbett auf, seine sterbende Frau war ihm das vorbereitende „Gesetz", „der Zuchtmeister, der auf Christus hinwies", ohne daß vielleicht ein Wort von Christus gesprochen ward; jener hat sich in der Kirche, in einem seltsamen Buch, in einem erschütternden Trauerspiel, in einem unscheinbaren Vorfall auf der Straße die entscheidende Anregung geholt. Und nun schließt er sich verdutzt innerlich ab, nun sucht er in sich und bei Gott, nicht mehr in der

Digitized by Google

Gesellschaft mitschwimmend, einen festen Pol. Nun fängt die Persönlichkeit an, bewußt und mündig zu werden und sich den Körpern und Einflüssen um sie her zu entziehen. „Duldet und denkt, schafft eine inn're Welt, wenn euch die Außenwelt versagt!" ruft Lord Byron, der in *seiner* Art eine trutzig abgeschlossene Persönlichkeit war.

* * *

So weit sind wir nun vielfach noch einig, wenn auch von vielen Seiten die Vielheit der Wege beanstandet wird. Jedenfalls: nur durch diesen Lebensprozeß, nur indem wir mit Willenskraft in einem bestimmten Lebensalter uns „weise beschränken", wie der Lebenskünstler Goethe aus eigenem Erleben und Erproben riet, nur also indem wir organisch in uns selbst geschlossene Persönlichkeiten werden, finden wir wieder den Anfang des Weges zu jener alten, selig und stählend unsere Alltagswelt durchdringenden Weihnachtsstimmung, von der ich ausging.

Nun kann man bekanntlich nicht sagen, daß unsere modernen Individualisten, vom Anarchismus jeder Art bis zum Lauentum Berliner oder Pariser Künstler, diese Harmonie gefunden hätten und ausstrahlten. Warum nicht? Da tritt nun ein weiterer Punkt hinzu: wir können nicht Persönlichkeiten sein *für uns allein*, wir sind *Teile der Gesamtheit*. Jener pflichtenlose Persönlichkeits-Kultus hat sich zu Egoismus und Brutalität verzerrt und behandelt die „Masse", aus der sich der einzelne glücklich gerettet zu haben scheint, eben als knechtische Masse, als Herde, als Tiere. Diese scheinbar Freien hängen in ihrem Innern noch immer eng an der „Masse": Teile der wüsten Verstimmung draußen blieben als Verbindungsmittel mit der leider unüberwundenen Vergangenheit in ihnen zurück, und unter dem Eindrucke dieser Verstimmung hassen sie, verallgemeinernd, die dort alle. Die Armen hassen aber im Grunde nur sich selbst, nur ihre eigenen Wunden, ihre eigene Gallen-Krankheit, die ihnen aus dem Kampfe dort geblieben ist. Sie sind nicht seelisch harmonisch und gesund, sie strömen nicht Glück und Freude aus, wie jener Vater auf seine lauschenden Kinder, mit deren Herzen er eins ist.

Diese Erziehung der Persönlichkeit durch die *Gesamtheit* — dieses Hinzutreten eines Nationalismus zum Individualismus, würden andere sagen — ist außerordentlich wichtig, zumal in den starken Verstimmungen unseres modernen Staates, in dem die Verbissenheit socialdemokratischer Reden und Zeitungen oder die giftigen Spötteleien bekannter illustrierter Blätter so üppig gedeihen. Wir müssen uns,

Digitized by Google

wie wir uns selbst läuterten und heraushoben, auch zu einer geläuterten Auffassung der Gesamtheit entwickeln. Ich schrieb einst in meinen „Wasgaufahrten" über diesen Punkt: „. . . Denke dir unter deinem Volke die Edelsten und Besten, ob im armen Handwerkskittel, ob im Fürstengewand! Sie sind dein unsichtbares Vaterland, mitten im sichtbaren, das so viel schlechte und dumpfgleichgültige Kinder erzeugt. An ihnen läutere dich, mit ihnen umpanzere dich als mit einer Gefolgsschar, die so leicht kein Trivialismus der Alltäglichkeit niederzwingt. So bist du Mönch und doch nicht allein; so bist du frei und doch voll freudig zu erfüllender Pflichten! Ja, wem es gelingt, fern von allem Hurra-Patriotismus, seinen Vaterlandsbegriff so hoch zu stellen, daß er ihn mühelos mit seinem Religionsbegriff vereinigen kann, daß ihm Pflichten gegen das himmlische und Pflichten gegen das irdische Vaterland aus ein und derselben Quelle ineinander fließen — der hat sich einen Idealismus errungen, der hoch erhaben ist über die Alltäglichkeit und sich doch nicht in Schwärmerei verflüchtigt. Der ist Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer zugleich! Dort durch treues Festhalten der Hand Gottes hinweggehoben über Versumpfung und Verbitterung; hier durch markiges Auf-der-Erde-stehen bewahrt vor Schwärmerei und Weichlichkeit. Gieb mir, gieb uns allen, ewiger Gott, dies durchgöttlichte Deutschtum!" . . .

* * *

Dies ist die zweite Bedingung zur Entwicklung einer harmonischen Persönlichkeit. Eine Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesamtheit, zwischen Einzelmenschen und Volkstum. Und in den letzten Sätzen ist zugleich auf ein untrennbares Drittes hingewiesen, ein Drittes, das auch in jenen modernen Kreisen zu wenig betont wird, die sich wenigstens in nationaler, aber nur nationaler Hinsicht zu erziehen suchen: Gott ist dieser dritte Bestandteil der chemischen Mischung, das Göttliche, das Religiöse

Man mache einmal diese gar nicht abstrakte, fast anthropologisch-naturwissenschaftliche, auf alle Fälle plastische Weltweisheit der einfachen Anschauung klar: wir wachsen, sonnesuchend, wie Blumen aus diesem Stern, der als runde Scholle durch den Weltraum fliegt, umleuchtet von anderen Inseln in jeder offenen Nacht. Das gläubige Gemüt, das erhobenen Hauptes voll Wissens und voll tiefer Erfahrung durch eine solche Nacht geht, steht mit demselben Staunen vor diesen vielen Lichtern, wie einst das Kind vor den Sternen des

Digitized by Google

Weihnachtsbaumes. Und der Mensch, der sich seiner Lichtseele bewußt geworden, sucht ganz von selbst mit betendem Herzen in dieser Unendlichkeit den Quell alles Lichtes. Wenn auch der vielleicht Einsame und Ernste nicht mehr „Stille Nacht, heilige Nacht" singt, seine hinaufhorchende Seele tönt, abseits von den Kämpfen des Tages und doch durch sie erzogen, im Aufblick zu Gott jene Stimmung wieder, die selbst der ganz profane Lorenzo zu einer gleichfalls profanen Jessica in die ahnenden Worte faßte:

„Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsflur
Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!
Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,
Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,
Zum Chor der heilgeäugten Cherubim.
So voller Harmonie sind ew'ge Geister.
Nur wir, weil dies hinfäll'ge Kleid von Staub
Uns grob umhüllt, wir können sie nicht hören" ...

Dies spricht ein liebender Venetianer. Es giebt aber beglückte Gereiftere, nicht nur die Hirten von Bethlehem oder Stephanus im Tode oder Paulus bei Damaskus, die „sehen den Himmel offen" und tragen den Himmel in einem starken Glauben in sich, weil sie die bewußte Verbindung mit Gott wieder gefunden haben. Einzelmensch, Vaterland und Menschheit, Ewigkeit und Gott — es sind drei konzentrische Kreise; unfertig ist, wer im ersten oder in den zwei ersten stecken bleibt, zum wertvollsten dritten aber nicht durchdringt.

Eine solche umfassende Persönlichkeit, die nach allen Seiten, mit Anschauung, Willen und Gedanken, gleichmäßig entwickelt ist, hat den Frieden und strömt in ihrem Leben und Schaffen Frieden aus. Sie ist unser Ideal.

Digitized by Google

Christabends Neige.

Die laute Luft verhallte nach und nach,
Am Bäumchen brannten tief die Kerzen nieder,
Es füllt ein sanfter Schimmer das Gemach
Wie Widerschein von leuchtendem Gefieder;
Ein Hauch von Tannenharz und Kerzenduft
Durchzittert weihrauchgleich die stille Luft,
Und wie die Lichter mehr und mehr verglimmen,
Erwachen in der Brust die Sabbathstimmen.

Da tönt so süß die alte, hehre Weise,
Die frohe Botschaft in das Erdenleben:
„Uns ist ein Kind geboren," haucht es leise,
Und widerhallt's: „Ein Sohn ist uns gegeben!"
Weltaltes Hoffen ... ferner Urzeit Hort ...
Prophetenstimm' und Patriarchenwort
Lebt auf im Herzen, deiner eingedenk,
Du, heil'ger Christnacht selig Weihgeschenk.

Und holde Bilder, die im Hintergrund
Bescheiden harrten, bis der Jubel währte —
Sie thun sich wunderhell der Seele kund,
Die aus dem Jubel in die Stille kehrte.
Blick' auf, mein Herz: im Sphärenlauf erklingt
Nur *eine* Nacht, die *solche* Bilder bringt:
Das erste grüßt so schlicht: da lächelt lind
In nied'rem Stall ein neugeboren Kind.

Digitized by Google

Doch ringsum Wunderpracht! ... ein neuer Stern
Flammt hoch im Blau ... her wallt der Zug der Weiſen ...
Um Herd' und Hirten ſchwebt der Glanz des Herrn,
Und Engelsſcharen nahn mit ſel'gem Preiſen ...
O Gruß und Lied und Huld'gung dargebracht —
O ſüß Geheimnis der geweihten Nacht:
Ein hilflos Kind in armer Kripp' Umhegung,
Und draußen Erd' und Himmel in Bewegung. —

... Mein Chriſtbaum ſteht in Dämmerung gehüllt,
Doch aus den Bildern iſt ein Licht erglommen,
Als wär' im nächt'gen Aether glanzerfüllt
Der Stern von Bethlehem emporgeſchwommen. —
Was rauſchte ſacht im dunkeln Tannenbaum?
War das nicht eines Engels Flügelſaum?
Mein Herz erbebt, daß hell die Zähre tropft:
Der heil'ge Chriſt hat leiſe angeklopft.

Helene von Engelhardt.

Digitized by Google

Die beiden Schwestern.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

6.

Eine Woche verstrich. Abermals war der Sonntag ins Land gezogen. Camilla jedoch, die heftig erkältet war, mußte für diesmal dem Gottesdienst in der alt-ehrwürdigen Martin-Luther-Kirche entsagen. Seit gestern lag sie zu Bett. Gertrud hatte die größte Mühe gehabt, ihre Schwester am Aufstehn zu hindern. Der Arzt indes gab der Besorgten vollständig recht. Bei der jetzt herrschenden Influenza war mit derartigen Anfällen ganz und gar nicht zu spaßen. Eine bösartige Komplikation stellte sich oft im Handumdrehen ein. Besser bewahrt als beklagt.

Gertrud erleichterte ihrer Schwester die Verzichtleistung auf Gesang und Predigt durch das liebevollste Entgegenkommen.

Da Camilla kein Fieber hatte, las ihr Gertrud schon früh um acht Uhr, als die Kirchenglocken jetzt eben verhallt waren, mit ihrer weichen, volltönigen Stimme das Evangelium des Tages vor. Dann schlug sie in dem uralten Erbauungsbuche von Chlodwig die hundertundzwölfte Betrachtung auf, die mit den Worten Michas beginnt:

„Ach, es gehet mir wie einem, der im Weinberge nachlieset, da man keine Trauben findet zu essen. Und wollte doch gern die besten Früchte haben."

Wie der Zusammenhang lehrt, bezieht sich das auf die spärliche Zahl der Gerechten und Gottgläubigen. Unter den „besten Früchten" versteht er die Frommen, die da im Lande seltner und seltner werden. Gertrud jedoch hatte — wie neulich bei dem Bericht ihrer Schwester über die Predigt des Stadtpfarrers — den tiefschmerzlichen Eindruck, als spiegle sich in jenem Klageruf des Propheten ihr eignes aller-

Digitized by Google

persönlichstes Herzeleid. Auch sie glich ja einer Verschmachtenden, die im Weinberg Nachlese hält und keine Traube mehr findet, weil es zu spät ist. Diesmal jedoch brachte die nämliche Ursache eine vollständig verschieden geartete Wirkung hervor. Urplötzlich erwachte in ihr das heiße Verlangen, von dem beengenden Druck ihrer Sehnsucht erlöst zu werden und sich hinüber zu retten in die Gefilde der Wunschlosigkeit und Ruhe. Voll heimlicher Qual beneidete sie ihre Schwester Camilla, die in der zart-weißen Piqué-Jacke mit den lichtblauen Bändern so friedlich und still auf dem schneeigen Kopfkissen lag und ihr so mildleuchtenden Blicks zuhörte, während ihr selbst in der pochenden Brust ein so trostloser Kampf tobte. Sie las weiter, ohne doch von dem Gelesenen mehr zu verstehn, als hier und da ein packendes Schlagwort oder ein allbekanntes Citat. Und so oft sie vom Buche aufschaute und die verklärte Andacht im Gesicht der frommen Patientin wahrnahm, ging es durch ihre Seele wie ein verhaltener Aufschrei: Wär' ich wie diese da!

Gestern noch hatte sie im Bewußtsein ihres Gemütszustandes heimlich gejubelt. Jetzt aber sank ihre Stimmung in jähem, unvermitteltem Sturze bergtief hinab. Weltmüdigkeit und Lebensüberdruß umspannen sie mit schweren, aschgrauen Nebeln. — Und all diese Widersprüche erwuchsen doch nur aus dem nämlichen Grund und Boden. Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt — die alte Erfahrung bewährte sich auch an ihr.

Den ganzen Tag über hielt ihre Niedergeschlagenheit vor, und demgemäß auch das dringende Herzensbedürfnis, sich an dem Bilde ihrer starken, innerlich so gefestigten Schwester empor zu richten. Daß Gertrud gemeinschaftlich mit Camilla im Schlafzimmer das Mittagsmahl und den Nachmittagskaffee einnahm, war nicht auffallend. Aber sie wich ihr auch späterhin nicht von der Seite. Es machte schon beinah' den Eindruck, als ob die Gesunde hier zu der Kranken flüchte.

Als Gertrud sich weigerte, vor dem Abendbrot den üblichen Spaziergang zu machen, ließ Camilla sie ruhig gewähren. Wie es jedoch neun Uhr schlug und Gertrud vorsichtshalber das Fenster schloß, weil es sich draußen merklich verkühlt hatte, sprach Camilla mit großer Bestimmtheit:

„So, mein Kind, nun wünsch' ich zu schlafen. Du aber thust mir jetzt den Gefallen und gehst noch ein bißchen hinaus. Im Garten muß es heut' geradezu herrlich sein."

Digitized by Google

Gertrud ergriff ihre Hand und drückte voll zärtlicher Inbrunst den Mund darauf.

„Du bist so merkwürdig," sagte Camilla. „Im Ernst, Gertrud! Schon gestern ist es mir aufgefallen. Deine Augen sind größer und glänzender, und du hast Ringe darunter."

„Ach, das denkst du nur so! Aber es mag wohl sein, daß mir ein bißchen frische Luft da drunten jetzt gut thut. Hoffentlich stör' ich dich nicht, wenn ich heraufkomme."

„Ich bin ja so müde! Wenn mich der Husten nicht aufweckt ... Nimm dir ein Tuch, Gertrud! Falls du dich setzen solltest ..."

„O, ich erkälte mich nicht. Aber dir zu Gefallen ..."

Gertrud nahm ein Shawltuch von dünner Flockseide aus dem Schrank, nickte der Schwester noch einmal zu und entfernte sich. Drunten im Wohnzimmer, dessen Thür nach dem Garten weithin geöffnet war, setzte sie sich und preßte ihr glühendes Angesicht stumm in die Hand.

Als sie sich endlich erhob und ins Freie trat, war es da draußen beinahe dunkel geworden. Schwer atmend durchschritt sie ein paarmal die große Linden-Allee, deren Wipfel sich jetzt in tief-gesättigtem Schwarz gegen das sternklare Firmament abhoben. Aber sie hatte kein Auge für diese flammende Himmelspracht. Schwer lastende Müdigkeit überwältigte sie. Ein schmerzhaftes Flimmern und Wühlen ging ihr bis hinab in die Fußspitzen. So schlich sie denn halb erschöpft nach der Weinlaube. Sie konnte und wollte noch nicht ins Haus. Sie empfand eine Art Grauen vor dem geschlossenen Raum, einen fiebrischen Lufthunger.

Im Innern der Laube angelangt, stieß sie einen gedämpften Schrei aus. Von jenseits der Mauer glitt der mattgelbe Schein der entlegenen Gaslaterne spärlich durch eine Lücke des Laubwerks. Bei dieser ungewissen Beleuchtung sah Gertrud auf der hölzernen Bank eine Männergestalt, die anfangs sich ruhig verhielt, dann aber linkisch und wie in großer Verlegenheit aufstand. Es war Koßwig, der Gärtner.

„Verzeihen Sie nur!" sprach er im Ton eines bittenden Kindes. „Ich dachte ja nicht ... Es thut mir leid, wenn sich das gnädige Fräulein erschreckt hat."

Gertrud schien unschlüssig. Was ihr den bänglichen Schrei entlockt hatte, war durchaus nicht die Furcht vor einem fremden Eindringling gewesen, sondern die heiße Scheu vor Paul Koßwig. Um diese Stunde, allein mit ihm in der Stille der Weinlaube — und noch dazu bei ihrer sonderbaren Gemütsverfassung!

Digitized by Google

Sollte sie umkehren? Das widersprach ihrer Stellung. Das war lächerlich und verräterisch. Sollte sie zürnen? Paul Koßwig hatte aber doch nichts verbrochen. Und nun stand er da vor ihr, demutsvoll und gebeugt, und bat flehentlich um Entschuldigung! Freilich, er machte auch vorläufig gar keine Miene, sich zu verabschieden. Vielleicht harrte er nur auf ihre Strafpredigt . . .

„Es ist schon spät," sagte sie endlich und that einen Schritt vorwärts. Sie sprach auffallend leise und klanglos. „Möchten Sie nicht zur Ruhe gehn?"

„Ach, Ruhe!" versetzte er gram-erfüllt. „Ich schlafe ja doch nicht!"

„Fehlt Ihnen was?"

„Ja. Mir ist alles vergällt. Ich könnte mich gleich an den ersten Baum hängen."

„Aber weshalb?" forschte sie bebend.

„Weil . . . Ich getraue mir's nicht. Vor Gott und der Welt ist's ja der greulichste Wahnsinn. Aber es hält mich gepackt und schnürt mir die Gurgel zu."

Er warf sich wie ein Verzweifelter auf die Bank zurück. Seine mächtige Brust keuchte und schnob. Plötzlich erhob er sich wieder und trat mit unheimlicher Schnelligkeit vor sie hin.

„Und wenn's mein Verderben ist," raunte er atemlos, „das Wort muß heraus! Ich hab' Eine lieb, die zu vornehm und stolz für mich ist, und die ich doch nicht verschmerzen kann, und lebt' ich bis hundert Jahr! Diese Eine sind Sie, gnädiges Fräulein!"

Mit gewaltigen Armen umfing er sie, — stark, unwiderstehlich, und doch ohne Rauheit und Derbheit. Und das Edelfräulein vergaß für einen Augenblick ihre Stellung, ihr Alter und die welt-abgekehrte Vorbildlichkeit ihrer Schwester. Willenlos und betäubt litt sie den leidenschaftlichen Kuß des Verliebten, der so tief unter ihr stand und nun dennoch die Macht besaß, ihre bewegte Seele so stürmisch mit fortzureißen.

Die Verzückung aber währte nur gerade so lange wie dieser brennende Kuß. Fast in der gleichen Sekunde, da sich die Lippenpaare berührt hatten, zuckte schon Gertrud, von Reue und Scham überwältigt, zusammen und riß sich mit schaudernder Hast los. Sie wandte sich hilflos ab, drückte ihr glutheißes Angesicht in die Weinranken und stöhnte verzweiflungsvoll.

Paul Koßwig stand wie gelähmt. Er ahnte nichts Gutes. End-

Digitized by Google

lich hub Gertrud von Sielshoff zu reden an, leise, aber so klar und ruhig, daß man sofort begriff, ihr Wort sei unwiderruflich.

„Paul," sagte sie kurz, „ich bitte Sie, mich jetzt in aller Verständigkeit anzuhören."

Paul nickte. Er machte den Eindruck vollendeter Haltlosigkeit.

„Es ist, wie es ist," fuhr Gertrud fort. „Gott sei Dank hab' ich sofort wieder den richtigen Weg gefunden. Es wäre jetzt unnütz, über das Vorgefallene zu jammern. Auch ist's ja vielleicht im Grunde nichts Schimpfliches . . ."

„Nun und nimmer!" beteuerte Koßwig.

„Ich meine, es ist keine Todsünde, die uns der liebe Gott nicht verzeihen könnte. Sehn Sie, Paul . . . Es fällt mir unendlich schwer, so offen mit Ihnen zu reden. Aber es muß ja sein. Paul, wir beide haben uns lieb . . ."

„Grenzenlos!"

„Ja, Paul. Sonst wäre das von vorhin ja die scheußlichste Ungebühr. Also: wir haben uns lieb. Aber Sie müssen doch einsehn, daß diese Liebe nie zu was Glücklichem führen kann. Wenn zwei Menschen sich lieb haben und alles geht seinen vernünftigen Gang, so müssen die beiden sich heiraten. Und das ist hier doch leider Gottes unmöglich in alle Ewigkeit. Sehn Sie das ein, Paul?"

„Ich weiß nicht," stammelte Paul. „Freilich, es ist ja wahr . . ."

„Bedenken Sie nur: die vielfachen Unterschiede! Sie jung, ich alt! Das allein schon gäbe den Ausschlag. Aber da kömmt noch so manches hinzu. Ich will Sie nicht kränken, Paul! Sie müssen das selbst fühlen."

„Ja, ja," murmelte Paul. „Ich fühle das wohl! Sie sind ein gnädiges Fräulein, reich, vornehm, gebildet. Und ich bin nur ein ganz gewöhnlicher Arbeiter. Ich bin nur ein Mensch, der nichts kann und nichts hat. Ein Bauernjunge mit rauhen Händen und groben Manieren. Da ist's ja natürlich . . ."

„Sie dürfen nicht bitter werden! Glauben Sie doch, mir blutet das Herz ebenso sehr wie Ihnen! Aber das ändert nichts. Die Verhältnisse sind stärker als wir. Allmächtiger Gott, wenn meine Schwester ahnte, was wir verhandeln! Sie hätte den Tod davon!"

„Das glaube ich auch. Denn Fräulein Camilla ist ja noch um ein gut Stück vornehmer! Ach, und so fromm! Die hält das Heiraten wohl überhaupt für sündhaft."

Digitized by Google

„Sagen Sie nichts gegen dies edle, treue Geschöpf! Meine Schwester Camilla steht wahrlich zu hoch, als daß wir in solchem Ton über sie reden dürften. Aber nun rasch! Also, mein Freund: wir müssen uns trennen! Je eher, je besser! Sonst gehn wir beide elend zu Grunde. Wenigstens ich. Und das werden Sie doch nicht wollen."

Er gab keine Antwort.

„Paul," hub sie nach kurzer Pause mit verdoppelter Eindringlichkeit an, „wenn Sie mich wirklich so heiß lieben, wie Sie gesagt haben, so finden Sie einen glaubwürdigen Vorwand, um noch morgen am Tag dieses Haus zu verlassen! Ich will Ihnen dankbar sein bis in den Tod. Aber Sie müssen fort — unter jeder Bedingung!"

Paul Roßwig rührte sich nicht. Siedende Pein stieg in ihm auf, unermeßlicher Groll mit dem Schicksal. Der kühne Gedanke, dies adlige Fräulein, das ihm der Inbegriff alles Hoheitsvollen und die Verkörperung einer ihm fernliegenden Daseinsform war, endgültig zu sich herabzuziehn, war kaum jemals in seiner Brust aufgetaucht. Alles bei ihm war nur unklar-wilde Empfindung. Jetzt aber, da sie ihm so unverblümt auseinandersetzte, ein solcher Gedanke sei handgreiflicher Wahnsinn, warf es ihn doch völlig zu Boden.

Die ehrfürchtige Scheu, die in Gertrud von Sielshoff eine Art überirdischen Wesens erblickte, und die Selbstlosigkeit seiner Liebe trug endlich über den Aufruhr dieser Verzweiflung den Sieg davon. Gertrud sah in der Trennung von ihm ihr einziges Heil. Das war ausreichend. Was dann aus ihm wurde, schien hier zunächst gleichgültig. Er mußte sich fügen. Im Grunde seiner kerngesunden Natur schlummerte wohl auch das dunkle Bewußtsein: Je rascher du hier ein Ende machst, um so besser für deine eigne Zukunft. Wenn du's auch jetzt für undenkbar hältst: ein Dreiundzwanzigjähriger kömmt über so manches hinweg!

„Gut," sagte er dumpf. „Weil es das gnädige Fräulein so will."

„Ich danke Ihnen," flüsterte Gertrud. „Ich werde das nie vergessen. Und nun — gute Nacht!"

Sie wandte sich rasch nach dem Hause. Still und geräuschlos glitt sie in das gemeinsame Schlafzimmer, wo sie die Kerze vorsichtig hinter den altmodischen Lichtschirm aus blaugrüner Seide stellte.

Camilla schlief ruhig und fest. Gertrud zog sich alsbald aus, löschte das Licht und schlüpfte mit fiebernder Hast unter die Wolldecke. Trotz der lauschen Temperatur fröstelte sie. Das Vorgefallene kam

Digitized by Google

ihr jetzt hier in der Einsamkeit ihrer friedlichen Stube geradezu ungeheuerlich vor. Sie hätte am liebsten sich ungestüm ausgeweint. Aber sie fand keine Thränen. Bis spät in die Nacht hinein lag sie zusammengekauert wie ein geängstigtes Wild, das vor der Meute flüchtet. Von Zeit zu Zeit sah sie hinüber nach dem Bett ihrer Schwester, das in dem unsicheren Dämmer der Julinacht den Eindruck eines gespenstischen Katafalks machte. Camilla von Sielshoff lag auf dem Rücken, die Hände unter der Brust gefaltet, das schmale Antlitz ein wenig zur Seite geneigt. Wenn Gertrud ein paar Sekunden lang so hinüber gestarrt hatte, mußte sie wie verstört wieder die Augen schließen. Die blasse Schläferin da in den weichquellenden Kissen kam ihr so überirdisch, so rein und erhaben vor, daß sie vor Kleinmut und nagendem Schuldgefühl sich kaum noch zu helfen wußte. Dazwischen quälte sie auch der Gedanke an die Trostlosigkeit Pauls. War sie nicht auch für dieses Unheil verantwortlich? Sie hätte beizeit vorbeugen, sie hätte ihn gleich zu Anfang entlassen sollen! Aber ihr schmachvoller Egoismus, ihre abscheuliche Feigheit! O, sie war das verwerflichste Geschöpf unter der Sonne!

7.

Als Gertrud am folgenden Morgen, während die Schwester noch immer schlief, in die Küche trat, übergab ihr das Laufmädchen ein offnes Couvert, das die Adresse Camillas trug.

„Vom Gärtner!" sagte das Kind. „Vor einer Stunde ist er mit Sack und Pack ausgerückt. Da in dem Brief hätt' er's genau erklärt, wie und warum."

„Sonderbar!" murmelte Gertrud, leidlich gefaßt. „Da bin ich doch neugierig. Feg' du mal einstweilen die Treppe! Ich gieße schon auf, wenn das Wasser kocht."

Das Mädchen entfernte sich. Unter stürmischem Herzklopfen las Gertrud, was folgt:

„Hochzuverehrendes gnädiges Fräulein!

Sie werden entschuldigen, wenn ich heut plötzlich den Dienst verlasse, ohne vorher dem gnädigen Fräulein gekündigt zu haben. Ich bin todsterbenskrank, wenn mir auch niemand was ansieht. Manchmal hab' ich das schauderhafte Gefühl, als ob ich verrückt würde. Kurz und gut, ich brauche sofort ein paar Wochen Ruhe. Deshalb geh' ich zu meiner Mutter. Gerne hätt' ich's dem gnädigen Fräulein schon früher gesagt. Aber ich scheute mich so. Und ich hatte auch Angst, Sie

Digitized by Google

würden mir zureden. Gnädiges Fräulein, wenn ich dann später gesund bin, möcht' ich ja überhaupt von hier fort, und ich hab' eine großartige Stellung in Aussicht. Es wär' also doch nur noch bis Ende August gewesen.

Ich danke den gnädigen Fräuleins für alles Gute und bitte Sie nochmals recht sehr um Entschuldigung. In arge Verlegenheit werden Sie ja gottlob nicht kommen. Da ist nämlich ein weitläufiger Vetter von mir, ein Uhrmacher, der genug von der Gärtnerei versteht, um eine Zeit lang aushelfen zu können. Er hat jetzt eben die Uhrmacherei aufgeben müssen, weil seine Augen das nicht vertragen. Der wird gottfroh sein, wenn er einstweilen hier einspringen darf, bis sich ein richtiger Gärtner gefunden hat. Er heißt Querstädt und wohnt Knorrstraße 15.

Dem gnädigen Fräulein recht baldige frohe Genesung wünschend

mit Hochachtung

Paul Koßwig."

Gertrud war tief erschüttert. Da hatte sie's schwarz auf weiß, wie treu und ehrlich dieser „untergeordnete Mensch" sein Versprechen erfüllte! Und wie klug schrieb er und wie gewandt! Alles hatte er überlegt, alles von Grund aus vorgesehen. Höchstens das eine Wort: er fürchte manchmal verrückt zu werden — klang etwas unbeherrscht und verräterisch.

Und seine Handschrift! Gar nicht wie die eines Arbeiters ... Auch nicht wie eines Bureaubeamten, sondern frei und lebendig mit kecken Unregelmäßigkeiten! Sie freute sich dieser eigenartigen Schriftzüge mit wehmütigem Stolz.

Wohl eine Viertelstunde lang hielt sie so das halb zerknitterte Blatt in der Hand. Erst als Lotte, das Laufmädchen, mit ihrem Aufwasch-Eimer keuchend und fauchend wieder herein tappte, fuhr Gertrud von Sielshoff aus ihrer stummen Betrachtung auf und schob den Brief wieder ins Couvert.

Droben im Schlafzimmer ertönte die Klingel. Während Lotte den Kaffee bereitete, ging Gertrud hinauf und begrüßte die eben erwachte Camilla. Obgleich ihr das Herz bis in die Kehle schwoll, brachte es Gertrud doch fertig, ihrer Schwester in geschäftsmäßiger Art mitzuteilen, was sich ereignet hatte, wobei sie ihr das Schreiben Paul Koßwigs lächelnd behändigte.

„Es regt dich hoffentlich nicht zu sehr auf?" sagte sie, als Camilla den Brief durchflogen hatte.

Digitized by Google

„Nicht die Spur! Wenn er doch krank ist . . .! Nur allerdings hätte er besser gethan, uns vorher von seiner Absicht in Kenntnis zu setzen. Ich finde das merkwürdig."

„Sein Brief enthält ja die Aufklärung. Es scheint ihn ganz plötzlich gepackt zu haben, wie ein schreckhafter Anfall . . . Aber wie fühlst du dich? Verzeih' nur, daß ich erst jetzt frage . . ."

„Gott sei Dank, es geht mir entschieden besser. Ich denke heut' aufzustehn."

„Wenn es der Arzt erlaubt . . ."

„Er wird's schon erlauben. Na, ich wollte nur sehn, was du machst! Laß mich jetzt nur und besorg' du in aller Gemütsruhe deine Obliegenheiten! Ich ruh' noch ein Weilchen. Uebrigens, wenn dieser Aushilfe-Mensch kömmt, dieser Uhrmacher, frag' ihn nur gleich, ob es ihm paßt, sich auch im Haus hier und da nützlich zu machen. Sonst nimmt man doch lieber die alte Föhsen oder die Brettschneider."

Gertrud von Sielshoff hatte inzwischen die Fenster geöffnet. Ein herrlicher Duft von taufrischem Laubwerk strömte herein. Jetzt rückte sie der Patientin fürsorglich die Kopfkissen zurecht, wofür die dankbare Schwester ihr liebreich die Wangen streichelte.

Gertrud ging. Nach zwanzig Minuten kam sie zurück und brachte auf breitem Tablett den Morgenkaffee. Sie schob einen Stuhl und ein hochbeiniges Tischchen heran und füllte die Tassen. Länger als nötig war, dehnte sie dies gemeinschaftliche Frühstück am Krankenbett aus. Drunten gab es heut' überreichlich zu thun: aber der heiße Drang, sich durch die Nähe der treuen Schwester über das wilde Gefühl der Leere und Oedigkeit hinwegtragen zu lassen, wirkte zu mächtig. Dabei sprach sie fortwährend von unwichtigen Fragen der Haushaltung, so daß Camilla im stillen sich sagte: „Ist Gertrud heut' schwerfällig! Sie fängt wirklich an, etwas nervös zu werden!"

Als dann endlich das tête-à-tête mit Camilla zu Ende ging, fühlte sich Gertrud wie ausgestoßen. Die Küche, der Hausflur, das Wohnzimmer, alles schien ihr so fremd, so trostlos bis in den letzten Winkel, daß sie laut hätte schreien mögen. Die schlürfenden Schritte des kleinen Laufmädchens klangen ihr grausenhaft.

Kurz vor elf Uhr kam der Ersatzmann. Paul Koßwig hatte ihn selbst herbestellt. Mechanisch und ohne Interesse verhandelte Gertrud mit dem dürftig dreinschauenden Menschen, der in der That froh war, auf so unvermutete Art hier beschäftigt zu werden. Halb schon gebrochen von seinem traurigen Schicksal, erklärte er sich mit allen Be-

Digitized by Google

dingungen einverstanden. Er scheue sich keiner Arbeit; nur seine armen, gequälten Augen dürfe er nicht über Gebühr anstrengen.

Gertrud wies ihn sofort ein. Das und das war im Hause zu thun; Kohlen zu schleppen, was ja im Sommer nicht viel besagte; Schuhwerk und Kleider zu reinigen; Messingschlösser und sonstige Metallsachen zu putzen. Dann zeigte sie ihm den Garten. Sie machte ihn hier auf das Nächstliegende aufmerksam. Vorab auf die Kirschenernte, die erst zur Hälfte erledigt war. Er konnte nach Tisch gleich damit anfangen. Bis dahin genügte es, wenn er ein bißchen Unkraut jätete oder die große Linden-Allee glattrechte.

Querstädt machte sich augenblicks an die Arbeit. Was er an fachmännischer Tüchtigkeit etwa vermissen ließ, das wollte er wett machen durch Eifer und Unermüdlichkeit.

Gertrud sah ihm ein paar Minuten lang zu. Dann schritt sie voll Unrast weiter. Beim Anblick des La-France-Rosen-Beets steigerte sich der Druck ihres Herzens zur Unerträglichkeit. Sie mußte stehn bleiben, um Luft zu schöpfen.

War die entsetzliche Kirchhofsstille, die so bleischwer über der ganzen Welt lag, nicht noch fürchterlicher als die Schrecken der Selbstanklage, als die Angst vor dem strafenden Auge Camillas und die Möglichkeit eines erneuerten Ueberfalls?

Die nächsten acht Tage vergingen ihr unter dem Bann lähmender Starrheit. Gleichmäßig, aber mit unverkennbarer Lustlosigkeit, ging sie ihren Geschäften im Haushalt nach, saß wie sonst bei Lektüre und Handarbeit und zog sich nur öfter einmal für eine Stunde in den Salon zurück, angeblich, um auf dem breiten, bequemen Diwan so recht ungestört auszuruhn, aber in Wirklichkeit, weil ihr der unausgesetzte Zwang der Selbstbeherrschung zur Qual ward.

Camilla, die sich indes vollständig erholt hatte, ließ ihre Schwester gewähren, da sie die kleinlaute, etwas schwerfällige Art Gertruds für ein Zeichen von Blutarmut hielt. Häufige Rast und Erholung bei regelmäßiger, nicht übertriebener Thätigkeit und reizloser, kräftiger Kost war da der sicherste Weg zur Heilung. Von dem wahren Zusammenhang ahnte sie nicht das geringste.

Wenn Gertrud so allein in dem stillen Salon saß, kam es wohl vor, daß sie mit ungezügelter Einbildungskraft sich ausmalte, was bei geringerer Stärke ihres gesellschaftlichen Vorurteils aus dieser Liebe geworden wäre. Sie durchlebte dann wie im Halbschlaf ein sonnüberglänztes Idyll von berauschender Farbenpracht. Gleich darauf aber

Digitized by Google

klang's ihr durch die erschauernde Seele wie Spott und Hohn. Paul Roßwig und Frau, geborne von Sielshoff! Sie würde ja sterben unter dem Fluch dieser Lächerlichkeit! Die sechsunddreißigjährige Dame von Stand heiratete ihren zwölf oder dreizehn Jahre jüngeren Gärtner! Das war ja so urkomisch und albern, daß es ihr fast wie ein Verbrechen erschien!

Doch es gab auch Momente, wo ihre Logik, unabhängig von aufquellenden Stimmungen, wesentlich anders urteilte. Sie warf sich mitunter Feigheit, Mangel an Willenskraft und schnödeste Undankbarkeit gegen das Schicksal vor. Endlich, nach so langer, trostloser Dürre des Daseins, kam da ein ehrlicher, guter, jugendblühender Mensch, der sie lieb hatte! Und nun entsagte sie — aus erbärmlicher Rücksicht auf das Gespötte der Mitmenschen, die sich erdreisteten, rein willkürliche Festsetzungen über die Alters- und Standesverhältnisse als unumstößliche Norm zu verkünden! Sie sollte sich über kurz oder lang einschaufeln lassen, ohne ihr Glück an sich gerissen zu haben. Sie sollte darben, hungern, verschmachten, — alles nur um dieser pharisäischen Norm willen!

„Wahnwitz!" sagte sie zu sich selbst. Aber die logisch-klare Erkenntnis blieb ohne praktische Folge. Das Konventionelle behauptete nach wie vor seine unüberwindliche Macht. Trotz dieser Anläufe blieb es bei dem einmal gefaßten Entschluß: Trennung für immer!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der heilige Zorn.

Auch der Rose heil'ger Liebe
Schuf der Herr den scharfen Dorn;
Daß sie unbewehrt nicht bliebe,
Gab er uns den heil'gen Zorn.

Kränkt der Freund dich im Gemüte,
Laß des Zornes Dorn in Ruh':
Weit geöffnet haucht die Blüte
Liebend ihm Vergeben zu.

Will der Feind dein Herz erbittern,
Mehre strafend nicht den Streit:
Friedlich unter Ungewittern
Schmückt die Welt ein Rosenkleid.

Unser eigen Weh zu rächen,
Ward der Dorn der Blume nicht:
Doch den Frevler soll er stechen,
Der die Heil'ge selber bricht.

Siehst du Gottes Werk bedräuen
Mit Verderben und Verdorr'n:
Scheue dich, den Zorn zu scheuen,
Denn es ist ein heil'ger Zorn.

Hans Paul Frhr. v. Wolzogen.

Digitized by Google

Schöpfung oder Entwicklung?

Von

Prof. Dr. Herman Schell.

Entwicklung: so lautet der große Grundgedanke der wissenschaftlichen Welterklärung.

Es ist eine gewaltige Idee, das Weltall der ungeheuren Sonnensysteme von staunenerregender Eigenart als das naturnotwendige Ergebnis eines unaufhörlichen Spieles der Kräfte und Stoffmassen zu denken, das sich zwar in eine anfangslose Vergangenheit verliert, aber von der lückenlosen Notwendigkeit gesetzmäßiger Verknüpfung getragen ist. Es ist eine gewaltige Idee, die Fülle von Gattungen und Arten, in denen sich das uns bekannte Pflanzen- und Tierreich entfaltet, — jeweils etwa 250 000 Arten, — als die Blütenkrone eines Welten-Stammbaumes vorzustellen, der in den aufeinanderfolgenden Weltperioden alle Stufen des organischen und sinnlichen Lebens aus sich heraus versucht und mit den Fortschritten der Umgebungswelt auch die Gestaltungen des Lebens zu ebenbürtiger Vollkommenheit emporgetrieben hat.

Seit den Tagen des Kopernikus hat sich der Weltenraum ins Endlose ausgedehnt; durch die Offenbarungen, welche die Palaeontologie aus den Schöpfungsurkunden des Weltalls und unseres Erdballs durch die Aufdeckung und Entzifferung ihrer monumentalen Schriftzüge vermittelte, ist die Weltenzeit in eine unermeßliche Vergangenheit verlängert worden. Was aber mehr ist als die Ausdehnung in Raum und Zeit: das Weltall steht innerlich kraftvoll und sinnvoll vor dem betrachtenden Geiste. Es hat aufgehört, die fabrikmäßige Wiederholung und Fortsetzung der ein für allemal festgesetzten Artformen zu sein, es ist zur bedeutungsvollen Geschichte geworden! Die Welt erscheint als das Ergebnis ihrer eigenen Geschichte.

Geschichte ist Ursächlichkeit, Geschichte ist bedeutungsvolles Werden, Geschichte ist der kraftvolle Werdegang, der durch das Vergehen und Ueberwinden des Minderwertigen zum Besseren und Vollkommeneren emporführt.

Digitized by Google

Geschichte ist Ursächlichkeit, tiefer erfaßt als hervorbringende Wirksamkeit, die mehr ist als das äußerliche Nacheinander gesetzmäßiger Folgeverhältnisse, die auch mehr ist als das ewige Einerlei steter Wiederholung und Fortbewegung in derselben Schablone! Geschichte ist ein Werden, das mit eigener Kraft vor sich geht und einen wirklichen Zweck oder Erfolg hat, nämlich die größere Vollkommenheit des Späteren.

Im Licht des Entwicklungsgedankens ist, wie es scheint, die Welt aus einer unerklärten Sache zur wahren Ur-Sache geworden: ursprünglich in der Zeit, weil aus der anfangslosen Vergangenheit fortbestehend, niemals entstanden; unbegrenzt im Raume, der sich mit ihr, der Ur-Sache, ins All ausdehnt, aber nicht eine Schranke ist, die von einer andern Ur-Sache um die Welt herumgezogen wäre; unerschöpflich in ihrer Kraft, die mit den einfachsten Mitteln ohne das Bedürfnis übernatürlicher Eingriffe einen wachsenden Reichtum stets gesteigerter Wesensbildungen fort und fort aus ihrer rastlos arbeitenden Werkstatt hervortreibt!

Wie ärmlich und roh erscheint — wie man uns vorhält, — im Vergleich hiezu der biblische Schöpfungsbegriff! Scheint er nicht wirklich, wie Professor Rindfleisch es charakteristisch ausdrückt, einer Bildungsstufe anzugehören, welche „sich die Welt nur handwerksmäßig entstanden denken könne?“ (Neovitalismus, pag. 3.) — „Die Rolle, die dem Schöpfer in der (mosaischen Schöpfungs-) Geschichte zuerteilt wird, ist die eines sehr jähzornigen Mannes, der sich allerhand schöne Sachen und Figuren aus Lehm formt und damit, so lang es ihm Freude macht, spielt; dann aber in einem plötzlichen Zornanfalle, oder weil er einsieht, daß das, was er gemacht hat, nicht gut ist, alles zertrümmert und von neuem ans Werk geht, um andere und bessere Figuren zu formen.“ „Die Annahme, daß die Erde als der Mittelpunkt der ganzen Welt anzusehen und der Mensch als das Endziel der Schöpfung zu betrachten sei,“ ist „falsch und thatsächlich widerlegt“. (Grundlehren der wahren Naturreligion, Berlin, 1881. pag. 39.)

Die naturwissenschaftliche Forschung hat, wie man uns versichert, auf dem Wege exakter Erfahrung die naive Vorstellung einer handwerksmäßigen Herstellung der Welt endgültig überwunden. Sie beseitigte vor allem den Gegensatz zwischen einer willkürlich thätigen Schöpferkraft und einem von ihr handwerksmäßig bearbeiteten Material durch den Nachweis, daß es keine Kraft ohne Stoff und keinen Stoff ohne Kraft gebe. Sodann wurde (von Darwin) dargethan, daß die Grundeigenschaften der gegebenen Natur vollständig ausreichen, um die Entwicklung derselben zu veranlassen und in die Richtung steter Vervollkommnung zu treiben. Diese Grundeigenschaften, welche zu schöpferischen Bildungskräften werden, seien die Anpassungsfähigkeit oder der Abänderungstrieb und die Vererbung. Der Kampf ums Dasein und die dadurch verursachte Auslese des Tüchtigeren sei der vollkommen hinreichende äußere Erklärungsgrund. Die Fortpflanzung, durch welche die Vererbung stattfinde, erkläre

Digitized by Google

sich als durchaus mechanischer Vorgang durch die fortgesetzte Spaltung der ursprünglich strukturlosen Materie.

Andererseits zeige die philosophische Reflexion die innere Unhaltbarkeit des biblischen Schöpfungsbegriffs. Auch die Vernunft führe zu dem Urteil Haeckels: Mit der Annahme der Schöpfung aus Nichts verzichte man von vornherein auf eine wissenschaftliche Erklärung und mache einen Sprung ins Dunkle. Vernehmen wir darüber den Philosophen Gideon Spicker in seinem neuesten Werke: Der Kampf zweier Weltanschauungen. 1898. pag. 248 sq.

„Wie wir gesehen, ist der Gottesbegriff, sowohl als Einzelperson wie als Allpersönlichkeit gedacht, in gleicher Weise unzureichend ...

„Wie konnte Gott als reiner Geist die Welt aus dem Nichts hervorbringen? Reiner Geist und absolutes Nichts sind zwei ... Vorstellungen, Begriffe, Annahmen, die über alle Erfahrung und Vernunft hinausgehen."

„Wenn Gott unendlich ist, wo war dann dieses Nichts? War es in oder außer ihm?" Beides sei absurd ... pag. 249.

„Ebensowenig als dieses Nichts, ist ein reiner Geist denkbar ... Einen reinen Geist kennen wir erfahrungsmäßig nicht, und deshalb läßt sich die Welt aus einem solchen auch wissenschaftlich nicht ableiten."

„Es wäre anmaßlich, zu sagen: Was ich notwendig denke, muß unter allen Umständen objektiv wahr sein. Wie viel hat die Menschheit schon für wissenschaftlich notwendig gehalten, weil sie zur Zeit nicht anders denken konnte: z. B. daß es keine Antipoden gebe; daß die Erde sich nicht um die Sonne drehe."

„Warum hat der reine Geist es nicht vorgezogen, Wesen seinesgleichen, also nur reine Geister zu schaffen? Alles physisch und nicht zum wenigsten auch das moralisch Böse in der Welt rührt doch größtenteils von der Materie her: das ganze Getriebe der sinnlichen Begierden und Leidenschaften mit ihren scheußlichen Folgen; die leibliche Existenz mit Kummer und Sorgen, Armut und Elend, Lastern und Verbrechen, Unglücksfällen und Krankheiten aller Art: wo soll man anfangen, wo aufhören? All dies wäre uns erspart worden, wenn die leidige Materie nicht wäre. Wozu dieses Mittel, das dem Zweck der Glückseligkeit, wozu wir doch geschaffen sind, so hinderlich ist?" Keine Antwort sei zu erzielen, wenn die Schöpfung der Materie eine freie That sei. pag. 250.

„Bis jetzt sind alle Versuche gescheitert," diese Bedenken zu überwinden.

„Eine weitere Schwierigkeit tritt uns entgegen, wenn wir uns klar machen sollen, wie Gott, der reine Geist, die Materie bewegen und beherrschen könne, eine Frage, die schon Plato und Aristoteles in Verlegenheit brachte, und die von beiden ungenügend beantwortet wurde. Die Annahme einer Weltseele ist ebenso unklar wie die andere, wonach Gott die Welt bewege, wie das Geliebte das Liebende bewege. Im letzteren Fall verhält sich die Gottheit ganz passiv ... und die Materie wird mit Affekten ausgestattet." pag. 250.

Digitized by Google

Auch das Christentum habe das Bedürfnis einer Vermittlung empfunden, um die unendliche Kluft zwischen dem reingeistigen Gott und der ungeistigen Materie zu überbrücken. Aus diesem Bedürfnis sei die Logoslehre entstanden: der Weltgedanke als Mittelwesen zwischen Gott und der Welt. Allein die Kirche und ihre Theologie habe darauf verzichtet, diesen Gedanken weiter auszubauen, und zwar endgültig dadurch, daß sie die Dreieinigkeit Gottes als unerklärliches Geheimnis der wissenschaftlichen Prüfung und Verwertung entzog. „Mit der Vorstellung einer Schöpfung aus Nichts hat sich der Theismus eine Schwierigkeit aufgebürdet, die ihn, falls sich keine vernünftige Erklärung dafür finden läßt, im Fundament erschüttert."

Sind diese Urteile wirklich haltbar? Kann ein vorurteilsloses und strenges Denken in solcher Weise über den biblischen Schöpfungsbegriff den Stab brechen und den Entwicklungsgedanken als vollgenügende Welterklärung anerkennen?

Die Entwicklungsidee bedeutet wirklich eine tiefere Würdigung der Ursächlichkeit. Das wahre Sein ist Wirksamkeit, Kraftentwicklung, hervorbringende Ursächlichkeit. — Der Wert des Seins und Wirkens liegt in der Herbeiführung des Besseren, Tüchtigeren, Vollkommeneren. Eine bloße Wiederholung und Fortbewegung in ein für allemal vorgeschriebenen, unabänderlichen Schablonen befriedigt die Vernunft nicht, — und wird der thatsächlichen Vergangenheit, wie sie durch die Palaeontologie enthüllt, durch die Phylo- und Ontogenie bestätigt wird, nicht gerecht. Allein, wenn der Vorzug anerkannt werden muß, daß die Ursächlichkeit in der Entwicklungslehre tiefer und wahrer erfaßt wird, so ist damit ein Mangel überwunden, den die mechanische Weltanschauung verschuldet hat und noch verschuldet, indem sie die Faktoren der Entwicklungslehre als *mechanische* Notwendigkeiten angesehen haben will.

Mechanisch ist die Ursächlichkeit, welche nur ein äußeres Folgeverhältnis ohne innere Abhängigkeit und Hervorbringung annimmt. Goßmann sprach dies erst neulich also aus: „Das allgemeine Causalgesetz besagt, daß wir bei allen Erscheinungen nach speziellen Causalgesetzen fragen können, d. h. daß jede Erscheinung mit Notwendigkeit auf vorhergehende folgt; wir sind genötigt, dies anzunehmen; es ist uns nicht möglich, anders zu denken. Ferner sind wir genötigt, ebenso wie Raum und Zeit, auch die Causalreihe als unendlich zu denken." (Beilage der Allg. Ztg. 1898, 251.)

Diese Auffassung des Causalgesetzes macht es zu einer fatalistischen Denknotwendigkeit, die zur Erklärung der Wirklichkeit gar nichts nützt. Wenn das Causalgesetz nur die stete Forderung eines *Früheren* in der Kette der Folgeverhältnisse ist, dann sind wir nicht einmal berechtigt, die Außenwelt als Thatsache anzunehmen. Diese Annahme ist nur begründet, wenn die innere Thatsache unserer Empfindungsvorstellungen nicht bloß als etwas zu denken ist, was auf etwas Vorhergehendes regelmäßig folgt, sondern was infolge *bedeutungsvoller Wirksamkeit* auf Vorhergehendes folgt. Die Forderung der un-

Digitized by Google

endlichen Ursachenreihe ist nur soweit berechtigt, bis eine Ursache gefunden ist, welche zunächst die Wirkung in ihrem gesamten Umfang, aber auch sich selber nach Dasein und Wesen vollkommen erklärt, so daß das Fragen nach einer weitern Ursache nicht mehr berechtigt ist. Die erste Ursache muß in sich selber die positive Erfüllung des Causalgesetzes sein und für sich selber vollkommen leisten, was das Causalgesetz im Namen der innern Vernünftigkeit von allem fordert, was als seiend angenommen werden soll und muß.

Die unendliche Reihe führt über die Kategorie des Rein-Thatsächlichen nicht hinaus. Einen hinreichenden Erklärungsgrund fordert das Causalgesetz, nicht die endlose Häufung des Erklärungsbedürftigen. Die Vermehrung der Rätsel ins Unendliche kann nicht als die Lösung der Rätsel gelten. Es bedarf eines Früheren, das nicht bloß Vorangehendes, sondern vielmehr Umfassendes und Enthaltendes ist, das nicht bloß ein Glied in der Kette, sondern der Halt und Erklärungsgrund für die ganze Kette ist mit all ihren Gliedern sowie deren gesetzmäßigen Zusammenhang als fest verknüpfte Kette von Ursachen und Wirkungen. Wie groß die Zahl der Glieder ist, ob endlich oder unendlich, thut der Notwendigkeit eines hinreichenden Erklärungsgrundes keinen Eintrag. Es bedarf eines Ersten, nicht im zeitlichen Sinn, der wirklich der Erste ist, weil er seinem ganzen inneren Wesen nach keines Früheren bedarf, weil er eben in sich selber steht, weil er wirklich die Befähigung zur Ur-Sache aufweist, indem er die gesamte Kette des Zeitlichen verknüpft, trägt und umfaßt, und sich selber nach Wesen und Dasein vollkommen erklärt.

Der Schöpfungsbegriff trägt nicht die Schuld daran, wenn Naturforscher und Philosophen sich darunter eine äußerliche, mechanische, handwerksmäßige Verursachung vorstellen, die den Anforderungen der Vernunft nicht genügt, weil diese eine volle und hinreichende Erklärung der Thatsächlichkeit fordert. Indem Naturwissenschaft und Philosophie dazu gekommen sind, den Schöpfungsbegriff deswegen zu verwerfen, weil er bei einer äußerlichen, mechanischen, handwerksmäßigen Verursachung stehen bleibe, sprechen beide damit den Grundsatz aus, daß eine äußere Verursachung keine hinreichende Erklärung biete, daß vielmehr eine innere und von innen heraus erfolgende Ursächlichkeit gesucht werden müsse.

In dem Rahmen dieser Ausführung ist es nicht möglich, auf die Frage näher einzugehen, ob die Entwicklungslehre hinsichtlich der irdischen Lebewesen durch naturwissenschaftliche Erfahrungsthatsachen hinreichend begründet sei und wie weit diese Begründung reiche? Auch darüber treten wir in keine Erörterung ein, ob die von der Selectionstheorie und andererseits von der Abstammungslehre angegebenen Prinzipien für die naturwissenschaftliche Aufgabe ausreichen.

Die Absicht dieses Aufsatzes geht nicht dahin, die naturwissenschaftliche Annahme einer natürlichen Weltentwicklung zu bestreiten, sondern auf die Beantwortung der Frage, ob dadurch die christliche Lehre von der göttlichen Weltschöpfung irgendwie entbehrlich geworden sei?

Digitized by Google

Nur das sei hervorgehoben, daß die Faktoren, mit denen die Entwicklungslehre arbeitet, nicht mechanische Notwendigkeiten sind, sondern innere Wesensanlagen von höchst organischer Natur, von innen wirkende, ganz bestimmt gerichtete Bildungskräfte. Anpassung und Vererbung sind nichts weniger als mechanische Ursächlichkeiten. Die Bildung neuer Mittelpunkte in dem strukturlosen Lebensstoff ist in keiner Weise als mechanisch-notwendiger Vorgang verständlich. Die Ernährung der Lebewesen ist gewiß eine Urform der Anpassung oder Umbildung: aber wird dadurch die Anpassung als ein mechanischer Vorgang dargethan? Zeigt sich in dem Nahrungsprozeß nicht gerade die Selbstständigkeit des Lebewesens gegenüber dem umgebenden Stoff? Die Aneignung durch Auswahl und Umwandlung geht vom Lebewesen aus: die umbildende Kraft der Nahrung ist nicht so groß, daß sie aufhörte, Material für die Verwirklichung des Artgedankens zu sein.

Uebrigens ist das Leben der organischen Naturwesen gerade von der Biologie als ein Prozeß nachgewiesen worden, der das gerade Gegenteil von mechanischem Geschehen ist, nämlich fortgesetzte Umwandlung von Kraft in Form, von Funktion in Organisation, von physiologischer Thätigkeit in substantielle, morphologische Einrichtungen, von Ernährungsthätigkeit in einen Leib mit Ernährungsorganen. Das Leben ist nicht die Folge vom Zusammenfinden der Stoffe, sondern es ist selbst maßgebende Ursache und überlegene Selbständigkeit. Das Leben schafft sich selbst sein Wesen: es nimmt gerade dadurch seinen Anfang, daß es aus der unterschiedslosen Struktur durch die Schaffung neuer Mittelpunkte und durch Zellenspaltung zur Organisation oder Wesensbildung hindrängt. Mechanisch war jene Auffassung des Lebens, die nach einem Sitz der Seele im Leibe fragte: eine ähnliche Anschauung, wie jene, welche die Unterlage (Substanz) als Erstes denken muß, um das Wirken und die bestimmten Wirkungskräfte gewissermaßen als Zweites dazu zu fügen.

Der Anspruch, eine rein mechanische Welterklärung zu sein, hindert die Entwicklungslehre nicht, sogar den Zweck als Erklärungsgrund anzurufen, obgleich er doch an sich etwas Unwirksames ist, außer wenn er von einem denkenden und sich selbst bestimmenden Geiste zur Geltung gebracht wird. — So sagt uns der darwinistische Verfasser obiger Schrift: „Streng den Gesetzen der Anpassung folgend, traten die Umbildungen erst dann in die Erscheinung, wenn die äußeren Existenzbedingungen dazu gegeben waren. Dann mußte diese Umbildung eintreten, weil das Endziel dieser Umbildungen eben das Leben war, wie das Endziel dieses Lebens, also des ersten Keimes, wiederum die Frucht ist: das Endziel aller Ziele aber endet in der Unendlichkeit!" Die Grundlehren der Naturreligion. pag. 51.

Wir sehen hier ganz davon ab, daß der Ursprung des Lebens, der Empfindung, des Geistes mit Vernunft und Sittlichkeit in jeder Hinsicht eine ganz unerklärte Thatsache, aber höchst erklärungsbedürftige Thatsache ist, welche bei

Digitized by Google

der Durchführung des Entwicklungsgedankens nicht als untergeordnet behandelt werden darf.

Vorausgesetzt, die ganze gegenwärtige Weltgestaltung lasse sich als das notwendige Ergebnis mechanischer Notwendigkeiten darthun, so bliebe immer noch die allesumfassende Frage zu beantworten übrig: Wie erklärt sich die eigentümliche Anlage und Bestimmtheit des Urstoffs? Wie erklärt sich das Vorhandensein oder Entstehen jener ursprünglichen Unterschiede oder Gegensätze in der Wesensbestimmtheit und Wirkungsweise, oder in der räumlichen Anordnung, Ausbreitung und Verteilung, welche zum Spiel der mechanischen Kräfte und dadurch zur Weltentwicklung führte? Die zwei *entgegengesetzten* Kräfte der Anziehung und der Abstoßung werden vorausgesetzt. — Die Worte: ewig, unendlich, notwendig sind noch keine Erklärung: sie sind zwar von der ersten Ur-Sache auszusagen, aber auch aus ihrem *inneren* Wesen zu *begründen*, und zwar durch den Nachweis, daß ihr diese Eigenschaften mit *innerm* Recht, nicht bloß durch Machtspruch beigelegt werden.

In der Urmaterie muß eine ganz *bestimmte* Wesensanlage und Wirkungsweise angenommen werden: wie ist diese Bestimmtheit zu erklären? Es muß ferner eine Verschiedenartigkeit angenommen werden: sonst kommt es zu keiner Veränderung. Es muß eine derartige Richtung in der Uranlage des Stoffes angenommen werden, daß sich aus ihr die Tendenz der möglichsten Selbstbehauptung gegenüber allen Umgebungsverhältnissen ableiten und verstehen läßt, und zwar in dem Maße, daß die Anpassung und Abänderung des eigenen Wesensbestandes, sowie die Vererbung und Erneuerung der erworbenen Vorzüge als die selbstverständlichen Mittel dieser Selbstbehauptung ersichtlich werden.

Das ist nicht bloß ebensoviel, sondern viel mehr als die Aufgabe, für den gegenwärtigen Reichtum der Weltgestaltung den hinreichenden Erklärungsgrund zu suchen! Leichter scheint es, einen ausgewachsenen Baum von bestimmter Art herzustellen, als ein Samenkorn, aus dem sich dieser Baum durch lebendiges Wachstum entwickeln soll.

Die Entwicklungslehre führt uns also nicht von der Notwendigkeit einer Schöpfungsannahme weg, sondern gerade zu ihr *hin*. Alle Voraussetzungen, deren die Entwicklungslehre bedarf, und alle Kräfte, mit denen sie arbeitet, sind nichts weniger als aus sich selbst verständlich: sie fordern für sich selber einen hinreichenden Erklärungsgrund. Ist derselbe anderswo als bei der freien Schöpfungsthat zu finden?

Allein verzichten wir nicht auf jedes wissenschaftliche Verständnis der Weltthatsache, wenn wir eine freie *Schöpfungsthat* Gottes annehmen? Dürfen wir ohne Preisgabe unserer Vernunft den Sprung ins Dunkle thun und die Willkür, das Gegenteil des Gesetzes, den reinen Geist, das Gegenteil des Stoffes, als den Erklärungsgrund der Welt annehmen?

Spicker findet vor allem eine unüberwindliche Schwierigkeit darin, daß die Schöpfung *aus Nichts* erfolgen solle. Seine Spekulationen über das

Digitized by Google

Nichts sind indes durchaus überflüssig: ich gebe ihm vollkommen zu, daß das Nichts sich in keiner Weise zum Erklärungsgrund eigne, nicht einmal für das Uebel und das Böse. Das Mißverständnis hinsichtlich des Ausdrucks „aus Nichts" ist weitverbreitet, und ist zunächst veranlaßt dadurch, daß der Schöpfungsbegriff formell rein negativ bestimmt wird, nicht positiv durch Hervorhebung der Kräfte, mittels deren die Erschaffung vollzogen wird. Dazu kommt, daß die Scholastik in der That mit Augustin das Nichts als den Erklärungsgrund für das Böse geltend machte.

Die Erschaffung aus Nichts bedeutet, daß die innere Kraft des göttlichen Geistes vollkommen genügt, um die Welt nach ihrem ganzen Wesensinhalt und ihrer ganzen Thatsächlichkeit hervorzubringen. Diese innere Kraft des Schöpfers ist sein Denken und Wollen: sein Denken ist gestaltende, erfinderische Bestimmung des inhaltlichen Wesens der Dinge, sowie ihrer ganzen Naturbeschaffenheit mit Kräften, Eigenschaften und Beziehungen. Dadurch wird begründet und erklärt, was die Dinge sind. Das Wollen des Schöpfers giebt den so gedachten und bestimmten Wesensbildern das Dasein, die Daseinskraft und eigene Wirksamkeit, kurz, ihre Wirklichkeit und Thatsächlichkeit, Individualität und Persönlichkeit. Dadurch wird begründet und erklärt, daß und wie alle Dinge sind und wirken, wie sie in natürlicher und lebendiger Entwicklung werden und wachsen.

Damit ist der gesamte Thatbestand der zu erklärenden Wirklichkeit erschöpft: es bleibt kein Rückstand. Schöpfung aus Nichts heißt: die Dinge nach ihrem ganzen Thatbestand, inhaltlich und thatsächlich, durch das innere Denken und Wollen verursachen oder hervorbringen: ohne eine Voraussetzung realer oder idealer Art, ohne Vorbild, ohne Werkzeug, ohne Mittel, ohne Mitwirkung.

Hätte Spicker beachtet, was die christliche Spekulation über die Bedeutung des Logos und des heil. Geistes für die Weltschöpfung seit den Alexandrinern ausgeführt hat, so würde er erkannt haben, daß der biblische Schöpfungsbegriff die ausschließliche Ursächlichkeit durch Denken und Wollen bedeutet.

Doch — der Begriff des reinen Geistes ist ein zweiter Anstoß für das philosophische Denken. Dazu die unendliche Kluft und der absolute Gegensatz zwischen dem reinen Geist und dem ungeistigen Stoff.

Wenn der Begriff des reinen Geistes als Denknotwendigkeit nachweisbar ist, und zwar als die unentbehrliche Voraussetzung für die Weltthatsache, dann ist dessen Dasein unzweifelhaft wahr. Hinsichtlich der Erde und ihrer Beziehung zur Sonne war niemals eine ähnliche Denknotwendigkeit vorhanden, und soweit sie infolge des Mangels höherer und richtiger Gesichtspunkte vorhanden war, wurde sie später als unhaltbar nachgewiesen. Beruht übrigens die Annahme, daß die Sonne der Mittelpunkt der Erdbewegung sei, auf etwas anderem als einer Denknotwendigkeit?

Die unendliche Kluft zwischen dem reinen Geiste und der Materie besteht nicht.× Der Stoff ist nichts anderes als wirkende Kraft, und

× [illegible]

Digitized by Google

zwar gleichmäßig in bestimmter Richtung wirkende Kraft. Im Vergleich zu dieser ständigen und gleichmäßig wirkenden Kraft oder Vereinigung von Kräften werden jene Kraftwirkungen mehr als Eigenschaften des Stoffes betrachtet, welche nicht ständig und gleichmäßig wirksam sind, sondern nur unter besonderen Bedingungen. Nach Abzug alles dessen, was an den Körpern ständige oder zeitweilige Kraft und Kraftwirkung ist, bleibt keine Unterlage übrig, die man als kraftlosen Stoff in absoluten Gegensatz zum reinen Geiste bringen könnte.

Materiell, stofflich, körperlich sind *jene* Kräfte und Kraftwirkungen, die äußere Veränderungen zur gesetzmäßigen Folge haben, und zwar ohne ihre eigene Selbstbestimmung. Das Naturwirken ist durchaus *bestimmt* und in keiner Weise selbstbestimmend. Was Selbstbestimmung hat und auf Grund der Selbstbestimmung in Wirksamkeit tritt, ist geistig. In der Selbstbestimmung findet auch Rindfleisch den höchsten Erklärungsgrund: nur glaubt er die Selbstbewegung dem Urstoff beilegen zu können. Allein Stoff, der sich selbst bestimmt und bewegt, ist eben kein Stoff mehr, sondern *Geist*. cf. l. c. 17. 8.

Der reine Geist ist derjenige, an dem alles, was er ist und wirkt, Inhalt seiner Selbstbestimmung ist, der also durch und durch wesenhafte Weisheit und Heiligkeit ist. Der geschaffene Geist ist bestimmte Naturanlage, aber in seiner Bethätigung zur Selbstbestimmung befähigt.

Der Stoff findet sich nicht unmittelbar als Wahrnehmungsgegenstand vor, sondern nur in den sinnlichen Empfindungsformen unseres Bewußtseins oder unserer Seele. Der Ort, wo sich der *Raum* ausbreitet, auch der unermeßlich weite Himmelsraum, ist unsere innere Vorstellung. Aus unserem Innern entnehmen wir die Idee der *Zeit*, des Nacheinander und Auseinander. Das, was wir Körper nennen, ist nur die Zusammenfassung der Empfindungsformen unserer Sinne. Unmittelbar ist uns nicht die Körperwelt gegeben, sondern nur die Vorgänge und der Inhalt unseres *inneren* Seelenlebens.

Was ein solches *Innere* hat, wie wir, daß darin Vergegenwärtigung und Wertempfindung aller Dinge vor sich gehen kann, eine Stätte der Aneignung und Beurteilung, Begierde und Hingebung, das ist *beseelt*. Die Seele ist Geist, wenn sie sich um der Wahrheit und Vollkommenheit selber mit den Dingen innerlich beschäftigen kann. — Stoff, Materie, Körper ist dasjenige, was nur Gegenstand der innerlichen Vergegenwärtigung und Wertempfindung werden kann, aber selbst kein Inneres hat, in dem eine solche Aufnahme zur Erkenntnis und Liebe, zur Beurteilung und Verwertung stattfinden könnte. Der Stoff ist also nicht reiner Gegensatz zum Geiste, sondern jener Gegenstand der innerlichen Bethätigung, der selber *nicht* befähigt ist zur innerlichen Aufnahme von *Gegenständen* der Erkenntnis und Wertschätzung.

Der *Stoff* ist *wirksam* nur insofern er dazu bestimmt ist und bestimmt wird; er bedarf demnach des Geistes als der Ursache, welche auf Grund von Selbstbestimmung in Thätigkeit tritt. Der reine Geist ist vollkommene oder wesenhafte Selbstbestimmtheit des Seins und Wirkens. Folglich weist der

Digitized by Google

Stoff in gerader Linie auf den Geist, und zwar auf den reinen Geist, auf Gott, als die einzig hinreichende Ursache seiner eigenen Bestimmtheit in Wesen und Wirken zurück.

Die Kräfte, wodurch der schöpferische Geist bestimmend wirkt, sind naturgemäß Denken und Wollen: denkendes Erfinden und wollendes Bewirken.

Die Materie ist demnach gewissermaßen der Niederschlag des schöpferischen Denkens und Wollens: das, was durch Denken gestaltet und bestimmt ist, aber selbst nicht denken und erkennen kann, was der Innerlichkeit entbehrt; das, was nur kraft höheren Willens besteht und wirkt, aber selbst nicht fühlen und begehren kann.

Die Frage braucht gar nicht gestellt zu werden: *Wie* bewegt Gott die Materie? — Der Schöpfer tritt nicht von *außen* an den Stoff heran, sondern gestaltet ihn denkend und giebt ihm von innen durch sein Wollen Dasein und Kraft. Der Gedanke des Schöpfers ist Same und Gesetz der kraftvollen Entwicklung, in welcher der Stoff und die Natur überhaupt ihr Dasein und Wesen räumlich und zeitlich durchführt: — in ihrer Richtung durch das schöpferische Denken nicht bloß bestimmt, sondern ganz und gar geartet und beschaffen, in ihrer Kraft und Wirksamkeit gewissermaßen ein Ausfluß des göttlichen Willens, der in und durch alles wirksam ist, was irgendwie wirksam ist, und doch den Quellgrund seines Wesens und Könnens nicht in der eigenen Selbstbestimmung hat. Der schöpferische Weltgedanke und Weltwille des reinen Geistes ist der Same und Kraftquell aller zeitlichen Entwicklung.

Allein wird nicht die *Willkür* durch die Schöpfungsthat als *Weltgrund* angenommen? Wie kann man aber die Ordnung und Gesetzmäßigkeit aus der *Willkür* ableiten?

Der Wille ist Freiheit, aber nicht Willkür. Der *Wille des reinen Geistes* ist hinsichtlich der Welt durchaus freie Selbstbestimmung, aber auf Grund *innerer* Würdigung. Der Wille des reinen Geistes für sich ist Verwirklichung der Vollkommenheit, die Allmacht des Guten und die Kraftbethätigung der Wahrheit. Die Willkür kann nur in jener Lebenssphäre vorkommen, wo der Geist sich aus Schwäche vor der thatkräftigen Selbstbestimmung scheut und sich dem Spiel der auf ihn einwirkenden Eindrücke überläßt. *Willkür* ist der *Gegensatz* zur *Selbstbestimmung*, also zum reinen Geiste.

Die Naturwelt ist eine Verkörperung der schöpferischen Gedanken, die in ihnen gewissermaßen gegenständlich geworden sind. Die Natur ist versteinerte Wahrheit, verkörperte Weisheit. Das geistige Leben in diesem Gedanken ist die Triebkraft ihrer eigenen Entwicklung.

Damit ist auch die Frage beantwortet: Welcher *Beweggrund* den Schöpfer veranlassen konnte, nicht nur Geister, sondern eine Welt der Stofflichkeit hervorzubringen? — Als Buch der Weisheit für den menschlichen Geist, — damit er in diesem Buch durch eigene Anstrengung zu lesen lerne, damit er die Gedanken und Gesetze der Schöpfung ergründe, und in der Ueberwindung der

Digitized by Google

Schwierigkeiten, mit denen die Rückübersetzung der Naturwelt in lichte Gedankenbilder und einen lebendigen, durchsichtigen Gedankenzusammenhang verbunden ist, zur höchsten Kraftentfaltung und Selbstthätigkeit der Erkenntnis und Wahrheitsliebe gelange. Entwicklung der Anlagen zu voller Kraftentfaltung! lautet auch da der Zweck der Schöpfung; aber ohne Erschaffung keine Entwicklung!

Nicht die Seligkeit ist schlechthin der Endzweck der Geisterwelt: sondern Seligkeit als Frucht der inneren, geistig-sittlichen Vollendung. Zuerst Heiligkeit und geistige Vollkommenheit, vollentwickelte Thatkraft und Selbstbestimmung: dann erst Beseligung, und zwar jene reine Beseligung, wie sie ohne weichliche Wollust aus der lebendigen Thatkraft quillt. Erst Kraft, dann Lust!

Wenn die höchste Kraftentfaltung des selbstthätigen Geisteslebens das wahre Gut ist, so ist alles ein Gut, was die Kraftentfaltung des geistigen Lebens steigert und befördert. Wie viele Uebel müssen unter diesem Gesichtspunkt als wertvolle Güter gelten?

Trügerisches Vorurteil ist demnach die unendliche Kluft zwischen Stoff und Geist: der Stoff ist vielmehr durchaus ein gedankliches Element, gegenständliche Erscheinung der Wahrheit, nur unfähig, selbst die Wahrheit innerlich zu erfassen; der Stoff ist dem Willen verwandt als in bestimmter Richtung wirkende Kraft: aber nur vermöge der in ihm niedergelegten Bestimmtheit, nicht kraft innerer Selbstbestimmung wie der Wille.

Seiner ganzen Natur zufolge verrät der Stoff seinen Ursprung aus dem Denken und Wollen des Geistes, und zwar des reinen, nur von sich selbst bestimmten Geistes.

Nicht minder ist die Entwicklung der Welt im Sinne der naturwissenschaftlichen Entwicklungslehre ganz und gar auf gedankliche Elemente gegründet, die nur als Ausfluß und Fortsetzung eines geistigen Denkens und Wollens verständlich sind.

Die Bestimmtheit der Uranlage im Urstoff ist das Erste dieser gedanklichen Elemente, das auf die bestimmende und gestaltende Denkthätigkeit als einzig hinreichenden Erklärungsgrund zurückweist. Das Zweite ist die Verschiedenheit der Wesensanlagen und der Wirkungsweisen: ohne bestimmte und verschiedenartige Ausstattung des Urstoffes könnte es nie zu einer Entwicklung kommen. Die Verteilung und Anordnung der Materie im Raume ist ebenso bedeutsam, wenn eine fruchtbare Entwicklung in irgend einer bestimmten Richtung in Fluß kommen soll. Der Begriff der Selbstbehauptung in schwierigen Umständen, die sich als Abänderungsfähigkeit und Umbildungskraft bekundet, setzt das Vorhandensein irgend eines allgemein gültigen Gattungsgedankens voraus, der Festigkeit im Wechsel begründet und unter allen Umständen irgendwie verwirklicht werden soll. Wenn auch das Bedürfnis zur Umbildung nicht empfunden wird, wenn das Streben nach Befestigung, Fortpflanzung und Erneuerung in ähnlichen oder existenzfähigeren Wesen nicht be-

Digitized by Google

wußt ist, so sind doch alle diese Faktoren vorhanden und nur als Fortsetzungen eines in ihnen wirksamen Willens verständlich.

Wenn man die Naturwirklichkeit und die in ihrer Entwicklungsgeschichte wirksamen Kräfte in ihre Urelemente zerlegt, so erweisen sich diese als Gebilde eines gestaltenden Denkens und eines bestimmenden Willens. Bestimmtheit und Unterschiede, allgemeingültige Bildungsformen und Gestaltungsgesetze, festbehauptete Richtungen und aufwärts gehende Wirkungen sind unbegreifliche Rätsel, wenn sie nicht getragen und geschaffen, durchdrungen und beseelt sind von dem alles bestimmenden Gedanken und Willen des Schöpfers. Dazu kommt ein Weiteres: die ganze Entwicklung führt und dient zur Vorbereitung des geistigen Lebens im Menschen, zur inneren Erkenntnis und Wertung der ganzen Wirklichkeit: dadurch ist der geistige, schöpferische Ursprung der ganzen Entwicklung noch deutlicher dargethan.

Es besteht demnach kein Gegensatz zwischen der Erschaffung durch freie Gottesthat und der natürlichen Entwicklung im Sinn der empirischen Entwicklungslehre: die natürliche Entwicklung des Kosmos fordert vielmehr selber als unentbehrlichen Quellgrund den gesetzgebenden Gedanken und den kraftvoll fortwirkenden Willen des göttlichen Geistes, der allein ganz und gar durch sich selber bestimmt und darum allein über alle Entwicklung erhaben ist.

Also Entwicklung auf Grund der Schöpfung!

Digitized by Google

Ruhm!

Von

Madame Alphonse Daudet.

Einzig autorisierte Uebersetzung von **U. Fricke.**

In früher Kindheit hörte ich gar viel von Ruhm sprechen. Es war in einem großen, warmen, sehr warmen Zimmer, einem Krankenzimmer. Hier lebte der Erzähler, ein schöner Greis von hoher Gestalt, mit schneeweißem Haar, unbeweglich an seinen Lehnstuhl gefesselt, von Teppichen und Polstern umgeben und dazu verurteilt, niemals mehr die frische, freie Luft von draußen zu atmen, niemals mehr einen Schritt ohne Stütze zu thun. Er entschädigte sich dafür durch Erzählung seiner Soldatenerlebnisse. So klein ich war, machten die Monotonie dieser ruhigen Stimme, dieser sich immer wiederholenden Abenteuer, und die Traurigkeit der Umgebung doch tiefen Eindruck auf mich. Ein balkendurchzogener Plafond — denn es war ein altes Gebäude — gewölbte Korridore, in denen der Lärm der langsam, unaufhörlich die Treppen auf- und niedersteigenden Schritte dumpf wiederhallte; hinter den hohen Fenstern mit den grünen Scheiben breite, gepflasterte Höfe, auf denen überall, außer auf den von einem Thor zum andern führenden Wegen, das Gras hervorsproßte ... Während ich, die Stirn an die Scheiben gedrückt, mich damit zu unterhalten suchte, einen mit Broten und Schüsseln beladenen Alten zu beobachten und über einem, gegen andere ebenso stille Höfe sich öffnenden Portale die Worte „Cour du Nord" zu buchstabieren, vernahm ich hinter mir im Zimmer einen langen Schlachtenbericht.

Schnee, viel Schnee, erstarrte Grenadiere, tote Pferde, Schlitten, Flöße, ein gefrorener Fluß, eine einstürzende Brücke ... Das ist alles, was mein kindliches Gedächtnis von dem Rückzug aus Rußland bewahrt hat, und dieses wenige ist mir unzertrennlich von dem Stadtthor, das so traurig und so kalt zu durchschreiten im rauhen Wind, unter dem schwarzen und tiefen Himmel der Pariser Sonntage...

Digitized by Google

Wie lange Stunden habe ich, auf meinem niedrigen Schemel kauernd, damit zugebracht, den Berichten des alten Onkels zu lauschen! Wie die Kinder in ihrem kleinen, phantastischen Gehirn sich von allem und jedem ein Bild zu machen pflegen, erschien mir diese ganze glorreiche Epoche zuweilen wie ein großes Schlachtfeld, auf dem alle Könige der Welt in ihren Purpurmänteln umherwandelten. Und in dem bescheidenen Rahmen dieses Krankenzimmers defilierte die ganze ruhmvolle Herrlichkeit des ersten Kaiserreiches, von den Krönungsfeierlichkeiten mit ihren goldenen Karossen, ihren Fahnen und der Pracht der Kostüme, bis zu dem Abschied in Fontainebleau, dem Uebergang über den St. Bernhard mit den wehenden Mänteln und den stürmenden Pferden; die Apotheose der Schlachtfelder und die toten Helden, die, brüderlich verschlungen, von ferne, in eine Wolke von Pulver und Dampf gehüllt, die Entwicklung des blutigen Durcheinander beobachteten. Natürlich fehlten auch die Marschälle nicht, alle, alle waren sie da! Welcher Reichtum an Federn, Stickereien und Titeln! Und jeder hatte wenigstens zwei Namen: Berthier, Fürst von Wagram! Ney, Herzog von Elchingen! Das Haupt stolz erhoben, mit befehlgewohntem Munde umstanden sie den Lehnstuhl ihres alten Soldaten; und alle diese halb in Staub zerfallene Größe gedämpft durch die Atmosphäre des mit Andenken angefüllten Raumes, durch die bescheidene Behaglichkeit eines aus Ehrenkreuzen und Jahrespension gewobenen Daseins. Durch Glasstürze geschützte Vasen, schöne Trauben aus schwarzen, durchsichtigen und gebrechlichen Glasperlen, gemalte Blumen, verblaßte, abgenutzte Stickereien, das mühevolle Werk alter, zitternder, mit Netzhandschuhen bekleideter Frauenhände, welche ihr Leben bis in die letzten Stunden mit dem Zählen der Fäden ausgefüllt hatten. Jeder kleinste Gegenstand war hier ein Andenken aus fernen Ländern, längstvergangenen Zeiten: Rosenkränze in Rom von einem besiegten Papst geweiht, aus Spanien stammende Reliquien. Und wiederum lange Schlachtenberichte; Verrat, Hinterlist, Frauen, Kinder, Priester, alle die unkriegerischen Massen gegen den Sieger entfesselt, und inmitten der Erzählung ein brüskes, spanisches Wort, gleich einer Pistolensalve oder dem barschen „Wer da?"

Und war ich müde von all dem Schlachtengetümmel, all den Marschällen, dann unterhielt ich mich mit der Betrachtung eines alten, sehr großen Ofenschirms aus gemaltem Papier, welcher die Nische einer vermauerten Thür verdeckte. Das Bild war naiv wie die Farben: an eine mit Weinlaub umsponnene, sonnenbeschienene Mauer gelehnt, sitzt bettelnd ein armer, gebrechlicher Greis. Vor ihm liegt die Landstraße, und hinter ihm, unter einer großen Ulme, der die Schnittlinien des Papiers einige Zweige geraubt, erscheint ein junger Mann, der am Ende seines Stockes ein Bündel trägt. Er bleibt stehen, sucht in seinen Taschen und betrachtet erstaunt den armen Alten. Gar oft habe ich mir die Bedeutung des Bildes erklären lassen. Es stellte die Heimkehr des Soldaten dar. Nach beendeter Dienstzeit kehrt er zurück. Doch seine Hütte ist verkauft, seine Mutter tot, und in der vertrauten Sonne seiner Heimat findet er seinen

Digitized by Google

alten Vater hilflos, blind, auf den Straßen bettelnd. Diese einfache Geschichte hat mich stets tief gerührt, — in ihr lag, wenn ich es jetzt bedenke, die ganze Moral dieser langen Berichte, die mich so oft in Halbschlaf gewiegt.

Ja, das ist der Ruhm, aus der Nähe betrachtet! Wenn wir sonntags auf dem Weg zum alten Onkel diese prachtvollen Brücken mit den Namen der großen Siege überschritten, auf denen die aus Erz gegossenen Pferde wie in der Schlacht sich bäumen, die große, am Eingang von Kanonen bewachte Esplanade betraten, den Dom mit der goldenen Kuppel und vor dem Hauptportal das Reiterbild Ludwigs des Großen sahen, erschien der Ruhm mir als etwas Blendendes, Herrliches, Gigantisches.

In der Stille des alten Zimmers aber schmolz er zu einer Legende zusammen, wie die alten Leute sie in ihrer Erinnerung bewahren: zu einer Reihenfolge monotoner Berichte, melancholisch und traurig wie die „Heimkehr des Soldaten"!

Mahnung.

Laß ruh'n das süß' und bittre Leid,
Die Geister der Vergangenheit!
Den alten Gräbern gönne Ruh':
Die Liebe Gottes deckt sie zu.

Laß auch die Sorge nicht empor,
Die rüttelt an der Zukunft Thor!
Auf Gott vertrau'! Er kennt die Zeit
Und öffnet sie dem Glauben weit.

Durch jeden Augenblick allein
Blickst du in Gottes Aug' hinein!
Treu sei der Gegenwart geweiht
Dein Hoffen auf die Ewigkeit.

Hans Paul Frhr. v. Wolzogen.

Digitized by Google

Das große Herz.

Ein großes Herz bedarf die Zeit, um in der Glaubenskraft
Aus ihrer Schwäche zu erstehn in neuer Ritterschaft
Des heil'gen Geist's der Liebe, der nicht aus Lignem lebt
Und über dunkler Lüge Flut, als heller Lichtstrahl schwebt, —
Ein großes Herz, das Alles weiß, weil's Alles hat gelitten,
Das mit der Welt Engherzigkeit den Todeskampf gestritten,
Das unterm Druck der Sklaverei und Knechtung der Gewissen
Geseufzt, geblutet tausendfach und Wunden sich gerissen; —
Ein reines Herz, das sehnsuchtsvoll den todeseis'gen Banden
Der Selbstsucht läuternd sich entwand, ein Herz, das auferstanden,
Das über all dem Streit und Trug, der sich ihm offenbarte,
Den Glauben an das Göttliche im Menschen sich bewahrte; --
Das trotz des Wissens unsrer Zeit in seinem eitlen Nichts
Die Hoffnung auf die Zukunft nicht sich rauben ließ des Lichts;
Das über teure Leichen weg, im Lebenskampf erschlagen,
Des Friedenshimmels tröstend Blau im Osten fern sieht tagen —
Und aus dem Tod des Weizenkorns des Lebens Hoffnungsgarben
Mit Seherblick erstehen sieht in goldner Ernte Farben. —
O Herz, pocht schon dein warmer Puls wo in der Welt verborgen,
Erwartend nur aus böser Zeit den Auferstehungsmorgen,
Dem Türmer auf der Warte gleich, der mit dem Falkenblicke
Der Zukunft Horizont umfaßt von seiner Wolkenbrücke?
Schau vorwärts, wie einst der Prophet von seines Karmels Spitze —:
Noch ist es Nacht! — doch übers Meer schon wetterleuchten Blitze.
Noch ist verschmachtend dürre Zeit, ein Bann ruht auf dem Volke,
Doch aus der Höhe handbreitgroß senkt sich die Wetterwolke,
Gußregen spendend, den das Herz in seliger Bewahrung
In seines Schoßes Tiefen birgt, — den Strom der Offenbarung. —
Der Herr vergißt die Seinen nicht, die thöricht und vermessen
So oft die eignen Wege gehn und Seiner fast vergessen.

Digitized by Google

Er aber thront, der Weltregent, hoch über Menschenhirnen,
Dort überm Sternendom der Welt, den wandelnden Gestirnen. —
Der Ocean stöhnt vor seinem Hauch und die Gebirge beben,
Doch der Gerechte darf in Ihm froh seines Glaubens leben.
Im freien Herzen spiegelt sich, das einsam stille Pfade
Zur Höhe steigt, ein Widerschein der Sonne seiner Gnade.
Dort, wo der Blitz so nah, und tief die Wolken niederhangen
Wird in der Beugung des Gebets — der neue Geist empfangen.
Dem Lärm und Kampf der Welt entrückt, die kalt und ohn' Erbarmen
Das Herz zertritt, ruht es sich hier so ganz in Gottes Armen.
Dann kommt der Tag, der Himmel glänzt, — die Wolken sind verzogen,
Und über Meer und Walde steht des Friedenslichtes Bogen.
In Moder sank ein Weltgeschlecht mit alternder Gebärde,
Von Erde war's und redete vergänglich von der Erde.
Es lag an satter Weisheit krank, auf breiter Bildung Kissen
Und schlief den schnöden Leichenschlaf des Todes im Gewissen.
An seines Wahnsinns Dünkel stirbt's in seiner Selbstsucht Starrheit,
Verfallend dem Apostelwort vom Fluch der eignen Narrheit, —
Es weiß die Zeichen sich der Zeit am Himmel nicht zu deuten,
Mit eisernem Cohortenschritt hört's das Verhängnis schreiten.
Im Osten tagt das Morgenrot der nahenden Erlösung:
Es schaut nur grausig schillernde Pestfarbe der Verwesung.
Und abwärts taumelnd erdgewandt, des grimmen Staubes Beute, —
Ihm wandelt Osterglockenton sich dumpf in Grabgeläute! . . .
Ein neu Geschlecht entsteigt der Gruft — das Alte ist vergangen —
Erwürgend in der Wiege schon der Lüge Riesenschlangen.
Es wirft die Scholle hinter sich, das dunkle Bild der Tücke,
Und schwingt sich gläubig auf zum Licht mit jungfräulichem Blicke!
Ein neuer Odem weht durchs Land, Duft wie von Ernteſegen
Haucht aus dem Ackerfeld der Welt dem Säemann entgegen.
Ein Fragen nach der Wahrheit will nicht mehr zur Ruhe kommen,
Und von den Häuptern ist der Fluch der dürren Zeit genommen! —
Nun zeuge, Herz, von dem, was dort dein Gott dir gab zu lesen,
Nur in dem neuen Geist aus Gott — wird auch die Welt genesen!

Carl Hunnius.

Digitized by Google

François Coppées Bekehrung.

Der „neue Geist“ weht durch Frankreich. Eine Reaktion macht sich bemerkbar gegen den blöden Atheismus, der die Prozessionen verbot, die frommen Schwestern an Unterricht und Pflege hinderte, die Kreuze von den öffentlichen Gebäuden herunterriß, das Wort „Gott“ aus den Schulbüchern tilgte, die Namen der Heiligen aus den Straßenbezeichnungen entfernte oder wenigstens das „Saint“ davor strich, die Priester beschimpfte, den Karfreitag durch die Kreuzigung eines Schweines zum „laicisierten“ Feiertag stempelte. Vorläufig sind es ja nur kleine Kreise der „Intellektuellen“, die diese Reaktion ergriffen hat. Aber es finden sich die besten, originellsten Geister des französischen Volkes darunter. Brunetière, der hochgebildete, ernste Herausgeber der „Revue des Deux Mondes“ war der Bannerträger der neuen Bewegung. Mit klarem Kopf verkündete und begründete er den „Bankerott der Wissenschaft“. Das war ein Ereignis ersten Ranges für Frankreich, wo die Männer fast allgemein den alten Glauben in die Ecke gestellt und sich dafür, da der Mensch ja nun einmal an etwas glauben will, mit um so größerer Inbrunst dem „neuen Glauben“ an die unfehlbare Wissenschaft ergeben hatten. Es war kein eifernder Apostel und Mystiker, der den neuerrichteten Götzen umstürzte. Es war ein Gelehrter von unbestrittenem Rufe, der Leiter der bedeutendsten Zeitschrift Frankreichs. Darum das gewaltige Echo seiner Worte, das bis heute nicht verklungen ist. Nach ihm kam Huysmans, der große, tiefe Romanschreiber. Ihn hatte die Mystik des Christentums gepackt. „Là-bas“, „En route“ und „La Cathédrale“ sind die drei Stationen auf seinem Wege zum Christentum. Und dann Paul Verlaine, der große Sünder, der größte Dichter des modernen Frankreich. Im tiefsten Schlamm des Lebens hatte er herumgewühlt, bis ihn das Licht des Kreuzes erleuchtete. In „Sagesse“ strömte er den ganzen Reichtum seines christlich verklärten Genies aus. Da schuf er jenes wunderbare Lied: „O mon dieu, vous m'avez blessé d'amour“, wo sich höchste dichterische Schönheit mit der tiefsten religiösen Ergriffenheit vermählt.

Jetzt hat auch François Coppée die Bahn beschritten, die größere Geister vor ihm gewandelt sind. Vor mir liegt sein letztes Buch „La Bonne Souffrance“, „Das seligmachende Leiden“ möchte man's übersetzen. Es trägt

Digitized by Google

als Motto einen Spruch aus dem Evangelium Johannis: „Die Krankheit ist nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes."

Coppée hat ganz gewiß nichts Geniales an sich. Er ist ein nettes, mittleres Talent. Unter Vermeidung der Höhen und Tiefen des Lebens hat er es verstanden, immer die „goldene Mittelstraße" einzuschlagen. Durch und durch harmlos und dabei von großer Formenschönheit, ist er der Liebling der französischen Frauen. Ich erinnere mich noch, daß die Französin, bei der ich in Genf meine ersten gründlichen französischen Studien machte, mich mit Vorliebe Sachen von ihm vorlesen und vortragen ließ. Da war sicher nichts darin, worüber das schämige alte Fräulein hätte zu erröten brauchen — was man sonst von der französischen Litteratur nicht durchweg behaupten kann. Nie ist er ein fanatischer Atheist gewesen. Er hat keine „blasphèmes" geschleudert. Er war nur ein heiteres, liebenswürdiges, genußfreudiges Weltkind, das sich um die Dinge des Jenseits nicht kümmerte. Nicht etwa aus Haß gegen Gott oder auch nur aus Ueberzeugung von der Unrichtigkeit des Gottesbegriffs hat er der Religion den Rücken gekehrt. Einfach deshalb hat er, wie er offen gesteht, die religiösen Gewohnheiten seiner Jugend aufgegeben, weil es ihm peinlich war, seine Jugendsünden zu beichten. Er vergaß allmählich die Religion. Und kam er je gelegentlich wieder mit ihr in Berührung, so spöttelte er wohl. Aber selbst dieser Spott war eigentlich recht unschuldig. Eine Probe davon bietet er in dem von ihm selbst sehr hart verurteilten Artikel „Cloches et Lilas", den er zum Osterfest 1897 geschrieben hat. Ja, religiös ist der allerdings nicht. Aber die schlimmste Ketzerei, die darin vorkommt, ist, daß er den Frühlingswind mit den Kleidern einer Kirchgängerin spielen und ihn ihre „traurigen Waden" offenbaren läßt. Was zu schreiben am Ende gerade kein Verbrechen ist.

Die Bekehrung Coppées ist auf einen äußeren Grund zurückzuführen. Schwere Krankheit warf ihn aufs Lager und brachte ihn wiederholt dem Tode nahe. Eine lebensgefährliche Operation nach der andern mußte er bestehen. Weniger geistige Not als körperlicher Schmerz war es, der ihn nach einem Priester rufen ließ. Aber als dieser Priester, der Abbé Bouquet, gekommen war, da dauerte es auch nicht lange, daß dem Kranken das Wort Gottes die beste Arzenei für Körper und Geist erschien. Die Person des Geistlichen scheint ihr gut Teil bei der Bekehrung Coppées mitgewirkt zu haben. Und das erste, was Coppée nun that, war, daß er — echt französisch! — sich hinsetzte und eine Serie von Feuilletons über seine Bekehrung an das „Journal" schrieb. Dies sonst recht frivole und wenig gläubige Blatt druckte sie mit Vergnügen ab. Stellten sie doch eine „Sensation" ersten Ranges dar. Und Sensation ist es ja, wonach die französischen Zeitungen in erster Reihe streben. Die „Tendenz" tritt weit dahinter zurück. Diese Artikel aus dem „Journal" sind es nun, die in dem Buch „La Bonne Souffrance" vereinigt erschienen sind.

Der litterarische Wert des Buches ist nicht größer als der von Coppées Werken überhaupt. Es sind entzückende kleine Studien darunter, graziös geschrieben, voll feinster Beobachtung, durchweg verklärt von religiösem Schimmer, selbstverständlich nie auf den Tiefstand der Traktätchenlitteratur herabsinkend. Im Gegenteil, das Weltkind bricht noch manchmal durch, bekommt aber sofort einen Schreck darüber, giebt sich selbst einen leichten Schlag mit der Rute auf die Finger und sagt: „Aber, das darfst du als Christ doch nicht schreiben". Der

Digitized by Google

Neubekehrte fühlt sich eben noch nicht ganz heimisch in der neuen Heimat und hält das Christentum für weltflüchtiger, als es zu sein braucht. Wie reizend ist z. B. die Scene, wo er schildert, wie die fromme Schwester, die ihn pflegt, mit glühendem Eifer den dummen Späßen und Roheiten eines Kasperletheaters zuschaut. Da regt sich in ihm das spöttische Weltkind, das seine boshaften Glossen über die unschuldige Person macht, die ihre helle Freude an solchen Nichtsnutzigkeiten hat. Doch gleich darauf drängen sich ihm christliche Betrachtungen auf über die Schlechtigkeit der menschlichen Natur, die so groß ist, daß selbst diese halbe Heilige nicht dagegen gefeit ist.

Coppée schreibt, mancher habe, wie er genau wisse, gerade durch das Lesen der Geschichte seiner Bekehrung sich dem Glauben wieder zugewandt. Ich kann mir nicht denken, daß das irgend einem Deutschen so gehen könnte. Dafür sind die Gründe, die er anführt, immer zu äußerlich. So, wenn er einen Freund sprechen läßt:

„Ja, ich habe zehn Jahre meines Lebens damit zugebracht, mir vorzureden, daß alles nur Einbildung und nichts wäre, und mein System ging glänzend ... Aber neulich, als mein Töchterchen so krank war, da habe ich mich einfach hingestellt und Gott angefleht, den lieben Gott, den himmlischen Vater, der sie mir auf dieser Welt erhalten oder wenigstens in jener wiedergeben konnte."

Oder wenn er von sich selbst sagt:

„Ach, von der ersten Stunde an haben wir uns vom Kreuz entfernt; während der Hitze des Tages haben wir ferne davon gelebt, und erst gegen den Abend hin hat sich sein Schatten verlängert und uns erreicht. Der Augenblick ist günstig, denn alles beginnt, uns zu fehlen. Da kehren wir uns zu diesem schirmenden Kreuz, wir umarmen es in unserer Not und Verlassenheit, wir versuchen, zu beten."

Wie anders klingt es, wenn ein Mann germanischen Stammes, etwa ein Carlyle, seine Bekehrung schildert. Da spielt kein guter Priester, keine körperliche Krankheit, keine wehmütige Sonnenuntergangsstimmung mit. Da wird der neue Glauben von innen heraus geboren, in heißem Ringen, nach bitterem Seelenkampf.

Darum glaube ich auch nicht, daß dies Wehen des „Esprit nouveau" wirklich eine geistige Umwälzung in Frankreich darstellt. Es ist ein Symptom dafür, daß der Materialismus bei den besseren Geistern abgewirtschaftet hat, also etwas zunächst nur Negatives. Die positive Ergänzung dazu sehe ich noch nicht kommen. **H. v. Gerlach.**

Jean Paul Gedenkbuch.

Herausgegeben von der Urenkelin des Verfassers **Laura Kallenberg.**

Lang, lang ist's her ... Da hätte es als Beleidigung gegolten, wenn an eine gebildete deutsche Dame die Frage gerichtet worden wäre, ob sie wohl auch den Jean Paul kenne, nicht nur dem Namen nach, sondern auch gründlich, aus seinen Werken. Und ob sie ihn lieb hatten, die deutschen Frauen, diesen Jean Paul! Sie schwärmten für ihn, nicht nur für seine Schriften, denn das

Digitized by Google

war ja selbstverständlich! Solche Triumphe bei den Frauen hat von zeitgenössischen deutschen Dichtern vielleicht nur noch Goethe gefeiert. Damen aus der Aristokratie, darunter auch die berühmte „übersinnliche-sinnliche“ Freundin Alexanders I., Julie von Krüdener, warben offen um seine Gunst. Er war der Beichtvater der zartbesaiteten Damenwelt, ihm vertrauten sie ihre intimsten Herzensangelegenheiten an.

Und doch war und ist er keineswegs etwa nur „Damenpoet“. Er hat Männerherzen ebenso gerührt und entzückt. Man hielt ihm seine wunderliche, verschnörkelte Art zu gute und erfreute sich empfänglichen Herzens an den Perlen, die er mit freigebiger Hand in seinen Werken verstreute, in sie hineinstreute, wie es ihm gerade beliebte. Der souveräne Beherrscher des litterarischen Geschmacks durfte sich das erlauben. Zwar Goethe und Schiller mochten ihn nicht. Jener hat ihn gelegentlich als den „Chinesen in Rom“ verspottet, ihm widerstrebte die Zerfahrenheit des Dichtergenossen. Und erst recht konnte sich Schillers strenger Klassicismus mit der willkürlichen Regellosigkeit Jean Pauls nicht befreunden.

Nun ist er vergessen, ästhetisch tot, so hell auch sein Name noch immer in den Litteraturgeschichten glänzt, so geläufig er jedem Gebildeten ist. Nur einzelne kürzere Stücke von ihm, wie etwa die „Neujahrsnacht eines Unglücklichen“, fristen noch hier und da in Schullesebüchern und ähnlichen Anthologien ein kärgliches Dasein. Da sieht man wieder, daß auch gute poetische Fässer die goldenen Reifen von Rhythmus und Reim nicht immer schadlos entbehren können. Hätte Jean Paul seine tiefschönen Gedanken in die geschlossene poetische Form gebracht, statt in die von ihm erfundenen und so genannten „Streckverse“, man würde sich wohl noch heute an ihnen ergötzen. Auf den Wogen des musikalischen Wohllauts hätten sie sich an ein stilles umfriedetes Eiland gerettet, auch in unserer Zeit noch eine Gemeinde gefunden. Vielleicht wollte er nicht, vielleicht konnte er nicht. Wozu mit dem toten Dichter darüber rechten!

Und so ist er vergessen. Ein hartes Schicksal für jeden Dichter, der einmal die Geister beherrscht, ein doppelt hartes für den, der jenes Los *nicht verdient* hat. Jean Paul bleibt ein gottbegnadeter, ein großer Dichter, auch wenn ihn niemand mehr liest. Wird seine Zeit vielleicht doch einmal wiederkommen? Wird das vorliegende Buch (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) dazu beitragen?

Es wäre wohl geeignet dazu. Schon deshalb, weil es den Dichter von einer unangreifbaren Seite zeigt, als Aphoristen, als verschwenderisch reichen Gedankendichter. Hermann Lingg hat dem Buche einige Geleitworte mitgegeben, worin er Jean Paul ein „unerschöpfliches Genie“, den „größten deutschen Humoristen“ nennt, der „wie kaum ein anderer geeignet ist, durch seine Weisheit, durch die Reinheit seines Wesens und die ideale Gestaltungskraft, die ihn beseelte, auf die Jugend den vorteilhaftesten Einfluß zu üben.“ Der scharfe Börne und der abgeklärte Gottfried Keller verehrten ihn mit gleicher Begeisterung.

Das Buch ist mit weißen umrahmten Blättern durchschossen, die so gewissermaßen von dem Jean Paul'schen Texte umkränzt werden. Und der Kranz ist duftig genug. Ich begann, mir einzelne Blumen daraus zur Probe zu pflücken, gab das aber bald auf; es waren zu viele schöne. Die Bleistiftkreuzchen kamen zu dicht hintereinander.

Den Bildschmuck für jeden Monat hat der Münchener Anton C. Bawo*rowski* beigesteuert. Nun, „modern“ ist dieser Schmuck gewiß nicht. Die „Jugend“ und der „Simplicissimus“ bringen ganz andere Bilder! Aber ich

Digitized by Google

träume mich gern in dieses künstlerische Sinnen hinein, dem sich der Zeichner da liebevoll hingegeben hat. Es ist Poesie und Gemüt darin, ein warmer Hauch, der zum Herzen weht, etwas, das nicht nur äußerlich daran erinnert: „Lang, lang ist's her" ... J. E. Frhr. v. G.

Von der kleinen Excellenz.

Politisch Lied — garstig Lied! So klingt es aus Auerbachs Keller zu uns herauf und von des Türmers Warte wohl auch herunter. Von der Zeit der Grünen und Roten in der Arena des goldenen Byzanz bis auf unsere Tage ist kein Waffenlärm unholder und disharmonischer uns an das Trommelfell geschlagen, als der, den die politischen Parteien vollführen. Geht uns doch so leicht bei dem betäubenden Hin und Her der schlichte Sinn verloren, der jenseits der Rubrik und des Schemas auch an des Gegners Größe ehrlich sich freut, wenn sie nur dazu beiträgt, das Sophokleische Hochgefühl in uns zu erwecken, daß vieles Gewaltige lebe, doch nichts Gewaltigeres als der Mensch. Wir sind nicht mehr Menschen, sondern nur noch Parteigenossen ... Erst der Tod, der gewaltige Löser, befreit uns von der Fessel. Ist der Dichter, nachdem wir uns bei seinen Lebzeiten um den betreffenden „ismus" gestritten, dem er einzureihen sei, erst verhungert, dann setzen wir ihm ein kostbares Denkmal; und ist der Staatsmann erst unter die Erde geärgert, nachdem ihm das ewige Tagesgezänk die Nerven, die sonst noch auf zehn Jahre gereicht hätten, ruiniert hat, dann bequemen wir uns zu einem großmütigen Leitartikel. So ist es Bismarck gegangen, so geht es den anderen Größen des Forums. Wer weiß, ob nicht nach dreißig Jahren, wenn Eugen Richter und Adolf Stöcker erst unter dem alles nivellierenden grünen Rasen ruhen, die öffentliche Meinung aus allen Lagern zugesteht, daß beide in ihrer Art ganze Kerle waren? Heute aber ist denen von rechts Eugen Richter nur der verbohrte Neinsager und Zahlen-Salamonsky des Budgets, wie denen von links Adolf Stöcker nur als der intriguante Pfaffe und fanatische Hetzer gilt. Was steckt doch für eine gute Portion Unsittlichkeit in solchem Gebahren! Wenn das Buch, das uns heute die Verlagshandlung von Carl Reißner ins Haus schickt (Ludwig Windthorst, ein Lebensbild von J. Knopp) zu Lebzeiten des darin Geschilderten erschienen wäre, so hätten die Zeitungen gewiß eine der mit glattem Lineal gezogenen Rubriken dafür gewählt, über denen nur „pro" und „contra" je nach dem Parteistandpunkt steht. Unweigerlich wäre es auf das fraktionelle Prokrustesbett gespannt worden. Die „Kölnische" und die „Nationalzeitung" hätten es getadelt, die „Kölnische Volkszeitung" und die „Germania" gelobt, die Leser dieser hätten es gekauft, die jener nicht, und damit basta. Vielleicht findet heute das Buch einen weiteren Kreis, und das wollten wir ihm wohl gönnen. Denn von den zahlreichen Windthorst-Biographien, die es bereits giebt, ist keine so wie diese gründlich und doch fesselnd, vom Standpunkt des warmherzigen Freundes geschrieben und doch auch den vornehmen Gegner nicht verletzend, in gleicher Weise geeignet für den Poli-

Digitized by Google

tiker, der Belehrung, und den Menschen, der schlechtweg Erhebung sucht. Es kommt leider in unseren Tagen mehr ab, die Zeitgeschichte aus den Personen heraus auf sich wirken zu lassen. Wir rubrizieren, schematisieren, klassifizieren, suchen nach dem „ismus" für jedes Zeitalter statt nach dem Mann, und verstehen es kaum mehr, daß der alte Fritz nicht den Aristoteles mit seinen Theorien, sondern den Plutarch mit seinen Biographien zum Lieblingsbuch erkor. Vielleicht erweckt die Sammlung von Lebensbildern, die Dr. Gustav Diercks jetzt herausgiebt und von der das vorliegende Windthorstbuch den siebenten Band bildet, wieder mehr das Interesse für die Persönlichkeiten der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit.

Daran, daß die „kleine Excellenz" ein interessanter Charakter war, zweifelt kein Mensch. Schon vor dreißig Jahren wußten es die Gegner, nur sagten sie es nicht immer. Einer freilich kam offen damit heraus. Zu dem Westfalen Georg von Vincke, dem altliberalen Löwen des ehemaligen Vereinigten Landtages, kam Ende der sechziger Jahre ein Kollege aus jener Zeit. „Wissen Sie auch", fragte da Vincke, „wer die drei gescheidtesten Leute jetzt bei uns sind? Das sind drei annektierte Hannoveraner: der eine ist Bennigsen, der ist sehr gescheidt; der zweite ist Miquel, der ist noch gescheidter als der erste; der dritte aber ist Windthorst, und der ist noch gescheidter als die anderen beiden zusammen!" Wer den Alten gekannt hat, wer ihn in den Parlamenten von der Rednertribüne aus oder noch besser in den Wandelgängen in kleinerem Zirkel hat sprechen hören, der weiß, daß Vincke recht hat, denn mochte man auch, wenn man auf gegnerischer Seite stand, mit Bismarck und Stephan den kleinen Windthorst als „Vater aller Hindernisse" in Grund und Boden wünschen, so kriegte man doch vor seinem Verstande den gewaltigsten Respekt, der nur durch die Freude über den bissig-behaglichen Humor des Mannes gemildert wurde. Schon in der Wiege, die dem Neugeborenen am 17. Januar 1812 aufgestellt wurde, machte er ein so altkluges Gesichtchen, wie der Hommunkel Robert Hamerlings. Im Knopp'schen Buche sind die ersten Lebenstage des künftigen Staatsministers und Parteiführers mit köstlicher Laune geschildert. Der schwächliche Kleine mit dem großen Kopf sollte die Nottaufe erhalten. Im Dorfe aber ging es von Mund zu Mund: „Hebbet ji schon höret, dä Dokter Windthorst het 'n Jongen mit'n Waterkopp kregen! Do steckt jo der Düwel drin, dä mot utdrewen wer'n!" Der Teufel, der drinsteckte, der glänzende Verstand, hat Ministern und Fürsten nachher noch viel zu schaffen gemacht, bis sie sich beugen mußten, bis der Kleine über die Großen triumphierte. Aber so unleidlich einem dieser alles niederzwingende Verstand bisweilen wurde, so fehlte es der kleinen Excellenz doch auch nicht an Gemüt. Der Biograph, der uns die Höhen und Tiefen dieses Lebens entlang führt, weist uns oft darauf hin. Das versöhnt mit manchem harten Wort, das uns bitter in der Erinnerung haftet. Von den drei Gescheidtesten, die Vincke genannt, leben nur noch zwei, von dem dritten lebt nur noch sein Werk. Aber der eine, Miquel, paktiert mit den politischen Erben des Toten, und der andere, Bennigsen, hat die früher so heftig geschwungene Streitaxt begraben und in diesem Frühling, als er im Reichstage bei der Beratung der Marinevorlage sein Schwanenlied sang, ritterlich den Hut nach der Seite hin gelüftet, wo einst die kleine Excellenz saß. **Pierre.**

Digitized by Google

Das Rheingold. Bilder zu Richard Wagners gleichnamigem Werk. Von Wilhelm Weimar. Mit Sang und Sage von Hans Paul von Wolzogen. Verlag von Georg Wigand, Leipzig. Preis in Natur-Eschenholz-Einband mit Goldschnitt 45 Mark; in hellem Kalbleder-Einband mit Goldschnitt 70 Mark.

Ein leuchtendes Prachtwerk erscheint da zu Weihnachten, voll Glanz und Pathos: elf meist zweifarbige Lichtdruckvollbilder, nebst einer ganzen Anzahl Textbilder, mit Anmut die Rythmen und die erläuternde, feierliche Prosa von Hans von Wolzogen umrahmend. Alles auf starkem Karton, in großen gotischen Lettern und in dem uns vorliegenden Exemplar in einen höchst eigenartigen Einband aus Natur-Eschenholz gefaßt. Man darf an solche Bilder und Textworte keinen bloß kritischen Maßstab anlegen; man könnte hier vielleicht mehr künstlerische Tiefe und weniger konventionellen Schwung fordern. Das Erhebende an diesem Werke ist aber die geschmackvolle, sonnige, offene, unbizarre Art des von modernen Wunderlichkeiten in keiner Weise angekränkelten Künstlers. Warm und deutsch, schön und groß sind diese Darbietungen. Unter den vielfarbigen Vollbildern ragt besonders hervor Walhalla, herauswachsend aus Felsgipfeln, schimmernd in Gelb und Weiß, zart überhaucht von Streifen lichten Duftes, ohnmächtig an den Hängen von Gewölk umraucht; einen Gegensatz dazu bildet das düstere Vollbild Nibelheim, und ihm verwandt ist die erste Farbensymphonie Rheingold. Dazwischen sind dann in dramatischen Bildern die einzelnen Punkte des gewaltigen Vorspiels festgehalten: die Rheintöchter, Raub des Goldes, Alberich und Mime, Wotan begrüßt Walhall, die Riesen rauben Freya, Alberich verflucht den Ring, Freyas Rückkehr, Donners Gewitterzauber — durchweg voll Schwung und Schönheit. Weimar hat nichts von der verschwimmenden Farbentiefe und dem dunklen Blau Hendrichs, der auf diesem Gebiete manchen Erfolg zu verzeichnen hat: er ist in erster Linie klarer Zeichner, geschmackvoll auch in Umrahmung und Anordnung des Ganzen. Das Buch ist, im Hinblick auf die jetzt beliebten Richtungen der Malerei, ein unmodernes, aber ein gesundes Buch, ein Prachtgeschenk für die gebildete Familie. — Hans von Wolzogen, der Bayreuther, drängt manchmal zu viel Gedanken, zu viel Symbolik in seine Rhythmen und wird dadurch gelegentlich dunkel. Aber Adel und feierlicher Ernst zeichnet seine Verse wie seine erzählende Prosa aus. Im Sagenton, als ob ein Barde von alter Mär berichte, teilt er in kurzen, nicht ermüdenden Abschnitten den Inhalt des Wagner'schen Musikdramas mit. — Die Ausstattung wird bis ins Einzelne der stilvollen Einheitlichkeit des Werkes gerecht. Eine große Naturisymbolik atmet Wagners Rheingold: man muß tiefträumender Musiker und Philosoph sein, und man wird gern diese alltagsferne Welt durchwandern. —i—

Don Juan Tenorio von Don José Zorrilla, verdeutscht von Johannes Fastenrath. Dresden und Leipzig, Carl Reißner, 1898.

Kein Land besitzt eine dramatische Litteratur, die sich an Reichhaltigkeit und Umfang auch nur annähernd mit der Spaniens messen und vergleichen könnte. Von den 80 000 Werken, die, der Ansicht mancher Litterarhistoriker zufolge, in Spanien in dramatischer Form geschaffen worden sind, hat aber wohl keines solche Volkstümlichkeit erlangt, wie der Don Juan Tenorio von Don José Zorrilla, und es dürfte wenige lebende Spanier geben, die, sofern sie über das allerfrüheste Kindesalter hinaus sind, dieses Stück nicht kennen, es nicht mindestens einmal in ihrem Leben gesehen haben. Denn, seitdem Zorrilla es im Jahre 1844 geschrieben hat, ist es regelmäßig während der Allerseelenoktave in jedem Jahr auf allen Theatern Spaniens aufgeführt worden; häufig bleibt es sogar volle

Digitized by Google

14 Tage um den Allerseelentag, den zweiten November, auf dem Repertoire des einen oder andern Theaters, und es wird dann vielfach auch durch besonders ermäßigte Preise den Aermsten ermöglicht, dieses Stück zu sehen, das als eine poetische Ergänzung der kirchlichen Feierlichkeiten des Allerseelenfestes betrachtet wird.

Wie ist dieses Drama, dessen wesentlicher Inhalt den gebildeten Deutschen wie überhaupt den gebildeten Ständen der ganzen Welt durch die unsterbliche Tondichtung Mozarts bekannt gemacht worden ist, und dessen Vorwurf von den Geistlichen, Eltern und Lehrern Deutschlands wohl nicht gerade als besonders moralisch, sittlich bildend und geeignet zur Förderung des religiösen Gefühls betrachtet wird, dazu gekommen, in Spanien ein Ansehen zu erlangen, wie es dasselbe genießt, und dort beinahe auf gleicher Stufe mit einer gottesdienstlichen Handlung zu stehen?

Die Erklärung hiefür ist in der ethischen Deutung zu suchen, die die spanischen Dichter, die diesen Stoff zu wiederholten Malen seit beinahe drei Jahrhunderten bearbeiteten, ihm gegeben haben, und es ist bezeichnend, daß die Bewertung dieses Stoffes als eines hoch moralischen, religiösen nicht etwa erst seiner Behandlung seitens Zorrillas zu teil geworden ist, sondern auch seinen früheren Bearbeitungen von Tirso de Molina, Don Antonio de Zamora und andern. Ja, auch in andern katholischen Ländern, so in Italien und in Oesterreich, wurden Bearbeitungen dieser viele Jahrhunderte alten Don Juan-Sage, die von Dichtern aller Nationen benützt worden ist, schon im vorigen Jahrhundert zur Erbauung der Gläubigen am Allerseelentage aufgeführt.

Daß Zorrillas Drama in Spanien alle ähnlichen Dichtungen, die diesen echt nationalen Stoff zum Gegenstande hatten, verdrängt hat, liegt daran, daß der geniale Dichter, der der größte Lyriker der vorletzten Generation Spaniens war und wenige Jahre vor seinem Tode die höchste Ehre erfuhr, die einem spanischen Dichter zu teil werden konnte, nämlich die der feierlichen Dichterkrönung in der Alhambra zu Granada, sowohl die nationalen Charakterzüge in der Gestalt seines Helden Don Juan wie auch die ethischen Momente der Sage schärfer ausprägte und die in ihr zum Ausdruck gebrachten Lehren von der Unsterblichkeit der Seele und ihrem Leben nach dem Tode kräftiger hervorhob, als es die früheren Dramatiker Spaniens gethan hatten.

Bei dem hohen Ansehen, das Zorrillas Don Juan Tenorio vom Augenblick seiner Schöpfung an erlangte, war es ja begreiflich, daß das Werk alsbald in alle Sprachen der Kulturvölker übersetzt wurde, so auch in die deutsche. Die 1850 in Leipzig erschienene Uebersetzung von G. H. de Wilde war jedoch nicht in den Versmaßen des Originals ausgeführt und hat offenbar wenig Verbreitung gefunden. Es ist daher äußerst dankenswert, daß der bekannte Vermittler der Kenntnis hervorragender Geisteswerke Spaniens in Deutschland, Johannes Fastenrath, sich der großen Mühe unterzogen hat, das berühmte Werk Zorrillas uns jetzt in einer vortrefflichen Uebersetzung zugänglich zu machen. Eine litterarhistorische, 97 Seiten umfassende Einleitung erhöht den bedeutenden Wert seines Werkes noch durch eingehende Behandlung der Don Juan-Sage, Mitteilung aller Bearbeitungen, die sie in der Weltlitteratur erfahren hat, und durch biographische Notizen über den spanischen Autor. Die Uebersetzung ist eine schätzenswerte Bereicherung der auf Spanien bezüglichen Litteratur, und wir können sie unsern Lesern auf das wärmste empfehlen. **G. P.**

Eine schottische Mutter. Von ihrem Sohn J. M. Barrie. Rechtmäßige Uebersetzung nach dem dreißigsten Tausend der englischen Ausgabe von Ina Bock. Mit einem Bildnis. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1898. 124 Seiten. Preis broschiert 2 Mk., in Leinwandband 2 Mk. 60 Pf.

Digitized by Google

Ein sehr merkwürdiges Buch. Meine Frau war ganz entzückt von ihm. Dann begann ich es einem sehr gewählten Damenkreise vorzulesen und fand es — sehr langweilig. Einige Damen stimmten zu, andere protestierten heftig: es sei ganz ausgezeichnet. Dann nahm ich es selbst wieder vor, las es bis zum Ende und muß nun doch — meiner Frau recht geben.

Nämlich, was mich abstieß, das ist die schwerfällige schottische Manier des Schriftstellers, der die Uebersetzerin, vielleicht absichtlich, getreu geblieben ist. Nein, erzählen diese Schotten umständlich! Es dauert eine halbe Stunde, bis Herr Barrie auf den Kern kommt, und das ganze Buch ist in $1^1/_2$—2 Stunden ausgelesen. Aber der Kern ist süß. Was für eine Mutter der Mann gehabt hat — nachdem ich sie kennen gelernt habe, begreife ich, daß sie die gute Fee seiner Bücher und seiner Erzählungen ist, und glaube es ihm gern, „daß Gott lächelte, als er sie zu sich nahm, wie er ihr 76 Jahre zugelächelt hatte". Oft erinnerte sie mich an Johanna Ambrosius, offenbar sind die beiden geistesverwandt.

Nun, soll ich das schlichte Buch empfehlen? Ja, dem, der Geduld hat und der eine liebe Mutter hat oder gehabt hat. Denn solchem Menschen bleibt die Mutter eigentlich die „Herzallerliebste" sein Leben lang, wie dem berühmten Schotten. Der mag sich mit dem Buche in sein stilles Zimmer setzen und geduldig lesen, und wenn ihm zum Schlusse die Thränen kommen — der schwerfällige Schotte ist schuld daran. **Joh. Quandt.**

Schlaglichter auf das Mittelmeer.

Von Otto Wachs, Major a. D. Berlin, 1898. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. Preis 2 Mk. 50 Pf.

Die Bedeutung des Mittelmeeres, an dessen Ufern ehemals die Schicksale der Menschheit entschieden wurden, trat zwar nach dem Zeitalter der Entdeckungen gegen diejenige der großen Oceane zurück, hat sich aber in der Neuzeit, nachdem durch den Durchstich der Landenge von Suez das Binnengewässer mit sämtlichen Oceanen in unmittelbare Verbindung gebracht wurde, dermaßen gesteigert, daß, wie Verfasser oben genannter Schrift mit Recht sagt, „was *auf ihm* und *an ihm* sich ereignet, *alle* civilisierten Staaten in Mitleidenschaft zieht". In verständlicher Sprache und dabei gründlich erörtert der Verfasser die *strategische* Wichtigkeit des vielgestaltigen Meeresbeckens und seiner Küsten, von der Meerenge von Gibraltar bis zu den Dardanellen und zum Pontus, überall das Ringen der großen Mächte um die Erhaltung und Erweiterung ihrer Positionen berücksichtigend und die damit in Zusammenhang stehenden politischen Ereignisse der neuesten Zeit nach Ursache und Wirkung erklärend. Bei diesem Ringen kommen in erster Linie England, Frankreich, Italien und Rußland in Frage. Daß aber auch wir Deutsche, die wir uns in kurzer Zeit zur zweiten handeltreibenden Nation aufgeschwungen haben, nicht länger gleichmütig abseits stehen dürfen, wird deutlich ausgesprochen, wenn auch aus begreiflichen Gründen nicht näher ausgeführt. Der Titel des Buchs entspricht durchaus seinem Inhalt, denn es sind in der That „Schlaglichter" und zum Teil überraschende Schlaglichter, die es in erster Linie auf die gegenwärtige politische Lage und die Ereignisse unserer Zeit, sodann aber auch auf manche Episode der antiken und mittelalterlichen Geschichte wirft, so daß seine Lektüre nicht nur dem Politiker, sondern auch dem Historiker von Nutzen sein wird. **R.**

Digitized by Google

Helldunkel.

Ueber die Rembrandt-Ausstellung in Amsterdam.

In der Kunstgeschichte aller Völker findet man kaum einen zweiten Meister, der so in jeder Hinsicht den Beweis geliefert hätte, daß das Taine'sche Machtwort: „l'artiste est le produit du milieu“ wohl für Talente, nicht aber für Genies gelten darf.

Von einer graduellen, regelmäßig-logischen Entwicklung, wie man sie z. B. bei dem niederländischen Dichter Vondel, bei Rubens und auch bei Goethe findet, könnte bei Rembrandt wohl kaum die Rede sein. Bei ihm, wie übrigens bei allen nervösen, impulsiven Künstlern, geht die Entwicklung in Sprüngen, bald in der einen, bald in der andern Richtung vor sich. Bald sehen wir innerhalb kürzester Frist eine ganze Reihe von Arbeiten erscheinen, in denen er sich als echten Realisten mit einem äußerst kalten, fast gleichgültigen Blick für die Menschen und ihre Handlungen zeigt. Bald lernen wir hier, in dieser Ausstellung, zum ersten Male, den Dichter, den Visionär Rembrandt kennen, der etwas ganz anderes als materielle Naturwahrheit, und auch dieses mit einem weit herrlicheren und weicheren Kolorit wiederzugeben versteht.

Jeder weiß, daß sogar noch im Jahre 1639 Rembrandt eine kräftige Beleuchtung seiner Arbeiten für unentbehrlich oder wenigstens erforderlich hielt.

Und dennoch hat er schon 1636 Stücke wie der Rabbiner mit dem Turban, 1632, sogar schon wie die kleine Judenbraut, Zacharias und Emmaus gemalt — Gemälde, die bei jeder Beleuchtung, bei vollem Sonnenschein und halbem Dämmerungslichte ihre Farbe ungetrübt erhalten. — Daraus glaube ich folgern zu dürfen, daß der junge, damals 32jährige Meister selbst noch im Ungewissen war über den einzuschlagenden Weg und nur von seiner eigenen Intuition getrieben uns diese überzeugenden Beweise seiner Ursprünglichkeit und Genialität gegeben hat.

Wie dem auch sei, erst nach 1639 scheint er ruhig in jener Richtung weiter zu arbeiten und dem alten, echt holländischen Realismus und Naturalismus seiner Vorgänger im Helldunkel auf immer Lebewohl gesagt zu haben.

Digitized by Google

Ich weiß nur zu gut, daß ich mich mit dieser Behauptung in vollkommenen Gegensatz zu den besten und bekanntesten Kritikern stelle. Viele, wohl die meisten, rechnen es Rembrandt sogar als größtes Verdienst an, daß er das Leben, die Natur mit der größten Treue, mit der äußersten Sorgfalt wiedergegeben hat. Dies war auch, wenn ich nicht irre, die Meinung des Charles Morice, als er neulich im Mercure de France sagte: „Il est, celui-là, la pleine nature."

Jan Veth dagegen hat im Gids vom November das Richtige getroffen: „Wenn es ihm grade so paßt und gefällt, versteht er es sehr gut, dem Leben unmittelbar in seinem Flusse zu folgen — als wolle er in dem schönen Schein des lebenden, oder in den zitternden Eingeweiden des toten Körpers dem Keim des Lebens nachspüren". Aber Veth vergißt nicht darauf hinzudeuten: „Wenn es ihm gerade so gefällt!" Und weiter: „Rembrandt hatte nichts von so einem altklugen Gemäldefabrikanten, der es immer versteht, sich mit klarster Sicherheit auszudrücken. — „Es kochte ein Visionenmeer in ihm, das fortwährend nach allen Seiten hin übersprudelte. Daher auch eine Technik, die man wunderbar genannt hat und deren Eigentümlichkeit darin beruht, daß sie außer aller Technik steht. Rembrandts Gemälde sind nicht gemalt worden, sondern hingegossen!"

Die Methode seiner unmittelbaren Vorgänger hatte ihn nie befriedigt. — Schon früh, 1628, und gewiß 1629, wenn er wirklich in diesem Jahre seinen herrlichen Christus in Emmaus vollendet hat, suchte er nach einem Mittel, um den Geheimnissen, die er hinter der Oberfläche der Dinge spürte, ja in Wirklichkeit sah, und dem überirdischen, metaphysischen, selbst dem mystischen Glanze seiner Phantasie, seiner Visionen, einen mehr adäquaten Ausdruck zu verleihen — um anstatt mit Farben und Nuancen mit Licht zu malen.

Noch in einer zweiten Hinsicht änderte er während derselben Zeit auf immer seine bisher befolgte Methode. Er geht von dem Einzelnen zum Allgemeinen, von den individuellen Symptomen zur Synthesis der Dinge über; seine Aufmerksamkeit wird nicht länger von schönen Aeußerlichkeiten, lokalen Farben, malerischen Kostümen, anekdotischen Zügen, hübschen Einzelheiten abgelenkt, er geht gradeaus zum Innerlichen, zum Wesen, zu dem, was da zittert auf dem Grunde des Lebens, zu dem, was da schlummert im innersten Kerne der Seele selbst.

In seinen allergelungensten Leistungen geht er sogar noch weiter. Da sondert er sich ab von seinen Modellen und Gegenständen, denkt er sich die Menschen und Vorfälle, die er malen will, weg aus den vorübergehenden Zufälligkeiten der Zeit, der Gesellschaft, der gesellschaftlichen Stellung. Ohne sie jedoch zu Abstraktionen abzuschwächen — sieht er sie noch bloß als Gedanken, als Gedanken-Bilder, worin das Wesentliche, Essentielle und Beständige hauptsächlich unsere Andacht fesselt, ohne je in der Weise der Griechen und Italiener zu idealisieren. Also, ohne die natürlichen Dimensionen zu vergrößern, zu übertreiben, oder die Umrisse der Formen durch Verschönerung zu läutern, erreicht er, durch bloße Weglassung und Vereinfachung, die höchste Idealität: nicht die Idealität des Stoffes, wie der Blame Rubens, sondern eine Idealität des Immateriellen, der Seele, wie da Vinci, oder — man ärgere sich nicht über diesen Vergleich — wie Matsys, van der Weyden, van Eyck, Dürer es gethan haben!

Digitized by Google

Er läßt, wie diese großen Meister, die Natur völlig unverändert; ohne sie je zu entstellen, zu verfälschen, oder sie entarten zu lassen, entleiht er ihr das Ewige, das Göttliche.

* * *

Woraus besteht eigentlich das vielbesprochene Helldunkel? Worin besteht es? Von wem hat Rembrandt es gelernt?

Es giebt drei wohlabgegrenzte Manieren für die Behandlung der Beleuchtung in einem Gemälde. — Die erste, die der Chinesen, Buchminiaturisten und der besten Alfreskomaler, kurz aller, welche dekorativ arbeiten, besteht darin, daß man sich die Dinge aus solcher Nähe gesehen vorstellt, daß die Luftschicht, die sie von uns trennt, nicht hinreicht, um einigen Einfluß auf ihre scheinbaren Dimensionen, ihren Ton, ihre Farbe auszuüben, und daß das Licht, in dem wir sie erblicken, sie alle beinahe in gleicher Weise heraushebt.

Die zweite Manier, die der vollkommensten Gotiker, doch viel mehr noch die der Meister nach der Renaissance, nimmt wohl Rücksicht auf die Atmosphäre, welche die Gegenstände umgiebt. Sie macht die Luft selber sichtbar für uns, durch Verstärkung und Schwächung der dominierenden Farbe; sie deutet durch volle, halbe, oder Vierteltöne die Distanz an, die uns von den Gegenständen trennt. Sie ist die Methode, welche zu jedem Streben nach realistischer Wiedergabe der Natur paßt, und sie feiert ihre höchsten Triumphe in den Arbeiten der vortrefflichsten modernen Meister: Israëls', der Brüder Maris, Breitners, Whistlers, Claus', Baertsoens, — unter den Namen „Atmosphäre", „Enveloppe", „Luftperspektive".

Mit dem eigentlichen Helldunkel verhält es sich jedoch ganz anders, wie mit diesen beiden Methoden: Wenn jene auf der Realität beruhen, so findet die Licht- und Dunkelmalerei ihren Ursprung in der Idee. Sie ist ein durch und durch abstraktes Mittel, eine Uebereinkunft, eine Konvention. Man irrt sich aber, wenn man mit Fromentin meint, die prärafaëlischen Meister hätten von dieser Beleuchtungsweise keine Ahnung gehabt! In Wirklichkeit nähert sich die Methode der van Eyk, v. d. Weyden, Marmion, van der Goes, Memlinck und Matsys gerade am sichersten der der Helldunkelmaler.

Indessen gebe ich gern zu, daß keiner dieser alten Meister, auch nicht der Rembrandt so viel näher stehende Leonardo da Vinci, diese Methode so konsequent durchgeführt hat wie Rembrandt selbst.

Wollten wir ausführen, wie viel Rembrandt diesem Licht und Dunkel verdankt, so könnten wir ebensogut eine vollständige Kritik seiner Meisterwerke geben, von der „Anatomischen Lektion", die noch gar kein Meisterstück ist, bis zu den „Staalmeesters", einer seiner herrlichsten Schöpfungen. —

In seinen besten Portraits, und zu diesen zähle ich — um nur von den in der Ausstellung zu sprechen — 16, Rembrandts Mutter mit dem großen Kopftuch, 39, Rabbiner mit weißem Turban, 93, Lesende alte Frau, 102, Selbstbildnis von 1659, 113, Bild einer alten Dame, 99, Rembrandt selbst mit Palette, Pinsel und Malstock, 71, Alte Frau über das Gelesene nachdenkend, 21, Judenbraut, welche auch wohl für ein Bildnis der lieblichen Saskia van Uylenburgh gehalten werden darf, erreicht er grade durch diese wunderbare Verteilung des Lichts eine solche Vergeistigung in seinen alleredelsten, ein solches Leben und einen solchen

Digitized by Google

Charakter in allen seinen Arbeiten, daß alle Gedanken an Farbe ganz und gar verschwinden und wir erst nach längerem bewundernden Genuß an irgend etwas Materielles denken können.

Viel, sehr viel ist auch aus seinen Portraits zu lernen, besonders aus denjenigen, welche er aus eigenem Triebe, ich möchte sagen aus Liebe gemalt hat.

Diese Modelle, meistens ganz einfache, sogar arme Bürgersleute, — wie anders sieht er sie als der kalte, prosaische v. d. Helst, der nüchterne Ravensteyn, der fröhliche Hals, der nervöse, leidenschaftliche Rubens, der feine, distinguiert-aristokratische van Dyck! Er sieht sie an mit Dichteraugen: in diesem einen Despoten, in jenem einen Herrscher, einen Kriegshelden, einen Philosophen, einen Poeten, und das alles so natürlich, daß diejenigen, welche die Portraits später sahen, nicht umhin konnten, unter sie den Namen irgend eines berühmten Mannes zu schreiben, Namen von Männern wie Willem III., Sobiesky, Turenne, le Connétable, Jansenius, Spinoza, Cats, de Groot, Vondel u. s. w.

In seinen Phantasien — und zu diesen rechne ich z. B. den Tobias von 1637, den Haushalt des Zimmermanns von 1649, den guten Samariter von 1648, Christus in Emmaus von 1648 (alle vier im Louvre), — die Anbetung der Hirten in München, die Anbetung der Hirten im Irischen Nationalmuseum, die Holzhackerfamilie in Cassel, die jetzt in Amsterdam gesehenen Bilder: die Nachtwache, Christus in Emmaus (Frau André-Jaquemart), The Man in Armour und, soviel es auch auf der Reise gelitten hatte, Esther, Haman und Ahasverus — erhebt er sich weit über die glänzendste Wiedergabe der Natur, steht er, wie gesagt, über dem Leben. „Der Dichter", schrieb Carlyle, „offenbart uns die Unendlichkeit." Ein solcher Dichter war Rembrandt und in dieser Hinsicht ist er weit erhaben über die größten Meister.

Bei einer dieser Nummern, bei dem Christus in Emmaus der Madame André-Jaquemart, will ich mich einen Augenblick aufhalten.

Auf dem Vorderplan, rechts vom Zuschauer, sitzen im halben, zarten Schimmer eines Lichtes, dessen Ursprung wir nicht sehen können, Jesus und die beiden Jünger. Der Meister von der Seite gesehn, mit dem Rücken gegen eine Mauer, die rechts von dem Vorder- nach dem Hintergrunde geht, hinter einem Tisch der eine, und vor dem Tisch der andere Jünger. Durch eine Thür in einer anderen Mauer im Hintergrunde sehen wir eine alte Frau, bei Kerzenbeleuchtung Brot rollend an einer Art Spinde.

Jesus ist gerade im Begriff, das Brot zu brechen, welches er soeben vom Tische genommen hat. Und sieh! An dieser Handlung erkennen sie ihn, der auf Golgatha starb, verändert an Gestalt, wie verklärt, von seinem ganzen Oberkörper und seinem Antlitz einen Glanz ausstrahlend, der mit keinem irdischen Lichte zu vergleichen ist, selbst in Dunkel gehalten, aber in wundervoller Klarheit die Wand hinter sich und den Jünger hinter dem Tisch erleuchtend. So erscheint da Jesus!

Und es ist, als ob die Mauer selbst sich geöffnet hätte, um einen Geist hindurch zu lassen, und dieser Geist hat sich verkörpert in menschlicher Gestalt, aber nicht den natürlichen sterblichen, nur den astralen, verklärten Leib sieht man hier!

Wunderbar zart, in einem Umriß von größter Lieblichkeit zeichnet sich die Linie ab von Jesu Stirn, Nase, Mund und Kinn.

Digitized by Google

Erst halb in Schatten eingehüllt, wird allmählich das Auge sichtbar, und dies Auge wird in einer unbeschreiblichen Ekstase gen Himmel erhoben ... Und die Lippen sprechen: „Thuet dies zu meinem Gedächtnis." Der Jünger hinter dem Tisch hat sich in seinem angstvollen Entzücken vom Stuhl fallen lassen, während der andere vor dem Meister niederkniet, ganz im Dunklen, auf dem Vordergrunde die Hände faltend.

Aber die Frau, völlig unbewußt des Heiligen, das sich in ihrer Nähe offenbart hat, rollt ihr Brot beim Kerzenlichte unaufhörlich weiter.

Und dieser Jesus durfte auch nichts Gemeinsames haben mit dem byzantinischen Formenantlitz, sogar nichts mit dem an dieses formelle Schema erinnernden Gottmenschen der Gotiker. In der wundervollen Phosphorescenz seines astralen Körpers ist er mehr als der Schmerzensmensch auf dem Juwel von 1648, ist er der Mensch, der göttlich geworden ist!

* * *

Es waren in der Ausstellung eine ganze Menge Gemälde, auf denen der Meister sich selbst konterfeit hat. Auf Nr. 9 sehen wir ihn jung, ganz jung und voller Hoffnung, besonders frisch und lebendig in der Farbe; auf 6 dunkelbraun; auf 48 dick, fast plump, ein behäbiger Bürgersmann, sehr ernsthaft und gediegen; auf 81 von 1650 (Leipzig) aschblond, mit dem abstoßenden, fast gemeinen Aeußern eines Trunkenboldes; auf 84 von 1656, das einigermaßen an das Konterfei von 1658 in der Pinakothek erinnert, steht er wie in Auflehnung gegen das Schicksal, wie ein Empörer gegen das Leben, das ihn geschlagen hatte, mit der Herausforderung auf den Lippen: „Wie, wagt ihr noch mehr?!" Auf 99 von 1656 sehen wir ihn mit den edlen Zügen eines Denkers, eines Weisen, auf 102 von 1659 einfach, milde, voll hohen Ernstes.

Von all diesen Selbstbildnissen gefiel mir Nr. 99, *Rembrandt stehend mit Palette und Pinsel, am aller-allerbesten* ... Welch eine Ruhe atmet dieses wundervolle Bild! Nur selten hat der Meister irgend ein Portrait einfacher aufgefaßt. Das Kostüm, die Draperieen unterscheidet man kaum. Man sieht bloß die Haltung, den Kopf und den seltsam kräftigen Ausdruck. Von einem Streben nach naturalistischer Wiedergabe keine Spur. — Die Fleischfarbe schimmert nur durch das Licht, worin er steht. *Steht*, ja, das ist das richtige Wort! *Steht* — nicht wie ein von Gott Geschlagener, sondern wie einer, der durch eigene Kraft über das Böse gesiegt, der aus dem Untergange seines ganzen Lebensglückes das einzig Nötige, aber auch das einzig Wertvolle gerettet hat, sein Genie! Und keine Verachtung spielt um diese Lippen, keine Eitelkeit leuchtet aus diesen Augen, kein Zug des Unfriedens verzerrt diesen Mund.... So steht er da, stark in dem Bewußtsein seiner eigenen Kraft, um so stärker, je einsamer er sich weiß.

* * *

Was hat Rembrandt mit der, von den neueren englischen Präraphaeliten so gern pastichierten Figur des *geharnischten Mannes* ausdrücken wollen? Es muß ein Engel sein, ein Michael, ein Sankt Georg, ein Wächter, ein Thorhüter am Eingange Edens. Nicht zürnend, nicht drohend steht er da! — Nur lächelnd vor sich niederschauend — ein Bild der höchsten, selbstbewußten Kraft. Und dennoch spürt man hier nichts von dem traditionellen Rembrandtlichte — aber die Figur selbst strahlt in Licht! — Silberhelle geht von ihr aus und erhöht den herrlichen, fast überirdischen Eindruck des Ganzen. — Ist dieses Bild

Digitized by Google

ein Gedicht, ein lyrisches Gedicht? — Wenn ich daran denke, daß diese herrliche Schöpfung 1654 gemalt wurde, zwei oder drei Jahre nach jenem Aufruhr seines Herzens gegen das Schicksal, zwei Jahre vor dem Bilde des in voller Heiterkeit strahlenden Künstlers, dann drängt sich mir unwillkürlich die Frage auf die Lippen, ob Rembrandt uns nicht seinen eigenen Gemütszustand in jenen Tagen, ob er nicht insbesondere sein ganzes Verlangen: gerade wie dieser geharnischte Mann in vollem Seelenfrieden auf ein uns unsichtbares Ungeheuer hinabzuschauen, hat versinnbildlichen wollen — auf das Ungeheuer der Armut und des sittlichen Schmerzes? —

Hiermit ist die Frage gestellt, ob nicht vielleicht für Rembrandt ebenso wie für Goethe die Kunst der notgedrungene Niederschlag des eigenen Leidens war, mit andern Worten: ob nicht auch Rembrandt seine Lebenserfahrung in Gemälden ausgesprochen hat? Lyrik also, ein Stückchen Lyrik! —

Wie nervös seine Konstitution, wie impulsiv seine Beanlagung war, sehen wir deutlich in all seinen Bildern — ich meine die wirklich als Portraits ausgeführten Selbstbildnisse. Kein einziges gleicht dem andern! . . .

* * *

Kehren wir zum Helldunkel zurück. Welche Wunder Rembrandt mit dem elenden bischen Licht zu wirken verstand, zeigt uns u. a. „Der lesende Jüngling am Fenster". Nur selten wird man, selbst bei Dou, selbst bei Brekelenkam, selbst bei Terburgh und de Hoogh, ein Interieur finden, so voller Atmosphäre wie dieses unvergleichliche Juwel — einzig in halben Tönen gehalten, von einem zarten Sammet überhaucht.

Durch das offene Fenster strömt das stille Licht des späten Nachmittags. Leise, fast liebkosend gleitet es über den lesenden Mann, bis es allmählich in einer Ecke hinter dem Bette verschwindet . . .

Nach meiner Meinung wären die — nach Abzug der zweifelhaften nicht zu zahlreichen — Gemälde der Ausstellung in fünf Gruppen einzuteilen. Zu der ersteren, der niedrigsten, wo er sich an der Wiedergabe der äußeren Wirklichkeit genügen läßt, zähle ich den Geschlachteten Ochsen (43), Tote Pfauen (49) und das große Damenbildnis (44). Auch wohl noch die alte Frau, die ihre Nägel schneidet, wenn sie wirklich von Rembrandt ist. Zu der zweiten gehört nach meiner Ansicht eine ganze Reihe biblischer Bilder, worin er hauptsächlich nach der Wiedergabe der meist barocken Kleidertrachten gestrebt hat. Auch verschiedene Portraits: seines Vaters, seiner Mutter, Selbstbildnisse mit den sonderbarsten Mänteln, Schleiern, Tapeten. Buntheit der Farben finden wir bei ihm nirgend so wie hier. Diese Gruppe möchte ich mit einem Worte unseres Jahrhunderts die „romantische" nennen.

Zu der dritten, der psychologischen Gruppe, würde ich Stücke wie Judenbraut, Rembrandt von 1659 und ähnliche zählen. Herrlich ist in dieser Hinsicht Nr. 71, Alte Frau. Das Gemälde zeichnet sich besonders durch Einfachheit und Naturwahrheit aus. Die Kleidung ist mit Sorgfalt, die Fleischfarben sind mit Liebe behandelt. In zarter Wärme strahlt die Fleischfarbe des Gesichtes durch das goldene Licht. Aber vor allen Dingen —: wie spricht dieses Antlitz, diese kleinen, ganz kleinen halboffenen Weinaugen, dieser Mund mit den feinen, halbzugekniffenen Lippen voller Güte und dennoch voller Charakterfestigkeit! Ich möchte diese Kategorie die „gemütliche" nennen.

Digitized by Google

In der vierten Gruppe siegt die Synthese. Standen in der dritten Naturalismus und seelische Analyse auf gleicher Linie — hier ist das Gleichgewicht verschoben worden, der Stoff tritt in den Hintergrund, und die Seele, der Gedanke triumphiert! Was Rembrandt uns hier bietet: Rabbiner mit weißem Turban (39), Lesende alte Frau (93), Rembrandts Mutter von 1630, in der man etwas von der kleinen Radierung von 1636 wiederfindet, ist eine visionäre Kunst, das Leben wie im Traum gesehen. Alles Leben konzentriert sich auf dem Antlitz, in den Augen, um den Mund. Hier ist mehr als Gesehenes ausgedrückt, hier werden uns die Geheimnisse der Seele offenbart.

Zu dieser Gruppe möchte ich auch die Staalmeesters rechnen, das Höchste an Können, was Rembrandt je erreicht hat, wenn auch nicht das Höchste an Erhabenheit der Auffassung. Ueber diese Riesenarbeit schrieb Arsène Alexandre: „Ils sont en tant que représentations d'êtres, bâtis pour l'éternité."

Endlich die fünfte und letzte Gruppe ist jene, wo der visionäre Rembrandt, der Dichter und nur der Dichter zu uns spricht. Verschiedene seiner Landschaften, eine Anzahl seiner besten Radierungen, die Verkündigung an die Hirten von 1634, Emmaus desselben Jahres und jene in Dresden aufbewahrte Zeichnung, wie Jesus aus dem Hause von Emmaus verschwand, Die Flucht nach Aegypten von 1633, Faust von 1648, die Nachtwache und Emmaus von 1629 u. s. w. gehören hierher. Aus allen diesen spricht das Visionäre am unmittelbarsten.

* * *

Zum Schluß noch ein Wort zur Beantwortung der Frage, wie die Licht- und Dunkelmalerei unter Rembrandts Einfluß sich entwickelt hat.

Daß das ganze 17. Jahrhundert von dieser „Erfindung" (?) Rembrandts gezehrt hat, werde ich wohl nicht zu beweisen brauchen — in einem Lande, wo in jeder Sammlung Arbeiten des Bol und des Flinck, sowie hauptsächlich des Maes, Dou, Peter de Hoogh und Terburgh aufgehängt sind, welche zwar nicht bis an ihr seliges Ende der Tradition seiner Werkstatt treu blieben, aber doch in ihrer Methode stets an den Meister erinnern. Zwar gebrauchten diese seine Schüler das Helldunkel nicht mehr, um das Uebersinnliche, das Leben der Seele, sondern mehr um die äußerlichen Symptome der Form und Farbe auszudrücken. Der kalte Atem ihrer Zeit war über ihre Seelen gegangen und hatte viele Keime, die in seinem Inneren zur Vollblüte gekommen waren, in dem ihren getötet. Er schaute, wo sie bloß wahrnehmen konnten, seine Anlage war lyrisch, die ihrige hauptsächlich beschreibend, ohne darum alle Lyrik auszuschließen. So persönlich wie er war, so objektiv waren sie. Ihr Blick reichte nicht weiter als die schöne Oberfläche des Lebens; wo in der Seele ihres unsterblichen Meisters die Gesichte einander überstrahlten, da hatten sie nur Stimmungen auszusprechen. Im 18. Jahrhundert dagegen finden wir nirgend, auch nicht in den Niederlanden, eine Spur der Nachwirkung Rembrandt'scher Manier. Im 19. Jahrhundert aber offenbart sich die Macht seines Genies wieder in allen Kunstschulen unseres Weltteils, nicht am wenigsten in Deutschland. Man denke nur an Lenbach und von Uhde, an Whistler und Carrière.

Prof. **Pol de Mont** (Antwerpen).

Digitized by Google

Die Ziele der Botanik.

Die wissenschaftliche Botanik ist sehr jungen Datums; man kann wohl sagen, daß sie erst in den letzten hundert Jahren gründlich durchgearbeitet worden ist.

Die *specielle* Botanik beschäftigt sich im allgemeinen mit der genauen Beschreibung und Klassificierung der Pflanzen, die *allgemeine* Botanik dagegen sucht den inneren, feineren Bau mit Hilfe des Mikroskopes und die Lebenserscheinungen der Gewächse zu ergründen. Beide Teile der Botanik sind indessen nicht so streng geschieden, daß die eine Forschungsrichtung nicht durch die Erfolge der anderen auch wesentlich gefördert werden kann.

Aber beide Zweige unserer scientia amabilis sind schon soweit ausgebaut, daß es für den Einzelnen kaum noch möglich ist, auf *beiden* Gebieten mit wissenschaftlichem Erfolge thätig zu sein.

Wenn heut jemand nach Afrika reist, um neues Material an Pflanzen zu beschaffen, so muß er schon ein geschulter und umsichtiger Sammler sein, wenn seine Funde wirklich zur Förderung der Wissenschaft beitragen und die Kosten aufwiegen sollen. Er muß es auch verstehen, die gesammelten Schätze in geeigneten Flüssigkeiten so zu konservieren, daß die Objekte auch für die feinere mikroskopische Untersuchung brauchbar sind. Und diese Kunst ist wirklich schwierig, für den Botaniker vielleicht nicht ganz so wie für den Zoologen, bei dem die technischen Präparationsmethoden ganz besonderen Scharfsinn erfordern.

Die vornehmste Aufgabe der *speciellen* Botanik besteht darin, zunächst die „Blutsverwandtschaft" der Pflanzen festzustellen. Man nimmt mit sehr guten Gründen heutzutage an, daß alle höheren Organismen sich im Laufe der Zeit aus einfacher gebauten Formen entwickelt haben. Zu dieser Ausbildung der kompliziert gebauten, jetzt lebenden höheren Pflanzen und Tiere war ein so großer Zeitraum erforderlich, daß wir die Zahl der darüber verflossenen Jahre überhaupt gar nicht mehr ausdenken können. Ein Beispiel aus der Zoologie wird das Gesagte am besten erläutern. Wir wissen, daß der Mensch in den ersten Stadien seiner Entwicklung deutliche Spuren von Kiemenbögen besitzt wie die Fische und manche Zoologen schließen daraus, daß die Stammesgeschichte des Menschen auch auf diese Tierklasse zurückreichen muß. Aber einen lückenlosen Zusammenhang aller zwischenliegenden Formen zu konstruieren ist ihnen unmöglich, weil die Zahl der fossilen Funde zu dürftig ist.

Bei der geringen Aussicht, daß ein toter Körper für die Nachwelt im Freien sich erhalte, müssen Botaniker und Zoologen überhaupt zufrieden sein, daß wenigstens noch einige Reste konserviert sind.

Wenn zu unserer Zeit ein Hirsch unbemerkt im Walde verendet, wie soll dessen unveränderte Erhaltung, auch nur die des Skelettes, möglich sein? Da kommen allerhand fleischfressende Vögel und Vierfüßler, welche das Tier zerzausen und die Knochen benagen und verschleppen. Nichts wird erhalten, wenn es nicht ins Wasser fällt, z. B. auf den Meeresgrund, oder einfriert, oder in einem Torfmoor mumificiert wird. Bedenkt man, wie wenig Chancen eine Pflanze hat erhalten zu werden, so wird man begreifen, wie schwierig es für den Botaniker ist, einen Stammbaum zu konstruieren, z. B. all die Formen vorzuführen, durch welche der

Digitized by Google

Eichbaum mit der Esche oder Linde verbunden ist. Das wird für alle Zeiten ein Ding der Unmöglichkeit bleiben.

Man wird nun die Frage aufwerfen, ob es denn nicht wenigstens möglich ist, den Zusammenhang einander ziemlich nahestehender, jetzt lebender Formen zu ergründen, z. B. die Verwandtschaft zwischen Rosenstöcken und Apfelbäumen?

Aber auch hierbei stößt der Forscher auf große Schwierigkeiten. Ein Beispiel wird dieselben am besten verständlich machen. Wer zwei Neger sieht, wird auf der Stelle erkennen, daß sie zu demselben Stamm gehören, also unzweifelhaft blutsverwandt sind. Und wer einen Armenier und Semiten nebeneinander sieht, wird sogleich geneigt sein zu behaupten, auch in diesem Falle sei die Blutsverwandtschaft unverkennbar. Er hat sich dann aber gründlichst getäuscht, denn die Armenier sind ein arischer Volksstamm.

Man hört auch oft sagen: ich wette, der Herr ist ein Schauspieler. Und in der That wird man zugeben, daß viele Schauspieler infolge ihrer Berufsthätigkeit einen ganz charakteristischen Gesichtsausdruck bekommen, der aber natürlich nicht auf Blutsverwandtschaft schließen läßt.

Kehren wir wieder zu der botanischen Frage zurück, so wird jeder die Schwierigkeiten leicht erkennen, welche sich der Unterscheidung von *Anpassungsmerkmalen* und *Verwandtschaftsmerkmalen* bieten. Unter Anpassung versteht man den z. B. durch den Standort einer Pflanze bedingten Bau. So haben viele Wüstenpflanzen sehr kleine Blätter, damit die Verdunstung bei dem geringen Zufluß von Wasser in solchen trockenen Gegenden nach Möglichkeit verringert wird. Alle diese verschiedenen besenartigen Gesträuche der Wüste sind denn auch keineswegs blutsverwandt. Ein hierher gehöriges, sehr schönes Beispiel bieten manche Wolfsmilchgewächse, welche täuschend ähnlich wie Kakteen aussehen und mit diesen blutsverwandtschaftlich doch nichts zu thun haben.*)

Gelingt es nach vielen Bemühungen einem Botaniker, von einem charakteristischen Merkmal wirklich nachzuweisen, daß es auf Blutsverwandtschaft deutet, so gilt auch heut eine solche Arbeit für eine recht tüchtige Leistung.

Gerade in neuerer Zeit hat man sich bei solchen Studien mit großem Vorteil der Statistik bedient, und wer sich von dieser mühsamen Forschungsrichtung einen Begriff verschaffen will, werfe nur einen Blick in die einschlägige Litteratur.

Ganz besondere Schwierigkeiten bei der Behandlung der vorstehend besprochenen Fragen bietet ein Punkt. Hat man nämlich ein Organ vor sich, welches in seiner Ausbildung den an seine Leistung gestellten Anforderungen offenbar nicht genügt, so ist nur in seltenen Fällen mit Sicherheit zu entscheiden, ob man es mit einem noch in der Vervollkommnung begriffenen Organe oder mit einem bereits wieder rückgebildeten zu thun hat.

Neuerdings ist ein interessanter Beitrag zu der Frage geliefert worden, wieweit sich die Pflanzen in *historischer* Zeit verändert haben.

Viele Wiesenkräuter haben eine Frühsommerform und eine Herbstform, die sich äußerlich im Bau erheblich unterscheiden.

Die Herbstform verdankt ihre Ausbildung dem Schnitt durch die Sense.

*) Man kann sie sofort dadurch leicht unterscheiden, daß im Gegensatz zum Kaktus beim Wolfsmilchgewächs sogleich ein weißer Saft hervorquillt, wenn man es verletzt.

Digitized by Google

Werden beim Mähen die Gipfel der frühen Formen abgeschnitten, so wachsen die Bereicherungssprosse der unberührt gebliebenen Teile aus, wodurch die Herbstform reicher verzweigt wird. Auch diese letztgenannte Form kommt zur Blüte und erzeugt Samen. Wie nun Kulturversuche gezeigt haben, ist diese Herbstform im Laufe der Zeit samenbeständig (erblich) geworden, d. h. es entstehen aus ihren Samen immer nur wieder Herbstformen.

Die specielle Botanik beschäftigt sich auch mit den Fragen, ob Wiesen natürliche Formationen oder erst durch die Kultur von seiten des Menschen entstanden sind, wie sich Wälder bilden, ob Wiesen durch benachbarte Gewächse allmählich wieder verdrängt werden u. s. f. Es ist klar, daß bei solchen Studien die Erfahrungen der Forstleute mit Vorteil verwendet werden können.

* * *

Die allgemeine Botanik beschäftigt sich heutzutage mit großer Vorliebe und gutem Recht mit dem Protoplasma. Um diese Studien in großen Zügen zu verstehen, ist weiter nichts zu wissen nötig, als daß in allen Pflanzen und Tieren sich ein schleimiger Stoff findet, lebendes Eiweiß, auch Protoplasma genannt, welches der Träger der Lebenserscheinungen ist. Alles, was die Pflanzen und das Tier vermögen, verdanken sie diesem Protoplasma. Es hat die Beschaffenheit des Hühnereiweißes und ist in der Pflanze in verhältnismäßig geringer Menge fein verteilt Beim Zerdrücken eines Pflanzenteiles kann man es nur selten fühlen.

Dieses Plasma muß einen außerordentlich kunstvollen Bau besitzen, den wir aber mit den besten Mikroskopen seiner Feinheit wegen nicht erkennen können.

Was wir sehen, ist nichts als ein einheitlicher Schleim, nur in manchen Fällen ist es möglich — durch Anwendung geeigneter Färbemittel — etwas mehr zu sehen, besonders in dem sogenannten Kern, der auch zu diesem Plasma gehört. Aber das, was man sieht, ist doch winzig wenig im Vergleich zu dem, was man wissen möchte, um viele Dinge recht zu verstehen. Nehmen wir ein Beispiel. Aus einer Bohne wächst bekanntlich eine Pflanze heran. Man kann aber vor dem Einpflanzen die Bohne in mindestens 10 Stücke in geeigneter Weise zerschneiden, dann erhält man aus jedem Stück ein vollständiges Gewächs, also aus einem Samen 10 Pflanzen. Diese merkwürdige Thatsache hat zu der Anschauung geführt, daß man bei geschickter Versuchsanstellung die Bohne vorher in vielleicht 1000 Stücke zertrennen könnte und aus jedem eine vollkommene Pflanze erhielte, mit anderen Worten, daß in jedem kleinen Teil der Pflanze die Anlage zu allen sich später entwickelnden Organen vorhanden sei. Und diese Anlagen befinden sich natürlich wieder im Protoplasma. Es wäre doch ausgezeichnet, wenn man in jedem solchen winzigen Brocken der Bohne sehen könnte, wie die Anlagen der später entstehenden Blätter, der Wurzeln, des Stengels, der Blüten u. s. w. aussehen. Aber, wie gesagt, von alledem ist nicht das mindeste zu erkennen, obwohl unsere Mikroskope zu einem erstaunlichen Höhepunkt vervollkommnet sind. Es ist keine Aussicht, daß in absehbarer Zeit ihre Leistungsfähigkeit noch erhöht wird. Würde das Auflösungsvermögen der Mikroskope wirklich noch weiter gesteigert werden, so müßten viele Bilder auf photographischem Wege sichtbar gemacht werden, weil unser Auge für die äußersten Feinheiten nicht mehr empfindlich genug wäre.

Digitized by Google

Ist es den Botanikern auch versagt, einen Einblick in den Bau des Protoplasmas zu gewinnen, so sind sie um so eifriger bemüht, seine Eigenschaften und Fähigkeiten zu ergründen. In dieser Forschungsrichtung feiert die Botanik jetzt ihre größten Triumphe, indem die Forscher sagen: können wir auch den Bau der Lebenssubstanz nicht ergründen, wollen wir sie wenigstens durch äußere Eingriffe nach unseren Wünschen zu regieren lernen.

Hierher fällt auch die Fragestellung der vielerörterten Schenk'schen Theorie. Man will durch äußeren Eingriff, nämlich durch entsprechende Ernährung, die Thätigkeit des Protoplasmas so lenken, daß das Geschlecht des Kindes dadurch bestimmt wird. Auch die Erfahrungen der Botaniker auf diesem Gebiete sind noch zu gering, um bezüglich dieses Punktes bestimmte Angaben zu machen. Bis jetzt ist es trotz vieler Versuche noch keinem Botaniker gelungen, das Geschlecht der Pflanzen willkürlich zu bestimmen. Bei vielen niederen, dem großen Publikum wenig bekannten Pflanzen kommen zwei Formen der Fortpflanzung vor, eine ungeschlechtliche durch Teilung und eine geschlechtliche. In diesen Fällen ist es den Botanikern mit unfehlbarer Sicherheit möglich, diese Pflanzen ganz nach Belieben des Versuchsanstellers zu zwingen, sich auf ungeschlechtlichem oder geschlechtlichem Wege zu vermehren. Es ist aber, wie gesagt, bisher nicht geglückt, nach Wunsch männliche oder weibliche Pflanzen zu erziehen. Die Lösung dieser Aufgabe wird gewiß noch angestrengte Arbeit erfordern.

Ganz besonders geeignet zum Studium der Eigenschaften des Protoplasmas sind die Bakterien, in denen auch dieser rätselhafte Stoff steckt. Es ist wirklich im höchsten Grade erstaunlich, was diese kleinsten aller bekannten Lebewesen vermögen. Chemische Prozesse, welche wir im Laboratorium oft nur mit den energischsten Mitteln, wie Hitze, Druck und starken Säuren auszuführen vermögen, vollbringen die Bakterien durch ihr Protoplasma unter gewöhnlichen Verhältnissen mit Leichtigkeit. Auf dieser umbildenden Fähigkeit beruht auch ihre unheilvolle Wirkung bei ansteckenden Krankheiten. Neben einer für uns verderbenbringenden Thätigkeit weisen die Bakterien aber auch nützliche Eigenschaften auf. Jedermann weiß, daß wir sie bei der Essigsäurefabrikation benutzen und die physiologisch gleichfalls sehr befähigten Hefen bei der Weinbereitung und in den Brauereien.

Besonders die Landwirtschaft setzt große Hoffnungen auf die botanischen Studien über Bakterien. Man hofft nämlich dadurch, daß man dem Boden geeignete Bakterien zufügt, einmal durch deren Thätigkeit Ersatz für den teuren Dünger zu erhalten und zweitens, daß die Bodenbakterien die den Pflanzen nötige Nahrung so „mundgerecht" zubereiten, daß das Wachstum und der Körnerertrag unserer Kulturgewächse dadurch wesentlich erhöht wird. Untersuchungen über diese Fragen sind lebhaft im Gange.

Sehr wichtig sind die Bakterien für den Botaniker auch dadurch geworden, daß sie uns zu einer ganz anderen Auffassung von dem für das Leben so äußerst wichtigen Atmungsprozeß genötigt haben. Augenblicklich ist unser Wissen auf diesem Gebiet zwar reich, aber noch unvollkommen, und gewiß bringt die Zukunft in kurzer Zeit viel Interessantes und Wichtiges.

Auch die Gärung durch die Hefen ist ein Thema, welches heute im Vordergrund wissenschaftlicher Erörterung steht. Botaniker und Chemiker sind jetzt lebhaft bestrebt, auf diesem Gebiete neue Gesichtspunkte zu eröffnen. Man hofft,

Digitized by Google

durch diese Studien auf Umwegen zu einem Einblick in den Bau mancher protoplasmatischer Gebilde zu kommen, die man, wie vorher erörtert, mit dem Mikroskop ihrer Kleinheit wegen nicht mehr direkt wahrnehmen kann; es sind das die Fermente.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß durch Studien über die physikalischen Eigenschaften des Protoplasmas (es war bisher nur von den chemischen die Rede) ein Teil der Chemie, nämlich die Chemie der Lösungen, ganz neue, unerwartete Gesichtspunkte gewonnen hat.

Zum Schluß sei noch eines Stoffes Erwähnung gethan, der in der wissenschaftlichen Botanik eine außerordentliche Rolle spielt: es ist das der grüne Farbstoff der Blätter. Blätter sind ebenfalls lichtempfindliche Flächen wie photographische Platten, deshalb wäre es auch möglich, mit Blättern Landschaften zu photographieren, wobei allerdings nur die grellsten Punkte sichtbar würden, alle Feinheiten gingen gänzlich verloren. Es ist jedem, der sich etwas mit Photographie beschäftigt hat, bekannt, daß man photographische Platten durch Erythrosinfarbstoff empfindlich machen kann. Es ist nicht unmöglich, daß auch im Blatt der grüne Farbstoff als Sensibilisator wirkt. Zum Empfindlichmachen photographischer Platten wird er schon jetzt benutzt. Die grünen Blätter nehmen aus der Luft Kohlensäure auf und verarbeiten sie mit Hilfe des grünen Farbstoffes und des Lichtes zu Zucker, mit anderen, einfachen Worten gesagt: die grünen Pflanzen machen aus Selterswasser Zuckerwasser. Wenn die Botaniker in diesen Vorgang einen tiefen Einblick gewinnen würden, könnten sie aus Luft Brot herstellen. Da die Pflanze aus Zucker Stärke und Holzstoff fabriziert, sind die Bäume des Waldes, die Getreidehalme der Felder ꝛc. durch die Thätigkeit des Protoplasmas aus Selterswasser aufgebaut.

Endlich sei noch hervorgehoben, daß darüber, ob in der Pflanze elektrische Ströme sich finden, welche zur Lebensthätigkeit unentbehrlich sind, bisher gar keine Erfahrungen vorliegen. **Dr. R. Kolkwitz.**

Galvani.

Am 4. Dezember 1798, also vor nunmehr hundert Jahren, starb in Bologna ein Mann, dessen Lebensschicksale im allgemeinen wenig bekannt sind und dessen persönliche Bedeutung noch immer nicht nach Verdienst gewürdigt wird, obgleich die von ihm gemachte Entdeckung nicht nur die Naturwissenschaft in neue Bahnen gelenkt, sondern auch in ihren Folgen auf das wirtschaftliche, sociale, geistige Leben der Menschheit umgestaltend eingewirkt hat, und obgleich sein Name in eben dieser Entdeckung und ihren zahlreichen Anwendungen auf die Technik u. s. w. für alle Zeiten fortlebt: Aloisio Galvani, Professor der Anatomie an der Universität Bologna. Nach der gewöhnlichen, selbst in viele Lehrbücher der Physik übergegangenen Darstellung verdankt Galvani die Entdeckung der nach ihm benannten Naturkraft einem puren Zufall, den nicht er, sondern

Digitized by Google

sein wissenschaftlicher Gegner Volta auszunutzen und richtig zu deuten verstanden habe; daher sei Alexander Volta der eigentliche und einzige Entdecker des Galvanismus, der also besser „Voltaismus" hieße. Es wird sogar erzählt, daß nicht einmal Galvani selbst, sondern seine kluge Gemahlin Lucia es gewesen sei, die das folgenschwere Zucken des Froschschenkels zuerst beobachtet habe, und auch diese Erzählung, die übrigens den eigenen Mitteilungen Galvanis widerspricht und daher unglaubwürdig ist, hat offenbar dazu beigetragen, ihn als eine Art Glückspilz erscheinen zu lassen, dem der Zufall unverdientermaßen eine herrliche Entdeckung in den Schoß geworfen habe. Nichts kann verkehrter sein als eine solche Auffassung. Allerdings ein äußerer Anlaß, den die unvollkommene menschliche Weisheit als Zufall bezeichnen mag, ist bei der Entdeckung Galvanis wie bei jeder andern Entdeckung im Spiel gewesen, aber ihm gebührt das unbestreitbare Verdienst, den sogenannten Zufall zu einem grundlegenden Experiment verwertet zu haben, ein Verdienst, das völlig hinreicht, ihn den größten Entdeckern aller Zeiten würdig anzureihen.

In seiner Abhandlung über die Kräfte der tierischen Elektricität erzählt Galvani ausführlich den Vorfall, der ihn im Jahre 1790 zu seiner berühmten Entdeckung leitete. Auf dem Tische lag ein zu Demonstrationszwecken präparierter Frosch, dessen Schenkel ihrer Haut beraubt waren, so daß die Schenkelnerven bloßlagen. Als nun einer der Zuhörer Galvanis mit der Spitze eines Messers zufällig die inneren Schenkelnerven des Frosches leise berührte, entstanden heftige Zuckungen, und ein anderer Zuhörer bemerkte, daß diese Zuckungen sich nur dann einstellten, wenn der Konduktor der in einiger Entfernung stehenden Elektrisiermaschine Funken gab. Galvani, der sich schon früher mit tierischer Elektricität beschäftigt hatte, erkannte sofort die Wichtigkeit der beobachteten Erscheinung und wiederholte den Versuch unter den verschiedensten Modifikationen Statt des Konduktors einer Elektrisiermaschine verwandte er dabei mit großem Erfolg die atmosphärische Elektricität als äußeren Elektricitätserreger. Im Verfolg dieser Untersuchungen hing er eine Anzahl Froschpräparate mittelst metallener Häkchen an einem eisernen Gartengeländer auf und beobachtete nun zu seinem Staunen zeitweilig auch dann die Zuckungen, wenn der Himmel heiter, also die Luft elektricitätsfrei war. Als er dann die Versuche in seinem Zimmer dergestalt wiederholte, daß er das Präparat auf eine Metallplatte legte und den durch die Nerven gesteckten Draht die Platte berühren ließ, zeigten sich bei jeder Berührung die gleichen Zuckungen. Nun war der Einfluß irgend welcher äußeren Elektricitätsquellen ausgeschlossen und damit *der wichtigste Schritt zur Entdeckung der neuen Naturkraft vollzogen*. Den nächsten Schritt that Volta, der, auf dem zuletzt beschriebenen Versuch Galvanis fußend, zu dem Resultat gelangte, daß nicht, wie Galvani irriger Weise annahm, die Ursache der elektrischen Erregung in dem tierischen Organismus als solchem zu suchen sei, sondern in der bloßen Berührung der verschiedenartigen Körper. Der 1794 entbrannte Streit zwischen Galvani und Volta erregte ungeheures Aufsehen in der wissenschaftlichen Welt. Erst als Volta 1800 seine berühmte Säule, die Vorläuferin der galvanischen Batterie, konstruierte und die Gesetze der elektrischen Spannung aufstellte, neigte sich in diesem wissenschaftlichen Streit ihm endgültig der Sieg zu. Noch im Jahre 1796 gab Alexander von Humboldt ein zweibändiges Werk über Elektricität heraus, in dem er sich ganz zu der Partei Galvanis schlug

Digitized by Google

und wie dieser in der tierischen Elektricität den Schlüssel zur Entdeckung der verwickeltsten Erscheinungen des organischen Lebens gefunden zu haben glaubte. Die Bezeichnung „Galvanismus“ stammt von Volta selbst her, der sie zum erstenmal im Jahre 1796 anwandte und damit bekundete, daß er die hohen wissenschaftlichen Verdienste seines Gegners neidlos anzuerkennen verstand.

Aloisio Galvani war am 9. September 1737 in Bologna geboren. Er studierte anfangs Theologie, widmete sich aber dann dem Studium der Anatomie und Physiologie. Im Jahre 1762 auf Grund einer Abhandlung über das Wesen und die Bildung der Knochen in seiner Vaterstadt zum Professor ernannt, führte er ein stilles Gelehrtenleben, das jedoch kurz vor seinem Tode eine jähe Unterbrechung erfuhr, und zwar in einer Weise, die den berühmten Forscher auch als Menschen im schönsten Lichte erscheinen läßt. Da er sich nämlich aus politischen und religiösen Gründen nicht entschließen konnte, der neugegründeten cisalpinischen Republik den Beamteneid zu leisten, wurde er seiner Professur enthoben und dem Mangel preisgegeben. Zwar wurde ihm später in Anbetracht seiner Verdienste der Lehrstuhl, den er übrigens in Wirklichkeit nicht mehr bestiegen hat, zurückgegeben; aber erholt hat sich Galvani von diesem Schlag nicht wieder. Er begann zu kränkeln, und nach etwa Jahresfrist wurde er durch den Tod von seinen Leiden erlöst. Außer durch seine Entdeckungen auf dem Gebiet der Elektricität hat sich Galvani namentlich durch beachtenswerte Arbeiten zur Physiologie der Vögel in der wissenschaftlichen Welt bekannt gemacht. **Z.**

Von den Berliner Bühnen.

(Hauptmann — Halbe — Fulda — Bahr.)

Wenn es den Leuten, die alles so furchtbar wichtig nehmen, einmal schlecht geht, pflege ich mich immer zu freuen. Das ist, wie ich einräume, unmoralisch, aber wir Menschen haben ja alle unsere Fehler, und so werde ich wohl auch den meinen in diesem schnöden Jammerthal nie ganz los werden. Ich freute mich also, als Hauptmann in seinem „Fuhrmann Henschel“ wieder in die alten realistischen Bahnen einlenkte. Ich freute mich einmal aus ästhetischen Gründen, und zweitens, wie gesagt, weil es dadurch den Leuten schlecht ging, die seine „Versunkene Glocke“ so furchtbar ernst genommen hatten. Als ob ein Dichter, weil er sich einmal ein bißchen ins Romantische verliert, nun gleich für alle Zukunft ein neues Programm vertreten müßte, etwa wie Herr Eugen Richter die Prinzipien des voll und ganz „unentwegten“ Freisinns. Als ob man nicht in intimer Fühlung mit der Wirklichkeit seine Triumphe feiern und sich dabei doch einmal in die lachenden Gefilde der Phantasie verlieren könnte. Als ob ein Dichter wie ein unglücklicher Parteipolitiker die Welt ewig für ein Gefängnis halten müßte, weil er sie einmal in einer Hamletstimmung so nannte. Ach nein, meine sehr gelehrten Herren, so nüchtern entwickeln Poeten sich nie. Das Leben

Digitized by Google

ist kein Rechenexempel, und die Kunst ist es auch nicht. Man kann sehr wohl in einer gewissen Periode der Verbitterung nahe sein und sich dann doch zu einer Harmonie und Heiterkeit hindurcharbeiten, die in der Geschichte kaum ein Beispiel finden. Wenigstens Goethe hat es gekonnt und hat es gethan. So kann man auch sehr wohl in einem Jahr das Weberelend als ein gigantisches Verbrechen der Machthaber empfinden und kann sich nach einigen weiteren Jahren an Märchenpoesie und meinetwegen auch an Märchenmystik berauschen. Wir persönlich haben daher nie die „Versunkene Glocke" so feierlich genommen, wie es einem Teil der Hauptmannkritiker beliebte. Wir haben sie nie für einen unerhörten Frevel gehalten und ebensowenig für eine erhabene Umkehr. Wir wissen daher auch jetzt unsere Verwunderung zu zähmen, wo Hauptmann wieder in die alten realistischen Bahnen einlenkt und gönnen den Propheten des Symbolismus von Herzen den kleinen Klaps, den sie für ihr vorlautes Prophetentum empfangen. Darüber hinaus aber freut es uns, daß Hauptmann wieder zu einem Stil zurückkehrt, der nach unserer festen Ueberzeugung allein der besonderen Art seiner Begabung entsprechend ist. Die große Phantasie und die leidenschaftliche Gewalt der Sprache sind nicht so sehr die Sache des schlesischen Dichters, als vielmehr die feine Beobachtung und meisterhafte Charakteristik. Daß diese Vorzüge aber im realistischen Drama am besten zur Geltung kommen, leuchtet ohne weiteres ein. Insofern stellt der „Fuhrmann Henschel" unter allen Umständen einen Fortschritt dar, wenn auch einschränkend hinzugefügt werden muß, daß der Dichter nur einen Schritt vorwärts geht, den er früher selbst zurückgegangen ist.

* * *

Der Fuhrmann Henschel ist in seinem Kreis ein angesehener Mann und genießt auch darüber hinaus ein Ansehen, das für seinen Beruf ungewöhnlich genannt werden muß. Er hat gut verdient, und das kleine Kapital, das er sich auf diese Weise erspart hat, mag am Ende etwas dazu beitragen, seine sociale Stellung zu heben. Die Hauptsache bleibt aber doch seine eigene Person. Seine ehrliche Natur wird von allen geschätzt, die mit ihm in Berührung kommen. Wort und Handschlag von ihm genügen jedem, der ihn kennt, und er imponiert durch die Festigkeit und Entschlossenheit seines Willens. Seine Knechte bewundern ihn. Sie wissen, daß ein Befehl von ihm unwiderruflich ist. Da sie aber zugleich seine Güte und Gerechtigkeit kennen, gehorchen sie gern. Außerdem ist es noch ein anderer Umstand, der sie beeinflußt. Fuhrmann Henschel gebietet über geradezu sagenhafte Körperkräfte, und davor hat das körperlich arbeitende Volk nun einmal eine unausrottbare, instinktive Hochachtung.

Wie wir Henschel kennen lernen, geht es ihm nicht zum besten. Mit seinen Pferden hat er allerlei Widerwärtigkeiten gehabt und dazu ist ihm — was schlimmer ist — auch noch seine Frau krank geworden. Sie hat ein Kind zur Welt gebracht, ein armes, krankes Ding, das lebensunfähig ist und den Beschauer mit tiefer Wehmut erfüllt. Viel besser als dem Kinde geht es der Mutter auch nicht; sie liegt ewig zwischen Leben und Sterben, und zwar ist sie dem Sterben näher als dem Sonnenlicht. Ihre Klagelaute erfüllen das kleine Zimmer und machen es zu einer Krankenstube trauriger Art. Mit Fieberdelirien wechseln wache Stunden hoffnungsloser Entkräftung, in denen die arme Wöchnerin zu allem übrigen noch unter der Tyrannei ihrer Magd zu leiden hat. Das mitleidslose Geschöpf, das ganz aus egoistischem Raffinement und geschlechtlicher Sinnlichkeit zusammengesetzt

Digitized by Google

ist, macht sich die Wehrlosigkeit ihrer Herrin zu nutze — vielleicht weil sie den Genesungsprozeß hindern will, vielleicht auch nur aus instinktiver Lust am Bösen. Die arme Frau Henschel leidet, sie leidet um so tiefer, als zu ihrer Verwunderung der Herr des Hauses der Magd nie ein böses Wort sagt. Ja, er, der sonst für Weibergeschichten nur die Geringschätzung des starken Mannes hatte, hat der Magd sogar einmal aus der Stadt eine Schürze mitgebracht. Der Instinkt der Frauen ist fein; sie wittern nicht nur verborgene Dinge, sondern auch solche, die noch gar nicht vorhanden sind, wohl aber dem Schoß der Zukunft entsteigen können. Frau Henschel wird mitunter von einer namenlosen, fliegenden Angst befallen. Wenn es wahr wäre, was ihre fiebernde Phantasie ihr vorspiegelt. Wenn ihr Mann mit der Magd im Einvernehmen wäre und beide nur auf ihren Tod warteten! Wenn sie denken müßte, daß ihre Peinigerin hier als Herrin schalten und walten könnte! Ihr ganzes weibliches Gefühl bäumt sich gegen diesen Gedanken auf, und in einer erregten Scene stellt sie ihren Mann zur Rede. Henschel ist gütig und ruhig wie immer. Er giebt ihr sein Wort, daß zwischen ihm und der Magd kein unerlaubtes Verhältnis besteht, und verspricht schließlich der Todkranken in die Hand, daß er die Magd niemals heiraten will. —

Dann stirbt Frau Henschel, und einige Monate gehen ins Land. Für den zurückgebliebenen Witwer wird es zu einer einfachen wirtschaftlichen Notwendigkeit, eine Frau zu nehmen, die ihm sein Hauswesen in Ordnung hält. Er wüßte auch wohl, welches Weib er möchte, nämlich eben seine Magd, die er nicht haben kann, weil zwischen ihnen ein Versprechen und der Schatten eines bleichen Weibes steht. Es fragt sich nun, sprach Henschel die Wahrheit, als sein Weib ihn in einer ihrer letzten Stunden zur Rede stellte? Er *sprach* die Wahrheit, soweit Menschen richten dürfen, die nur die Thaten sehen. Vor einem Richter, der das Herz anschaut, hätte er wohl schon damals schwerlich bestanden. Das sinnliche Gefallen an seiner drallen Magd wächst von Tag zu Tag und schließlich kommt es soweit, daß er zu überlegen beginnt, ob das Leben an ein Versprechen gebunden ist, das dem Tod gegeben wurde. Seine Ueberlegung endet, wie Ueberlegungen dieser Art immer zu enden pflegen: er bricht sein Versprechen und heiratet die Magd. Die Magd hat damit ihren Zweck erreicht. Der ehrliche, ungeschlachte Henschel zappelte an ihren Fäden, ohne es zu wissen. An diesem Punkt erkennen wir, daß die nichtsnutzige Behandlung der kranken Frau ein raffiniertes Manöver war, wie überhaupt das ganze Benehmen des rücksichtslosen Weibes von dem einen Gedanken geleitet wurde, die Herrin des Hauses zu werden. Die Herrin des Hauses — es zeigt sich bald, daß das ihr nicht genügt. Die Herrin des *Mannes* will sie sein, um ihren sinnlichen Begierden nachleben zu können, ohne die Vorwürfe fürchten zu müssen. *Unterjochen* will sie, um frei zu sein, wie Despoten frei sind. Sie braucht einen geduckten Mann, um mit ihren Liebhabern nach Gefallen wirtschaften zu können. Zunächst isoliert sie darum Henschel, vertreibt seine Freunde, um ihren eigenen Einfluß zum alleinherrschenden zu machen und um nicht gestört zu werden, wenn sie während der Abwesenheit ihres Mannes ihren Galan hereinläßt. Henschel wird bald ein einsamer Mensch. Man meidet ihn, weil er von seiner Frau wie von einem bösen Dämon beherrscht wird. Der früher so geachtete Mann ist wie gezeichnet. In einer Wirtshausscene endlich (der besten des Stückes) kommt es zur Katastrophe. Die Gäste lassen sich in ihrem Unmut zu Sticheleien hinreißen, die Henschels Zorn noch einmal in seiner alten Männlichkeit auflodern

Digitized by Google

lassen. Noch einmal erhebt er sich zu der Größe der Kraft und der Leidenschaft, die ihm früher Furcht und Bewunderung verschaffte. Die stichelnden Gäste werden blaß und bekennen wie angstschlotternde Schulkinder, was sie wissen, daß nämlich seine Frau ihn mit andern betrügt. Im letzten Akt geht es schnell zu Ende. Henschel blickt auf sein Leben zurück und blickt damit auf einen trostlosen, verödeten Weg. Die Achtung seiner Mitbürger ist fort; seine Mannesehre ist ihm genommen; die Freunde hat er selbst in ungerechter Weise vertrieben; die Erinnerung an seine Frau ist befleckt, weil er ihr sein Versprechen gebrochen hat. Entehrt und schuldig: das ist die Summe. Als Henschel zu dieser Erkenntnis kommt, geht er ins Schlafzimmer und hängt sich auf. —

* * *

Soweit der Inhalt. Für viele meiner Leser kommt die Wiedergabe, die ich eben versucht habe, wohl schon einer Kritik gleich. Viele werden empfinden, daß der Ausgang des ganzen Handels kläglich ist, und diese Empfindung hat ihren guten ästhetischen Grund. Der Selbstmord Henschels ist nach unserer Ansicht *an sich* durchaus logisch und auch tragisch erforderlich. Mit der Begründung aber hapert es sehr. Bereits aus unserer Wiedergabe des Dramas erkennt man, daß der Uebergang von der Erkenntnis der Situation zur Selbstvernichtung jäh und unvermittelt ist. Alle psychologischen Mittelglieder fehlen hier. Der Selbstmord tritt so schnell ein, daß er wie eine unendlich feige Fahnenflucht wirkt. Der starke Mann macht auch nicht einmal einen Versuch, aus dem Ganzen herauszukommen. Er stirbt den Tod der kraftlosen, übelriechenden Schwäche — und vor einem solchen Tod tritt die tragische Erschütterung nicht ein. Die innere Notwendigkeit fehlt. Die unerschütterliche Gewißheit, daß Henschel trotz seiner sympathischen Eigenschaften und trotz seiner Kraft untergehen *muß* — diese Gewißheit stellt sich nicht ein, und so bleibt auch die erhebende und befreiende Wirkung vollkommen aus. Der Schluß des Schauspiels ist ästhetisch durchaus gerechtfertigt; bei seiner *Begründung* aber mißlang es Hauptmann sehr.

* * *

Was der letzte Monat neben dem „Fuhrmann Henschel“ gebracht hat, ist kaum der Rede wert. Von dem Mißerfolg, den Max Halbe mit seinem „*Eroberer*“ gehabt hat, würden wir schweigen, wenn nicht das Benehmen des Publikums zu entschiedenem Widerspruch herausforderte. Halbe hatte sich in seinem Stoff geirrt. Er wollte mit seiner intimen Kunst die Renaissancezeit heraufbeschwören, was ihm naturgemäß mißlingen mußte und auch in sehr böser Weise mißlang. Einige Situationen und Sentenzen schlugen vollkommen ins Humoristische um, und das nahm das Publikum zum Anlaß, um einen Radau aufzuführen, wie ihn schwerlich jemals das Theater eines gebildeten Volkes gehört hat. Das Recht auf Ablehnung soll dem Publikum in unbeschnittener Weise bleiben; das Recht auf rohe *Verhöhnung* des Dichters hat es sich mit seinem Billet indessen *nicht* erkauft. Wir könnten sonst Zeiten entgegengehen, in denen die Bühne und was an Künstlern drum und dran hängt, wieder der Mißachtung verfiele, der sie früher in so langen Jahren thatsächlich verfallen war. Ganz abgesehen davon, daß das Publikum seine Gaben, ach so stümperhaft verteilt. Während es bei Halbe johlte und pfiff, war es bei *Fulda* eitel Entzücken, und doch ist Halbes „Eroberer“ immer noch besser als Fuldas „*Herostrat*“. Der berüchtigte Brandstifter, den Fulda angeblich zum Helden seiner mehraktigen Stümperei machen wollte, ist meinen

Digitized by Google

Lesern bekannt. Man kann darüber streiten, ob eine geistige Abnormität wie dieser Herostrat von Ephesus sich überhaupt zum dramatischen Helden eignet, und wir für unsere Person verneinen das schlankweg. Wir sind der unmaßgeblichen Ansicht, daß die Dichtkunst es mit der Darstellung von Menschen, nicht aber von Verrückten zu thun hat. Wenn man aber schon den Herostrat zum Helden macht — nun, dann hat man natürlich die Pflicht, ihm für seine That das Motiv unterzulegen, durch das er in seiner besonderen Weise berühmt geworden ist. Was aber thut Herr Fulda? Er zeichnet, pfiffig wie er nun einmal ist, einen Menschen, der — nicht aus Ruhmsucht zum Verbrecher wird. Sein Herostrat ist ein Künstler, der den Tempel der Artemis ansteckt, weil die Göttin ihn nach seiner Meinung betrogen und verlassen hat, und damit erweist sich dann natürlich der Titel als eine schlechte Reklame, die einem ungewöhnlich schlechten Epigonenstück von wegen des „pikanten" Reizes äußerlich aufgeklebt wurde. Bliebe noch übrig Herr Bahr, der schönfrisierte Wiener, der für Patschouli eine so zarte Zuneigung hat. Auch sein neuestes Stück, das der „Star" heißt und aus dem Leben einer Bühnenkokotte genommen ist, ist zur Hauptsache — Patschouli! Daneben dann etwas feuilletonistischer Witz, einige hübsche Redensarten von der sittlichen Sonderstellung eines „Stars", die zu einem liederlichen Lebenswandel geradezu verpflichtet — und ein Stück ist fertig, bei dem das Publikum des — hm! — Lessingtheaters sich wunderbar amüsiert. Immerhin! Erscheinungen wie Bahr brauchen uns nicht sonderlich aufzuregen. Sobald die gefälligen Freunde in der Presse die Reklame einstellen, sind sie vergessen und verschollen und mißachtet — wie eine abgelegte Mode.

Erich Schlaikjer.

Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Brief Roseggers mit Randglossen.

Pfarrer D. Samtleben hatte in der „Konservativen Monatsschrift" mehrere Aufsätze über den ethischen Gehalt der Rosegger'schen Schriften veröffentlicht. Darauf ist ihm vom Dichter ein Dankschreiben zugegangen, das im Novemberhefte der genannten Zeitschrift abgedruckt wird. Der Brief ist so eigenwüchsig, wie die ganze Persönlichkeit seines Verfassers. Es heißt darin:

„Aesthetische Anerkennungen machen mir nicht die Freude, als die Hervorkehrung meiner sittlichen Absichten. Ich fühle auch von Jahr zu Jahr lebhafter, daß ich weniger Künstler als Lehrer bin. Mein Bedürfnis darzustellen, schwindet, das an der Hebung des Menschengeschlechtes mitzuarbeiten, wird lebhafter. Wohl ist das auch ein Zeichen des Alterns, darum habe ich mich vor

Digitized by Google

dem Uebermaße zu hüten, und nicht minder vor etwaiger Meinung immer recht zu haben.

Ihre lichtvollen Auseinandersetzungen zeigen mir wieder, daß Protestantismus und Katholizismus nicht so ganz unversöhnlich sind, als es oft scheint, wenigstens seitens des ersteren nicht. Wenn es uns gelänge, für die beiden Bekenntnisse einen gemeinsamen Verständigungspunkt zu finden! Welch ein Glück fürs deutsche Volk!

Der Katholizismus legt sein Hauptgewicht auf die (kirchlichen) Werke, der Protestantismus auf die Gnade. Beides dünkt mir nicht gut. Wenn man sich zu sehr auf die Gnade Christi verläßt, nimmt man's zu wenig genau mit der persönlichen Sühne. Diese voran! Was noch übrig bleibt und der Mensch nicht mehr sühnen kann, das wird ihm durch die Gnade des Erlösers vergeben. So ist im Grunde auch die katholische Kirche dieser Meinung. Hier wiederum haben die kirchlichen Werke, als Messe hören, beten, fasten u. s. w. nach meiner, freilich unmaßgeblichen Meinung nur den Zweck, uns zur Ausübung wirklicher Tugenden zu stärken, sie sind also nur Mittel, nicht Zweck.

Es mag wohl auch hier wieder sein, wie es so oft ist: die Menschen sind sich in ihren Grundabsichten einiger, als sie es selbst wissen oder wahrhaben wollen. Und natürlich auch, wir haben ja alle dieselben Interessen: gut und glücklich zu werden. — Ein evangelisch-katholisches Christentum, wenn ich das erleben könnte! Es wäre eine Einigung vielleicht nicht so schwer, als es aussieht, an beiden Seiten müßte man bei den Annäherungen nur die christlichen Tugenden: Liebe, Sanftmut, Bescheidenheit und Achtung des Rechtes der Persönlichkeit walten lassen — Tugenden, die gerade der edle, philosophisch veranlagte Deutsche (im Süden wie im Norden) unschwer aufbringen sollte. Ohne Opfer beiderseits ginge freilich die Gewinnung eines so großen Gutes, als es die religiöse Einheit wäre, nicht ab! Die reine Lehre Jesu im poetischen Glanz katholischer Symbole, gehoben durch die Künste. Und nicht zu viel Deutler, möglichst unmittelbar die Lehre Jesu. Wo sie auch scheinbar nicht paßt für das Menschenherz, sie paßt doch! Und die Symbole soll jeder gerade so nehmen, wie er sie braucht, wie sie ihn am schönsten erheben. Im Geiste eins, in Formen frei."

Interessant ist zunächst das Bekenntnis Roseggers, daß ihn ethische Anerkennungen mehr erfreuen, als ästhetische. Das darf nur ein Dichter von seinem Range und Rufe erklären. Wäre es nicht Rosegger, man würde ihn einen Banausen schelten. Er selbst hält diese Empfindung für ein Zeichen des zunehmenden Alters, der Erschlaffung. Es ist aber doch noch ein anderes, es ist auch Weisheit des Alters. Das kleine Talent mag nur darnach ringen, sich ästhetisch zu legitimieren. Das macht ihm Mühe genug, soviel, daß es darüber Eines vergißt, nämlich: daß auch das Aesthetische am Ende eine Weltanschauung darstellen, durchleuchten soll. Wollte ich sagen: „verklären" — man würde höhnisch über den „rückständigen Moralisten" lächeln, der nicht im stande sei, Kunst und Ethik zu unterscheiden. Und doch ist die Rückständigkeit auf der andern Seite, auf jener, die sich krampfhaft an das alte Dogma klammert, Kunst habe mit Ethik nichts zu schaffen. Das ist eine ganz farblose Doktrin, einer schwätzt sie dem andern nach, ohne sich darüber klar zu werden, daß eine solche Trennung nur begrifflich möglich ist. Auch das künstlerische

Digitized by Google

Gestalten fließt aus der organisch verwachsenen, geschlossenen Gesamtpersönlichkeit. Freilich, wo keine vorhanden ist, da muß das künstlerische Schaffen in kleine Stimmungen, ästhetisches Feuerwerk zerflattern. Das Aneinanderreihen solcher Einzelheiten in Romanen oder Dramen macht noch lange kein großes Kunstwerk. Gerade die Dichter unserer Zeit, welche von den Nichtsalsästhetikern am meisten bewundert werden, sind im wohlverstandenen Sinne „Moralisten“: Ibsen, Tolstoi, Björnson, sogar Zola, sogar in seiner fäulnisdampfenden „Nana“. Alles „Tendenzdichter“. Für die Entscheidung der Prinzipienfrage ist es ganz gleichgültig, welche Tendenz der Einzelne verfolgt. Es giebt auch negative Tendenzen.

Niemand schreit lauter gegen die „Tendenz“ als die Halbtalente. Sie schreien eben pro domo, sie fühlen sich, im Unterbewußtsein, persönlich bedroht. Eine intime Stimmung, eine einzelne gutbeobachtete Scene vermögen sie wohl zustandezubringen. Nun aber mutet man ihnen zu, eine abgeklärte Weltanschauung zu geben! Wo bleiben sie da?! Wie könnten sie das, da sie eben nicht fähig sind, sich von der „Welt“ eine „Anschauung“ zu bilden?!

Der große Dichter ist sich darüber klar, daß er auch ethische Wirkungen nur mit den Mitteln der Kunst erreichen kann und darf, daß er sein Werk nicht um ethischer Wirkungen willen schafft, sondern daß diese sich ganz von selbst ergeben, wenn er als Künstler sein Bestes und Tiefstes giebt, seine ganze, tüchtige Persönlichkeit. Aber diese Ganzheit, diese Tüchtigkeit wollen errungen sein. Der Künstler als Persönlichkeit muß nach der höchsten Erkenntnis ringen, mit den uralten Menschheitsfragen sich auseinandersetzen — so oder so. Und so kommt die Tendenz in die Kunst, ganz von selbst, naturnotwendig.

Komme man mir doch nicht mit der blutlosen, strohernen, zerdroschenen Phrase: „Kunst und Ethik haben nichts miteinander gemein!“ Womit, woraus schaffen und bilden Sie denn, meine verehrten Herren? Ich dächte doch mit Ihrer ganzen Person, aus Ihrer ganzen Person heraus? Aber nein, Sie haben ja recht: mit und aus dem — Handgelenk!

Der Kleine ergötzt sich an den hübschen bunten Leuchtkugeln, den sprühenden, zischenden Raketen, die er aufsteigen läßt: „Seht, was für ein Künstler ich bin!“ Der Große stellt seinen Blumenstock in das liebe Sonnenlicht hinaus und läßt ihn von ihren Strahlen durchleuchten: „Es ist zwar nur ein armseliges knospendes Röslein, aber die Sonne, die große Sonne, sie wärmt und wirkt und schafft in ihr.“ Und siehe da! — ohne sein Zuthun, ganz von selbst hebt die Blume ihr Haupt zum leuchtenden Gestirn, zum unergründlichen Allgewölbe empor und öffnet sich zu prangender Blüte. — —

„. . . Die reine Lehre Jesu im poetischen Glanz katholischer Symbole, gehoben durch die Künste. Und nicht zu viel Deutler, möglichst unmittelbar die Lehre Jesu. Wo sie auch scheinbar nicht paßt für das Menschenherz, sie paßt doch! . . .“ Ja, ja, er wird alt, der alte Meister Rosegger, und immer prächtiger „rückständig“ und immer weihnachtlicher. . . . **J. E. Frhr. v. Grotthuß.**

Digitized by Google

Bekenntnisse eines deutschen Romanschriftstellers.

Arthur Zapp, dessen Name weiteren Kreisen aus Familienblättern, Zeitungsfeuilletons und Leihbibliotheken bekannt ist, erzählt in der „Zukunft" (Heft 7, VII. Jahrgang) unter dem Titel „Schriftstellerleiden", wie es ihm in seiner litterarischen Laufbahn ergangen ist. Er war zuerst lange als „Plauderer" und Erzähler kleiner Geschichten thätig, bis er eines schönen Tages den unwiderstehlichen Drang verspürte, ein größeres dichterisches Werk so recht aus dem Innersten heraus zu schaffen. Seine finanziellen Verhältnisse waren nun aber nichts weniger als glänzend. Er mußte sich die Zeit für das neue Werk von der Brotarbeit sozusagen ablisten, während seine opferfreudige Gattin, um den Lohn zu sparen, ihr eigenes Dienstmädchen spielte. Endlich, endlich war das große Werk vollendet. Es handelte sich nur noch um die Kleinigkeit, den Roman unterzubringen. Von der ersten Redaktion, an die er sich gewandt hatte, erhielt er seine Arbeit ohne weitere Begründung zurück, andere waren mitteilsamer; sie erklärten, der Roman enthielte „Tendenziöses" und würde „Anstoß erregen". Nicht besser erging es ihm bei zahlreichen anderen Blättern, und, als er sich nach alledem entschlossen hatte, auf den einträglichen Zeitungsabdruck zu verzichten, war auch für die Buchausgabe lange kein Verleger zu finden. Endlich, auf vieles Zureden, ließ sich ein junger Anfänger bewegen, den Roman für ganze — 300 Mk. zu erwerben. Nun geschah das Unerwartete: das Buch ward von der Kritik glänzend aufgenommen. „Dieselben Blätter, die mir mein Manuskript als ‚nicht geeignet' zurückgeschickt hatten, lobten mein Buch jetzt über den grünen Klee." Der Autor berauschte sich am Erfolge, weniger der Verleger: Nach Jahresfrist waren kaum 500 Exemplare abgesetzt.

Nun glaubte der Dichter, die Klippen glücklich zu umschiffen, wenn er in seinem nächsten Werke jede „Tendenz" beiseite ließ. Aber da hieß es: „Zu wenig Handlung und Spannung, zu viel Schilderung und Psychologie". Zapp erzählt nun weiter:

„Anfangs biß ich wütend die Zähne zusammen und gelobte mir, nie wieder einen Roman zu schreiben. Dann aber begann ich, ruhig zu überlegen, und dabei ging mir die Erkenntnis auf, daß der Zeitungs- und Familienblatt-Roman wohl eine ganz besondere Technik erheische. Die Folge dieser Einsicht war, daß ich mir die Romanlitteratur der großen Zeitungen und Familienblätter einmal näher ansah. Als ich ein Dutzend Exemplare dieser Gattung — es war kein angenehmer Zeitvertreib — prüfend genossen hatte, fielen mir die berühmten Schuppen von den Augen. Ich erkannte, daß, wenn man vor den gut zahlenden Zeitungsverlegern Gnade finden wollte, man das Romanschreiben nicht als eine Kunst, sondern höchstens als ein Kunsthandwerk anzusehen hatte. Wie ein Schuhmacher hatte man nach einem bestimmten Leisten — dem Familienblatt-Roman-Leisten — zu arbeiten. Es war, sobald man hinter dieses Geheimnis gekommen war, gar nicht so schwer, sich die nötigen „Handgriffe" anzueignen.

Wohlgemut machte ich mich nun zum dritten Male an die Arbeit. Mit kannibalischer Grausamkeit, mit wahrhaftem Vandalismus verfuhr ich gegen mich selbst. Sobald ich in die alte dichterische Begeisterung hineingeraten wollte, so oft mich der furor creandi packte, so oft ich in der dichterischen Ausmalung einer

Digitized by Google

Scene zu schwelgen begann: flugs ließ ich die Feder sinken und zauberte vor meine schwärmende Seele das abkühlende Bild des mit der Schere klappernden Redakteurs, der alle zwei- bis dreihundert Zeilen einen Schnitt in das Roman-Manuskript machte und sein stereotypes „Fortsetzung folgt“ an den Rand schrieb. „Keine Psychologie! Handlung, Handlung, Handlung!“ rief ich mir zugleich warnend zu.

Dennoch hielt ich es für geraten, als ich mit meiner dritten großen Arbeit fertig geworden war, das Ganze noch einmal sichtend durchzusehen. Und siehe da: ein volles Viertel merzte ich noch als überflüssig und entbehrlich aus. Dann sandte ich — ich weiß heute noch nicht, wie ich zu dieser Kühnheit kam — mein Manuskript an die gelesenste deutsche Familienzeitschrift, die nicht nur in Europa, sondern auch in den anderen vier Erdteilen, überall, wo die deutsche Zunge klingt, Abonnenten hat.

Schon nach vier Wochen kam die Antwort. Endlich, endlich stand ich an dem heißersehnten Ziel. Das Welt-Familienblatt erklärte sich mit Vergnügen bereit, mich in die Zahl seiner beneidenswerten Mitarbeiter aufzunehmen, und bot mir für meinen Roman ein Honorar von dreitausend Mark.

Dreitausend Mark! Meine Frau weinte vor Freude, und ich, — nun, mich durchschauerte ein etwas unklares Gefühl von Genugthuung und Wehmut, von Freude und Scham. So ungefähr mußte dem Esau zu Mute gewesen sein, nachdem er sein Erstgeburtrecht für ein Linsengericht verkauft hatte!

Der entscheidende Schritt war gethan. Dem ersten Familienblatt-Roman folgte ein zweiter, dem zweiten ein dritter. Auch in den Feuilletonspalten der großen politischen Zeitungen wurde ich ein oft und gern gesehener Gast. So treibe ich es nun seit mehreren Jahren, jedes Jahr mindestens meine drei Romane „fabrizierend“, — so darf ich wohl sagen. Meine Frau kann sich zwei Dienstmädchen halten, meine Kinder genießen die beste Pflege und ich ... ich bin dick geworden, trinke täglich meine Flasche Wein, rauche Cigarren, deren sich ein Kommerzienrat nicht zu schämen braucht, und leiste mir protzig jedes Jahr eine große Erholungsreise.

Bei alledem bin ich ein fleißiger Arbeiter und schreibe Tag für Tag meine zweihundert Zeilen. Auf „Stimmung“ zu warten, habe ich nicht mehr nötig. Meine Routine läßt mich nie im Stich. Das nervenangreifende Ringen und Kämpfen dichterischer Arbeit und die „Wonne des Schaffens“ kenne ich nicht mehr. Kalt „wie 'ne Hundeschnauze“ setze ich mich an die Arbeit. Mich erhebt beim Schaffen kein dichterisches Hochgefühl mehr in die Wolken, dafür aber peinigt mich auch kein Bangen, kein Zweifel mehr. Immer bin ich meiner Sache sicher, denn ich weiß ja, „wie's gemacht wird“.

Nur in der ersten Zeit kam ab und zu noch ein Rückfall vor. Einmal hatte es mir ein besonders reizvoller Stoff angethan, so daß ich die gebotene Vorsicht vor dem „Tendenziösen“ aus den Augen ließ. Ein zweites Mal wieder hatte ich mir eine ausführliche „Milieu-Schilderung“ und eine psychologische Vertiefung des Charakters meines „Helden“ nicht verkneifen können. Die Strafe folgte jedesmal auf dem Fuße. Vergebens klopfte ich in solchen Fällen bei allen Familienblättern und bei den großen Zeitungen an. Unerbittlich wies man mir die Thür, und ich mußte mich mit dem geringen Honorar für die Buchausgabe begnügen. Einmal schrieb mir der Redakteur einer unserer angesehensten illu-

Digitized by Google

strierten Zeitschriften, die in allen Journal-Lesezirkeln vertreten ist und in jedem größeren Café und Restaurant ausliegt — es handelte sich um einen satirischen Roman, der gewisse Unsitten des modernen gesellschaftlichen Lebens unverblümt geißelte und der nicht ganz ohne litterarischen Ehrgeiz geschrieben war — in heller Entrüstung: „So gern wir auch sonst Ihre Arbeiten acceptieren, diesmal begreifen wir wirklich nicht, wie Sie uns zumuten können, unseren Lesern etwas derart Anstößiges zu bieten." Im übrigen erfreue ich mich des besten Ansehens bei den Familienblättern und gehöre zu den „beliebten Erzählern". Ich habe nicht mehr nötig, mit meinem Fabrikat lange zu reisen. Ich bin sozusagen eine renommierte Romanfirma geworden und meine Romanfabrik hat zahlreiche gutzahlende Kunden und Abnehmer. Die Zeitungen und Zeitschriften warten nicht, bis ich ihnen meine Ware zuschicke: sie senden mir ihre Offerten ins Haus, und ich befinde mich in der angenehmen Situation, nicht für das Lager, sondern auf Bestellung zu arbeiten.

Zu Nutz und Frommen strebsamer junger Kollegen will ich hier ein paar lehrreiche Stellen aus einigen mir zugegangenen Offertebriefen citieren. Die Redaktion einer vielgelesenen Frauenzeitschrift schreibt mir: „Wir erlauben uns die ergebene Anfrage, ob Sie uns nicht freundlichst einen für ein feineres Damenpublikum geeigneten Roman zur Verfügung stellen können. Die in unserem Blatt zur Veröffentlichung gelangenden Beiträge dürfen weder eine politische noch eine religiöse Tendenz enthalten und müssen in erotischer Hinsicht so gehalten sein, daß sie auch vor jüngeren Mitgliedern im Familienkreise vorgelesen werden können. Auch darf weder eine Ehescheidung noch ein Selbstmord vorkommen. Die Handlung muß stetig an Spannung zunehmen, und in jedem Kapitel muß irgend eine Wendung in der Fabel, ein neues Ereignis oder dergleichen eintreten. Der Ausgang muß ein glücklicher, einen angenehmen Eindruck hinterlassender sein . . . . ." Aehnlich schreibt mir die Redaktion eines in weit über hunderttausend Exemplaren verbreiteten Familienblattes: „Unser Unternehmen ist für den Familienkreis bestimmt, so daß wir in erster Linie auf strenge Decenz Gewicht legen müssen und auf absolutes Vermeiden alles politisch und konfessionell Anstößigen. Auch soll auf eine äußerlich ereignisreiche, immer in Spannung erhaltende Handlung und knappe Darstellung Bedacht genommen und ermüdende Schilderungen sowie Reflexionen vermieden werden. Unerläßlich ist auch ein befriedigender Schluß der Erzählung . . . ."

Man sieht: ein deutscher Romanschriftsteller muß sozusagen mit gebundener Route marschieren, und ich habe nicht übertrieben, als ich vorhin von dem „Familienblatt-Roman-Leisten" sprach. Man darf einen Roman nicht „dichten", sondern man muß ihn gewissermaßen „zurechtschustern". Freilich, die Kritik nimmt mich zum Teil nicht mehr ernst. Bespricht man meine Romane überhaupt noch, so nennt man sie verächtlich „Schablonenarbeit". „Dutzendware", und mich einen „Vielschreiber", einen „Dutzendschriftsteller", einen „Familienblatt-Romanfabrikanten". Erst neulich sagte ein Kritiker über meinen letzten Roman: „Das neueste Elaborat von Zapp, eine mit handfestem Thatsachenmaterial wirtschaftende Geschichte, könnte ohne Umstände in das große Fach der einfachen Unterhaltungsschriften verwiesen werden, wenn nicht Zapp einst einer der Begabtesten unter den Jüngeren gewesen wäre und durch seine Frische und Ursprünglichkeit Hoffnungen geweckt hätte, die zu erfüllen ihm nun der Ehr-

Digitized by Google

geiz zu fehlen scheint." Der Ehrgeiz nicht, verehrter Herr Kritikus, aber der Mammon fehlt mir, den Glücklichere, wie z. B. Hauptmann und Stephan George, besitzen und der absolut dazu gehört, will man in Deutschland wirklich litterarisch schaffen. Und nun kommt das Interessante, Charakteristische, das wie eine blutige Satire klingt und doch nur eine einfache, schlichte Wahrheit ist: jener Kritiker, der an seinem Blatt zugleich die Stellung des Feuilletonredakteurs ausfüllt, wird unerbittlich jeden erzählenden Beitrag, der nicht mit „handfestem Thatsachenmaterial wirtschaftet", von den Spalten seines Blattes ausschließen und er wird sich nicht einen Augenblick bedenken, Geschichten, die er als Kritiker naserümpfend in das „große Fach der einfachen Unterhaltungsschriften" verweist, im Feuilleton seines Blattes zum Abdruck zu bringen. So ist es mir thatsächlich einmal passiert, daß der Kritiker einer großen Berliner politischen Zeitung einen Roman von mir gehörig vermöbelte, den ein Jahr vorher dasselbe Blatt zum Abdruck gebracht und mit hohem Honorar belohnt hatte.

Und nun frage ich zum Schluß: wer hat Schuld, daß wir in Deutschland seit Jahrzehnten zwei Arten von Romanlitteratur haben, eine Buch-Roman-Litteratur, die kärglich ihr Dasein fristet, und eine Zeitung- und Familienblatt-Roman-Litteratur, die üppig wuchert, von der die Autoren leben, und die aus dem Dichter einen Handwerker macht und ihn systematisch zwingt, sich wissentlich und mit Absicht zu verflachen, sich selbst sozusagen litterarisch zu kastrieren? Es klingt wie eine unsinnige Uebertreibung und ist doch, wie alles vorher von mir Gesagte, buchstäblich wahr und mit Zahlen kann ich es belegen: je oberflächlicher, konventioneller, schablonenhafter, kurz, je unlitterarischer ich eine Arbeit geschrieben habe, desto rascher setzte ich sie ab und desto höher war das Honorar, das sie mir eingetragen hat, und umgekehrt. Das geringste Honorar, ein wahres Almosen, hat mir mein erster Roman gebracht, der einzige, den ich mit litterarischem Ehrgeiz, mit fiebernden Pulsen, mit klopfendem Herzen, mit voller dichterischer Hingabe geschrieben habe, der einzige meiner dreißig Romane, den die Kritik mit einhelligem Lobe bedacht hat.

Mein Fall ist typisch. So wie mir ergeht es vielen anderen. Es ist ein tragisches Geschick, deutscher Romanschreiber zu sein."

Auf der Pferdebahn.

Von Edmondo de Amicis.

Man kann wohl behaupten, daß unter den italienischen Schriftstellern sich keiner so allgemeiner, unbestrittener Beliebtheit und Popularität erfreut, wie Edmondo de Amicis. Sein letztes bedeutenderes Buch, „Cuore" — das Herz — hat es in einem Jahrzehnt auf zweihundert Auflagen gebracht, ist in alle modernen Sprachen übersetzt worden und wird in vielen Schulen, nicht nur Italiens, als beliebtes Lesebuch benützt. Ein neues Buch von de Amicis gilt in Italien als litterarisches Ereignis.

Digitized by Google

Die Nuova Antologia, die angesehenste Zeitschrift Italiens, ist in der Lage gewesen, in ihrem Novemberheft einen längeren Abschnitt eines neuen Romans von De Amicis „La Carrozza di tutti“ zu veröffentlichen, der demnächst bei Treves in Mailand erscheinen wird. Roman ist nicht die richtige Bezeichnung. De Amicis, der in Turin lebt, ist auf die originelle Idee verfallen, die Turiner Pferdebahn als eine Art von Beobachtungsposten zu wählen und von dieser eigentümlichen Warte aus der Menschheit Weh und Freude zu analysieren. Diese „Equipage für Alle“, dieses prosaischste aller Verkehrsmittel, bietet ihm ein immer wechselndes Panorama. Und mit dem glücklichen Griff eines wahren Künstlers hat er verstanden, eine erstaunliche Menge fesselnder Typen und charakteristischer Vorfälle herauszugreifen. Mit Vorliebe stellt er seine Beobachtungen an Tagen von allgemeiner Bedeutung an, an Fest- oder Feiertagen, und jeder Abschnitt des Buchs trägt den Titel des betreffenden Monats.

Im „November“, dem von der Nuova Antologia veröffentlichten Kapitel, schildert der Autor mit der ihm eigenen Anschaulichkeit, wie am Tage Allerheiligen der breite Strom der Bevölkerung sich dem städtischen Friedhof zu bewegt, um den lieben Verstorbenen Kränze auf das Grab zu legen, und wie am Totentag derselbe Zug in die Gräberstadt sich wiederholt. Wir spüren den herbstlich melancholischen Hauch der trüben Novemberstimmung. Aus der Fülle der charakteristischen und ergreifenden Momente sei hier einiges wiedergegeben:

„... Auf den Gesichtern dieser endlosen Reihen von Männern und Frauen, die ihre kleinen Kränze in der Hand trugen und bei der Vorbeifahrt unseres Tramwagens einen Augenblick Spalier bilden mußten, war der Ausdruck ein unendlich abwechslungsreicher. Bald zeigten die Gesichter sich nachdenklich, bald sorglos, bald traurig, bald heiter; einige trugen noch den Stempel eines kürzlich durchgemachten tiefen Kummers, die Mehrzahl erschien gleichgültig oder gelangweilt; aber diese große Menge beobachtete tiefes Schweigen, wie ein entwaffnetes und in Gefangenschaft geratenes Heer. Auf dem Verdeck befanden sich ganze Ladungen von Kränzen und Blumengewinden, die teils sorgsam auf den Boden gelegt waren, teils von den Damen und Frauen aus dem Volk vorsichtig im Schoße gehalten wurden; einige darunter waren aus Stiefmütterchen und herrlichen Rosen gewunden und vielleicht saß schon daneben der Kirchhofsdieb, der mit dem Band liebäugelte, das er bei Nacht stehlen würde. O diese Equipage für alle, ein kleines Weltpanorama zu zehn Centesimi! Ich stand auf dem Hinterperron, und durch die Oeffnung eines großen Kranzes aus Myrten und Immergrün sah ich die einander zugeneigten Köpfe eines Jünglings und eines jungen Mädchens, die auf einer vorderen Bank einander zärtlichkeiten zuflüsterten, und bei dem Anblick dieser zarten Idylle in dem melancholischen Rahmen, mußte ich unwillkürlich daran denken, wieviele Liebesworte an diesem Tage noch gewechselt, wieviel Verliebte ihren Schönen inmitten der Kreuze und Gräber nachgehen und über die schmerzensreichen Inschriften hinweg freudige Blicke des Einverständnisses austauschen würden. Eine arme Frau, die vor mir saß, hielt einen kleinen Kranz violetter Chrysanthemen in der Hand, der wenige Soldi kosten und für ein Kind bestimmt sein mochte. Sie sprach und sprach mit scharfer Stimme immer auf ihren hartherzigen Mann ein, als müsse sie sich Luft machen; aber er gab ihr keine Antwort. O welches Elend! Aus einigen Worten ging mir hervor, daß ihr der Kranz zu armselig erschien, nicht gut genug für ihren

Digitized by Google

teuren, kleinen Toten, und daß sie dem Manne seinen grausamen Geiz vorwarf oder das Geld, das er im Wirtshaus vertrunken und das sie nun nicht für einen schöneren Kranz hatte ausgeben können. Mit einem Ausdruck von Mitleid und Traurigkeit, der in die Seele schnitt, sagte sie wieder und wieder: „O du armes Kindchen! armes Kindchen! —“ und dabei drehte sie den Kranz in den Händen hin und her und betrachtete ihn von allen Seiten, wie ein von dem langersehnten Spielzeug enttäuschtes Kind, und ab und zu warf sie Blicke voll traurigen Neides auf die großen und schönen Kränze, die sich in ihrer Nähe befanden. Es giebt kleine Schmerzen, die mehr Kummer in sich bergen, als manch großes Unglück ...

* * *

Ich machte denselben Weg am Totentag; aber es waren weniger Leute in den Straßen, und durch den feuchten Nebel erschienen die in der Ferne Dahinwandelnden wie Schattenprozessionen der Verstorbenen, die von der Stadt nach dem Kirchhof heimkehrten, nachdem sie den lebenden Angehörigen den Besuch vom Tage vorher erwidert hatten. Es schien winterlicher Abend zu sein. Auf dem Verdeck saßen nur wenige Menschen. Meine ganze Aufmerksamkeit war von einer Erscheinung gefesselt. Auf einer der letzten Bänke saß dort oben, entfernt von allen anderen, eine Frau von vierzig Jahren. Sie war in verschossene schwarze Seide gekleidet, auf dem Kopf einen armseligen, schwarzen Hut, den ein Zweig wilder Rosen garnierte, und in den Händen hielt sie einen kleinen Kranz, aus schwarzen und gelben Perlen gefertigt, den in der Mitte ein Monogramm ausfüllte. Wie verblichen und zerknittert die armen Rosen auch waren, sie erschienen noch frisch und rot neben der leichenhaften Blässe ihres Gesichts mit den eingefallenen Wangen, das so knochendürr und vertrocknet aussah wie ein mit Haut bespannter Totenschädel und in dem zwei große starre Augen in fieberhaftem Glanze leuchteten, aus denen eine tödliche Erschöpfung, eine unendliche Traurigkeit sprach. Das abgetragene Kleid zeichnete die Formen, nicht eines Körpers, sondern eines Skeletts, und durch die Haut an den Schläfen und am Halse sah man die Adern schimmern wie beschriebene Reihen auf Velinpapier. Der Kranz sagte: „Ich habe Kummer,“ — das Kleid: „Ich bin arm,“ — das Gesicht: „Ich bin todkrank.“ — Es schien, als trüge sie die Blumen für sich selbst auf den Kirchhof. Sie sah aus, wie eine alte Jungfer, und ohne Zweifel war sie eine Dame, die einst bessere Zeiten gesehen; vielleicht stand sie ganz allein in der Welt. Plötzlich bekam sie einen Hustenanfall; schnell stützte sie sich mit dem einen Arm an das Geländer vor ihr, neigte den Kopf auf den Arm und fing an zu husten, als wollte sie die Seele aus dem Leibe husten; bei jedem neuen Anfall flog ihr Körper, als ob die Klauen eines Raubtiers ihre Eingeweide zerfleischten, und sie krümmte ihre knochigen Schultern und ihren Oberkörper, der von den Schultern bis zum Gürtel eine gerade Linie bildete, wie ein Bäumchen, das der Sturm schüttelt und das ein Windstoß in jedem Augenblicke brechen kann. Und sie hustete, hustete, ohne Aufhören, ohne Unterbrechung, in trostloser Hilflosigkeit, und die Rosen auf ihrem armseligen Hütchen schwankten, aber den Kranz hielt sie mit ausgestrecktem Arm von sich, um ihn nicht zu zerknittern; es war ein pfeifender, quälender Husten, der, wenn er eben aufzuhören schien, noch heftiger, noch voller einsetzte, als ob er niemals wieder aufhören sollte, als wäre es eine Sprache, ein Herzenserguß, die leidenschaftliche Erzählung eines langen Lebens voller Kummer und Sorgen, ein glühendes, hartnäckiges,

Digitized by Google

verzweifeltes Anflehen des Todes. Die wenigen Fahrgäste blickten sie mit einem aus Mitleid und Widerwillen gemischten Ausdruck an. „Bis Weihnachten macht die 's nicht mehr" — rief der Schaffner aus. „Roher Geselle" sagte ich in meinem Innern und sagten meine Augen. Ein junger Mensch, der ihr gegenüber auf einer Bank in der Nähe saß, lächelte. Endlich, als der Tram noch hundert Schritt von dem Piazzale delle Benne entfernt war, ließ der Husten nach und die Unglückliche hob, völlig erschöpft, den Kopf und versicherte sich sofort, ob der Kranz keinen Schaden genommen hatte, ihn hier und da mit ihrer Leichenhand betastend; dann, als ob sie sich des Schauspiels, das sie eben gegeben, plötzlich erinnerte, warf sie einen verstohlenen, demütigen, fast beschämten Blick auf ihre Nachbarn, wie jemand der wegen einer unbeabsichtigten Kränkung um Verzeihung bittet, und erhob mühsam den mageren Arm, um dem Kondukteur das Zeichen zum Halten zu geben. Wie falsch ist es, das Herz eines ungebildeten Menschen nach einem rohen Wort zu beurteilen! Der Schaffner, der rohe Geselle, sprang vor ihr aus dem Wagen, und mit respektvollem und bekümmertem Eifer reichte er ihr die Hand, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. Ich hätte jene Aeußerung nicht thun können, aber ich würde auch nicht diese Aufmerksamkeit gehabt haben. Das ist die Rhetorik des guten Herzens!

* * *

... Es war ein melancholischer, regnischer Vormittag, als ich meinen Tramwagen bestieg ... Wir waren durch die Garibaldistraße gefahren, und der Wagen bog eben um die Ecke der Via delle Scuole, als er durch einen Leichenzug aufgehalten wurde: es war ein armseliger Wagen dritter Klasse, an dem nur ein kleiner Epheukranz hing, voraus schritten ungefähr zwanzig der „grünen Töchter" und hinterher folgte der Geistliche und nur wenige Leidtragende, fast lauter alte Männer, die gebückt unter ihren Regenschirmen humpelten; nichts Jämmerlicheres und Traurigeres konnte es auf der Welt geben, als diesen Leichenzug bei dem strömenden Regen, in dieser geräuschvollen Straße, wo sich niemand auch nur darnach umblickte, an diesen Mauern vorüber, von denen die Theateranzeigen, durch den Regen aufgeweicht, in Fetzen herunterhingen. Während ich bemerkte, daß die meisten dieser Alten ein Bändchen im Knopfloch trugen, sah ich vor ihnen unter dem Leichenwagen einen kleinen Hund traben, über und über mit Schmutz bedeckt, den ich zu erkennen glaubte ... Ja, wahrhaftig, es war Ciuchetto.

O, mein guter, armer Veteran! So war er es also, den man fortbrachte! Und wirklich, als ich mich nach der Thür umsah, von der aus der Leichenwagen sich in Bewegung gesetzt hatte, las ich die Hausnummer 43, dieselbe Thür, aus der ich den lieben Alten so oft hatte herauskommen sehen, mit erhobner Hand, dem Kutscher zum Anhalten winkend. Mein guter, armer Veteran! Als ich ihn das letzte Mal traf, war er so befriedigt von seinem Ausflug an die Seen von Avigliana und von der Heirat des Prinzen von Neapel gewesen. Und so hatte er auch am heutigen Morgen zu der gewohnten Stunde, an dem gewohnten Ort seinen Tramwagen angehalten, aber nicht mehr mit der Hand winkend that es der Aermste, und nicht mehr um einzusteigen: in einen andern Wagen war er eingestiegen, der nur für ihn allein bestimmt, ihn vor die Stadt führte; und sein armer Ciuchetto, sein letzter Freund, begleitete ihn zum letzten Mal, er war nun allein auf der Welt geblieben, allein und brotlos, wie er es bekümmert voraus-

Digitized by Google

gesehen hatte. Nun wohl, er, der gute Alte, hatte seine Laufbahn vollendet und ging nun, um in Frieden auszuruhen; aber dieses arme, mit Straßenkot bedeckte Tier, das wie der nächste Verwandte an der Spitze der Leidtragenden ging, verlassen und traurig wie eine Waise, war jammervoller anzusehen als der Leichenwagen, der seinen Herrn davontrug. Und für eine lange Weile konnte ich die Vorstellung nicht los werden, wie der Hund von dem Kirchhof heimkehren würde, allein, in die große neblige Stadt, wo er kein Dach mehr hatte und niemand, der ihn liebte . . ."

Bei der schlichten Vornehmheit der Sprache, der Lauterkeit der Gesinnung, der gemütvollen, ich möchte fast sagen etwas altmodischen Stimmung, die über dem Ganzen lagert, darf man wohl mit Recht dem neuen Werk von De Amicis einen ebensogroßen Erfolg wie „Cuore" prognostizieren. Kein spannender Roman, aber eine Folge fein ausgearbeiteter Studien nach dem Leben, wird es allerdings mehr eine Kost für litterarische Feinschmecker bleiben, von der es ratsam ist, nicht zu viel auf einmal zu genießen.

Wie traurig die Gegensätze im Leben sind, die De Amicis so meisterhaft zu schildern versteht, mußte der Dichter soeben an dem eigenen Schicksal erfahren.

Im Begriff, diese Blätter zu schließen, kommt uns die betrübsame Kunde, daß der einzige Sohn des Dichters, ein hoffnungsvoller einundzwanzigjähriger Jüngling, sich das Leben genommen hat, weil er bei einem Examen an der Turiner Universität nicht bestanden.

E. Gagliardi.

Paddy und der Tod.

„Paddy," der Sohn der „grünen Insel", hat sich nicht nur durch die unglückliche Geschichte seines Landes, sondern auch durch gewisse Charaktereigenschaften einen Weltruf erworben. Jedenfalls genießt er den zweifelhaften Vorzug, zu den sogenannten „interessanten" Völkerschaften zu zählen. Es ist ein seltsames Gemisch von träumerischer Phantasie und Oberflächlichkeit, Schlauheit und Vertrauensseligkeit, Gutmütigkeit und Falschheit in ihm. Zu alledem tritt ein angeborener Hang zu Possen, den er selbst im Angesichte des Todes nicht verleugnet. Sehr amüsant plaudert der „Daily Telegraph" vom 28. Okt. d. J. darüber, wie sich „Paddy" überhaupt zu Sterben und Begrabenwerden stellt:

„Ein sterbender Sohn der „Smaragdinsel" wurde einst von seinem Seelsorger gefragt, ob er willens sei, dem Teufel und allen seinen Werken zu entsagen. „Ach! Ehrwürden," antwortete er, „wie können Sie das verlangen? Ich gehe in ein fremdes Land und möchte mir dort doch keine Feinde machen." Ein anderer Irländer, der auf seinem Sterbebette lag, schien der ihm bevorstehenden Reise nicht gerade mit Vergnügen entgegenzusehen. Ein Freund suchte ihn mit der alltäglichen Bemerkung, wir müßten alle einmal sterben, zu trösten. „Ja," erwiderte der Kranke, „das ist es gerade, was mich so ärgert! Wenn ich ein halb Dutzend Mal sterben könnte, würde ich mich diesmal nicht so sehr darüber grämen". Es ist kaum nötig hinzuzufügen, daß ein Volk, das angesichts des Todes so scherzen kann, sich mit Ergebung in das Unvermeidliche fügen wird.

Digitized by Google

Die Totenwache, ein alter irischer Gebrauch, hat vielfach zu ungünstiger Beurteilung des irischen Nationalcharakters Anlaß gegeben, und doch liegt gerade dieser Sitte ein menschlich schöner Sinn zu Grunde. Denen, welche die erregbare, von Impulsen leicht beherrschte Natur des irischen Volkes nicht kennen, wird das laute Sprechen, Trinken, Rauchen u. s. w. der bei dem Toten Wachehaltenden im höchsten Grade unpassend und widerwärtig erscheinen. Den Irländern hingegen kommt die englische Sitte, den Toten allein, sozusagen von den Seinigen verlassen, in sein Zimmer einzuschließen, gefühllos und abstoßend vor. Die Irländer leisten ihrem Toten Gesellschaft bis zum letzten Augenblicke. In ihren Instinkten gesellig, sind sie ungern allein, und das Verlangen nach teilnehmenden Genossen steigert sich, wenn der Tod ihre Familie heimsucht. Sie suchen Trost bei ihren guten Nachbarn, die an ihren Geschicken in Freud und Leid teilnehmen und sich vollzählig im Sterbehaus versammeln, um die Trauernden zu zerstreuen und zu erheitern. Die Zeichen der Trauer sind auf das Sterbezimmer beschränkt. Draußen, in der großen Küche werden die Gäste unter Darreichung von Pfeifen mit Tabak, Schnupftabak, Whisky und starkem Bier bewirtet. Dort erzählt man einander Anekdoten und Geistergeschichten, unternimmt wohl gar ein Pfänderspiel oder ähnliche Possen. Man versucht eben alles, um die Angehörigen des Dahingeschiedenen zu trösten; aber der Anstand bleibt dabei im allgemeinen stets gewahrt, und selten oder nie wird ein unziemliches Wort gesprochen.

Ein unter der ländlichen Bevölkerung Irlands allgemein verbreiteter Aberglaube besagt, daß derjenige, welcher stirbt, während die Glocke mit zwölf Schlägen den Weihnachtsmorgen einläutet, dem Fegefeuer entgeht und unmittelbar in das Himmelreich aufgenommen wird. Ein seltsames Beispiel dieses Glaubens kam vor mehreren Jahren in der Provinz Westmeath an die Oeffentlichkeit. Am Weihnachtsabend lag ein armer Bauer in seiner Hütte in den letzten Zügen. Sein Zustand war hoffnungslos, er konnte unmöglich länger als einige Stunden leben, und seine Frau und Tochter beteten inbrünstig, daß er um Mitternacht hinscheiden möge. Schon begann die Uhr der benachbarten Kirche zwölf zu schlagen, und der Mann atmete noch. Da ergriff beim sechsten Schlag die Frau das Kopfkissen und drückte es fest auf das Gesicht des bewußtlos mit dem Tode Ringenden, während die Tochter sich auf seine Brust setzte. Als die Uhr ausgeschlagen hatte, hatten die beiden ihr Ziel erreicht — der Gatte und Vater war tot. War diese That ein Mord? Vom Standpunkt des Gesetzes gewiß, obwohl ihr Beweggrund allein in der Sorge um das Seelenheil des geliebten Familienhauptes zu suchen war. Der Mann hätte ohnehin keine Stunde mehr überleben können, und die einfachen Frauen waren fest davon überzeugt, daß sie ihm durch Beschleunigung seines Endes die ewige Seligkeit verschafften.

Daß nachts beim Scheine des Vollmonds die Toten zweier benachbarter Kirchspiele sich in dem einen oder dem andern der beiden Friedhöfe ein Stelldichein geben, um sich an dem altirischen Schleuderspiel zu ergötzen, ist ein weiterer sonderbarer Aberglaube dieses phantasiereichen Volkes. Ein lebender Mensch auf dem Kirchspiel dient den Toten als Hüter des Ziels, und wer zu diesem Dienst berufen wird, muß folgen, nichts in der Welt kann ihn vor seinem schauderhaften Schicksal bewahren. Die Dienstleistung erstreckt sich auf sieben Jahre, und wenn der Mann diesen Termin überlebt — was sehr selten vorkommen soll — besitzt er die Fähigkeit, Krankheiten zu heilen, die sonst aller ärztlichen Be-

Digitized by Google

handlung Trotz bieten. Der Mensch, dem eine solche furchtbare Pflicht aufgebürdet worden ist, verschweigt sein schreckliches Geheimnis; denn wäre es bekannt, so würden ihm sämtliche Nachbarn scheu aus dem Wege gehen. Wer in seinem Wesen düster und verschlossen ist, und wer sich von fröhlicher Geselligkeit zurückhält, gerät leicht in den Verdacht, der Hüter des Zieles für die toten Ballspieler zu sein.

Der eigentümlichste, in den untern Volksschichten noch heutigen Tags bestehende Aberglaube ist der, daß die zuletzt im Kirchhof beerdigte Person den andern Toten bis zum nächsten Begräbnis Knechtsdienste leisten muß, wozu auch das Herbeitragen von Wasser gehört, um den Durst der im Fegefeuer ihre Sünden abbüßenden armen Seelen zu löschen. Dieser Glaube veranlaßt öfters unziemliche Eile bei Begräbnissen. Trifft es sich, daß zwei Leichenzüge von verschiedenen Richtungen her sich demselben Kirchhof nähern, so entsteht ein richtiger, der feierlichen Gelegenheit ganz unangemessener Wettlauf. So sah ich einmal im Süden Irlands acht kräftige Männer aus dem Gefolge eines Leichenzuges, als sie einen andern herannahen sahen, rasch den Sarg aus dem Leichenwagen heben und mit diesem einen kürzeren Feldweg nach dem Friedhof einschlagen. Das gemeine Volk setzt seinen Stolz darin, seinen Verstorbenen ein großartiges Begräbnis herzurichten, mit anderen Worten eine Menge Menschen dazu einzuladen. Ein junger Bauer, der ein Mädchen ohne Mitgift geheiratet hatte, wurde gefragt, warum er eine so armselige Partie gemacht habe. „Meine Frau," erwiderte er ganz stolz, „hat fünfzig Onkel, Vettern und Brüder, und stürbe ich morgen, so würde mein Leichenzug so lang sein wie derjenige der Königin von England."

Begräbnisfeierlichkeiten pflegen äußerst zahlreich besucht zu werden. Ein Knabe, den ein vorübergehender Jäger fragte, ob er viele Kaninchen gesehen habe, gab zur Antwort: „Kaninchen? Jawohl! Ganze Leichenzüge davon sind mir begegnet". Den Begriff einer großen Anzahl drückte er bezeichnenderweise durch das Wort „Leichenzug" aus! Eine fernere Ursache der Bereitwilligkeit der irischen Bauern, sich an Begräbnisfeierlichkeiten zu beteiligen, bildet die ihnen hierbei gebotene Gelegenheit, die Gräber ihrer Freunde und Verwandten zu besuchen. Auf dem Friedhof angelangt, zerstreuen sie sich nach allen Seiten, und bald hört man überall das laute Weinen und Jammern der auf den Gräbern und Grabsteinen knieenden Gestalten. Nicht ungewöhnlich ist es, eine alte Frau am Grabe ihres vor vierzig Jahren verstorbenen Kindes so laut schluchzen und weinen zu hören, als ob sie es erst gestern verloren hätte.

Vor fünfzig oder sechzig Jahren noch war es ein ganz gewöhnlicher Gebrauch unter den ärmeren Klassen, daß, wenn die Mittel der Angehörigen nicht ausreichten, einen Sarg zu kaufen, sie den Toten selbst um einen solchen betteln ließen! Die Totenbahre mit der Leiche wurde sonntags vor der Thür auf den Fußweg gestellt, und ein Teller daneben, in den die zur Messe vorübergehenden Leute kleine Münzen legten. Zuweilen jedoch führte dieser Brauch zu Betrügereien. So lag einmal ein Toter draußen vor seiner Hütte, und die Vorübergehenden legten pflichtschuldigst ihren Obolus auf den Teller. Da kam eine arme Frau heran, die, nachdem sie ein silbernes Sechspencestück hingelegt hatte, begann, sich fünf Pence aus dem Teller herauszunehmen. „Ach Gott, Alte," rief da die Leiche, „sei doch dies eine Mal großmütig, und laß das Kleingeld liegen!"

L. M. C.

Digitized by Google

Kang-Hü-Wei's Klage.

Als vor Jahr und Tag der alte Li-Hung-Tschang vor seinen blinzelnden Aeuglein den Mummenschanz Revue passieren ließ, den Berliner Kommerzienräte ihm zu Ehren veranstalteten, da lag der japanische Jammer schon hinter ihm und mit frischer Kraft dachte der Alte an die Zukunft. Während man ihn zu überlisten suchte und ihm der deutschen Waren Pracht und Güte anpries, huschte ein feines Lächeln über die verwitterten Züge des chinesischen Kanzlers. Es ist schwer, in einem Mongolenantlitz physiognomische Studien zu machen; aber das Lächeln zu deuten, schien leicht. „Ich bin doch schlauer, als ihr alle beisammen!" Das war der Gedanke, so deuchte mir damals, der ihn bewegte. Das Wissen der Europäer auszunutzen und China groß zu machen, um dann alle Unbill mit Zinsen heimzuzahlen, das war sein Plan. In der Heimat wußte er eine Reihe wackerer Männer eines Sinnes mit sich, vor allem den begabten Kang-Hü-Wei, den Sekretär des Kaisers, und mit ihnen vereint, wollte er behutsam das alte China zu einem modernen Staate umgestalten. Den Titel „Bismarck des Ostens" hatte er bescheiden abgelehnt, als bei seinem Besuche in Friedrichsruh davon gesprochen wurde; aber der „Reformator des Ostens" zu werden, dünkte ihm eine lohnende Aufgabe. Da fiel ein Reif in der Frühlingsnacht . . . Heute weiß man nicht, ob der junge reformfreudige Kaiser noch lebt, Li-Hung-Tschang soll bei den Regulierungsarbeiten am Gelben Flusse kalt gestellt werden und Kang-Hü-Wei hat in eiliger Flucht sein Vaterland verlassen müssen. In der vornehmsten russischen Revue, dem „Westnick Jewropy" (Bote Europas) wird jetzt von sachkundiger Feder (Popow in Peking) ein Bild des Flüchtlings entworfen. Es stammt noch aus der Zeit vor der jüngsten Reaktion im chinesischen Staate und hat jetzt für uns besonderen Wert. „Das ist ein Mann, der die Zeit begreift." So schilderte Li-Hung-Tschang im Gespräche mit Popow den kaiserlichen Sekretär. Daß er mit dieser Charakteristik recht hat, beweist eine Rede Kang's, die nun den Rang eines historischen Dokuments besitzt und die Popow wortgetreu mitteilt. In der ersten Sitzung der „Gesellschaft zur Rettung Chinas" wurde sie gehalten. Von der bombastischen Prahlerei der Mandarinensprache hält sie sich fern. Es ist eine Klage voll wuchtiger Kraft und überzeugender Größe. „Unser Vierhundert-Millionen-Volk durchlebt augenblicklich," so sagt Kang, „eine Krisis, wie es eine solche in den 4000 Jahren seiner Geschichte nicht gehabt. Wir stehen unter einem Dache, das einzustürzen droht; wir sind versklavte stumme Hunde und lassen uns von Fremden in Stücke hauen. Einst waren nur unbedeutende Barbarenstämme in Birma, Annam, Korea und auf den Liu-Kiu-Inseln uns benachbart und das erzog uns von Jahrhundert zu Jahrhundert zu immer größerem Hochmut. Was hin und wieder Missionare von europäischer Größe uns erzählten, das erklärten unsere sogenannten Gelehrten für erlogen: wir hielten die Westmächte auch für unbedeutende Halbwilde. Als im Jahre 1832 die Engländer mit zwei Linienschiffen unsere Armada von 3000 Dschunken besiegten und der geschlagene chinesische General-Gouverneur die ungeheuerlichen Dimensionen der feindlichen Fahrzeuge als Erklärung dafür anführte, wollte kein Mensch ihm glauben. Und so folgte Schlag auf Schlag, 1840, 1849, 1856, 1858, 1860, und wir mußten gehörig bluten. Immer noch sahen wir aber mit der historischen Verachtung auf die Ausländer und schlossen

Digitized by Google

uns soviel als möglich von ihrer Kultur aus. So ging es bis zum japanischen Kriege. Auch nachher wurde nichts gethan. Unsere 600 000 chinesischen und 300 000 Mandschu-Soldaten sind alte, schwache Leute, deren Namen zwar in den Listen stehen, die aber in Wahrheit allen anderen, nur nicht kriegerischen Beschäftigungen nachgehen. Bei den Westmächten wird aus der Nation das Heer gebildet, bei uns steckt man das Heer wieder unter die Nation. In Europa haben die Staaten starke Pfeiler: die Armeen, die Schulen, sociale Monarchieen, arbeitende Parlamente. Bei uns kümmert sich kein Mensch um Wehrhaftmachung und um Volkserziehung und eine tiefe Kluft scheidet den Monarchen nebst den oberen Ständen von der ganzen Nation. Unter solchen Umständen ist die Historie von Kiautschou kein Wunder. Innerhalb 40 Tagen wurden nicht weniger als 20 Zwangsforderungen von uns eingetrieben: (1.) Deutschland „pachtet" per Gewalt Kiautschou, (2.) Rußland protestiert gegen die 3prozentige Anleihe in England, (3. und 4.) protestiert weiter gegen die Erschließung zweier Häfen für den internationalen Handel, (5.) die inneren Gewässer Chinas werden den ausländischen Dampfern preisgegeben, (6.) Frankreich erzwingt eine Buße von 100 000 Lan für das Niederbrennen einer Kirche in Saigoon, (7.) der Taotai von Schantung wird auf Ersuchen Deutschlands innerhalb 24 Stunden seines Amtes entsetzt, (8.) der Bau der Tientsin-Bahn durch Schantung trotz dreimal telegraphisch wiederholter Bitte unserer Regierung nicht gestattet, ebenso nicht (9.) durch Hainang, (10.) ein russischer Instruktor wird unter der ausdrücklichen Bedingung engagiert, daß er sich dem chinesischen General nicht unterzuordnen brauche, (11.) sein Verbleiben oder seine Abberufung wird einzig und allein vom Willen des Zaren abhängig gemacht, (12.) vier deutsche Instruktoren werden, weil die Russen darauf bestehen, weggejagt und (13.) im nordchinesischen Heer und für die Mandschurei ausschließlich Russen angestellt, (14.) die Erhebung der Yang-Tse-Kiang-Abgaben wird dem Seezoll-Amt überlassen, (15.) Deutschland fordert eine Vergrößerung des Pachtgebiets, und nachdem dies gewährt, (16.) den Bau einer Eisenbahn, (17.) darnach das Recht zum Bahnbau in ganz Schantung, (18.) darnach die Bevorrechtung des deutschen Handels in dieser Provinz, (19.) die Russen wollen Tsintschau in die Grenzen ihres Territoriums einbegriffen sehen und (20.) die Franzosen verlangen die Abtretung der Bucht von Huantschau und das Vorpachtrecht in vier Provinzen. Das alles in 40 Tagen! Und nachher kamen auch noch die Engländer und Japaner und drückten ihre Forderungen durch. Wenn uns jetzt so Hals über Kopf ein Hoheitsrecht nach dem anderen und ein Territorium nach dem anderen verloren gehen, wie lange dauert's dann noch und wir folgen dem Schicksal von Birma, Annam und Indien? Das von den Engländern verschluckte Indien bekam im Verlaufe seiner hundertjährigen Knechtschaft erst 1872 überhaupt eine Vertretung im englischen Parlament und seit Hongkong englisch ist, kann sich dort jeder englische Bettler zum Hauptdirektor einer Gesellschaft emporarbeiten, während der Chinese nirgends zugelassen wird, außer zum Maklergewerbe. Wie schmählich für uns! Man möchte ins Meer springen und sich ertränken -- wenn die Mächte uns überhaupt nur noch ein Stückchen Strand lassen und es dadurch ermöglichen. Aber die Mehrzahl des chinesischen Volkes weiß noch nicht einmal etwas davon. Die Franzosen haben ihre Schmach von 1870 stets vor Augen und halten so den vaterländischen Geist wach, bei uns aber wird der Raub der Provinzen offiziell verheimlicht und das

Digitized by Google

Volk schläft weiter. Nicht die Ausländer sind schuld an unserem Unglück, sondern wir selbst, unsere Intelligenz, weil es an patriotischem Geiste und am Gefühl der Verantwortlichkeit bei uns gebricht. Wärme ist Leben; China aber ist kalt und starr. Wir vereisen innerlich, vertrocknen und reifen zum Untergang. Alle großen Männer unseres Altertums waren Leute mit heißem Blut, und ihre Erfolge waren durch den Grad ihrer inneren Wärme bedingt. Wollen wir unser Land retten, so müssen wir unsere seelischen Kräfte emporrufen. Wenn jeder aus der Zahl der 400 Millionen Chinesen wieder warmherzige Begeisterung lernt, dann erst braucht uns um die Rettung nicht mehr bange zu sein." Das ist keine gewöhnliche Mandarinen-Weisheit, die aus diesen Worten spricht; es sind auch keine „mots sonores" voll äußerer Effekthascherei, wie sie unsere gallischen Nachbarn lieben. Es ist eine Rede voll urwüchsiger patriotischer Energie, und tiefer Einsicht in die bewegenden Kräfte der Welt, so daß man förmlich überrascht ist, dergleichen aus dem Munde eines Zopfträgers zu hören. In dem russischen Text des „Westnik Jewropy" (Heft X, Seite 499—507) ist sie im vollständigen Stenogramm enthalten, während ich hier mit Rücksicht auf den Raum hie und da ganze Abschnitte nur zu kurz skizzierenden Sätzen zusammenfassen mußte. Besonders bedeutsam erscheint der Umstand, daß diese Rede dem Kaiser vorgelegen hat. Wenn er so „revolutionäre" Aeußerungen sanktionierte, so begreift man jetzt, daß das altkonservative China mit der Kaiserin-Tante an der Spitze sich dagegen erhob. Kang-Hü-Wei versucht jetzt, vielleicht noch heimlich unterstützt von Li-Hung-Tschang, aus der Verbannung heraus auf die Geschicke seines Vaterlandes einzuwirken. Aber wohl vergeblich. Denn was ihm, dem europäisch Gebildeten, geläufig ist, der Begriff selbstverleugnender Vaterlandsliebe, das ist dem Durchschnittschinesen etwas Weltenfernes. Fremdenhaß ist noch nicht Patriotismus, Stammesgefühl noch kein Staatsbewußtsein. **Inorodez.**

Digitized by Google

Zufall oder Fügung?

Es war ein Zufall, sagten die einen — es war eine Fügung, behaupteten die andern. — Er war ausgeglitten auf der Straße, wo Hunderte sicher gegangen waren und hatte sich beim Fallen schwere innere Verletzungen zugezogen. Komplikationen waren dazu getreten, und jetzt lag er, ein hoffnungsloser Mann, darnieder. Er hat in seinem ganzen Leben nichts Schlechtes gethan, wofür sollte er gestraft werden? sagten die einen; es kann nur ein Zufall gewesen sein.

Er hat in seinem ganzen Leben nichts besonderes Gutes gethan und sorglos in den Tag hineingelebt; also kann es wohl eine Fügung sein, ihn daran zu mahnen, daß das Leben nicht nur ein Festtag ist, erklärten die andern.

Der Gegenstand, der ihn zu Fall brachte, war so unbedeutend; was kann die Vorsehung mit einer weggeworfenen Frucht oder einem Steinchen zu thun haben? meinte der Unglaube.

Alle Haare auf unserm Haupte sind gezählt, auch das scheinbar Geringste geschieht nicht ohne den Willen Gottes — entgegnete der Glaube. Hie Fügung — hie Zufall!

Verteidiger des Zufalls können nur einen Grund für ihre Ansicht anführen, freilich einen schwerwiegenden. Dieser Grund ist das nie verstummende „warum?“, welches täglich aus abertausend empörten, trostlosen, ja selbst gläubigen Herzen emporsteigt: Warum mußte solches geschehen? — Hier ist ein alter Mensch, dem das Leben eine Last, Krankheit und Sorge drücken ihn, er möchte so gern sterben, ausruhn — er muß weiter leben, vegetieren. Er ist zu stumpf, um noch selbst zuzunehmen an Weisheit und Gottesfurcht, lebt im Armenhause, ist also für andere weder ein Nutzen noch eine Strafe, aber er muß leben. Andere dagegen werden vom Tode hinweggerissen aus nützlicher Schaffenskraft, ihr Leben schien eine Notwendigkeit für weite Kreise, ihr Tod verbreitete Unglück und namenlose Trauer; unscheinbar geringfügige Ursache ist der Grund ihres Hingangs. Der Glaube verkündet an ihrem Grabe, daß Gottes Wege zwar unerforschlich, aber doch gut seien; aber selbst der Gläubige findet dabei oft nur die ungelöste Frage: „Warum?“, und der Zweifler spricht von Zufall.

Die Geschichte der Menschheit ist mit Blut geschrieben. Wenn man an die Greuel denkt, durch welche ihre Entwicklung gegangen und welche von ihr

Digitized by Google

begangen, so klingt es wie ein Hohn, den Menschen das Ebenbild Gottes zu nennen. Kriege, Revolutionen und Naturereignisse haben Tausende auf die schrecklichste Weise hingemartert und hingemordet. Der Jammer, welcher gewesen und noch vorhanden, ist so furchtbar, daß mancher sagt: Wenn es einen allgütigen Gott giebt, so kann er nicht allmächtig sein, sonst könnte er solches nicht zulassen. Oder wenn er allmächtig, so kann er nicht allgütig sein, denn selbst das härteste Menschenherz erfaßte Mitleid bei solchem Elend und würde es verhindern, wenn es könnte. — Wiederum sagt der Zweifler: — Es kann keine Vorsehung geben, alles ist Zufall.

Geben wir zu, daß alles Unglück auf Erden vom Zufall abhängig ist, so muß es mit dem Glück dasselbe sein, und ebenso, wie es Menschen giebt, die ihr ganzes Leben lang unglücklich gewesen sind, müßte es auch Menschen geben, die nur das Glück gekannt haben. Sind die Bedingungen, um glücklich zu sein, nicht reichlich genug vorhanden? Wie herrlich ist nicht schon der Schauplatz unseres Daseins, unsere Mutter-Erde! Ob Frühling mit seiner Blüte und unendlichen Hoffnung sie erfüllt, ob Sommer sie schmückt und sättigt mit Grün und mit Wärme; ob Herbst mit seiner wehmütigen Farbenpracht den Abschiedsgruß der Natur verkündet; ob Winter die schlafende Welt einhüllt in seine weiße schützende Schneedecke — immerdar bleibt die Erde schön und erhaben. Sind des Menschen Spuren auf ihr auch manchmal recht häßliche, so erhebt er sich doch durch seine Kraft und Kunst auch wieder zur höchsten Schönheit. Wer hätte nicht schon angesichts der Herrlichkeit der Erde die Möglichkeit eines namenlosen Glücks empfunden, wenn das Gefühl freudiger Schaffenskraft, der Hoffnungsstrahl der Liebe oder Gedanken an Ruhm dabei die Seele erfüllten? Wer aber erlebte je an sich oder andern ein dauerndes Glück? — Niemand!

Ob mancher scheinbar äußerlich vom Glück begünstigt wird — in jedes Menschen Haus steht ein Skelett, und was das Altertum uns an einem Crösus und Polykrates zeigt, das gilt auch heute. Läge die Entscheidung beim Zufall, so müßten, da die Möglichkeit für Glück und Unglück mindestens dieselbe ist, annähernd so viel ganz Glückliche wie ganz Unglückliche auf Erden anzutreffen sein. Es giebt aber viele, sehr viele ganz Unglückliche und keinen einzigen ganz Glücklichen. Diese Ungleichheit kann nur die Folge höherer Fügung sein, denn ein andrer Grund dafür ist nicht erfindlich. — Wir lernen so aus unserm Unglück, daß wir nicht vom Zufall abhängig sind, sondern daß es eine Vorsehung über uns giebt, geben muß. Aber der Schleier, in welchen sie unsere Bestimmung hüllt, bleibt undurchdringlich. **Dohnin.**

Wie denken die Leser hierüber? Giebt es überhaupt ganz, wohlverstanden: ganz unglückliche Menschen? Ueber diese Frage würde der Türmer gern die Ansichten und Erfahrungen seiner Freunde hören. Und so bittet er darum. **D. T.**

Digitized by Google

Meine Zeit.

Ich las im Chronikbuch: Einst blies
Vom Münster ohne Sorgen
„In süßen Freuden geht die Zeit"
Der Türmer in den Morgen.

In süßen Freuden geht die Zeit —
O liebes fernes Lallen!
Lang ist kein Lied, kein Wort mir schon
So schwer aufs Herz gefallen.

In süßen Freuden geht die Zeit —
Wann hätt' ich das empfunden?
Als Kind vielleicht, wenn Mutterarm
Mich weich und warm umwunden.

Doch jetzt! O übervolle Welt
Der Dürftigkeit, des Neides!
In wilden Krämpfen geht die Zeit
Ob Lust, ob herben Leides.

Geb's Gott, daß es nur Wehen sind,
Verheißungsvolles Ringen!
„In süßen Freuden geht die Zeit,"
Daß wir's dann wieder singen!

Albero.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Von allerlei Staatsrettern. — „Simplicissimus“ und Harden. — Der Fall Ziethen. — Aus der Stadt der Intelligenz und des Aberglaubens.

Kaiser Wilhelm ist nach seiner Rückkehr aus dem Orient auch von der Berliner Bevölkerung herzlich empfangen worden. Nicht nur von ein paar Hoflieferanten, die sich ganz unnützerweise mit allerlei übertriebenen Vorschlägen in den Vordergrund gedrängt und den gerechten Spott herausgefordert hatten. Man wurde wieder einmal daran erinnert, daß Vaterland und Monarchie ohne ihre übereifrigen „Retter“ ganz gut aufgehoben wären. Es herrscht ja Unzufriedenheit genug, und „genörgelt“ wird nicht nur in oppositionellen Konventikeln, sondern auch bis in hohe, sehr „staatserhaltende“ Kreise hinauf. Man sollte sich deshalb auch — um ein Berliner Wort zu gebrauchen — „nicht so haben“, wenn irgend ein einfacher Mann aus dem Volke seiner „Nörgelsucht“ einmal im Affekt etwas drastischeren und weniger salonfähigen Ausdruck giebt. Braucht man denn derlei immer zu hören? Man sollte vor allen Dingen den Staatsanwälten und Gerichtshöfen mehr Muße zur Erledigung ihrer nützlichen und notwendigen Obliegenheiten gönnen, statt sie mit „politischen“ Prozessen zu beschäftigen. Dabei kommt nichts heraus als nur eine Vermehrung dieser unerquicklichen und schädlichen Vorgänge ins Unendliche. Im letzten Tagebuche habe ich darzulegen versucht, wie die tropische, ungesunde Blüte unseres politischen Preßwesens die öffentliche Atmosphäre mit einem narkotischen Dufte geschwängert hat, der sich teils betäubend, teils aufreizend auf die Sinne legt. In allen Lagern herrscht eine nervöse Erregung und Ueberreizung, die mit den thatsächlichen Dingen in keinem Verhältnisse steht. Donnern die einen im Brustton gegen die „fluchwürdige Reaktion“, die „Junker und Pfaffen“, als lebten wir noch im mittelalterlichen Feudalstaate und im Zeitalter der Inquisition, so gebärden sich die andern wie unsinnig mit ihrem unaufhörlichen Geschrei

Digitized by Google

gegen „Umsturz“ und „Revolution“. Auf beiden Seiten ein Korn Wahrheit, aber auf beiden Seiten auch eine Uebertreibung, die an Verfolgungswahn grenzt! Und woher? Weil eine maßvolle und ruhige Behandlung der Dinge weder in der Zeitung, noch in der Volksversammlung mehr „zieht“, weil nur noch Superlative auf die überreizten politischen Nerven wirken — mit einem Wort: Sensation. Wir haben zu viele Menschen, die in dem einen oder andern Sinne von der Politik leben müssen. Hierin liegt m. E. der Kern des Uebels.

Vielleicht braucht aber unsere Zeit dieses Uebel, um vorwärts zu kommen? Vom Standpunkt der Lebenden aus betrachtet, ist es ein Uebel, der Nachwelt wird es vielleicht nur als ein Uebergangsstadium zu Besserem erscheinen. Unerquicklich aber bleibt es auf alle Fälle.

* * *

Soll es nun jedem Rüpel erlaubt sein, straflos das Oberhaupt des Staates, den Vertrauensmann der Nation zu beschimpfen? Gewiß nicht. Auch der Privatmann wird ja durch Gesetz davor geschützt. Aber damit eine Strafe, auch die schärfste, abschrecken soll, darf sie nicht zu oft angewandt werden. Auch das härteste Los erscheint uns leichter, wenn es uns in Gemeinschaft vieler bedroht. Wie viel ruhiger und gefaßter sieht der Mensch dem Tode in einem Kriege oder einer Epidemie entgegen, als im gewöhnlichen Alltagsleben. Die an sich entehrende Gefängnisstrafe beginnt diese Eigenschaft einzubüßen, nachdem sie von so viel politischen „Verbrechern“ in gewissem Sinne geadelt worden ist. Auch die Schärfe des Gesetzes kann stumpf und schartig werden.

Es ist ja nun dahin gekommen, daß das „Majestätbeleidigen“ von gewissen Blättern sport- und geschäftsmäßig betrieben wird. Die Sache hat allmählich auch für weitere Kreise einen gewissen prickelnden Reiz gewonnen. Ob das wohl der Fall wäre, wenn man derartigen Ausschreitungen minder liebevolle Aufmerksamkeit gewidmet und die kleinen, harmlosen Kläffer mit Verachtung, statt mit gerichtlichen Staatsaktionen gestraft hätte? Im deutschen Volke ist gottlob noch immer ein starkes monarchisches Gefühl und ein reger Sinn für Anstand und Gerechtigkeit lebendig. Die schamlose Ausnützung einer von oben her geübten vornehmen Großmut wäre in allen besseren Kreisen bald als unanständig und verächtlich empfunden worden. Würde dann einmal ein eklatanter Fall exemplarisch geahndet, so stellte man sich nicht auf die Seite des Bestraften, sondern auf die der Gegenpartei. Daß dies auch heute geschähe, kann man leider nicht so unbedingt behaupten. Es hätte gar keinen Zweck, zu leugnen, daß z. B. selbst die Leute vom „Simplicissimus“, die doch wirklich jene publizistische Specialität bis zur höchsten Blüte entwickelt haben, gewisse Sympathien auch in solchen Kreisen finden, denen man antimonarchische Gesinnungen denn doch nicht nachsagen kann. Mindestens ist die „sittliche Entrüstung“ über jene in der That starken Ausfälle eine recht „temperierte“, und hätten sich die Thäter nicht durch die Flucht der Verantwortung

Digitized by Google

entzogen, so wären ganz sicher wieder ein paar „Märtyrer" fertig! Etwas Volkspsychologie, meine Herren Staatsanwälte!

Besondere Nuancen hat der Fall Harden. Dieser hat den Vorteil, im Schatten Bismarcks zu kämpfen. Als der große Mann von den Preßratten so ziemlich verlassen war, fand er in Harden einen rücksichtslosen Kämpen, dem die dankbare Fehde gegen den „Neuen Kurs" ebensoviel persönliches Vergnügen als geschäftliche Befriedigung bereitete. Wenn aber das letzte Moment von manchen kollegialen Gönnern des Mannes mit besonderer Liebe betont wird, so finde ich das weder geschmackvoll noch billig. Denn daß die Herren Konkurrenten nicht ebenso klug waren und mit dem Schreiben „à la Harden" minder gute Geschäfte machten, dafür kann der Harden selbst doch nichts! Thatsache ist, daß seine „Zukunft" lange Zeit hindurch dasjenige Organ war, in dem die allgemeine Verstimmung einigermaßen entsprechenden Ausdruck fand, und daß sie auch — und zwar ganz vorzugsweise — in Kreisen gelesen wurde und wird, die sich auf ihr monarchisches Gefühl nicht wenig zu gute thun. Diese Kreise werden nun von der Verurteilung Hardens wegen Majestätsbeleidigung moralisch mitgetroffen. Man thut dort also gut, mit der sittlichen Entrüstung auch diesmal sparsam umzugehen.

Daß viele Harden'sche Artikel ihre Spitze, eine sehr scharfe Spitze, gegen den Kaiser richten, muß ohne weiteres zugegeben werden. Dem Geiste des Gesetzes nach ist seine Verurteilung zweifellos zu Recht erfolgt. Dafür erst einen langen Beweis anzutreten, ist wohl gänzlich überflüssig. Pflegte man doch die besonders anzüglichen Stellen der „Zukunft" mit Fingernägeln oder Bleistiftstrichen anzumerken und so von einer Hand in die andere zu drücken! Und dennoch! Wie kommt es, daß der Spruch des Gerichts keineswegs einmütig als Wahrspruch empfunden wird? Sehr einfach: Weil es in Deutschland nachgerade auffällt, wenn einmal nach dem Geiste des Gesetzes, nicht nach dem Buchstaben geurteilt wird; weil man sich auch in Laienkreisen allmählich daran gewöhnt hat, einen gerichtlichen Fall nicht nach dem „Rechte, das mit uns geboren ist", zu beurteilen, sondern mit halsbrecherischer Anpassung an den „Juristenverstand". Wer hat nicht schon die Redensart zu hören bekommen: „Ja, nach ‚Recht und Billigkeit', nach dem Rechtsgefühl mag der Fall wohl so liegen. Aber, mein Lieber, was hat denn das mit der Rechtsprechung zu thun? Den Richter geht das gar nichts an, der hat den Buchstaben des Gesetzes vor sich, basta!"

Nach diesem bloßen „Buchstaben" des Gesetzes war nun Herrn Harden eigentlich nichts anzuhaben. Auf jede Vorhaltung des Richters oder Staatsanwalts hatte er eine juristisch sehr plausible Entkräftung in Bereitschaft. Die einzelnen Worte und Sätze als Majestätsbeleidigung aufzufassen, war durchaus nicht denknotwendig. Wer wollte denn auch Herrn Harden solche unklugen Worte und Sätze ernstlich zutrauen? In einem besonderen Falle unter den vielen ihm zur Last gelegten hat er sogar den bündigen Beweis liefern können, daß der betr. Artikel weder von ihm verfaßt, noch von dem wirklichen Ver-

Digitized by Google

fasser überhaupt auf den Kaiser gemünzt war. Der Leiter mit der einladend wedelnden Ueberschrift „Pudel-Majestät“ erwies sich bei näherer Beleuchtung als eine unschuldige „historische Reminiscenz“, eine harmlose Frucht der bekannten wissenschaftlichen „Belesenheit“ ihres Urhebers. Anders liegt die Sache freilich, wenn man sich die Frage vorlegt: Welche Wirkung hatte Herr Harden bezweckt, was dachte er sich über den Eindruck auf das Publikum, als er die betreffenden Artikel schrieb, als er darüber Titel setzte, wie „Pudel-Majestät“ u. s. w.? Aber was hat denn der Buchstabe des Gesetzes mit dem Geiste eines Artikels oder gar mit den letzten Beweggründen einer litterarischen Individualität zu thun?

In der That: Allzu weiten Spielraum möchten wir doch den verehrlichen Gerichtshöfen zu einer solchen Beurteilung des Geistes lieber nicht lassen. Denn Geist ist eben nicht überall gleichmäßig ausgegossen. Und er sitzt in diesem irdischen Jammerthale leider öfter auf der Anklagebank als auf dem Richterstuhle. Eine ganz allgemeine philosophische Betrachtung: Die in Deutschland „anwesenden“ Gerichtshöfe sind „selbstverständlich ausgeschlossen“.

Inzwischen, scheint es leider, machen Majestätsbeleidigungsprozesse in gewissen Schichten „populär“. In Berliner Luxus-Theatern werden sie in Couplets besungen. Eines schließt mit den Versen:

„Bald bringt den wack'ren Maximilian Harden
Man für ein halbes Jährchen ins Depot!
Bald sieht man den bekannten Zukunftsbarden,
In Weichselmünde oder anderswo!
Doch noch für manchen andren faßt mich Bangen
Ich brauche bloß nach München hinzusehn,
Drum, wenn sie sich erst mal den Langen langen,
Dann wird's auf lange langen! Sie verstehn?!“

„War es nur Zufall,“ fragt ein Berliner Blatt, „daß gerade nach dieser Strophe der stärkste Applaus des ganzen Abends das vollbesetzte Haus durchbrauste?“

* * *

Manchmal steht man den Launen der Dame Justitia wirklich ganz ratlos gegenüber. So beim „Falle Ziethen“. Seit Jahren lastet dieser Fall wie ein Alp auf dem öffentlichen Gewissen. Immer fester nistet sich die Ueberzeugung ein, daß der Barbier Ziethen an dem Morde seiner Frau unschuldig ist, daß er nun schon seit beinahe 15 Jahren unschuldig im Zuchthause sitzt, und daß sein ehemaliger Gehilfe August Wilhelm der Mörder ist. Und wie sollte man sich zu einer derartigen Annahme nicht hinneigen, wo dieser Wilhelm doch selbst ein umfassendes Geständnis abgelegt, das er erst zurückgenommen hat, als ihm vom Richter vorgehalten wurde, es sei aus den und den Gründen nicht glaubwürdig! Bei einer dieser Vorhaltungen lächelt Wilhelm. Nach dem Grunde befragt, erklärt er: er lächle, weil schon wieder die Versuchung in ihm aufsteige, sein Geständnis zu widerrufen! Das thut er denn auch

Digitized by Google

schließlich, indem er seine Aussage in der unwahrscheinlichsten Weise ändert. Als er nun aus dem Gefängnis entlassen wird, bemerkt er zu einem Beamten: „Wenn der Herr Staatsanwalt mir nicht glauben will, kann ich ihm nicht helfen!" Jetzt ist er spurlos verschwunden! Sehr begreiflich!

„... Im Jahre 1887, nachdem Ziethen schon 3 Jahre im Zuchthaus war, entdeckte sein Bruder Heinrich in Berlin, der hauptsächlich auf Grund von Ziethens erschütternden Briefen fest an seine Unschuld glaubte, die Spur Wilhelms, den er ebenso wie Albert Ziethen für den Mörder halten mußte, nachdem er nur durch Lügen seine Freisprechung bewirkt hatte. Wilhelm war in Berlin in Stellung. Der Gastwirt Heinrich Ziethen setzte sich mit Wilhelms Prinzipal, mit einem von Wilhelms früheren Freunden und mit einem höheren Kriminalbeamten in Verbindung.

Am Fronleichnamstag redete der Prinzipal ernst und eindringlich auf den katholischen Wilhelm ein, der schon Verdacht geschöpft und seine Stellung gekündigt hatte, und erklärte ihm direkt, er halte ihn für den Mörder der Frau Ziethen. Da gesteht Wilhelm schluchzend: „Ja, ich bin es gewesen". Der Prinzipal veranlaßt seine Verhaftung, und Wilhelm legt in der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1887 vor dem Kriminalkommissar von Meerscheidt-Hülleſſem ein ausführliches Geständnis ab.

Er sei in stark angetrunkenem Zustand von ½11 Uhr ab mit seiner Meisterin allein gewesen. Er habe ein eigentümliches Gefühl gehabt, als ob er Blut sehen müsse — grausame Gelüste Wilhelms krankhafter Art bekunden andere Zeugen — und da habe er den Hammer genommen und Frau Ziethen erschlagen. Er wundere sich, daß man das Blut an seiner Hose nicht bemerkt habe, erst am Tage vor der Verhandlung habe er im Untersuchungsgefängnis die Hose, die er dann in der Verhandlung getragen, ausgewaschen. ...

Bei diesen Geständnissen vergoß Wilhelm bittere Thränen.

Noch am 16. Juli erklärt er: „Es fiel mir schwer, mit dem wahren Grund herauszukommen. Heute bin ich froh, daß ich es los bin."

Bald aber siegte in ihm die Schlauheit und der Selbsterhaltungstrieb. Er dachte offenbar: „Ich bin doch anständig genug, wenn ich erkläre: was ich über meine Wissenschaft über Ziethens Verhalten ausgesagt habe, war erlogen. Aber weiter brauche ich nicht zu gehen. Wozu ins Gefängnis?"

In allen seinen folgenden, sehr zahlreichen Vernehmungen bleibt er daher dabei, von alledem, was er gegen Ziethen ausgesagt habe, sei nichts wahr. Er wisse gar nichts davon. Sich selbst dagegen versucht er in immer neuen Wendungen und Erfindungen herauszureden.

Am 29. Juli wird er Ziethen gegenübergestellt. Er ging auf ihn zu, bot ihm die Hand an und sagte aufgeregt: „Verzeihen Sie mir, Herr Ziethen" ... „Weil ich Sie falsch beschuldigt habe."

Digitized by Google

Am 11. August sah Wilhelm seine Tante, die von der Vernehmung kam; das muß einen starken Eindruck auf sein Gemüt gemacht haben; er weinte und brach in die Worte aus: „Meine arme Tante, mag sie mich verstoßen, wenn sie mich nur nicht verflucht!“

In dieser gerührten Stimmung gestand er von neuem: er habe die Frau Ziethen erschlagen. Vielleicht aber, weil er höchstens verstoßen, aber ja nicht verflucht werden wollte, gab er nun eine für ihn mildere Darstellung des Verlaufs: er habe die Frau infolge eines Wortwechsels und nach einer ihm von ihr versetzten Ohrfeige erschlagen.

Am selben Tage bat er Ziethen wieder unter lautem Schluchzen um Verzeihung. Er wiederholte sein Geständnis, und da brach Ziethen in die Worte aus: „O August, August, mein Leben hast du mir mit meiner Frau genommen; es sitzt mir in der Brust, ich werde nicht mehr lange leben. Meine einzige Beruhigung ist, daß mein alter Vater und meine armen Kinder ihre Ehre wieder bekommen....““

Trotz des späteren Widerrufs Wilhelm's beschloß das Elberfelder Landgericht die Wiederaufnahme des Verfahrens. Die Staatsanwaltschaft aber legte gegen diesen Beschluß Beschwerde beim Oberlandesgericht Köln ein, und dieses verwarf die Wiederaufnahme. Wilhelm sei unglaubwürdig, er sei von der Familie Ziethen wahrscheinlich durch Versprechungen beeinflußt! „Wahrscheinlich“? Nun, meines unmaßgeblichen Dafürhaltens liegt die „Wahrscheinlichkeit“ ganz wo anders.

Ich entnehme diese Darstellung einem soeben erschienenen klar und rein sachlich gehaltenen Heftchen: „Der Fall Ziethen. Ein Appell an die öffentliche Meinung.“ (Zu beziehen von Hugo Metscher, Berlin-Friedrichsberg, Wartenbergstraße 17.) Das Schriftchen wird wohl gratis abgegeben, aber wenn es auch ein paar Pfennig kosten sollte, es verdiente von jedem gelesen zu werden, den der Gedanke an die bloße Möglichkeit, daß ein unschuldiger Mensch sein Leben als „Mörder“ im Zuchthause verbringt, nicht gleichgültig läßt. Die Darstellung fußt lediglich auf Thatsachen und gipfelt in dem doch gewiß nicht unbilligen Verlangen nach Wiederaufnahme des Verfahrens. Es ist für den Laienverstand unbegreiflich, daß eine solche nicht erzielt werden kann. Denn selbst in dem höchst unwahrscheinlichen Falle, daß Ziethen sich dennoch als der Schuldige erweisen sollte, würde eine überaus wohlthätige Wirkung erzielt werden. Allen den heillosen Gerüchten und schon öffentlich erhobenen Anklagen würde mit einem Schlage der Boden entzogen. das Vertrauen zu unserer Rechtspflege neu gekräftigt, die öffentliche Meinung von einem gefährlichen Beunruhigungsbazillus befreit werden.

Kürzlich hat sich in Berlin ein Komitee zur Anbahnung des Wiederaufnahmeverfahrens gebildet. Hat auch die zu diesem Zwecke einberufene Volksversammlung am 5. d. M. bereits stattgefunden, so werden dem Komitee weitere

Digitized by Google

Unterschriften gewiß hoch willkommen sein. Auch der Verleger der obengenannten Schrift nimmt solche entgegen.

Wegen des Dreyfus ist die ganze Welt in Bewegung gesetzt worden, — für den Landsmann Ziethen hat sich bisher kaum ein Dutzend Deutscher wirklich thatkräftig ins Zeug gelegt.

* * *

Es ist etwas Schönes um „Aufklärung" und „Intelligenz"! Und wo wäre sie voller emporgeblüht, als in der „Stadt der Intelligenz", in der stolzen Hauptstadt des Deutschen Reiches? Beweis dafür die zahllosen Zeitungsofferten der „Wahrsagerin Wunderbar", „Madame Lenormand" und wie sich die „weisen Frauen" sonst noch nennen mögen. Es sind das wahrhaft „sociale" Institute, denn sie werden ohne Unterschied des Standes, Alters und der Konfession in Anspruch genommen. Elegante Karossen warten ein paar Häuser vor ihrer Thür, aber auch die minder bemittelte ehrsame Bürgersfrau und das Mädchen aus dem arbeitenden Volke finden in der Einfalt ihres Herzens den Weg zum Heiligtum. Und das Beste ist: „Ein jeder geht beglückt nach Haus!" Allerdings, zuweilen ist das Glück so überwältigend groß, daß die von ihm Betroffenen den unwiderstehlichen Drang verspüren, auch den lieben Herrn Staatsanwalt daran teilnehmen zu lassen. Dem erscheint dann freilich die Sache in einem minder romantischen Lichte, und die Herren Richter schließen sich seiner profanen Auffassung an, indem sie die „Frau Wunderbar" oder „Madame Lenormand" für einige Zeit ihrem segensreichen socialen Wirken entziehen. Wer zaubern kann, den können ja auch armselige Gefängnismauern nicht viel genieren! Aber was nützt es? Die — „Intelligenten" werden in der Stadt der Intelligenz eben „nicht alle", und so kehren denn die Gerichtsverhandlungen wegen Betruges, verübt durch Wahrsagen, Beschwören, Kurpfuschen u. s. w., immer wieder. Harmlos sind noch die Fälle, wo die „Intelligenz" ohne pekuniäre Gegenleistungen, zur reinen, selbstlosen Freude der lieben Nachbarn u. s. w. auf die Probe gestellt wird. Aber zuweilen fallen solche Proben doch gar zu glänzend aus. Von einer „Freundin" wurde kürzlich einer unglücklich verliebten 40jährigen Witwe aus dem Kleinbürgerstande der Rat gegeben, den Geliebten „zu beschwören". Dazu müsse sie folgende umfassende Anstalten treffen: „Zwei schneeweiße Tauben solle sie nehmen, diese mit rosa Bändern sich auf den Schultern festbinden, sich in ein weißes Gewand kleiden, abends in der Jungfernheide auf dem Wege, den der Geliebte zu gehen habe, Aufstellung nehmen, mit dem Glockenschlage 7 Uhr mit einer brennenden Wachskerze in der Hand niederknien und dreimal den Namen des Ersehnten rufen. Dann werde dieser auf sie zueilen und nicht mehr von ihr lassen können. Die beiden Tauben aber sollten daheim als Liebesmahl verspeist werden." Sollte man es für möglich halten? — die Frau führt diesen faustdicken Unsinn auch wirklich Punkt für Punkt auf das gewissenhafteste aus! Erschien auch nicht gerade der Geliebte, so erscholl doch aus den umstehenden Büschen ein Hohngelächter der Hölle, denn

Digitized by Google

natürlich hatte die treffliche „Freundin" für ein empfängliches Publikum gesorgt, das denn auch der armen „Beschwörerin" die entsprechenden Beifallskundgebungen nicht vorenthielt.

Wie turmhoch erhaben über derartigen Aberglauben muß sich wohl ein aufgeklärter „Genosse" dünken! Aber gemach! Steht denn ein Mensch, der auf Grund seiner Volksschulbildung und der Lektüre einiger Parteiblätter und -Broschüren mit Gott und der Schöpfung fertig ist, an geistiger Reife so unendlich viel höher? Ist sein Glaube an eine unfehlbare „Wissenschaft", für die es keine Skrupel noch Zweifel, kein unaufgehelltes Dunkel giebt, vor dem unsere Vernunft in ehrfürchtigen Schauern Halt machen muß, nicht auch ein Aberglaube, der verfinsternde Wahn eines geistig Rückständigen? Die größten und tiefsten Denker und Forscher aller Zeiten, auch solche, auf die der Herr Genosse als auf unfehlbare Autoritäten schwört, bekannten bescheiden, sie seien außer stande, über den Urgrund des Seins, über die letzten Dinge, etwas auszusagen. Alle ihre Entdeckungen und Denkergebnisse stünden weder im Widerspruch mit dem Glauben an einen Gott, noch vermöchten sie ihn gar zu widerlegen. Aber der Herr „Genosse" ist weiter fortgeschritten, er weiß ganz genau: Es giebt keinen Gott! Und wenn noch die „Religion" auch wirklich bloße „Privatsache" für ihn wäre, wenn er ihr nur indifferent, nur skeptisch gegenüberstünde! Aber leider beschränkt er sich in vielen Fällen nicht einmal darauf, er haßt, er verfolgt die Religion bis in die einfältigen Herzen seiner eigenen unmündigen Kinder hinein. Das wurde unlängst wieder in grauenhafter Weise von einem Briefe beleuchtet, den ein zehnjähriger Knabe an seine im Gefängnisse eine Strafe verbüßende Mutter richtete. Die Frau, berichtet der Anstaltsgeistliche, bekennt sich nebst ihrem Manne offen zur Socialdemokratie. Sie ist keineswegs eine sittlich gesunkene Gewohnheitsverbrecherin, sondern, wie manche andere, durch unüberlegte Worte, die sie aufgeregt im Wortestreit ausgesprochen, wegen Verleitung zum Meineid das erste Mal in Gefängnismauern. Auch ihr Ehemann ist arbeitsam und sonst verständig. Nur aus der socialdemokratischen Gesinnung machte er kein Hehl, schrieb seiner Frau über die stattgehabten Maifeiern, die Reden „unseres Fritz Kunert", bei denen er natürlich nicht fehlen durfte, u. a. Jetzt hat nun das zehnjährige Söhnchen der Mutter u. a. geschrieben: „... Das Wort heißt: Der Mensch hat seine bestimmte Zeit; handelt, bis ich komme; kaufet die Zeit aus ... Liebe Mutter, heute ist Totenfest, der Vater erlaubt es nicht, daß wir in die Kirche gehen können ... Warst du heute in der Kirche? Wir haben keinen Glauben mehr."

Möge der Allgütige dem Vater vergeben, der aus dem weichen Herzen seines Kindes den letzten und tiefsten Trost des Menschen riß, den Wunderbaum des Glaubens, in dessen Erdenschatten der Friede wohnt und auf dessen Zweigen die goldenen Sterne ewiger Weisheit und Liebe blühen! **Der Türmer.**

Digitized by Google

Briefe.

Allen Lesern und Freunden! Mit diesem Hefte vollendet der Türmer das erste Vierteljahr seines Bestehens. Da ist es ihm ein Herzensbedürfnis, allen Lesern und Freunden für das ihm in so reichem Maße entgegengebrachte Wohlwollen und Vertrauen innigen Dank zu sagen. Der Türmer kann mit Befriedigung auf seine ersten Erfolge zurückblicken. In der kurzen Zeit seiner Wirksamkeit — es sind bis zu diesem Augenblicke noch nicht acht Wochen seit seinem ersten Erscheinen verstrichen — hat er bereits eine stattliche Gemeinde um sich geschart und so die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß es inmitten eines doktrinären und fanatischen Parteigetriebes, eines alle idealen Interessen verschlingenden Geschäftslebens, einer oberflächlichen Erfolgsanbetung doch noch ein Publikum giebt, das deutsch nicht nur im äußerlichen, politischen Sinne ist, sondern auch in der inneren Wesenheit: deutsch in dem Streben nach selbständiger, objektiver Beurteilung der Erscheinungen; deutsch in der liebevollen, sinnenden Vertiefung in das Wesen der Dinge, der uralten Lebens- und der neuen Zeitfragen; deutsch in dem unlöschbaren heiligen Durste nach *idealer* Erquickung und Erhebung.

Und nun kommt der Türmer, der unbescheidene, gleich mit einem Sack voll Bitten und Wünschen hinterher. Er möchte eben beim Weihnachtsfeste auch nicht leer ausgehen, und so hat er sich denn fein säuberlich einen langen Wunschzettel aufgeschrieben, den er von seinem stillen Turme in die heilige Weihnachtsnacht hinausflattern läßt. Wo er so viel Kerzen an so viel grünen Bäumchen strahlen sieht, da, denkt der unverwüstliche Idealist, wird wohl auch für ihn hier und da ein Tischlein gedeckt sein.

Erstens wünscht er sich natürlich *noch viel, viel mehr Leser*, es können gar nicht genug sein! Ja, so kindlich-unbescheiden ist der Alte! Und was nützt es, wenn ihm der Herausgeber auch mal auf die Finger klopft? Er weist dann nur auf die Verleger hin, die sich keine Mühe und keine Kosten für ihn verdrießen lassen und daher wohl einigen Anspruch auf kräftige Unterstützung haben! Denn der Türmer ist auch für sie wahrlich kein bloßes „Geschäft". Du lieber Himmel! — wer wollte denn auch heutzutage mit einem derartigen Unternehmen groß Geschäfte machen? Wer *das* will, der gründet ein buntes, blutiges Witzblatt, aber keinen Türmer! Ist besagtes Blatt erst dreimal wegen Majestätsbeleidigung konfisciert worden, dann ist — das „Geschäft gemacht". Eine solche „Reklame" kann und will sich der Türmer nun nicht leisten. Er will nicht niederreißen, sondern aufbauen, an seinem Teile, in aller Stille, von innen heraus.

Gerade die Freunde, die sich der Türmer bisher erwerben durfte, können das meiste auch zu seiner weiteren Verbreitung thun. Schon aus dem Grunde, weil kein Verleger, kein Buchhändler so tief in die Kreise der übrigen, im Lande zerstreuten Gesinnungsgenossen des Türmers dringen kann, wie diejenigen, die ihm ihr freundliches Wohlwollen bereits zugewandt haben. Ein jeder seiner Freunde ist wohl in der Lage, ihm einen oder mehrere neue zuzuführen. Und

Digitized by Google

ein Abonnement auf den Weihnachtstisch der einen oder anderen nahestehenden Person, bei der das gleiche Interesse, das gleiche Streben vorausgesetzt werden darf, wäre vielleicht eine Gabe, die öfter und nachhaltiger an den Geber erinnern würde, als manche andere, die nur einmalige Freude gewährt.

Daß der Türmer weit davon entfernt ist, irgend welche „Vollkommenheit" oder „Unfehlbarkeit" für sich in Anspruch zu nehmen, hat er gleich bei seinem ersten Erscheinen erklärt. Er betont das hiermit nochmals und ganz ausdrücklich, glaubt daher auch erwarten zu dürfen, daß man ihm solchen thörichten Wahn nicht zutraut und ihn auch nicht darnach behandelt, als hegte er ihn. Wer also in dem einen oder anderen Punkte abweichender Ansicht ist, braucht ihm deshalb noch lange nicht die Freundschaft zu kündigen. Er kann ja seine gegenteilige Ueberzeugung offen vor dem ganzen Leserkreise vortragen. Wozu ist denn die „Offene Halle" da?

Es ist zur Freude des Türmers wohl ziemlich allgemein anerkannt worden, daß er andere Bahnen eingeschlagen hat als die üblichen, ausgefahrenen Geleise. Um so weniger kann er sich der eitelen Selbstüberhebung hingeben, als habe er in den drei vorliegenden Heften bereits sein ganzes Programm entrollt, oder gar erschöpft. Im Gegenteil — die überaus günstigen Urteile in Ehren — aber niemand weiß so gut wie der Türmer selbst, wie weit er noch von seinem Ziele entfernt ist, wie viel er noch zu leisten hat, um das zu werden, was ihm als Ideal seiner Entwicklung vorschwebt. Dieses Ideal auch nur annähernd zu erreichen, dazu bedarf es noch hingebender Arbeit, an der es wahrlich weder fehlt noch fehlen wird; dazu bedarf es aber auch eines gewissen Zeitraumes; dazu bedarf es vor allem der thatkräftigen Förderung und Unterstützung aller Freunde in Stadt und Land.

Endlich hat der Herausgeber noch einige persönliche Bitten auf dem Herzen: zunächst die um gütige Nachsicht und Geduld in der Erledigung des laufenden Briefwechsels und anderer Geschäfte. Eine so baldige Beantwortung von Briefen 2c. wie sie von manchen gewünscht wird, liegt wirklich ganz außerhalb des Möglichen. Der Tag hat für den Herausgeber u. U. auch mehr als zwölf Arbeitsstunden, aber trotzdem —! Wolle man freundlichst bedenken, wie viel Zeit allein die gewissenhafte Prüfung eines einzigen Manuskripts von nur mittlerem Umfange erfordert, wie oft der Fall eintritt, daß zu solcher Prüfung einmalige Lesung nicht ausreicht! Auf Grund eines bloßen flüchtigen Eindrucks wird keine Handschrift im Türmer abgedruckt.

Blieben noch die Gesuche um Abgabe eines „Urteiles"! Der Herausgeber ist ja gern gefällig und besonders für das ihm bewiesene Vertrauen von Herzen dankbar. Aber es giebt kein verantwortlicheres, undankbareres und zugleich zeitraubenderes Geschäft als dies. — Ob der Einsender „Talent hat"? Ob er wohl gerade auf „diesem" Gebiete Hervorragendes leisten würde? Ob ihm wohl zu raten wäre, die „litterarische Laufbahn" einzuschlagen? U. s. w. Ja, wie soll denn ein Anderer das so genau wissen, wenn es der Betreffende selbst nicht — fühlt? Denn im allgemeinen liegt ja das Urteil schon darin beschlossen: „Wenn Ihr's nicht fühlt, Ihr werdet's nicht erjagen!" Immerhin —: wenn auch natürlich lange nicht alle derartigen Wünsche berücksichtigt werden können, so weit möglich, will der Herausgeber den Freunden des Türmers auf besonderes

Digitized by Google

Verlangen auch mit seiner ganz unmaßgeblichen Meinungsäußerung gefällig sein. Nur gestatte man ihm dazu für die Regel eine Andeutung an dieser Stelle, statt umständlicher Briefe. Ueberhaupt entspricht es im allgemeinen doch wohl der gegebenen Lage der Dinge, daß Anfragen u. s. w., die an eine Zeitschrift gerichtet werden, in dieser auch ihre Erledigung finden.

So könnte der Türmer vielleicht noch ein Weilchen mit der Verlesung seines Wunschzettels fortfahren. Aber er wäre schon dankbar gerührt, wenn ihm das Christkind nur die Erfüllung der obigen Wünsche bescherte. Und so hat er ihnen nur noch einen hinzuzufügen: Allen lieben Lesern und Freunden von ganzem Herzen ein gesegnetes, fröhliches Weihnachtsfest!

F. B., T. in Thüringen. Frdl. Dank! Die in Aussicht gestellten Einsendungen werden gern geprüft werden. Entschuldigen Sie, bitte, die verspätete Antwort.

M. B., Freiburg i. B. Das wohlwollende Urteil hat uns aufrichtig erfreut. Vielen Dank! Vielleicht senden auch Sie uns gelegentlich etwas?

Graf D.-F. Mit Vergnügen, wenn auch unter geänderter Ueberschrift, gegen die Sie wohl nichts einzuwenden haben? Verbindl. Dank!

M. U., Kl. M. b. Gr. M. Dank für das freundl. Interesse! Bitte um gefl. Einsendung zur Prüfung.

Frau A. B.-Sch., W. Bis jetzt Entscheidung noch nicht möglich gewesen. Bitte, noch etwas Geduld!

A. A., A. In der Form noch recht mangelhaft, inhaltlich nicht eigenartig. Aber bei der Jugend! — wer wollte da ein abschließendes Urteil fällen! Was nicht ist, kann noch werden oder auch — nicht. Die liebenswürdige Bescheidenheit, mit der Sie Ihr Anliegen vortragen, ist an sich jedenfalls kein schlechtes Zeichen. Freundl. Gruß!

L. K., Köln. Mit Vergnügen gelesen. Herzlichen Dank für das freundl. Schreiben und das thatkräftige wohlwollende Interesse. Bitte, senden Sie nur!

Tübingen. „An den Türmer“:

„Wenn Du Lynkeus bist, der Türmer,
Harre Du der Sonne Lauf
Nicht im Ost, wo Himmelsstürmer
Lärmend drängen sich herauf,
Wende Du Dein Auge westlich,
Wo verklärt in Licht und Sang
Ruht, was edel, schön und festlich
Von uns schied im Untergang!“

Emil Schlegel.

F. H. W., Berlin. Dank für den Glückwunsch! Aber warum anonym? Es kommt doch bei solchen, nicht näher begründeten Ratschlägen nicht nur darauf an, was sie enthalten, sondern auch, wer sie erteilt. Vielleicht haben Sie in dem einen Punkte recht, aber wir müssen darüber doch noch mehr Stimmen abwarten.

R. B., Neukirch, Ostpr. Solche Zuschriften erfreuen den T. immer, auch wenn Sie ihn hier und da ein wenig, aber — „mit Liebe“ rüffeln. Darauf kommt es nämlich an, daß es mit Liebe geschieht, denn bloß „nörgeln“ kann jeder, mag ihm nun der Alltagsstaub auf Pantoffeln oder Lackstiefeln sitzen. Gut noch, wenn er nicht auf der Seele klebt. — Aber thun Sie den beiden nicht unrecht? Und nun gar den „schmeichelnden Damen“?! Gewiß, auch ein altes, biederes Türmerherz ist für den Zauber des Ewig-Weiblichen nicht unempfänglich, gerade nicht! Aber sozusagen „im Dienste“ — da liegt die Sache doch anders, da müssen alle zarten Rücksichten schweigen. Nein, nein, davor brauchen Sie sich nicht zu fürchten. Also Dank und treuen Händedruck!

„Litteraturfreunde“. So gut als möglich im nächsten Heft, aber nicht alles. Manche Fragen erfordern zu ihrer Beantwortung ganze Bücher. Gruß!

Digitized by Google

R. L., Breslau. Der Verfasser jener Plauderei über Roseggers „Idyllen aus einer untergehenden Welt" schreibt uns zu Ihrer Karte: „Kreitens bedauerlichen Ausfall auf Rosegger habe ich längst gelesen. Um etlicher dogmatischer Flachheiten willen, die der warmherzige Katholik Rosegger gelegentlich einmal herausgesprudelt hat — denn Flachheiten sind es in der That — den ganzen Rosegger, auch den gestaltungsfrischen Erzähler, auf den Index zu setzen, wie es der Jesuit Kreiten leider thut: das ist unlogisch und ungerecht. Kreiten durfte nur folgern: Schuster, bleib' bei deinem Leisten, denn von Theologie verstehst du nicht viel! oder auch: Bilde, Künstler, rede nicht! Aber Kreiten warnt die Katholiken vor der Lektüre Roseggers überhaupt, er verdächtigt ihn überhaupt durch die Schlußwendungen jenes Aufsatzes in den „Stimmen von Maria Laach". Daß ich selbst der katholischen Welt sehr sympathisch gegenüber stehe, wissen Sie aus meinen Werken; wie ich aber über diese Bevormundung und diese Autoritätsfurcht auf litterarisch-künstlerischem Gebiete denke, werde ich hoffentlich im „Türmer" auseinandersetzen dürfen, wenn ich demnächst über die Broschüren des Veremundus und des Dr. Joseph Müller spreche."

L. Z., N. Entscheidung noch nicht möglich, bitte noch um etwas Geduld. Inzwischen aber schönen Dank für die liebenswürdigen Zeilen. Ja, das „Cotta'sche Morgenblatt" — wenn das möglich wäre!

E. H., Berlin. Es wird — aus schon erwähnten Gründen — nicht ganz leicht sein, Ihren Wunsch zu erfüllen. Inzwischen eine unfreiwillige, aber darum nicht minder erquickende Blüte als Abschlagszahlung, zu der mich ein zufälliger Blick in die „Mittelrheinische Zeitung", Coblenz, vom 9. Nov. in den Stand setzt. Dort erleichtert ein braver, auf Anstand und Sitte haltender Bürger sein tief empörtes Gemüt durch folgendes „Eingesandt": „Ein ganz gemeiner Unfug wird seit einiger Zeit wiederholt in der Castor- und in der Moselstraße verübt, welcher einmal öffentlich gerügt werden muß. Es giebt nämlich Leute, welche bei jeder ihnen passenden Gelegenheit Wasser auf ihnen nicht eben sympathische Personen zum Fenster hinausschütten. So goß vorgestern eine Frau zum Fenster ihrer Wohnung hinaus mit einem Eimer voll Wasser in Menge auf Kinder, welche in der Mitte der Moselstraße spielten, so daß dieselben völlig durchnäßt waren, und dabei sagte sie, sie wolle Ruhe in der Nähe ihrer Wohnung haben. Wenn dieser von Erwachsenen getriebene Unfug weiter einreißt, dann werden die Kinder bald nachfolgen und es wird kein Mensch mehr unbehelligt durch die Castorstraße gehen können." — Beneidenswertes Coblenz, glückselige Castorstraße, wo man sich „Ruhe" verschaffen und „nicht eben sympathische Personen" dadurch fernhalten kann, daß man einfach Wasser aus dem Fenster gießt! Ich wollte, ich könnte es auch!

O. F., Frankfurt a. M. Wir schreiben Ihnen demnächst ausführlich. Für das Januarheft wird es wohl noch nicht möglich sein.

G. A., Berlin. Mußte doch noch in letzter Stunde für das nächste Heft zurückgestellt werden. Wir sehen den bew. Auszügen u. s. w. gern entgegen.

—g., St. Haben Sie uns ganz vergessen? Lassen Sie sich doch wieder einmal vernehmen — vielleicht in der Offenen Halle? Herzl. Gruß!

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

J. Jordaens pinx. Photogravure Bruckmann

DAS BOHNENFEST

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. Januar 1899. Heft 4.

Kindheitstraum.

Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Selig lauschende Stille im Herzen,
O Lächeln, das über das Antlitz geht,
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,
Der längst vergessene, wieder steht.

O selig, heimatselig Erwachen
Aus schwerem Schlafe, aus bangem Traum,
Aus dunkler, stürmender Nacht des Lebens
In seiner Wiege heimlichem Raum.

Da steht noch alles: der Tisch, das Stühlchen,
Das alte Spielzeug, so wohlbekannt,
Das Fenster mit seinen tanzenden Fliegen,
Der spielende Sonnenstrahl an der Wand.

Digitized by Google

Die Uhr in der Ecke, die alte Wanduhr,
Sie geht noch immer, das Heimchen zirpt,
Und 's Mäuslein nagt und horcht dazwischen,
Doch niemand kümmert's, was es verdirbt.

Und in dem alten, verschollenen Hause,
Da öffnen die Thüren sich leise und sacht,
Und auf die Schwellen da tritt die Erinn'rung,
Die dort vergessen und einsam gewacht.

Die alten Freuden, die alten Thränen,
Die Häuslein all, die die Hoffnung gebaut,
Die heißen, niemals erfüllten Wünsche,
Dem Himmel sehnend ins Ohr vertraut.

Und wilde Träume hinaus ins Leben,
Vom Märchen abends ans Bett gebracht;
Und einsam dämmernde, ferne Gedanken,
Wie Lichtlein über die Heide bei Nacht.

Und wieder flüstern die alten Schritte
Im Hause, die Thüren gehn auf und zu,
Und Stimmen, die längst im Grabe verhallten,
Sie rufen wieder einander zu.

Im Kämmerlein summet die alte Weise,
Das Spinnrad schnurrt, und von draußen her
Da tönen die Schläge der Axt im Hofe,
Und grollend wandert der Haushund umher.

Und plötzlich, plötzlich, o wildes Schluchzen,
Das sich im Grunde des Herzens regt: —
Da tönen sie wieder, die Heimatglocken,
Von unsichtbaren Händen bewegt!

Die Glocken des alten Kindergottes,
Dem du die Treue gebrochen hast,
Die Glocken der Toten, die du vergessen
In deines Lebens taumelnder Hast;

Die Glocken des eigenen, frommen Herzens,
Das du zum Markte der Sünde trugst,
Und im Gedränge der Welt verloren,
Jetzt auf den Wegen der Kindheit suchst!

Digitized by Google

Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“.

Von

Theodor Schiemann.

In den letzten zweihundert Jahren ist es das dritte Mal, daß auf preußischem Boden eine Geschichte der jüngsten Vergangenheit aus meist berufenem Munde den Zeitgenossen geboten wird. Im Jahre 1694 erschien Pufendorfs berühmtes Werk: „De rebus gestis Friederici Wilhelmi Magni electoris Brandenburgici libri 19“. Fast hundert Jahre danach, 1788, die „Histoire de mon temps“ Friedrichs des Großen, und wieder nach hundert Jahren, auch dieses Mal an des Jahrhunderts Neige, hat uns Fürst Bismarck die Geschichte der Kämpfe erzählt, unter denen das Deutsche Reich aufgebaut und behauptet wurde. Aus Pufendorfs Munde sprach der Geist des großen Kurfürsten, des Begründers einer neuen Zeit, deren harte Wirklichkeit noch auf dem Fundament jener austönenden lateinischen Bildung ruht, mit deren Untergang eine lange Epoche abschließt. Friedrich der Große gehört ihr nicht mehr an. Auch er redet zwar in fremder Zunge zu jener Welt der Meistgebildeten, mit der man den Begriff des Nachruhms zu verbinden gewohnt war, aber an ihm begeistert und erhebt sich bereits eine Generation, die deutsch denkt, und unter dem Schatten seiner Thaten und seines Ruhmes erwächst der Nation eine geistige und litterarische Selbständigkeit, welche die Vorbedingung ihrer politischen Emancipation wurde. Nach ihm haben die deutschen Herrscher und Staatsmänner dann wieder hundert Jahre geschwiegen, bis endlich heute Fürst Bismarck das Wort ergriffen hat, um zu erzählen, wie er ein Staatsmann wurde und die deutsche Nation heranwuchs zum Deutschen Reich.

Mit einem Gefühl von Ehrfurcht sind wir an Bismarcks Gedanken und Erinnerungen herangetreten, und diese Weihestimmung hat uns begleitet bis zum Schluß. Es ist das Vermächtnis, welches der große Staatsmann uns Deutschen hinterlassen hat, die Summe eines Lebens, das der hohen Aufgabe

Digitized by Google

gehörte, die politische Form für den Einheitsgedanken zu finden, an dessen Verwirklichung so viel edles Streben, so viel Hingebung und so viel kräftiges Wollen sich verblutet hatte. Einem war es gegeben, zu vollenden, was Millionen vor ihm in dunkelem Drange erhofft hatten, woran Männer von der Geistesgröße des Freiherrn von Stein gescheitert waren, was die edlen Schwärmer des Frankfurter Parlamentes in Händen zu halten meinten und wie einen Traum zergehen sahen, was schließlich den Klugen als eine Thorheit und als ein Frevel erschien — und dieser eine unter allen war er, Bismarck.

Wenn solch ein Mann die Summa seines Lebens zieht, fallen die Schleier von der Volksseele, deren auch er ein Teil war, denn wer wird in Zukunft den Genius der deutschen Nation zeichnen dürfen, ohne darauf hinzuweisen, daß sie sich auch in einem Bismarck verkörpert hat? Die Sage baut sich ihr nationales Ideal in einem Siegfried und Hagen, die Geschichte erwählt sich einen Bismarck und verwirklicht in ihm, was in jenen vorgebaut war. Dort das Sehnen, hier das Erfüllen, aber hier wie dort Tragik.

Ist die erste Empfindung, welche die Aufnahme der Bismarck'schen Gedanken und Erinnerungen wachruft, die des Dankes für den Schatz an Erfahrung und Weisheit, der sich uns in so überraschender Fülle erschließt, so sagt uns das rückschauende Durchdenken dieses einzigartigen Lebens, daß die Opfer, welche der eine Mann der Gesamtheit bringen mußte, doch weit über das Maß dessen hinausgehen, was dem Menschen zu tragen auferlegt wird. Es ist nicht Glück, im gemeinen Sinn des Wortes, was ihm zu teil wurde, vielmehr hat er auf alles verzichten müssen, was harmloser Genuß und ruhige Lebensfreude ist. Der Staat war sein Herr, und ihm vor allem gehörte dieses Leben. Auch spricht Fürst Bismarck von sich selbst in den Gedanken und Erinnerungen nur beiläufig. Nur soweit er nicht zu trennen ist von seinem Werk, und das gilt auch von allen anderen Persönlichkeiten, die in so köstlich plastischer Zeichnung an uns vorüberziehen. Sie fesseln ihn so weit, und nur so weit, als sie in Beziehung stehen zu dem einen großen Gedanken, der sein Leben ausfüllt und dem er dient mit einer Treue und Hingebung, die fast beispiellos dasteht. Das, was wir eine Herzensfreundschaft nennen, konnte dieser ernsten, vom Pflichtgedanken beherrschten Auffassung des Lebens gegenüber sich auf die Dauer nicht behaupten; die vielen Freunde, die wir um ihn finden, da er ins öffentliche Leben tritt, müssen je länger je mehr in den Hintergrund rücken, es wird mitten im Gewühl der sich an ihn herandrängenden Persönlichkeiten einsam um ihn, und da er auf der „Menschheit Höhen" steht, überragt er sie alle so sehr, daß die Unterschiede sich kaum noch erkennen lassen: sie stehen ihm alle gleich nah oder gleich fern: alle ein Teil des deutschen Volkes, für dessen Größe er sorgt und wacht und arbeitet, und dessen Gesamtheit er mit einer Kraft werkthätiger Liebe umfaßt, wie kein anderer vor ihm. Man könnte an eine verwandte Geistesrichtung denken, wenn man den Blick auf Hutten, Luther, Goethe richtet. Die Liebe zur deutschen Nation als zu einer empfundenen Einheit, fast möchte man

Digitized by Google

sagen zu einer Person, ist auch ihnen gemein, aber wie groß ist der Unterschied, sobald wir Kraft und Richtung dieses vorbildlichen Patriotismus analysieren? Hutten faßt zwar wie Bismarck vornehmlich das ζῶον πολιτικόν ins Auge: „ich schreie an das Vaterland", aber sowohl die Qualität wie die Stärke seiner Gaben reicht bei weitem nicht an die Bismarck'sche Größe; bei Luther mußte die religiöse, bei Goethe die ästhetisch-humane Geistesrichtung den nationalen Gedanken mit zwingender Notwendigkeit zurücktreten lassen, in Bismarck allein tritt er in imposanter Einseitigkeit, als etwas an sich Berechtigtes auf, vor dem vorläufig alles übrige zurückzustehen hat.

Wir schicken diese allgemeinen Gedanken voraus, um den richtigen Standpunkt für das Verhältnis des Einzelnen zu finden. Liegen die „Gedanken und Erinnerungen" als ein Ganzes vor uns, so tragen sie doch keineswegs den Charakter des in sich abgeschlossenen litterarischen Kunstwerkes. Im wesentlichen bringen diese zwei Bände uns eine schlichte Erzählung, mit wunderbar anschaulicher Gestaltungskraft erzählt, und aus dem Munde des sein Leben durchdenkenden greisen Staatsmannes stenographisch aufgezeichnet, durch einen treuen und hingebenden Mitarbeiter. Dieser, Lothar Bucher, hat dann jene Erzählungen geordnet, und soweit das möglich war, in chronologischen Zusammenhang gebracht, hie und da, nach den Anweisungen des Fürsten, ergänzt durch urkundliche Mitteilungen aus den Schätzen des fürstlichen Hausarchives. Das Ganze hat dann Fürst Bismarck selbst sorgfältig durchgesehen, immer aufs neue gefeilt und geprüft, und es so unter seinen Augen wachsen und reifen lassen, bis es die Gestalt annahm, in welcher die „Gedanken und Erinnerungen" heute vor uns liegen. Ohne allen Zweifel geben diese „Memoiren", wie wir wohl sagen dürfen, uns des Fürsten Bismarck eigenstes Werk: das, was er dem deutschen Volke sagen wollte, und in den kaum acht Jahren, die zwischen der ersten und der letzten Aufzeichnung liegen, sagen konnte. Neue Erinnerungen und weitere Gedanken hätten sich daran geschlossen, wenn nicht der Tod die Grenze gezogen hätte; nur er trägt die Schuld, wenn wir so vieles nicht erfahren, wenn es schließlich ein zwar herrlicher Torso, aber doch ein Torso geblieben ist. Ueber die Jahre, in denen der Knabe zum Jüngling, der Jüngling zum Manne heranreifte, über das intime Leben in Haus und Familie, über den Kreis der nichtpolitischen Freunde, die, durch eine verwandte Grundstimmung der Seele angezogen, sich an den Strebenden schlossen und dem Manne die Treue wahrten, erfahren wir fast nichts — der Tod hat die Spuren verwischt, und erst ein kommender Geschichtschreiber wird ableitend und rekonstruierend uns erzählen können, wie diese Seele sich innerlich aufgebaut hat. Auch das politische Bild ist nicht zu Ende gezeichnet worden. Ueber das Detail der Jahre des Konflikts — um ein Beispiel anzuführen — geht Fürst Bismarck in vornehmer Gelassenheit fast ganz hinweg. Die Schwierigkeiten, welche ihm die Volksvertretung in den Weg warf, werden kaum erwähnt, er hatte wichtigere Dinge zu sagen — ach, und die Zeit drängte, der Sand

Digitized by Google

rann unabläſſig an der Totenuhr hinab, wie bald konnte es zu ſpät geworden ſein.

Das eine aber läßt ſich mit aller Beſtimmtheit ſagen, die „Gedanken und Erinnerungen" tragen den beſonderen Stempel des Bismarckiſchen Genius, und da dem Genie gehört, was es ſich zu eigen macht, hat Bismarck zu eigenem Recht aus der Geſchichte ſeines ſtaatsmänniſchen Wirkens das hervorgehoben, was er zu enthüllen für gut fand, keineswegs alles, was er ſagen konnte, keineswegs mit der Abſicht, einen Katechismus praktiſcher Politik oder ein politiſches Dogma dem deutſchen Volke zu hinterlaſſen, aber neben der darin hiſtoriſch — erzählenden Tendenz, doch mit einer unverkennbaren pädagogiſchen Nebenabſicht.

Es bedeutet an ſich eine ungeheuere Revolution in dem politiſch-hiſtoriſchen Denken unſerer Nation, daß hier zum erſtenmal ihr ein unverhülltes Spiegelbild der eigenen Geſchichte gezeigt wird, mit der vollen Rückſichtsloſigkeit einer ſubjektiven Wahrhaftigkeit, wie ſie vielleicht niemals ſchonungsloſer zu Tage getreten iſt. Denn die volle objektive Wahrheit ſagen auch die Gedanken und Erinnerungen gewiß nicht. Aber wir treten ihr näher, und niemand, der ſich gegenüber ehrlich zu ſein verſucht, wird leugnen können, daß der Blick in das helle Licht, das hier plötzlich ausſtrahlt, ihm wehe gethan hat. Was wir kannten, war die konventionelle, die Hurra-Geſchichte der Zeit, die wirkliche Geſchichte war anders, ernſter, ſchwerer, oft nüchterner und oft romantiſcher, immer aber mit einer Zuthat von Tragik, die ſich verborgen hat hinter glänzendem Schein, die aber darum nicht minder drückend auf denen laſtete, die in der Wirklichkeit ſtanden und mit ihr zu rechnen und zu kämpfen hatten. Weder die Kurzſichtigkeit und die kleine Eiferſucht der Parteien, der Ehrgeiz der Konkurrenten, die ihm den Weg zu ſperren ſuchen, noch das Schwanken derjenigen wird verhüllt, deren Wort die letzte Entſcheidung zu geben hatte. Die Macht der Stunde, der Einfluß von Nebenwirkungen, der ſtete Kompromiß mit den berechtigten oder unberechtigten Intereſſen anderer Staaten und anderer Nationen, das alles wird dargelegt, als verſtände es ſich von ſelbſt, daß die Geſchichte ſo und nicht anders ihren Weg geht.

Wenn Fürſt Bismarck es für möglich hielt, dem deutſchen Volke die Summe von Illuſionen zu nehmen, in denen es ſich über die großen Jahre des Werdens bewegte, ſo hat er ihm damit ein Reifezeugnis ausgeſtellt, von dem wir hoffen wollen, daß es ſich in der Generation, die unter den neuen Anſchauungen aufwächſt, die fortan an die Stelle des liebgewordenen Scheines treten, bewahren wird. Die alte Generation wird aller Wahrſcheinlichkeit nach eklektiſch verfahren und aufnehmen, was in ihre Geſamtanſchauung hineinpaßt, das übrige aber ablehnen. Aber wir wollen auch nicht verkennen, daß neben dieſem Niederreißen auch ein Aufbauen ſtattfindet. Erſt ſeit wir die Gedanken und Erinnerungen kennen, wiſſen wir von den ungeheueren Schwierigkeiten, welche die Reibungen des täglichen Lebens den handelnden Perſonen brachten, von jenem ſteten Kampf um den Gedanken der nationalen Einheit und um die

Digitized by Google

Macht, ohne deren Besitz sie nicht zu erreichen war, mit Personen, die anderen Gedanken, und was die Regel war, sehr ausgesprochenen, besonderen Interessen nachgingen. Nie ist die Lehre eindringlicher gepredigt worden, daß lebendige Menschen Geschichte machen, aber auch nie der Kampf eines hohen Ehrgeizes mit dem kombinierten Ehrgeiz aller anderen deutlicher enthüllt worden. Es ist ein ununterbrochenes Ringen: unter Friedrich Wilhelm IV. um die Phantasie, unter König Wilhelm I. um den zustimmenden Willen des Königs, der nur in seltenen Fällen anders zu gewinnen war als durch sachliche Ueberzeugung. Nun hat Bismarck zwar auch über eine erstaunliche Kraft schauender Phantasie geboten, aber, da seine Phantasie qualitativ verschieden war von der Friedrich Wilhelms IV., auf diesen König um so weniger von dauerndem und bestimmendem Einfluß sein können, als eben wegen des im Fundament verschiedenen Genius beider Männer sie sich nicht verstehen konnten, der König zudem Bismarck ebenso zu übersehen glaubte, wie alle anderen Personen, die mit ihm in Berührung traten. Das hat dann zu dem merkwürdigen Resultat geführt, daß Friedrich Wilhelm, der die außerordentliche Größe der Bismarckschen Natur sehr wohl erkannte, sich das Ziel setzte, ihn zu erziehen, damit aber nur erreichte, daß der Zögling, je mehr seine Welt- und Menschenkenntnis sich steigerte, um so fester in das System seiner besonderen Gedanken und seiner eigenen politischen Ideen hineinwuchs. Er war sich der Unmöglichkeit, mit dem Könige zu regieren, so völlig klar, daß er jeden Versuch Friedrich Wilhelms IV., ihn zum Minister zu machen, mit voller Entschiedenheit zurückwies.

Die Kapitel, welche Bismarcks Beziehungen zu dem geistreichen Könige darstellen, gehören so zu den psychologisch merkwürdigsten des Buches.

Das entscheidende Merkmal der ganzen Periode, die mit der Einsetzung der Regentschaft abschließt, liegt wohl darin, daß Bismarck während dieser außerordentlich schwierigen Zeit je länger je mehr alle Fesseln abstreift, die ihn in Abhängigkeit von Parteien und Koterien zu halten und zum Werkzeug anderer Personen und Richtungen zu machen bemüht waren; daß er zweitens wie kaum ein anderer Zeitgenosse Gelegenheit fand, die Dinge so zu sehen, wie sie wirklich waren: nicht den Schein, sondern das Wesen, und daß endlich es überhaupt niemanden gab, der die politischen Verhältnisse Deutschlands genauer kennen gelernt hatte als er. Er war, wie man von Mirabeau in der assemblée nationale mit Recht gesagt hat, eine Partei für sich allein.

Diese Partei, d. h. Bismarck, in das Ministerium zu ziehen, war nun der Prinz von Preußen, als er die Regentschaft übernahm, keineswegs gesonnen. Er schickte ihn nach Petersburg, und die Gedanken und Erinnerungen zeigen uns heute, weshalb sich Bismarck auf diesem Posten „kalt gestellt" fühlte, wie er vor langen Jahren einmal sich ausdrückte. So wichtig der Petersburger Posten war, der Schwerpunkt der preußischen Politik ruhte damals in Frankfurt, und Bismarck machte kein Hehl, daß er dieses Terrain besser zu kennen glaube als jeder andere, besser zumal als Herr von Usedom, der ihn ersetzen

Digitized by Google

sollte. Er ging widerwillig, und hatte auch nachträglich den Eindruck nicht, daß sein Einfluß von Petersburg aus in irgend bestimmender Weise zur Geltung kam. „Die übermäßigen Anstrengungen, die ich mir (um auf die Entschließungen in Berlin einwirken zu können) ... in meiner Berichterstattung auferlegte, mußten ganz fruchtlos sein, weil meine Immediatberichte und meine in Form eigenhändiger Briefe gefaßten Mitteilungen nicht zur Kenntnis des Regenten gelangten, oder mit Kommentaren, die jeden Eindruck hinderten."

Wird man nun, aus Bismarcks eigener Ministerpraxis heraus (vgl. Prozeß Arnim) rückhaltlos zugeben müssen, daß Herr von Schleinitz in seinem Recht war, wenn er sich bemühte, Einflüsse vom Regenten fernzuhalten, die seiner eigenen Politik gefährlich werden konnten, so bleibt doch das Bedauern, daß jene Bismarck'schen Berichte in den Wind geschrieben waren. Sie gehören, wie mir das Studium der noch ungedruckten Originale bewiesen hat, zu dem Großartigsten, was auf diesem Felde überhaupt geleistet worden ist. Namentlich die Politik Preußens während des Jahres 1859 hätte, wenn es nach Bismarcks Willen gegangen wäre, eine ganz andere Wendung genommen. Die falsche Stellung, in die Preußen schließlich durch seine Mobilisierung geriet, der überstürzte Friede von Villafranka und alles, was damit an politischer Bitterkeit für Preußen verbunden war, hätte nicht heruntergewürgt werden müssen. Endlich hat Bismarck von Petersburg aus sowohl das spätere tragische Schicksal der deutschen Ostseeprovinzen Rußlands als auch die polnische Revolution vorhergesehen. Es wäre mit ganz besonderem Dank zu begrüßen, wenn diese, vom Fürsten Bismarck selbst für den Druck bestimmten Depeschen, einmal veröffentlicht werden könnten.

Die „Gedanken und Erinnerungen" gehen, während sie eine meisterhafte Schilderung der russischen Gesellschaft und der leitenden Personen, zumal Gortschakows, entwerfen, über diese Dinge ganz hinweg, dagegen haben sie mit großer Ausführlichkeit die Genesis und die allmähliche Gestaltung der Beziehungen Bismarcks zum Prinzen von Preußen, später seinem Könige und Herrn, gezeichnet, ja, dies ist das eigentliche Leitmotiv jener wundervollen zwei Bände.

Suchen wir den Gesamteindruck zusammenzufassen, so gewinnen beide, Bismarck und der große Monarch, sowohl an reiner Menschlichkeit wie an echter, hier staatsmännischer, dort königlicher Größe. Der Herr von Bismarck ist dem Prinzen von Preußen keineswegs von vornherein sympathisch gewesen, und die Legende von der zarten Rücksicht des einen, und von der bedingungslos vertrauenden Hingabe des anderen, hat keinen Bestand vor der historischen Wirklichkeit. Beide großen Männer haben miteinander einen guten Kampf gekämpft, in welchem fast immer Bismarck der Sieger geblieben ist, in welchem die Kraft des überlegenen Genius ihm gehörte, aber zugleich ein Glorienschein echter Seelengröße den König umstrahlt. Bismarck hat sich seinen König erobern müssen und ihm die größten Dienste von Mensch zu Mensch erwiesen, die ein Mann dem anderen erweisen kann.

Digitized by Google

Das erste Mal geschah das, als er den Plan Vinkes und der Prinzessin Auguste zerbrach, „den König (Friedrich Wilhelm IV. 1848) durch den Landtag zur Abdankung zu bewegen, und mit Uebergehung, aber im angeblichen Einverständnis des Prinzen von Preußen, eine Regentschaft der Prinzessin für ihren minderjährigen Sohn herzustellen." Von diesem Dienst hat aber Kaiser Wilhelm nie erfahren; Bismarck schwieg darüber bis ans Ende. Das zweite Mal war es an jenem 22. September 1862 in Babelsberg, da er den König bewog, die Abdikationsurkunde zurückzunehmen, die er, an der Möglichkeit verzweifelnd, durchzuführen, was ihm als seine Königspflicht erschien, bereits aufgesetzt hatte. Wenige Tage danach hat es dann Bismarck verstanden, den trotz allem noch bekümmerten König so aufzurichten, daß die Nachwirkung ihm geblieben ist bis ans Ende. Sie fahren zusammen in einem Coupé erster Klasse nach Berlin. König Wilhelm war in gedrückter Stimmung. „Ich sehe ganz genau voraus" — sagte er — „wie das alles endigen wird. Da, vor dem Opernplatz, unter meinen Fenstern, wird man Ihnen den Kopf abschlagen und etwas später mir." Bismarck antwortete: „Et après, sire?" „Ja, après — dann sind wir tot!" erwiderte der König. „Ja," fuhr ich fort, „dann sind wir tot, aber sterben müssen wir früher oder später doch, und können wir anständiger umkommen? Ich selbst im Kampfe für die Sache meines Königs, und Eure Majestät, indem Sie Ihre königlichen Rechte von Gottes Gnaden mit dem eignen Blute besiegeln, ob auf dem Schaffot oder auf dem Schlachtfelde, ändert nichts an dem rühmlichen Einsetzen von Leib und Leben für die von Gottes Gnaden verliehenen Rechte." Der König solle nicht an Ludwig XVI. denken, aber Karl I. sei eine vornehme, historische Erscheinung. „Eure Majestät sind in der Notwendigkeit zu fechten, Sie können nicht kapitulieren, Sie müssen, und wenn es mit körperlicher Gefahr wäre, der Vergewaltigung entgegentreten."

„Je länger ich in diesem Sinne sprach" — fährt Bismarck fort — „desto mehr belebte sich der König und fühlte sich in die Rolle des für Königtum und Vaterland kämpfenden Offiziers hinein. Er war äußeren und persönlichen Gefahren gegenüber von einer seltenen und ihm absolut natürlichen Furchtlosigkeit, auf dem Schlachtfelde wie Attentaten gegenüber; seine Haltung in jeder äußeren Gefahr hatte etwas Herzerhebendes und Begeisterndes. Der ideale Typus des preußischen Offiziers, der dem sicheren Tode mit dem einfachen Worte ‚Zu Befehl' selbstlos und furchtlos entgegengeht . . ."

So war es ein Bündnis auf Leben und Tod zwischen Minister und König, und von beiden ist der Bund gehalten worden gegen alle Welt, und was vielleicht weit schwerer war, auch gegen die Stimme des eigenen Willens, die oft vernehmlich genug den Wunsch aussprach, nun endlich einmal der eigene Herr zu sein.

Denn, das soll man nicht verdecken und vertuschen, keiner von ihnen ist es jemals ganz gewesen. Der König gehorchte dem Willen des Ministers, an den er durch seine Königstreue gebunden war, Bismarck gab nach, wo er nicht

Digitized by Google

anders konnte, oft widerwillig und zähneknirschend; aber auch er blieb auf seinem Platz und bändigte die Stimme in seinem Busen — aus dem Pflichtgefühl jener besonderen Treue, die diese beiden einzigen Menschen verband.

Sie sind beide mehr als einmal hart gegen einander gewesen. Als Bismarck es durchsetzte, daß König Wilhelm in Versailles zum deutschen Kaiser, nicht zum Kaiser von Deutschland proklamirt wurde, konnte sein Herr es zunächst nicht verwinden. „Se. Majestät hatte mir diesen Verlauf so übel genommen, daß er (am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal zu Versailles) beim Herabtreten von dem erhöhten Stande der Fürsten mich, der ich allein auf dem freien Platze davor stand, ignorierte, an mir vorüberging, um den hinter mir stehenden Generalen die Hand zu bieten, und in dieser Haltung mehrere Tage verharrte, bis allmählich die gegenseitigen Beziehungen wieder in das alte Geleise kamen." Und Bismarck schreibt in Anlaß der Abberufung Usedoms von Florenz, die er durch Einreichung eines Abschiedsgesuches erzwang: „Indem ich jetzt nach mehr als 20 Jahren die betreffenden Papiere wieder lese, befällt mich eine Reue darüber, daß ich damals, zwischen meine Ueberzeugung von dem Staatsinteresse und meine persönliche Liebe zu dem Könige gestellt, der ersteren gefolgt bin und folgen mußte. Ich fühle mich heute beschämt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher der König meine amtliche Pedanterie ertrug. Ich hätte ihm ... den Dienst in Florenz opfern sollen."

Noch weit ernster war der Zusammenstoß, als es sich darum handelte, die Bedingungen von Nikolsburg festzustellen. Der König bestand auf einer Reihe von Annexionen, die Bismarck im Interesse der Zukunft ablehnen mußte. Eine Verständigung war nicht zu erreichen, und Bismarck, der bereits alle Hoffnung verloren hatte, den König zum Nachgeben zu bewegen, verließ das Zimmer mit dem Gedanken, ihn zu bitten, er möge ihm erlauben, als Offizier in sein Regiment einzutreten; sogar Selbstmordgedanken drängten sich vor seine Seele, und gewiß hätte König Wilhelm nicht nachgegeben, wenn nicht der Kronprinz für Bismarck eingetreten wäre. Aber wie erschütternd wirkt noch heute das Marginale, durch welches König Wilhelm sein Nachgeben kund that: „Nachdem mein Ministerpräsident mich vor dem Feinde im Stiche läßt und ich außer stande bin, ihn zu ersetzen, habe ich die Frage mit meinem Sohne erörtert, und da sich derselbe der Auffassung des Ministerpräsidenten angeschlossen hat, sehe ich mich zu meinem Schmerze gezwungen, nach so glänzenden Siegen der Armee ... einen so schmachvollen Frieden anzunehmen."

In den großen politischen Kardinalfragen sind wir a priori geneigt, wie in dieser schmerzlichen Nikolsburger Differenz, dem Fürsten Bismarck recht zu geben, in kleineren Dingen und in Fragen, die persönlicher Natur waren, kann es häufig auch umgekehrt gelegen haben. Das soll nicht abgewogen werden, oder doch nicht anders, als mit den eigenen Worten des Fürsten Bismarck. „König Wilhelm gegenüber", sagt er, „lag mir persönliche Empfindlichkeit sehr fern, er konnte mich ziemlich ungerecht behandeln, ohne in mir Gefühle der

Digitized by Google

Entrüstung hervorzurufen. Das Gefühl, beleidigt zu sein, werde ich ihm gegenüber so wenig gehabt haben, wie im elterlichen Hause. Es hinderte mich nicht, daß mich sachliche, politische Interessen ... in der Stimmung einer durch ununterbrochenen Kampf erzeugten Nervosität zu einem passiven Widerstande gegen ihn geführt haben, den ich heute in ruhiger Stimmung mißbillige und bereue, wie man analoge Empfindungen nach dem Tode eines Vaters hat, in Erinnerung an Momente des Dissenses."

So ist denn auch, was der 83jährige Reichskanzler zur Charakteristik seines verstorbenen Herrn sagt, bei weitem das Treffendste, was je über Kaiser Wilhelm gesagt worden ist. Dieses Bild ehrt ihn, wie unseren unvergleichlichen ersten Kaiser, über alle Zeit hinaus und wird nie verblassen. Im wesentlichen wird er so, und nicht anders in der Nachwelt fortleben. Auch was Fürst Bismarck über die Einflüsse sagt, denen Kaiser Wilhelm sich nur schwer entzog, ist gewiß richtig, und wir thäten der natürlichen Menschlichkeit des Kaisers Gewalt an, wollten wir es wegdiskutieren. Der Einfluß des „Feuerkopfes" der Kaiserin Augusta einerseits, des Kronprinzen und seiner Gemahlin auf der anderen Seite sind sehr wesentliche Faktoren, nicht nur im privaten Leben Kaiser Wilhelms, sondern auch in seinem und des Fürsten Bismarck politischem Leben gewesen. Wenn der letztere darüber nach all den Jahren noch mit Bitterkeit urteilt und die Spuren dieser Einflüsse bloßlegt, wo sie ihm aufstoßen, so erkennen wir daraus, wie sehr ihm gerade diese Schwierigkeiten seine Kreise störten und wie außerordentlich schwer es bei der ritterlichen Natur des Kaisers war, sie zu fassen. „Ich hatte", sagt Bismarck in anderer Veranlassung, „mit den (diesen) Eigentümlichkeiten meines Herren zu rechnen, wenn ich mir sein Vertrauen erhalten wollte, und ohne ihn und sein Vertrauen war mein Weg in deutscher Politik überhaupt nicht gangbar."

In der Natur des Fürsten Bismarck machte sich zudem ein Element nervöser Sensitivität geltend, das mit den besten und genialsten Kräften seiner Seele in engem Zusammenhang stand. Die Psyche wirkt erstaunlich lebendig auf den Körper zurück. Er kann weinen wie ein homerischer Held — so während der Krisis in Nikolsburg — und fast regelmäßig wirft ihn das Durchkreuzen seiner Pläne, wenn es von einer Seite kommt, auf welcher er den Verbündeten suchte, aufs Krankenlager. Nichts ist ihm schwerer gefallen als der Widerspruch seines Herrn, sobald es sich um Grundfragen seiner Politik handelte. Ein Nesselfieber, die Gürtelrose und andere Leiden, zu denen die übermäßige, fast möchte man sagen, die übermenschliche Arbeitslast, die auf ihm ruhte, die Vorbedingungen geschaffen hatte, entstehen plötzlich, und namentlich wenn während seiner Kissinger Kur eine politische Enttäuschung und Kränkung ihn trifft, hat er regelmäßig physisch darunter zu leiden. Die Geschichte seiner Konflikte mit Goltz, mit Harry von Arnim, mit den politischen Damen, der Bruch mit den Konservativen, Dinge, über welche die Gedanken und Erinnerungen die merkwürdigsten Aufschlüsse geben, münden so für ihn fast immer in

Digitized by Google

eine Krankheitsgeschichte aus, und wie tief diese Kämpfe ihn bewegt haben, zeigt die Erregung, die noch heute aus dem Rückblick hervorklingt, den der alte Reichskanzler nach so viel Jahren auf jene Tage des erbitterten und rücksichtslosen Ringens wirft.

Es wäre noch unendlich viel zu sagen. Aber es ist nicht meine Absicht, die „Gedanken und Erinnerungen" auszuschöpfen. Sie wollen studiert, allseitig erwogen und, ich wiederhole es, mit Ehrfurcht, wie sie dem größten Manne unseres Jahrhunderts, dem thatkräftigsten aller deutschen Patrioten gebührt, aufgenommen werden.

Wenn die Könige baun, haben die Kärrner zu thun. Auch ein kleiner Sinn wird hier Stoff finden, seine besonderen Neigungen zu befriedigen. Wer die Menschheit im großen anzuschauen sucht, wird sich an der Thatsache freuen, daß ein politischer Genius wie Bismarck, zugleich ein großer und einfach empfindender Mensch, gehobenen Hauptes und siegreich seinen Weg gegangen ist, sich selber zu unsterblichem Ruhm, seinem Herrn und Könige zu Ehren, und dem deutschen Volke, von dem er ein bester Teil war, zum strahlenden Vorbild.

Die Vorsehung wiederholt sich nicht, wenn sie große Männer schafft. Einen Mann wie Otto von Bismarck wird es nie mehr geben, aber daß die deutsche Nation ihn gehabt hat, giebt ihr ein bleibendes Anrecht auf die Achtung der Völker.

Digitized by Google

Die beiden Schwestern.

Novelle von **Ernst Eckstein.**

8.

Gegen Ende des Monats hatte Camilla von Sielshoff in der benachbarten Großstadt zu thun. Es war verschiednerlei bei dem Bankhause zu erledigen, das die Wertpapiere der beiden Schwestern verwaltete; außerdem hatte sie mit ihrem dortigen Rechtsbeistand betreffs einer Hypothek zu verhandeln. Derartige Obliegenheiten gehörten ausschließlich in den Ressort Camillas.

Schon kurz nach sieben begleitete Gertrud ihre geschäftskundige Schwester zum Bahnhof und half ihr sorgfältig ins Frauen-Coupé. Es war ein fast rührender Abschied. Man war so sehr an einander gewöhnt, daß man schon dies Verreisen auf einen einzigen Tag als etwas Unangenehmes und Trübes empfand. Vor sechs Uhr abends konnte Camilla nicht gut zurück sein.

Als Gertrud, vom Bahnhof heimkehrend, wieder ins Wohnzimmer trat, wo noch die Reste des Frühstücks auf der geblümten Tischdecke standen, ward ihr ganz über die Maßen wehe ums Herz. In dieser trostlosen Stille und Einsamkeit kam sie sich völlig verwaist vor. Nur der Gedanke: „du wirst den Verstand verlieren, wenn du dir erst einmal nachgiebst —", nur die Furcht vor der eignen Verzweiflung lieh ihr die nötige Widerstandskraft.

Aber ein heißes Verlangen ergriff sie, wenigstens ein paar Worte mit einer lebenden Seele zu wechseln, eine Stimme zu hören, und nicht nur das Greinen und Geigen der Fensterflügel und das einförmig matte Geräusch im Obergeschoß, wo Lotte den alten Parkettboden scheuerte.

Eilig betrat sie den Garten. Jenseits der Linden-Allee fand sie den ehemaligen Uhrmacher Querstädt beim Bohnenbrechen. Der Mann

Digitized by Google

grüßte. Gertrud von Sielshoff atmete ordentlich auf. Alsbald knüpfte sie ein Gespräch mit ihm an, unruhig, in springender Hast, nur um zu reden.

Querstädt hatte den Korb niedergesetzt und sich ein paarmal mit seinem blauroten Taschentuch über die Stirn gewischt. Nach einer Weile sagte er ganz ohne Uebergang:

„Heut' früh hab' ich den Paul Koßwig gesehn. Er läßt sich noch bestens empfehlen. Morgen um sechs reist er ab. Nach Amerika."

„So weit weg?" stammelte Gertrud. „Hat er denn dort eine Stelle in Aussicht?"

Querstädt zögerte. Gertrud stand einen Augenblick unter dem peinvollen Eindruck, daß sie durchschaut sei. Wenn sie auch dem natürlichen Taktgefühl Pauls keinerlei ungeziemende Andeutung zutraute, so konnte er doch, aufgeregt wie er war, dem pfiffigen Uhrmacher gegenüber sich unabsichtlich verraten haben.

Was Querstädt erwiderte, beruhigte sie zwar in dieser Beziehung, wirkte aber im übrigen wie der Sturm auf die Flamme. Nein, Paul Koßwig hatte da drüben noch nichts in Aussicht. Er war nur wie tiefsinnig und wollte durchaus fort von zu Hause; je weiter fort, desto besser. Er mußte Verdruß gehabt haben; irgendwas nagte an ihm. Er hatte recht seltsame Reden geführt: „Mir ist alles eins, wo sie mich einscharren. Lange dauert's ja doch nicht mehr. Entweder schieß' ich mir eine Kugel vor'n Kopf, oder ich komme ins Narrenhaus." Und als dann der Uhrmacher fragte: „Ja, was fehlt dir denn eigentlich?" hatte Paul Koßwig eine Bemerkung gemacht, die so klang, als hätte er noch aus seiner Soldatenzeit eine Geschichte nachschleppen, die ihm neuerdings wieder das Leben vergälle.

Gertrud war tief erschüttert. Sie hatte verstanden. Paul Koßwig war also unglücklich und trostlos wie sie. Was Querstädt sich da betreffs lange zurückliegender Fatalitäten zusammen gereimt hatte, war eine Täuschung, die Paul geflissentlich nährte, um den wahren Sachverhalt zu verschleiern. Sein Leid galt nur der Gegenwart.

Sie stand wie auf Kohlen. Aber aus Gründen der Vorsicht mußte sie die Redensarten des Uhrmachers noch eine Weile mit anhören. Er gab sich jetzt überaus weltklug und weisheitsvoll. So ein bißchen Melancholie kam wohl einmal, aber das ging auch wieder im Handumdrehn weg, besonders wenn man so jung war und im Grunde so kerngesund wie der Koßwig. Und das Reisen war ja ein Hauptkurmittel. Er, Querstädt, dachte sich's großartig, so auf und davon

Digitized by Google

zu segeln über das große Wasser und neue Länder zu schau'n und Völker und Ortschaften.

„Ja, und was ich sagen wollte," fuhr er dann fort, als er bemerkte, daß Gertrud bei diesem Geschwätz die Geduld verlor, „möchten mir das gnädige Fräulein wohl für heut' nachmittag Urlaub geben? Es drängt jetzt nicht, und mein Schwager hat heut' Geburtstag, und da wünschen die doch, daß ich ein bißchen mitthue bei Kaffee und Kuchen . . ."

„Gut, gut! Aber dann will ich Sie jetzt nicht länger von Ihrer Arbeit abhalten. Hier die Bohnen müssen doch noch herein bis zum Nachmittag."

„O, das wollen wir gleich haben. Höchstens noch dritthalb Körbe. Und ich danke auch recht! An solchen Fest- und Familientagen hat man halt immer ein bißchen Heimweh . . ."

Gertrud entfernte sich rasch. Sie eilte hinauf in den Salon, warf sich langwegs über den Diwan und schluchzte zum Herzbrechen.

Als sie dann nach Verlauf einer Stunde ihr Schlafzimmer betrat und sich die dumpfbrennenden Augen wusch, war ihr Entschluß gefaßt. Sie konnte den Mann, der sich um ihretwillen so elend fühlte, nicht ohne Abschied hinausziehen lassen über den Ocean. Was auch geschehn mochte: er sollte den Trost mitnehmen, daß sie ebenso litt wie er; daß sie ihm nach wie vor anhing in treuester, unerschütterter Liebe. Einmal noch mußte sie ihm das sagen; einmal noch ihr grambekümmertes Haupt an seine Schulter pressen. Das war ihr heiliges Recht, — und vielleicht ihre Pflicht.

Die Gelegenheit schien so günstig wie möglich. Während der Nachmittagsstunden würde kein fremdes Auge sie stören. Querstädt auf Urlaub, die Schwester verreist, das Laufmädchen um diese Zeit längst aus dem Hause — was wollte sie mehr? Und wenn es dann später auch wirklich herauskam, daß sie den ehemaligen Gärtner noch einmal ins Haus hatte holen lassen, so fehlte auch hierfür nicht ein Erklärungsgrund. Man hatte verabsäumt, mit Paul Koßwig ordnungsgemäß abzurechnen. Da er den Dienst ohne vorhergehende Kündigung mitten im Monat verlassen hatte, so stand ihm ja allerdings keine gesetzliche Forderung zu: aber es war doch ein Gebot des Anstands, ihm den bedungenen Lohn trotzdem voll auszuzahlen, da er ja nicht aus Uebermut so vorzeitig abging, sondern selbst in den Augen Camillas vollständig gerechtfertigt war . . .

Sie rief das Laufmädchen.

Digitized by Google

„Weißt du, wo Koßwig wohnt?"

„Ja, gnädiges Fräulein."

„Gut. Wenn du heut' gehst, sollst du mal bei ihm vorsprechen. Erinnere mich dran! Wir sind ihm noch Geld schuldig. Bestell' ihn auf heute nachmittag her. Oder noch besser: ich geb' dir dann ein paar Zeilen mit. Aber verlier' sie nicht!"

Gertrud schrieb. Sie faßte den kurzen Brief so wohlüberlegt ab, daß kein Unberufener, dem er zu Händen kam, hätte Verdacht schöpfen können. Paul Koßwig aber mußte begreifen, daß es sich hier um ein letztes leidvolles Lebewohl handelte.

Nachdem sie den Brief in den Schreibtisch gelegt, ging sie hinunter ins Wohnzimmer, wischte dort Staub, brachte die Bücher in Ordnung und erledigte sonst noch mancherlei Kleinigkeiten mit überraschendem Ernst und Eifer. Dann setzte sie sich mit dem Laufmädchen Lotte vors Haus und schnitt die Bohnen zum Einmachen. Unter dem Arbeiten plauderte sie mit dem gutmütigen, etwas beschränkten Kinde weit lebhafter, als dies sonst ihre Art war. Lotte sah mit weit aufgerissenen, dankbaren Augen zu ihr empor.

Auch später, als dann Gertrud sich in die Küche begab, um auf dem kleinen Petroleumkocher — in Abwesenheit Camillas ward kein Feuer gemacht — das einfache Mahl zu bereiten, lag ein erstaunlicher Glanz von Befriedigung über dem Antlitz, das noch gestern so gleichgiltig und starr dreingeschaut hatte. Gertrud von Sielshoff ward in der That mit jeder Minute frischer und freudiger. Vielleicht hatte sie das unklare Gefühl: du wirst nun dies lange lichtlose Dasein leichter ertragen, da noch ein letzter Sonnenblick in dein vereinsamtes Leben fällt! Vielleicht dachte sie überhaupt nicht an die Zukunft und war nur von der großen Empfindung beherrscht: du sollst ihn wiedersehn und noch einmal aus seinem Munde hören, daß er dich lieb hat.

Das Mittagessen nahm seinen raschen Verlauf. Querstädt war von der schmalen Kost heute nicht übermäßig erbaut; aber er tröstete sich mit dem Geburtstagskaffee. Schon um halb zwei stand er im Sonntagsstaat vor der Thürschwelle, um Adieu zu sagen. Gleich nachdem er gegangen war, schlüpfte auch Lotte hinaus, den Brief an Paul Koßwig zwischen den roten, rundlichen Fingern. Leuchtenden Auges aber und regungslos wie ein Standbild sah die todbleiche Gertrud ihr vom Fenster des Wohnzimmers aus nach. Das Kind lief wie ein Wiesel. Wenn sie ihn antraf, konnte Paul Koßwig schon in fünfzehn Minuten da sein.

Digitized by Google

9.

Jetzt kam er die Gasse herauf ... Gertrud von Sielshoff trat unwillkürlich zurück. Und jetzt ging die sanft knirschende Hausthür. Schritte erschollen. Gleich darnach klopfte es an die Wohnstube.

Gertrud öffnete. Hochaufgerichtet war sie dem Ankömmling entgegengeeilt. Aber sie hieß ihn nicht eintreten. Sie vermochte es nicht, ihn hier unten in dem vertrauten Raum zu empfangen, wo sich ihr Alltagsleben mit der geruhigen, wunschlosen Schwester bis vor kurzem so still und erbaulich abgespielt hatte. Eine Gebärde, die wirklich beinah' den Eindruck machte, als habe man Rein-Geschäftliches zu erörtern, wies nach dem Obergeschoß. Ohne ein Wort zu sprechen, glitt sie an Paul Koßwig vorüber und ging hinauf in den Salon.

Der junge Mann folgte ihr ebenso schweigsam. Beide traten so leise auf, daß die Einsamkeit des verödeten Hauses ordentlich hörbar wurde. Aus allen Ecken und Winkeln schien es zu flüstern: Jetzt seid ihr allein! Jetzt könnt ihr euch alles bekennen und zuraunen, was euch die Brust bewegt, ohne wie damals im Dämmer der Weinlaube befürchten zu müssen, von draußen her drohe ein Lauscher, oder die Klingel der Schwester möchte euch jählings hinwegscheuchen.

Paul Koßwig und Gertrud von Sielshoff waren noch immer stumm wie das Grab. Der Schmerz und das überschwengliche Glück dieses letzten Beisammenseins lähmte ihnen die Zungen. Endlich setzte sich Gertrud erschöpft auf den Rand des Diwans. Und im nächsten Moment lag Paul Koßwig zu ihren Füßen und drückte ihr sein verstörtes Antlitz wild ächzend wider die Kniee. Sie konnte nicht anders; sie mußte sich niederbeugen und seinen Kopf liebreich in beide Hände nehmen, wie eine Mutter, die ihren unglücklichen Sohn tröstet.

Plötzlich fuhr er zurück und schaute sie an, voll wahnsinniger, verzweifelter Leidenschaft.

Die Wanduhr draußen im Treppenbau tickte so ruhig und einförmig ihr surrendes Schlummerlied. Das ganze Haus schien eingewiegt. Sie waren allein, sie liebten sich grenzenlos, und morgen in heiliger Frühe sollte Paul Koßwig hinaus in die weite Welt ziehen — ewig, auf Nimmerwiedersehn —? ...

10.

Als Camilla um sechs Uhr fünfzig in die Stationshalle einfuhr, war sie erstaunt, ihre Schwester nicht auf dem Bahnsteig zu sehen. Dies Erstaunen wuchs, da sie ins Haus trat und weder im Flur noch im Wohnzimmer von ihr bewillkommt wurde.

Digitized by Google

„Gertrud! Gertrud!“ rief sie — erst in den Treppenbau und dann in den Garten hinaus. Es war ja möglich, daß Gertrud sich in der Zeit geirrt hatte. Vielleicht saß sie mit einem Buch unter der großen Esche. Oder sie sprach mit Querstädt ... Ausgegangen war sie auf keinen Fall. Sie that das nie, wenn ihre Schwester verreist war.

Keine Antwort. Camilla legte den Hut ab, zog die Handschuhe aus und trat in die Linden-Allee. Nirgends die leiseste Spur — weder von Gertrud, noch von dem Aushilfsgärtner. Sie erinnerte sich, daß Querstädt auf den Geburtstag seines Verwandten schon gestern zaghaft angespielt hatte. Seine Abwesenheit war hiermit erklärt. Gertrud jedoch ...? Unbegreiflich!

Camilla ging in das Haus zurück und ließ nochmals im Treppenbau klar und volltönig ihre Stimme erschallen. Das Herz stand ihr fast still, als auch jetzt keine Antwort erfolgte. Wenn der einzig geliebten Schwester ein Unglück begegnet war! Camilla würde das nicht überleben!

Von unsäglicher Angst gepackt, flog sie die Stufen hinan zum Obergeschoß. Instinktiv rannte sie nach dem Schlafzimmer. Schon in dem kleinen Vorgemach nahm sie einen befremdlichen Dunst wahr. Als sie die Thür dann aufriß, bot sich ihr ein vernichtender Anblick. Auf ihrer Bettstatt lang und starr hingestreckt, lag die unselige Gertrud mit qualvoll entstellten Zügen, die Lippen fast blau, die Augen im Tode gebrochen. Das Zimmer war von betäubendem Qualm erfüllt. In der Höhlung des Ofens, dessen Rohrklappe zugedreht war, sah man die Reste eines erloschenen Kohlenfeuers. Auf dem Tisch aber links vom Eingang lag ein verschlossener Brief mit der Aufschrift: „An meine teure Schwester Camilla von Sielshoff.“

Camilla überschaute das alles wie mit einem einzigen Blick. Sie hatte noch Zeit, den Brief zu sich zu stecken, das Fenster zu öffnen und gellend um Hilfe zu rufen. Dann brach sie ohnmächtig zusammen.

Als ihr nach Verlauf einer Stunde das Bewußtsein zurückkehrte, fand sie sich auf ihrer Chaiselongue im Wohnzimmer. Ihr zur Seite standen der Arzt und ihr alter, wohlwollender Freund, der Stadtpfarrer.

„Gertrud!“ schrie sie verzweiflungsvoll.

Da legte der Geistliche ihr mit väterlicher Teilnahme die Hand auf die Stirn.

„Fassen Sie sich, mein teures Fräulein!“ sprach er bewegt. „Gedenken Sie der unvergänglichen Trostesworte, die Balsam bieten

Digitized by Google

für jede Wunde! Es stehet geschrieben: Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

„Also tot! Tot!"

„Heimgegangen zum ewigen Vater," hauchte der Prediger. „Kein hartes oder nur skeptisches Wort entweihe ihr Andenken! Sie hat es gewollt, aber ihr Wille war unfrei. Ein Fall plötzlicher Geistesstörung ... Nicht wahr, Herr Doktor?"

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Wir müssen das annehmen. Es wäre ja sonst unbegreiflich ..."

„Vollständig unbegreiflich," betonte der Pfarrer. „Ein so redliches, treues Gemüt! Eine so gottbegnadete Christin! Sie werden mir glauben, Herr Doktor, wenn ich versichere, daß Gemeindemitglieder von so herzinniger Frömmigkeit wie die Schwestern von Sielshoff leuchtende Ausnahmen sind. Also es kann nur sein wie ich sagte; dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

„Haben Sie denn in der letzten Zeit irgendwie Unruhe oder Erregung an ihr bemerkt, gnädiges Fräulein?" fragte der Arzt zögernd.

Jetzt endlich fand sie die Thränen, die ihr seit dem Erwachen aus ihrer Ohnmacht ungeweint in den Augen brannten.

„Wahrlich, nein!" versetzte sie aufschluchzend. „Gütig war sie wie je, und fleißig und demütig. Sie hat mich gepflegt — treu und mit hingebungsvoller Geduld. Ja, der Herr Pastor hat recht: nur eine plötzliche Geistesverwirrung ... Jede andre Vermutung wär' eine Sünde."

Nun dachte sie an den Brief, der noch immer in ihrem Kleide steckte. Die Taille hatte ein Dienstmädchen aus der Nachbarschaft ihr schon gleich nach Ankunft des Arztes ausgezogen und durch eine bequeme Hausjacke ersetzt. Den Rock aber hatte sie nach wie vor an. Das natürlichste wäre gewesen, sie hätte jetzt diesen Brief aus der Tasche geholt und schleunigst eröffnet. Der Brief gab ja doch zweifellos Aufschluß über die psychischen Mißverhältnisse, die Gertrud zu ihrer furchtbaren That veranlaßt hatten. Er schilderte möglicherweise krankhafte Wahnvorstellungen, Sinnestäuschungen und Hallucinationen. Camilla wäre dann in der Lage gewesen, dem Arzt augenblicks den Beweis zu liefern, daß der Herr Stadtpfarrer die Situation richtig beurteilte. Das lag also nahe. Aber ein unerklärliches Bangen, eine beklommene, schamhafte Scheu hielt sie davon zurück.

„Jetzt zu Ihnen, verehrtes Fräulein," sagte der Arzt. „Wie fühlen Sie sich? Das war eine tiefe, nachhaltige Ohnmacht. Nicht

Digitized by Google

mehr Eklipsis, sondern schon beinahe Synkope. Sie werden gut thun, wenn Sie zur Nacht eine Wärterin kommen lassen. Vielleicht Ihre alte Aushilfe, die Föhsen?"

„Ach, ich schlafe ja doch nicht!" schluchzte Camilla.

„Um so dringender brauchen Sie jetzt einen Beistand. Wenn der Herr Pfarrer die Güte hätte, im Vorbeigehn die Föhsen heraufzuschicken . . .? Ich bleibe so lange hier. Uebrigens — könnte nicht auch Ihr Gärtner ein bißchen zur Hand sein?"

In diesem Moment knarrte die Hausthür. Querstädt kam von der schwägerlichen Geburtstagsfeier. Er war so aufgeräumt und vergnügt wie seit lange nicht. Sofort aber schlug seine Stimmung in herbe Trauer um, als ihm der Arzt entgegentrat und ihm kurz mitteilte, was sich ereignet hatte. Querstädt wollte zuerst bei Camilla sich gar nicht sehn lassen. Er machte sich die schrecklichsten Vorwürfe. Wär' er daheim geblieben, so hätt' er doch einspringen und das Unheil verhindern können. Da die Ankunft der alten Föhsen jedoch lang auf sich warten ließ und der Arzt fort wollte, mußte sich Querstädt gleichwohl entschließen. Es war ordentlich rührend, wie er sich mühte, seine vermeintliche Schuld auszulöschen und Camilla zu trösten, die jetzt, aller Ermahnung des Geistlichen uneingedenk, einem wahren Paroxysmus des Schmerzes verfiel.

Als die Föhsen bei sinkender Dunkelheit eintraf, war ihre nächste Sorge, das Fremdenzimmer in Ordnung zu bringen — das nämliche, wo einst Feodor Heun, der junge Bildhauer, gewohnt hatte. Hier sollte Camilla die Nacht verbringen. Ihre bedenkliche Absicht, in dem gemeinsamen Schlafzimmer neben der toten Schwester zu ruhn, hatte der Arzt unerbittlich verworfen.

Die Föhsen und Querstädt faßten Camilla sanft unter den Armen und führten sie langsam hinauf. Querstädt, aufs höchste erregt, lief wohl noch eine Stunde lang durch die Linden-Allee, während die Föhsen dem armen Fräulein beim Auskleiden half. Camilla zog jetzt endlich den Brief aus der Tasche und legte ihn neben das Licht auf den Nachttisch.

„Ich werde schon auslöschen," sagte sie zu der alten Frau. „Setzen Sie sich nur ruhig und bequem in den Lehnstuhl!"

Die Föhsen setzte sich und schloß nach kurzer Frist schon die Augen.

Und nun erbrach Camilla von Sielshoff mit zitternder Hand das hellrote Siegel.

Digitized by Google

Das Schreiben lautete wörtlich wie folgt:

„Meine teure, ewig geliebte Schwester!

Grolle mir nicht, ach, und verdamme mich nicht! Wenn Dir die Worte hier zu Gesicht kommen, steh' ich vor Gottes Thron. Möge er mir ein gnädiger Richter sein! Süße, herzliebe Schwester, ich kann nicht länger mehr leben, — am wenigsten in Deiner Gemeinschaft, Du Reine, Du Makellose! Ich bin ja verworfen und ausgestoßen wie eine Pestkranke. Eins nur bitte ich Dich ... Im Salon auf dem schwarzen Konsoltisch neben dem Spiegel steht ein vertrockneter Feldblumenstrauß. Gieb mir diesen verwelkten Strauß mit in das Grab hinein! Er gemahnt mich an die glückselige Zeit, da ich noch schuldlos war.

Nochmals: verzeih' mir und bewahr' ein barmherziges Andenken

Deiner trostlosen Gertrud."

Camilla von Sielshoff las ... Die Augen traten ihr fast aus den Höhlen. Der Feldblumenstrauß, das wußte sie, war ein Geschenk Paul Koßwigs ...

Und wie in plötzlicher Offenbarung begriff sie.

Die Föhsen hatte das Fräulein unter den Wimpern hervor heimlich beobachtet. Jetzt nahm die tödlich erschrockene Frau wahr, wie sich das Antlitz Camillas furchtbar veränderte. Die Halbaufgerichtete sank in die Kissen zurück und stieß ein machtloses Röcheln hervor. Die linke Hand schloß sich in wildem Krampf über dem knitternden Brief. Ein Herzschlag hatte sie jählings dahingerafft.

Drei Tage später wurden die Schwestern von Sielshoff in ein gemeinsames Grab gelegt. Den Brief Gertruds hatte der Hausarzt noch an dem nämlichen Abend zu sich gesteckt, um ihn demnächst zu verbrennen. Da die wenigen Zeilen keinerlei positive Angaben enthielten, so glaubte er die Unklarheit, die über dem Fall Gertruds schwebte, nicht weiter durch naheliegende Kombinationen aufhellen zu sollen. Der Stadtpfarrer hielt unter reichlichen Thränen eine Begräbnisrede, die selbst die Unbeteiligtsten tief erschütterte. Sein Thema war die Unerforschlichkeit der göttlichen Ratschlüsse, die sich so unmittelbar in dem Schicksal der beiden Schwestern ausspreche. Die dunkle Verzweiflungsthat Gertruds berührte er nicht. Uebrigens war auch im Publikum durchweg die Ueberzeugung verbreitet, es könne sich nur um die Folge einer plötzlichen Ueberreizung handeln. Der Stadtpfarrer schloß mit den Worten: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben."

Digitized by Google

Nur der Arzt grübelte am Tag der Bestattung nicht ohne Erregtheit über gewisse Probleme und Mißstände unsrer Gesellschaftsordnung.

Von Paul Koßwig, der noch früher, als er dies anfangs gewollt, seiner Heimat den Rücken gekehrt und wohl das Schiff schon bestiegen hatte, als man die beiden Schwestern zu Grabe trug, ist seit jenem verhängnisvollen Tage nichts mehr verlautet.

Ein Lied aus „la bonne chanson".

Von

Paul Verlaine.

Bevor du vergehst im Tag,
Bleich leuchtender Morgenstern,
— Wachtelschlag
Im Thymian nah und fern. —

Wolle dem Dichter neigen,
Des Aug' sich in Liebe verlor;
— Lerchen steigen
Am Himmel zum Tage empor —

Neigen dein Aug' bald verronnen
Im Frühlicht, das blau sich erhellt;
— Welche Wonnen
Im reifenden Aehrenfeld! —

Laß strahlen dann meine Gedanken
Dorthin, so weit, ach so weit!
— Es schwanken
Die Gräser im Taufunkelkleid —

In den Traum meiner Liebsten, der linde
Der Sehnenden zaubert mich nah' ...
— O geschwinde,
Denn die goldene Sonne ist da. —

Deutsch von **Albero.**

Digitized by Google

Hypnotismus.

Von

Dr. med. Fritz Meyer.

Die medizinische Wissenschaft hat in ihrer Geschichte eine ganze Reihe von Unterlassungssünden zu verzeichnen, die ihren tiefsten Ursprung eigentlich in einem gewissen Vorzug haben, nämlich in dem, sich allen sogenannten sicheren Erfolgen in der Heilkunde, sowie den reklamehaften Anpreisungen des Tages gegenüber möglichst skeptisch und ablehnend zu verhalten. Diese Unterlassungssünden haben ihr nachträglich manche bittere Lehre eingetragen und bewirkt, daß viele thatsächliche Fortschritte der Medizin, die heute zu ihrem bleibenden Schatze gehören, ihren Ausgang nicht von Aerzten, sondern von Laien genommen haben.

Einer ihrer größten zünftischen Fehler aber, den sie allen Lehren der Weltgeschichte zum Trotz auch heute noch nicht abgelegt hat, ist ihre geradezu krankhafte Scheu vor allem „Mystischen" und „Uebernatürlichen". Es wird sich an anderer Stelle einmal Gelegenheit finden, den Unfug und Mißbrauch, welcher mit diesen beiden Schlagworten getrieben wird, näher zu beleuchten. Hier sei nur die unbestreitbare Thatsache festgelegt.

Diese Scheu hat sie denn auch lange verhindert, einer Erscheinung mit wissenschaftlicher Kritik näher zu treten, die seit nunmehr reichlich einem Jahrhundert, seit dem Auftreten des Wiener Arztes Mesmer, die Gemüter der Menschheit bewegt hat. Ich meine die Erscheinungen des tierischen Magnetismus und des Hypnotismus.

In Deutschland ist die medizinische Wissenschaft, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, erst in den letzten beiden Jahrzehnten, hauptsächlich auf Preyers Initiative hin, diesen Phänomenen näher getreten, und der Züricher Professor Forel hat sich im Jahre 1889 durch die Herausgabe seiner genialen Studie über Hypnotismus ein ungeheures Verdienst um die Klärung der Sachlage bei uns erworben.

Digitized by Google

Wunderbare Erscheinungen, die wir heute zu den hypnotischen rechnen müssen, sind schon vor Jahrtausenden, besonders unter den orientalischen Völkern, bekannt gewesen, und persische Magier benutzten sie zu religiösen Zwecken.

Durchaus vorurteilsfrei denkende und glaubwürdige Reisende berichten auch in unserer Zeit von Dingen, die wir nur mit Hilfe des Hypnotismus erklären können. So erzählt Hildebrandt von einem indischen Fakir, den er selbst sah. Dieser hielt, in kauernder Stellung sitzend, seinen linken Arm hoch gen Himmel gerichtet; der Arm war aber bereits völlig abgestorben und vertrocknet. Ein anderer Fakir hielt den Nagel seines Daumens derart gegen die Innenfläche der Hand gestemmt, daß er bereits tief in deren Fleisch eingewachsen war.

Von dem wochen- und monatelangen Lebendig-begraben-sein der Fakire will ich hier gar nicht reden. Es ist aber bekannt, daß diese und andere Orientalen sich in religiöser Ekstase in der scheußlichsten Weise selbst zerfleischen, ohne anscheinend den geringsten Schmerz zu verspüren.

Wenn auch wohl mancher Schwindel dabei mitunterläuft, so muß doch selbst ein so nüchterner und vorsichtiger Forscher wie von Hellwald eingestehen, daß immerhin viele dieser wunderbaren Berichte auf Thatsachen beruhen, und die Geschichte aller Zeiten, aller Zonen und aller Völker liefert ein genügend beglaubigtes Material dazu.

Zu medizinischen Zwecken sind hypnotische Erscheinungen ebenfalls schon vor Jahrtausenden und später benutzt worden und werden im Orient noch heute dazu benutzt. So berichtet der Papyrus Ebers, daß in Aegypten anderthalb Jahrtausende vor Christus Krankheiten durch Auflegen der Hand des Arztes auf den Kopf des Patienten geheilt seien. Die angeblichen wunderbaren Heilungen des Pyrrhus und Vespasian, sowie einiger französischer Könige sind wohl in demselben Sinne zu deuten.

Auch Aerzte, wie Theophrastus Paracelsus, welcher im 16. Jahrhundert über den Einfluß der Gestirne auf den Menschen und seine Krankheiten schrieb, haben sich mit derartigen Heilungen beschäftigt, ja man sprach sogar damals schon von einer „magnetischen Kraft" des Menschen. Zu einer wirklichen Lehre wurde diese Annahme einer magnetischen Kraft aber erst am Ende des vorigen Jahrhunderts durch den bereits genannten Wiener Arzt Mesmer ausgebildet.

Nach einigen Vorstudien über den Einfluß der Planeten auf den Menschen und anfänglicher direkter Anwendung des wirklichen Magneten bei der Behandlung von Krankheiten sandte Mesmer im Jahre 1775 an mehrere Akademien ein Rundschreiben, in dem er das Vorhandensein eines tierischen Magnetismus, eines magnetischen Fluidums, behauptete, vermöge dessen ein Mensch, welcher diese individuelle magnetische Gabe besäße, gewisse Einwirkungen, besonders auch in heilendem Sinne, auf andere Menschen ausüben könne. Dieses magnetische Fluidum sei auf leblose Gegenstände, wie Holz oder Eisen, zu übertragen, ohne dadurch an wirkender Kraft zu verlieren.

Digitized by Google

Nur die Berliner Akademie würdigte Mesmer einer, wenn auch ablehnend gehaltenen Antwort. Von Wien mußte er infolge der vielen Anfeindungen durch die zünftische Medizin nach Paris auswandern.

In freilich etwas veränderter Form zählt die Lehre Mesmers auch heute noch viele Anhänger, und die Spiritisten und Occultisten stützen ihre Theorien zum Teil darauf. Mag man nun über Mesmer und seine Nachfolger urteilen, wie man will, es war jedenfalls einer freien Wissenschaft unwürdig und außerordentlich billig, ohne grundlegende Untersuchung und Kritik mit ungläubigem Lächeln oder verächtlichem Achselzucken an dieser ganzen Bewegung vorüberzugehen. Immerhin gebührt ihr auch das Verdienst, bewirkt zu haben, daß dieses weltbewegende Thema in unserem Jahrhundert nicht wieder völlig von der Tagesordnung verschwunden ist. Männer wie Lavater, Justinus Kerner, Hufeland, Koreff mußten, in so entgegengesetztem Sinne sie auch diesem Problem gegenüberstanden, dennoch anerkennen, daß den beobachteten Erscheinungen Thatsachen zu Grunde lagen.

Im Jahre 1819 sprach der Abbé Faria in Paris auf Grund seiner Versuche bereits die Meinung aus, daß die Ursache der magnetischen Erscheinungen nicht in einer eigentümlichen Kraft des Magnetiseurs, sondern in dem Zustand des Magnetisierten selbst zu suchen sei. Unabhängig von ihm kam etwa im Jahre 1845 der englische Arzt Braid in Manchester zu derselben Ansicht. Er behauptete, daß ein Mensch durch anhaltendes aufmerksames Fixieren eines glänzenden Gegenstandes in einen schlafähnlichen Zustand verfalle, für den er den Ausdruck „Hypnotismus“ in Anlehnung an das griechische Wort „hypnos — Schlaf“ anwandte.

Der Ausdruck hat seitdem wissenschaftliches Bürgerrecht erworben, insofern wir „Hypnose“ den eigentümlichen schlafähnlichen Seelenzustand selbst, „Hypnotismus“ dagegen die ganze Wissenschaft darüber nennen.

Wenn sich gewiß auch viele Thatsachen des tierischen Magnetismus auf hypnotische Phänomene zurückführen lassen und unzweifelhaft darauf beruhen, so muß der unbefangene Forscher doch durchaus zugeben, daß diese nicht alles erklären. Man denke an die Gefühls- oder Gedankenübertragung von einer Person auf die andere, wenn dabei von vornherein gewisse Muskelthätigkeiten ausgeschlossen sind, die durch feinste Empfindung zur Erratung der Gedanken führen könnten. Dies letztere Experiment größter Feinfühligkeit ist ja beim Gedankenlesen häufig ausgeführt worden.

Dahin gehört auch die Verlegung der Sinne, vermöge deren die magnetisierte Person z. B. fähig ist, mit der Haut des Armes oder mit der Nase zu lesen und mit der Magengrube zu hören; ferner das Hellsehen, bei welchem eine Person zukünftige Dinge vorauszusehen, räumlich weit entfernte Personen oder Geschehnisse zu erkennen, Krankheitsdiagnosen bei sich und anderen zu stellen im stande sein soll. Auch die beim Ausschluß hypnotischer Eingebung bisher stets mißglückte Fernwirkung der Medikamente würde hierher gehören.

Digitized by Google

Gänzlich unerklärt bliebe aber die von mehreren einwandfreien, durchaus glaubwürdigen Reisenden berichtete Thatsache, daß gewisse Leute im Orient die Fähigkeit besitzen, auf das Wachstum der Pflanzen einen Einfluß auszuüben.

Man komme mir nicht mit dem Einwurf des Schwindels und Betruges. In wie üppiger Blüte diese dabei stehen werden, weiß ich wohl. Allein die profane sowohl wie die Religionsgeschichte und unzählige nüchterne Zeugen aus unserer Zeit bekunden das thatsächliche Vorkommen zur Genüge. Man glaube doch nicht, daß die Masse der Anhänger des Spiritismus und Occultismus auf die Dauer durch puren Schwindel getäuscht werden könnte. So unsympathisch und thöricht mir auch die Geisterberufungen der Spiritisten erscheinen, welcher wahre Christ will das Hineinragen einer Geisterwelt in unsere irdische mit unbedingter Gewißheit leugnen? „Prüfet alles und das Beste behaltet", das gilt auch hier.

Um die Prüfung der unter dem Namen des Hypnotismus zusammengefaßten Erscheinungen haben sich ganz besonders die Franzosen ein Verdienst erworben; Deutschland kommt dabei erst in zweiter Linie in Betracht. Deshalb haben neben der Mesmer'schen Fluidumtheorie heute nur die Theorien der Charcot'schen Schule in Paris und die der Nanziger Schule, begründet durch Liébault und Bernheim, wissenschaftliche Geltung.

Wir kennen eine Reihe der verschiedensten Mittel, den Menschen in Hypnose zu versetzen, die man in zwei große Gruppen trennen kann, in die körperlichen — somatischen — und in die geistigen oder seelischen — psychischen.

Die somatischen Mittel sind die ältesten und waren teilweise schon vor Jahrtausenden bekannt. Sie bestehen darin, daß man äußerliche, andauernde Reize auf die Sinnesorgane, besonders das Auge, das Ohr und das Gefühl ausübt, sie gewissermaßen gefangen nimmt. Das bekannteste dieser Mittel ist andauerndes Anstarren irgend eines Gegenstandes. So hypnotisierten sich im 11. Jahrhundert die Omphalopsychiker in den Klöstern des Berges Athos durch den Blick auf den Nabel.

Man kann jeden Gegenstand dazu benutzen, und es ist ganz gleichgiltig, ob er glänzend ist oder nicht. Viele Hypnotiseure verwenden als Fixationspunkt ihre Finger, die Stelle der Nasenwurzel oder die Augen selbst (Fascination.) Das Ticken der Uhr, der einförmige Klang eines Instrumentes, eintöniger Gesang gelten gleichfalls als Mittel zur Erzeugung der Hypnose. Im Gegensatz zu diesen anhaltenden Reizen benutzt man auch kurze, unerwartete, z. B. den lauten, schrillen Schall des Gong oder den plötzlich einwirkenden Strahl eines Drumond'schen Kalklichtes. Leises Streicheln der Haut oder eines bestimmten Körperteiles soll ebenfalls Hypnose hervorrufen.

Bekannt sind auch die nach Mesmer benannten, von ihm aber nicht angewandten „mesmerisierenden oder magnetischen" Striche (passes), für welche ganz besondere Regeln aufgestellt sind. Moll giebt die Ausführung dieser Striche etwa in folgender Weise an: „Man hebt die Hände so, daß die nebeneinander

Digitized by Google

liegenden Handflächen etwa 2 bis 4 Centimeter vom Scheitel der Versuchsperson entfernt sind. Nun führt man sie stets in gleicher Entfernung parallel der Körperoberfläche in langsamem Strich bis etwa zur Magengrube. Sobald die Hände dort angelangt sind, führt man sie in weitem Bogen mit ausgebreiteten Armen wieder über den Kopf zurück, und wiederholt die Striche so lange, bis die Person schläft."

Auch warme Metallplatten, den Magneten, die Elektricität, Chloroform, Haschisch und andere schlafwirkende Mittel, ja den Schlaf selbst hat man zur Erzeugung der Hypnose benutzt. —

Durch die psychischen Mittel „erweckt man", wie Forel sagt, „in der Versuchsperson die entsprechenden Vorstellungen, besonders Phantasievorstellungen. Man thut das am besten durch Worte, indem man mit Bestimmtheit erklärt, der zu erzeugende Zustand sei im selben Augenblick vorhanden oder werde sich sogleich einstellen —: die sogen. Suggestion. Es kann aber auch vorkommen, daß der Mensch selbst in sich die Vorstellung einer Hypnose erweckt und dadurch in diesen Zustand gerät (Autohypnose und Autosuggestion). Dieses „Sich-selbst-einreden" spielt in der Hypnose, wie ja überhaupt im Leben eine große Rolle.

Es gelingt nun aber durchaus nicht, jeden Menschen in hypnotischen Zustand zu versetzen, noch weniger jeden Menschen durch jedes Mittel. Oft muß man das wirksame Mittel förmlich ausprobieren oder durch Kniffe und Ueberraschungen zu wirken suchen. Namentlich gelingt es nicht immer beim ersten Versuch. Wetterstrand erzählt von einer Dame in den 40er Jahren, bei der ihm die Hypnose erst nach 70maligen erfolglosen Versuchen gelang, dann aber Linderung des zwanzigjährigen schweren Leidens bewirkte.

Erleichtert wird der Eintritt der Hypnose oft dadurch, daß man zuerst vor den Augen der betreffenden Person andere hypnotisiert, bevor man zu ihr selbst kommt. Daß das unbedingte Vertrauen der Versuchsperson zu dem Hypnotiseur, vollste Achtung desselben sehr wesentlich sind, liegt auf der Hand. Unzweifelhaft giebt es ebenso wie eine angeborene Disposition zum Hypnotisiertwerden, eine besondere, individuell-stärkere oder -schwächere Gabe zu hypnotisieren. Im allgemeinen gilt für die Hypnotisierbarkeit jedoch, was Forel sagt: „Es ist jeder gesunde Mensch an sich mehr oder weniger hypnotisierbar; nur gewisse momentane Zustände der Psyche, d. h. der Großhirnthätigkeit, sind es, welche die Hypnose verhindern können." Nach den Statistiken gelingt es, ungefähr 80 bis 90 Personen von 100 zu hypnotisieren.

Schwer oder gar nicht zu hypnotisieren sind wenig intelligente, unachtsame, unruhige, egoistische und verzärtelte Leute, nervöse oder hysterische Personen, Blödsinnige und Geisteskranke, weil diese nicht im stande sind, ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu konzentrieren oder überhaupt zu verstehen, was mit ihnen vorgehen soll. Aus dem nämlichen Grunde ist die Hypnose der Kinder von 4 bis zu 10 Jahren sehr schwierig, die kleinerer Kinder überhaupt unmöglich.

Digitized by Google

Zum Verständnis der weiteren Erscheinungen müssen wir uns den Gang einer Hypnose einmal vergegenwärtigen. Wir wollen, um Wiederholungen zu vermeiden, annehmen, daß bei einer fingierten Person A alle nur möglichen Phänomene der Hypnose hervorgerufen werden können.

Wir heißen die Person A sich auf einen Stuhl setzen und zwei Finger unserer Hand ganz fest und dauernd ins Auge fassen, ohne die Gedanken abzulenken. Nach einigen Minuten fangen ihre Augen an feucht zu werden, die Augenlider werden schwer und fallen schließlich zu. Man sagt ihr nun, sie schlafe und vermöge die Augen nicht mehr zu öffnen. Sie versucht es krampfhaft dennoch zu thun, aber es gelingt ihr nicht.

Nun hebe ich einen Arm der Person in die Höhe und sage ihr, der Arm sei steif, sie könne ihn nicht mehr senken. Vielleicht senkt sie ihn unter Anstrengung doch noch einmal. Darauf erhebe ich ihn nochmals, halte ihn ganz leise fest und wiederhole nun meine vorherigen Worte. Lasse ich nunmehr den Arm los, so ist die Person nicht mehr im stande, ihn zu senken oder zu bewegen, und er verharrt in dieser Stellung ohne Ermüdung, so lange der Hypnotiseur es will.

Versucht eine etwa im Zimmer anwesende Person den Arm zu biegen, so gelingt es ihr nicht. Der Hypnotiseur dagegen vermag ohne sonderliche Kraftaufwendung dem Arme jede beliebige Stellung zu geben, die dann festgehalten wird. Man nennt dies die „wächserne Biegsamkeit" des Hypnotisierten, den ganzen Zustand Katalepsie.

Lege ich der Person die Hände ineinander wie zum Beten, so nimmt ihre Miene sofort ganz von selbst den Ausdruck frommer Andacht an, balle ich ihr die Faust und gebe dem Arm eine abwehrende Stellung, so wird der Gesichtsausdruck sofort zornig.

Es ist durchaus nicht notwendig, daß die Person die Augen immer geschlossen hält. Das ist besonders dann nicht der Fall, wenn ich sie durch Fascination hypnotisiert habe. Dann nehmen die Augen einen eigentümlichen verstörten, starren Ausdruck an, und sie macht automatenhaft jede Bewegung nach, die ich ihr vormache. Auf meinen Befehl, den vorher steifen Arm zu senken, thut sie es sofort und vermag ihn nunmehr, wenn ich es nicht will, nicht wieder zu heben.

Ich stelle jetzt Fragen an sie, die sie richtig beantwortet, ich unterhalte mich mit ihr und überzeuge mich, daß sie durchaus nicht bewußtlos ist, daß sie jedes Geräusch, möglicherweise feiner als ich, wahrnimmt.

Ich rede ihr nun ein, es belle ein Hund, ob sie ihn nicht bellen höre? Sofort bejaht sie es, vielleicht sogar mit allen Zeichen der Furcht. Jetzt gebe ich ihr eine Schlummerrolle in die Arme und behaupte, das sei eine Katze. Sie glaubt es und streichelt die angebliche Katze zärtlichst. Im selben Moment sage ich ihr, es sei ja eine Schlange, die sie im Arm halte. Entsetzt wirft sie die Rolle weit von sich und beruhigt sich erst, wenn ich ihr sage, es sei ja eine

Digitized by Google

Ente, was sie sähe; sie müsse sie doch auch schnattern hören. Letzteres bejaht sie alsbald.

Nun gebe ich ihr — ein sehr bekanntes Experiment, daß ich hier nur im Zusammenhange erwähne — eine Kartoffel in die Hand und behaupte, das sei ein schöner Apfel. Sogleich ißt sie die Kartoffel mit vielem Behagen und versichert, sie schmecke vortrefflich.

Auf mein bloßes Wort hin, „daß sie ja ein Glas Wein in der Hand halte, sie möge es doch trinken", hebt sie das imaginäre Glas an die Lippen, und zwar derartig, daß sie zwischen Hand und Mund einen Raum läßt, den ein wirkliches Glas einnehmen würde. Ich sage ihr nun, sie habe ja einen roten Kopf und sei betrunken, worauf ihr Gesicht rot wird und sie alle Zeichen des akuten Alkoholismus zu zeigen anfängt.

Nunmehr lasse ich Personen oder Gegenstände, ja mich selbst verschwinden, wobei ich aber die Bemerkung mache, daß die Versuchsperson den Tisch, welchen sie auf meinen Befehl nicht sieht, doch vermeidet, sich nicht daran stößt. Auf Befragen, warum sie das thue, kann sie entweder gar keine Antwort geben oder sie sagt, es sei eine Erhöhung dort, wo der Tisch steht.

Sage ich ihr, sie sei stumm, so lallt sie, bis ich ihr die Sprache wiedergebe.

Auf meine Einrede, daß sie ein Kind von zehn Jahren sei, spricht sie und benimmt sich wie ein Kind. Will ich ihr eine eingebildete Peitsche oder Puppe nehmen, so weint sie. Jetzt sage ich ihr, sie habe in ihrem rechten Arm absolut kein Gefühl mehr.

Ich mache nun tiefe Einstiche in den Arm, sie fühlt nichts. Ja, es gelingt so, größere Operationen auszuführen. Der Chefarzt des Darmstädter Diakonissenkrankenhauses entfernte auf diese Weise einer Patientin, die ein anderer Kollege hypnotisierte, einen großen Kropf, ohne daß sie den geringsten Schmerz äußerte. Auch Geburten hat man auf diese Weise schmerzlos gemacht. Verwunderlich ist nur, daß, während die Person in der Hand z. B. gar nichts fühlt, sie dennoch Gegenstände damit zu heben im stande ist, das Tastgefühl also nicht gleichzeitig geschwunden ist.

Mein nunmehriger Befehl, einem Anwesenden die Zunge herauszustrecken oder ihm eine Ohrfeige zu geben, wird bereits nicht mehr so bedingungslos ausgeführt. Je nach ihrer Erziehung, ihrer Bildung, ihrem Charakter wird sich die Person weigern, es zu thun. Rede ich ihr dagegen ein, der Betreffende habe irgend eine Schlechtigkeit begangen, so wird sie die Ohrfeige verabfolgen. Noch energischer und entrüsteter ist ihr Widerstand, wenn ich sie zu einer unmoralischen oder unehrlichen Handlung bewegen will. Ein abgefeimter Schurke kann durch Kniffe, falsche Vorspiegelungen, auf Umwegen, durch wiederholtes Hypnotisieren dennoch hin und wieder zum Ziele gelangen, trotz des anfänglichen Widerstandes. Ein sehr beachtenswertes, bedeutsames Moment ist hierbei zu verzeichnen. Die auf hypnotischen Befehl thöricht oder unsittlich handelnde Person zeigt ganz deutlich, daß sie sich ihrer Thorheit wegen schämt, daß sie Gewissens-

Digitized by Google

bisse hat und sich der Strafbarkeit ihrer Handlung, ihrer eigenen Verantwortlichkeit durchaus bewußt ist.

Wecke ich die Person nunmehr auf, so behauptet sie, gut geschlafen zu haben. Sie erinnert sich an alles, was mit ihr vorgegangen ist, oder sie erinnert sich an nichts mehr, nur an den Moment des Einschlafens.

Ich kann ihr die Erinnerung aber auch so nehmen, daß ich ihr im hypnotischen Zustand eingebe, sie werde nach dem Erwachen alles während der Hypnose Geschehene vergessen haben. Ja, es kann auf diese Weise gelingen, auch Erinnerungen des wachen Lebens über ganze Jahre hinaus zu nehmen.

Doch damit kommen wir schon auf eine andere Erscheinung des hypnotischen Zustandes, auf die posthypnotischen Suggestionen.

Sage ich nämlich der Person, von der ich annehmen will, daß sie fließend englisch spricht, sie würde sich nach ihrem Erwachen auf kein englisches Wort mehr besinnen können, auch anstatt ihres eigenen Namens auf die Frage nach demselben jedesmal einen bestimmten fremden Namen nennen, so wird sie, trotz allen Nachdenkens und aller Anstrengung, nicht mehr im stande sein, englisch zu sprechen, auch wird sie, so sehr sie es auch in Verwirrung setzt, ihren richtigen Namen nicht mehr angeben können.

Suggeriere ich ihr, sie solle gleich nach dem Erwachen einen Stuhl aus dem Zimmer nehmen und mitten auf den Tisch setzen, und erwecke sie dann, so wird sie trotz inneren Widerstrebens in der Mehrzahl der Fälle den Befehl ausführen. Ja, ich kann den Befehl sogar dahin erweitern, daß ich sage, sie solle es erst thun, wenn ich nach ihrem Erwachen bis 20 gezählt habe, oder gar erst nach Stunden und Tagen. Sie wird den bestimmten Termin stets einhalten. Sagt ihr etwa in der Zwischenzeit ihr logisches Denken, das sei doch Unsinn, so wird sie ein ungemütliches und unruhiges Zwangsgefühl nicht los werden können, auch wenn sie den Befehl nicht ausführt. Es ist geglückt, einen solchen hypnotischen Befehl auf Zeit noch nach einem Jahre zur Ausführung bringen zu lassen.

Auf diesen posthypnotischen Erscheinungen beruht auch die Hauptwichtigkeit der Hypnose für die medizinische Wissenschaft, ihre therapeutische Verwendbarkeit. Schlaf- und Appetitlosigkeit, Schmerzen, Bleichsucht, chronische Verstopfung lassen sich ganz vorzugsweise durch einfaches Einreden in der Hypnose heilen. Es gelingt ferner auf diese Weise, Schweiß- oder Speichelsekretion hervorzurufen und die Menstruation der Frauen zu regeln.

Der Erfolg wird, wie bei vielen unserer medizinischen Heilmittel, auch hierbei manchmal nur ein vorübergehender sein, ja, er kann gänzlich ausbleiben, wenn dem Leiden eine auf organischer Veränderung beruhende Erkrankung zu Grunde liegt. Dagegen giebt es auch zweifellos dauernde Erfolge. Behandle ich beispielsweise ein junges Mädchen, das durch Appetitmangel, Kopfschmerz und Schlaflosigkeit blutarm geworden ist, und es gelingt mir, durch meine Eingebung regen Appetit und guten Schlaf zu erzeugen, den Kopfschmerz zu be-

Digitized by Google

seitigen, so wird sich dadurch selbstverständlich der Kräftezustand der Patientin und ihre Widerstandsfähigkeit heben, die Blutbeschaffenheit sich bessern, und sie kann dauernd gesund bleiben.

Daß man auf der andern Seite durch Suggestion auch Krankheiten hervorrufen kann, liegt auf der Hand.

Man hat durch Auflegen eines einfachen Blattes Papier auf die Haut unter Angabe, es sei ein Zugpflaster, Rötung der Haut und Blasenbildung erzielt. Ja, Forel ist es gelungen, durch Bezeichnung einiger Hautstellen mit einem spitzen Bleistift Rötung dieser Stellen und Blutaustritt zu erzeugen. Wer müßte hierbei nicht unwillkürlich an eine Louise Lateau, an das Vorkommen der Stigmatisation denken? —

Wie zur Erzeugung der Hypnose, giebt es auch zum Erwecken aus ihr verschiedene Mittel, somatische und psychische. Man erweckt den Hypnotisierten durch Anblasen oder durch den elektrischen Strom, oder man giebt ihm den Befehl, daß er, sobald man z. B. 10 zähle, erwachen solle. Oft ist das Erwecken recht schwer und muß man die Hypnose in einfachen Schlaf überführen, aus dem der Betreffende dann von selbst erwacht. Auch die mesmerisierenden Striche sind zur Erweckung verwandt worden, nur daß man sie hierbei in andrer Weise ausführt. Man beginnt mit dem Strich vor der Magengrube und führt ihn bis zum Scheitel, indem jetzt die Handrücken gegen die Körperoberfläche gewendet werden.

Es ist viel über Schädigung der Gesundheit durch die Hypnose geschrieben worden. Daß eine solche böswillig und verbrecherisch hervorgerufen werden kann, ist zweifellos. Aber auch unbeabsichtigt kann sie eintreten durch Anwendung verkehrter Mittel und Unerfahrenheit des Hypnotiseurs. Der gewissenhafte Arzt wird niemand ohne vorangegangene körperliche Untersuchung hypnotisieren. Die Hypnose an sich pflegt wie der Schlaf eine erfrischende Einwirkung auszuüben.

Ebenso gewiß, wie nach öfterem Hypnotisieren eine gewisse Dressur des Hypnotisierten eintritt, kann man auch in einzelnen Fällen eine allmähliche Abnahme des Einflusses des Hypnotiseurs feststellen.

Gewisse Menschen sind derartig suggestibel, d. h. empfänglich für Eingebungen, daß man sie gar nicht erst in den hypnotischen Schlaf zu versetzen braucht, sondern alle bisher beschriebenen Erscheinungen im Wachen erzwingen kann. Man spricht dann von Wachsuggestion.

Nach dem Gesagten ist es erklärlich, daß die scheinbare absolute Willenlosigkeit, der Automatismus des Hypnotisierten, ängstlichen Gemütern Schrecken und Besorgnis einflößen kann. Und gewiß, gänzlich grundlos ist diese Furcht nicht. Es sind thatsächlich an Hypnotisierten Verbrechen begangen oder sie sind selbst zur Ausführung solcher mißbraucht worden. Daß dies immerhin nicht so leicht ist, geht schon aus der Seltenheit dieser Fälle hervor. Wir sahen ja auch, daß eine gewisse Gewähr dagegen in dem Charakter, der Moralität

Digitized by Google

der hypnotisierten Person liegt. Eine Gefahr für den verbrecherischen Hypnotiseur selbst liegt aber darin, daß die Person auch wider seinen Willen plötzlich erwachen kann; ein Vorkommnis, das bisher unerklärt geblieben ist.

Ferner ist es, auch bei völliger Erinnerungslosigkeit im Wachen, möglich, in einer neuen Hypnose die Erinnerung an die frühere verbrecherische vollständig zurückzurufen, vielfach taucht sie sogar von selbst auf. Es ist dies wiederum ein eigentümliches Phänomen der Hypnose. Es gehen hier nämlich zwei Bewußtseine, gewissermaßen zwei Personen neben einander her, die eine erinnert sich nur an das, was im wachen Zustand mit ihr passiert ist, die andere nur an das, was in der Hypnose geschah. Beide wissen nichts von einander. Man hat das als „Doppelbewußtsein", als „Doppel-Ich" beschrieben und interessante Untersuchungen darüber angestellt.

Wenn also die Gefahr eines Verbrechens an dem Hypnotisierten und durch ihn nicht ausgeschlossen ist, und das Strafgesetzbuch sich damit beschäftigen muß, so ist es andererseits doch auch möglich, schlechte Gewohnheiten, erworbene Laster günstig zu beeinflussen. Ein mir bekannter Kollege heilte auf diese Weise einen alten Säufer, bei dem bisher alle Mittel versagt hatten. Seit nunmehr fast vier Jahren trinkt er, obwohl er Gastwirt ist, keinen Tropfen Alkohol mehr.

Solche Einwirkungen würden der Hypnose auch unter Umständen einen pädagogischen Wert verleihen.

Die sociale Wichtigkeit der Hypnose möchte ich mit Forels eigenen Worten schildern: „Man weiß zwar im allgemeinen, daß gute Sitten durch schlechte Gesellschaft verdorben werden, daß junge Leute und Frauen besonders leicht zu korrumpieren sind; man kennt die Macht der Presse, der Mode, der öffentlichen Meinung, des Spottes, des religiösen und politischen Fanatismus, der schlechten Romane ꝛc. Aber man überschätzt dennoch die Fähigkeit des ‚freien Willens', des ‚freien Menschen', sich gegen diese Massensuggestionen zu wehren. Ein genaueres und tieferes Studium der Verhältnisse läßt bald die schreckliche Schwäche der großen Mehrzahl gegen solche Suggestivmächte erkennen. Wie steht ein armes Mädchen da gegenüber den tückischen, raffinierten Fallen, welche ihm die Helfershelfer der Erwerbskuppelei unter sorgfältiger Anwendung aller psychologischen Hebel des Betruges, der Verführung, der Geldnot stellen? Wie steht das souveräne Volk der Wähler da gegenüber dem oberflächlichen Geschwätz und den oft systematischen Verdrehungen der verfehlten Halbgebildeten, die sich meist als Journalisten die Sittenrichterei und Bekehrung der Welt anmaßen, sowie gegenüber den Machinationen der politischen Cliquen? Einige Schlagworte, nicht die Gründe der Vernunft, nicht einmal die klare Wahrheit suggerieren erfahrungsgemäß die große Schafsherde am besten, und die paar vernünftigeren, selbständigeren Menschen, die nicht folgen wollen, haben das Nachsehen. Wann wird die Gegensuggestion einer gesunden Moral die Oberhand gegenüber den zersetzenden Suggestionen unserer unsittlichen Politik und Litteratur gewinnen?"

Digitized by Google

Diese Worte Forels möchte ich gewissen Witzblättern und Tageszeitungen zur Morgenlektüre empfehlen, Herrn Professor Forel selbst aber antworte ich auf seine letzte Frage: „Sobald wir die beste ‚Gegensuggestion einer gesunden Moral', — man mißverstehe mich nicht — nämlich ein lebendiges Christentum wirken lassen und die Ueberhebung des Wissens und der Wissenschaft gegenüber den Dingen des Glaubens auf ihr gegebenes, recht bescheidenes Maß wieder zurückführen.

Im Garten Eden.

Von

Paul Grotowsky.

Nun wallt durch Gottes Blumenauen,
Mein totes Lieb, dein weißer Fuß .....
Um deine lichte Stirne blauen
Vergißmeinnicht, mein letzter Gruß.
So weich um deine Wangen fächelt
Der Wind von Eden, düfteschwer,
Der Friedensengel lächelt,
Ein stiller Führer, vor dir her.

Von seiner Flügel weißem Kleide
Weht es betäubend süß empor,
Daß du vergißt die stille Heide,
Daß du vergißt das braune Moor ....
Es geht sich sanft in seinen Spuren,
Dein Wallen weiß von keiner Zeit,
Goldleuchtend aus den Fluren
Hebt sich die Stadt der Seligkeit.

Ein ew'ger Lenz umblüht die Mauern,
In Rosen schläft das goldne Thor,
Es pocht dein Herz in heiligen Schauern,
Es zagt dein Schritt — du stehst davor!
Die Pforte klingt ... und süß erschrocken
Hebt sich dein Blick zum ewigen Licht — —
Welk sinkt aus deinen Locken
Mein Kränzlein von Vergißmeinnicht.

Digitized by Google

Ein Dämmerungssieg.

Skizze von Oskar Kreutzberger.

I.

Es war klar: seine Mutter verstand ihn nicht mehr. Wie peinlich für ihn! Mit dem fünfzehnten Jahr hatte dies Leiden bei ihm angesetzt und nun mit fast zwanzig war es akut geworden. Jede Stunde konnte das harte, innerlich trennende Wort bringen. Er hatte es zu sprechen! Wer verdenkt es seiner Jugend, er hatte sich gewöhnt, Wolkenbahnen zu wandeln, während die einfache alte Frau, die seine Mutter war, tief drunten die staubige, konkrete Alltagsstraße schritt. Wenn er von dort oben goldene, flammende Worte rief, begriff sie sein Rufen nicht, sie hörte ihn kaum. Ein ungefüger Groll stand zuletzt in ihm auf und war ohnmaßen lebendig in ihm, so lange der helle, harte Tag mit seinen rundaugigen, zukunftschmeckenden Strebungen und Studien ihn umgab. Nur im Schummerlicht der abendlichen Dämmerstunden war's einigermaßen noch wie früher, wenn jene seidenweichen Gefühle mit den halbgeschlossenen Träumeraugen gleichsam um Ofen und Sofa und über die verschwimmenden Fensterscheiben schweben. Dann sah er sie nicht, die alte tagesmüde Frau, dann bildete er sich eine andere Mutter ein, und dieser sprach er dann wohl von dem überflutenden Daseins- und Eroberungsglück seiner jungen Tage und konnte wähnen, daß sie seine Rede voll wertete.

Nein, sie schlief nicht, wenn er sich so seinen Dämmertrunkenheiten hingab. Seine Art war ja dann die liebe, alte Knabenart. Freilich, einst drehte es sich um vierspännige Kutschen und unbegrenzte Chokoladenschätze — für sie, jetzt um alle Welten — einzig und allein für ihn. Sie warf wohl zuweilen — freilich immer seltener — ein oder das andere bedächtige, bestätigende Wörtchen ein; er war bis heut darüber hinweggerauscht. Aber bedenklich näher rückte der Augenblick, da das anspruchslose Dämmerwort der Alten in ein grausam kritisches Ohr fallen sollte.

Sein Geist war noch in jenem Stadium, in dem er sanguinisch aus einer freiwilligen Sklaverei in die andere taumelt. Seit kurzem hieß seines

Digitized by Google

Denkens Beherrscher Nietzsche. Dieser stolze, ‚übermenschliche' Zauberer erfüllte ihn ganz. Als er nun auf die Ofenecke hin, wo die Alte zu sitzen pflegte, seine grellen Zarathustrablitze zu schleudern anhob, als er seines Gebieters philosophischen Hammer gewichtig schwang, daß Moral und Mitleid und noch einiges andere in Stücke flogen, da war seine Zuhörerin wohl etwas geblendet und betäubt. Doch hatte sie noch die Kraft, ihn sich aus dem Jenseits von Gut und Böse herabzulangen mit der praktischen Frage:

„Wo lebt denn der Mann, der das alles sagt?"

„Wo — wo der lebt? In Deutschland — in Thüringen, glaub ich. Er ist wahnsinnig — leider!"

„So — so!" Sie strich die Schürze glatt; mit Nietzsche war sie fertig. Er bebte vor Aerger. Daß sie so ungeschickt fragen, daß er so wahr antworten mußte! Wie sollte er ihr nun begreiflich machen, daß es ein anderes um die Geistesmüde eines philosophischen Heros und wieder ein anderes um das greinende Idiotentum der alten Matzebill vom Nachbarhofe? „Verrückt bleibt verrückt" für gewisse Volkskreise. Und er wußte seine Mutter innerhalb dieser Kreise. So preßte er nur noch unmutig hervor:

„So oder so — der Mensch soll sich eben *ausleben*!"

„Ja, ja, *sterben* müssen wir alle!" kam es sofort gemeinplätzlich zurück.

Wie von der Viper gestochen fuhr er auf. „Bemühe dich doch nicht, Mutter! Ich rede weiß und du hörst schwarz, das kann nur ein trostloses, unerquickliches Grau von Unterhaltung abgeben. Lassen wir die Quälerei! — Sag lieber, was wußte die Hökerin drüben heut Neues? Ach ja, vergiftet die Frau Seubert von oben ihren Mann immer noch mit Zichorie?"

Er fragte so mitleidfremd. Sie erwiderte nichts. Er trat grollend ans abendbleiche Fenster. Dann tappte gleichsam aus dem Dunkel der Stube die vorsichtige Frage an ihn heran:

„Du willst wohl sagen, manchmal versteh ich dich nicht?"

„Ja!" Da war das gefürchtete, böse Wort!

„Nu, tröste dich, du hast mich auch schon mal nicht verstanden."

Er sie nicht verstehn! *Er* verstand *sie* und die natürliche Begrenztheit ihrer Empfindungen nur zu gut in seinem umfassenden Geiste.

„Wir müssen eben beide ein bißchen deutlicher sein, mein Jung," fuhr sie in gleichbleibend heiterm Tone fort.

„Jetzt werde ich mit meinem ‚Nicht verstehn' gar konkret genommen! Herrgott!!"

Es war ein sträflichböses Lächeln, mit dem er diese halblaute Rede begleitete. Dann floh er in das kleine Vorzimmer, das sein Arbeits- und Schlafraum war, und warf sich unwirsch auf den Holzstuhl zwischen Bett und Tisch. Also von jetzt an war er ganz allein, jede Stunde des Tages! Er konnte sich aufzehren! Die Eitelkeit des Märtyrers überkam ihn. Selbstquälerisch hing er

Digitized by Google

sich an die Vorstellung, wie der entgeisterte Blick der Mutter nun hinter ihm her irrte und nicht faßte, nicht begriff.

Es klingt im andern Zimmer? — Was?

Die Alte grollt und grübelt nicht; sie zündet einfach die Lampe an. Der Märtyrer hat Glück; auch der letzte Trost ist ihm benommen. Sein Martyrium ist über allen Verdacht erhaben.

II.

Die nächste Abenddämmerung. Der einsame junge Mann hatte es mit seinen Begriffen von Märtyrtum verträglich gefunden, die Buden einiger Studienfreunde abzusuchen, um mit letztern zusammen die Welt zu verachten. Sie waren aber sämtlich aus, entweder zu Bier oder auf der Liebesallee. Verstimmt schlenderte er nach Hause. Als er das Vorzimmer betrat, das sein Reich war, hörte er im größeren, gleichfalls noch dunkeln, zweiten Raum Stimmen. Man sprach von ödem, häuslichem Kram.

„Ja, ja, das Leben hat so seine schönen und bittern Sachen, kleines Frauchen," hörte er seine Mutter vorsichtig bemerken. Dann folgte eine verschämte Stille, bis das ‚kleine Frauchen' — er erkannte sofort die jungverheiratete Nachbarin von der andern Flurseite — mit Angstthränen in der Stimme hervorbrachte:

„Ach, wenn ich an die Stunde vorausdenke!"

„Na, na, na — ich bin ja auch noch da — und die Frau Seubert. — Und wie Ihr guter Mann sich freuen wird!"

„Ach ja, die Männer — die haben's gut! Die Egoisten!"

„Ja, das ist nun mal so. Wir Frauen sind zum Dulden geboren." (Wie den Egoisten im Nebenraum diese sklavische Ergebenheit empörte!) „Aber man mutig, Kleines, ganz so schlimm ist's auch nicht! Tausende und Tausende machen's durch und haben's durchgemacht — das und mehr! Sie wissen, ich bin Witwe."

„Sie haben Ihren Sohn, so 'nen fleißigen, klugen Menschen."

„Den hab ich und klug ist er — gewiß, ja! Aber — Sie wissen ja nicht —! Ich sag Ihnen, danken Sie Ihrem Gott täglich für das Leben Ihres guten Mannes. Sich auf einmal ganz allein fühlen ist das allerschlimmste! Ich hab's erlebt — damals und auch — — Doch wo werd ich Ihnen das junge Mutterherz schwer machen mit so dummen Geschichten. Nehmen Sie's 'ner alten Frau nicht übel und — —" Das Gespräch lenkte wieder auf hausmütterliches Gebiet über, und bald empfahl sich die junge Frau mit einem fröhlichen, mutigen: „Auf morgen!"

Die Alte, die ihren Besuch bis zur Außenthür begleitet hatte, bemerkte erst jetzt die Anwesenheit ihres Sohnes.

„Du bist da, Alfred?"

„Ja."

Digitized by Google

„Soll ich die Lampe anzünden?"

„Laß! — Sag bloß, Mutter, hattest du mich denn nicht — damals wie immer, seit ich — seit Vater tot ist? Du warst da eben recht ungerecht!"

„Was denn? Was meinst — —? Ach so!" Eine Sekunde blieb die Alte sinnend stehn. „Ich hab's ja gesagt, wir müssen deutlicher mit einander werden."

Sie setzte sich auf den Rand seiner Bettstelle. Vom Fenster, durch das er geärgert sah, rief er gedämpft seinen Märtyrergroll herüber:

„Gewiß, seien wir deutlich! Du redest da Sachen zu Leuten! Was müssen die von mir denken! — Es ist ja traurig, daß Vater so früh gestorben — wenn aber noch ein Kind um einen ist, ein Sohn, dann —"

„Ist's dann nicht so traurig, willst du sagen?"

„Ach!"

„Sprich deutlich, lieber Alfred."

„Ich war damals fünf Jahre! Eine Verwitwete, der ein fünfjähriger Knabe mitfühlend zur Seite steht, wird sich keinen Augenblick ganz und gar vereinsamt vorkommen können."

Das hatte er schön gesagt.

„Wo hast du das gelesen, mein Jung?"

Die Frage verwirrte ihn sehr. Die Fragerin blickte dabei so ruhig forschend zu ihm auf, daß er, der im Eifer des Gesprächs näher getreten war und nun hoch über ihrem leuchtendgrauen Scheitel zürnte, sofort in den Stuhl ihr gegenüber sank.

„Du besinnst dich noch auf jene Zeit?" fragte sie weiter.

„Nur unklar. Das heißt, die Hauptsachen sind mir alle gegenwärtig."

„Dann, lieber Alfred, will ich dir mal was von den Nebensachen erzählen. Es ist nötig."

Sie strich nach alter Gewohnheit die Schürze glatt; sie wiederholte diese gedankenordnende Thätigkeit, so lange sie sprach.

„Weißt du noch, wie er aussah?"

„Aber, Mutter! — Breite, etwas gebückte Figur, Vollbart — nicht wahr?"

„Grauen Vollbart hatt' er, ja. — Wundere dich nicht, er war alt; wir waren beide alt — ich nahe an vierzig — als wir uns nahmen. Wir hatten's uns lange überlegt. Aber nun sollt es auch was Solides, Vernünftiges werden — nichts von Katz und Hund — so auf zwanzig, dreißig Jahre noch, bis eins zusammen mit dem andern geht. — Aus den zwanzig, dreißig wurden's knapp sechs. Da fiel der Thürrahmen ihm aufs Kreuz im Neubau auf der Breitenstraße, Nummer 55 jetzt, — er hatte die Zimmerarbeiten daran — und da brachten's ihn mir, zerschlagen, ohne Sprache, bloß noch die Augen 'ne Weile lebendig, die helle Angst drin."

Diese tieftraurige Episode jener Augen, die gleichsam verzweifelt nach den noch rückständigen vierundzwanzig Glücksjahren ausblickten, sie erzählte ihm die

Digitized by Google

nicht zum ersten Male. Wo wollte sie hinaus? Würde sie bald deutlicher werden?

„Lieber Gott, du warst ein Kind wie Kinder sind. Du kamst vom Spiel hereingerast. Ich wartete auf den Doktor. Ich weinte nicht, dazu war ich zu sehr herunter. Und weil ich nicht weinte, merktest du wohl nicht, daß was vorging. Ich gab dir Zeichen. Du schriest: ‚Mutter, Brot! Ein groß Stück! Aber schnell, schnell, ich muß wieder raus!‘

„‚Alfred, der Vater ist da. Sieh ihn dir an! Er ist krank!‘ rief ich und zog dich ans Sterbebett. Nun schwiegst du neugierig und bliebst. Aber nach kaum fünf Minuten, gerade wie ich fühlte, daß es mit ihm zu Ende war — daß er gegangen, ohne mich mitzunehmen, da merkt ich's auch an deinem nach dem Straßenfenster gewandten Kopf — draußen juchzten gerade deine Kameraden hell auf —, ich merkt es, daß ich nun recht al— —“

„Mutter!“ Er setzte sich leise neben sie auf den Bettrand. Er verstand, ein letztes Thor zu ihrem innersten Herzen war bereit, sich ihm zu öffnen.

„Na — — die Tage kamen, wo ich weinen konnte. Ich hatte keinen auf der Welt zum Mitweinen, bloß dich. Du thatst es gern und reichlich, mein Jung, — und doch warst du weit weg von mir. Du thatst mir sogar weh — so weh wie nie bis da oder nachher. Sei ruhig, mein Jung, ich fühl's heut nicht mehr. — Am Abend vor dem Begräbnis wollt ich dich mit Gewalt mir näher holen, mir war das Herz auch zu voll; ich wollt dir klar machen, wie es ist, wenn man mitten im schönsten Leben krank wird und stirbt und begraben wird, und wie alle wieder nach Hause gehen vom Grabe, bloß der Eine nicht, nicht gleich, nicht später, nie, niemals —! Und du spitztest das Mäulchen, mein Jung, und fragtest mich: ‚Nicht wahr, Mutterchen, wir fahren doch ins Begräbnis?‘ Nachbars Otto hätt' gesagt, wir müßten zu Fuß hinterher, und das wär doch gar nicht fein; du führest auch für dein Leben gern! Ach bitte, bitte, schön fahren! — — Ob ich da wohl allein war, mein Jung?! — — Und wie hast du mich am nächsten Morgen erst gequält mit deiner Unruhe zu Thür und Fenster hinaus; dein Herz suchte das große Glück: den Wagen mit den schönen Pferden! — Mir ist auch, als fühl ich noch jetzt deine Hand zittern, wie du mich auf dem Wege zwischen den Gräbern sacht herabziehst und ins Ohr frägst: ‚Müssen wir nachher geh'n?‘ — — So war eigentlich mein zweitgrößter Schmerzenstag für dich ein Fest. Ob du mich da verstandst?“ Sie lächelt — ein rechtes Dämmerungslächeln. „Nur gut, daß ich dich, wie ich ruhiger wurde, verstand, ja, ja! — daß ich einsah, wie du mir mit jedem Jahr näher wachsen würdest, bis —“ Sie stockt.

„Bis ich eines Abends dir gründlich vorbeigewachsen sein würde.“ Das klingt für einen Egoisten so weich.

„Ja,“ nickt sie gütig, „und nun verstehn wir uns beide nicht mehr.“

„Gar nicht, Mütterchen, und das Unglück ist fertig!“ — Merkwürdig, mit diesem düstern Wort gerade schien das alte Dämmerungsglück wieder voll

Digitized by Google

und ganz da zu sein. Er kam sich plötzlich mit seinem vierundzwanzigstündigen Märtyrtum recht dumm vor.

„So, nun kannst du mir wieder was von dem Herrn Nietzsche erzählen," meinte die Alte versöhnlich.

Er aber begehrte heiß gegen sich auf:

„Daß ich dich zum zweitenmal allein lassen konnte, jetzt mit achtzehn Jahren, wie damals mit fünf! Was wär' nur geworden — aus dir — aus uns beiden!"

„Ich glaub', ich hätt' mit deinem Vormund gesprochen."

„Wie?" Er war drauf und dran, aus allen Himmeln zu fallen.

„Ich hätt' ihm gesagt," fuhr sie ruhig-heiter fort, „daß er damals recht gehabt, mich zu warnen: ‚Auf je höhere Schulen Sie den Jungen schicken, desto größeres Unglück schaffen Sie sich!'"

„Und du?"

„Ich dankte ihm und that was ich that. — Ja, du glaubst nicht, was einzige Söhne für leichtsinnige Mütter haben!"

Ein Sprung — er lag zu ihren Füßen. „Muttchen, du bester, du einziger Kamerad! Wie bist du schön! Hör mich und sieh meine Schwurfinger: Von jetzt an wird nicht mehr Dämmerung geschwänzt!"

Gewiß, seine Jugend wandelte fernerhin Wolkenbahnen — es war ihr unbestreitbares Recht! — allabendlich aber legte das Alter seine kühle, ordnende Hand ihr auf die heiße, zuckende Stirn. Und ob das gut that?! —

Digitized by Google

Neue Romane und Novellen.

Unter den acht Romanen, die mir heute zur Begutachtung vorliegen, sind merkwürdigerweise nur drei weibliche; um bezeichnend zu sein für die Beteiligung des schöneren, plauderfrohen Geschlechtes an den vielen, vielen Romanen und Erzählungen, die uns in jedem Jahr beschert werden, müßte das Verhältnis mindestens umgekehrt sein. Mindestens! Denn selbst unter männlichen Decknamen stecken noch so und so oft verschämte Damen; und als ich einmal einige, die mich selbst im Unklaren gelassen hatten, zur Rede stellte, hieß es: „Hätten Sie gewußt, daß Sie's mit einer Dame zu thun haben, so hätten Sie die Manuskripte aus Vorurteil nicht angenommen!" So geht Falschheit um in diesem schreibfrohen Völkchen, und Eva, die Stammmutter, wurde nicht umsonst von einer Schlange beraten. Wer weiß also, ob nicht auch unter diesen fünf Männern noch eine verkappte Frau steckt? Aus leichteren Erzählungen, die sich nicht zur Höhe starker und großer Poesie erheben, ist das nur für den vieljährigen Beobachter mit Sicherheit herauszufühlen.

Daß z. B. G. von Berlepsch („Bergvolk," Novellen; Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) Goswina heißt, und nicht etwa Georg oder Gerhard, kann der unbefangene Leser, der fröhlich mit dem Stoffe schwimmt, nicht sofort herausfühlen, wenn er die bekannte Oesterreicherin nicht ohnehin kennt. Diese Novellen, ein kleiner Band von 225 Seiten, sind ein äußerst frisches Buch, ein Buch aus den Bergen, sehr warmherzig und sehr naturinnig. „Ein Bergbach, wild, wasserreich, zieht durch das enge Thal und erfüllt es mit seinem Rauschen. Ueber gewaltige Felstrümmer stürzt und schäumt er in tollen Sätzen, in reißenden Strudeln und hochaufstäubenden Garben dahin . . ." In dieser Stimmung der ersten Zeilen bleibt man das ganze Buch hindurch. Vom „neuen Herrgott", dem gar vermorschten und verkümmerten Kruzifix am Kreuzweg, handelt das erste Geschichtlein; wie nämlich der alten Gertraud der „Schutzgeist" erschien, so daß sie zum Pfarrer lief und bis an ihr spätes Ende über diese Gnade selig blieb: item, es war aber nur der kleine Davidl gewesen aus dem Schupfenbauernhaus, der Davidl mit dem blonden Engelskopf. Die Skizze holt etwas weit aus und verflüchtigt sich ein bißchen gegen Ende, statt sich straff um das

Digitized by Google

Hauptereignis zu gruppieren; auch die zweite, „Requiescat", ist nur eine unscheinbare Plauderei. Um so trefflicher ist die dritte, „Auch ein Künstler", die von einem einfältiglichen Bauernkünstler herzerfrischend zu erzählen weiß, voll warmen Gemütes; und dasselbe gilt von dem herzigen Bild „Wenn Engelszungen reden": wie eine brave Mutter samt ihren Kindern am linden Sonntagabend dem betrunken heimkehrenden Vater ein geistlich Lied singt, und wie der zitternde Gesang der angstvollen Kleinen den Alten zu Thränen bewegt und zur Besserung führt. Der „Nachtwächter von Schlurn" ist ein eigenartiges, herbes Charakterbild, so ein Bauernoriginal in Roseggers oder auch Anzengrubers Art, hart und herb. Die Sprache und Schilderungsweise der Verfasserin ist besonders hier oft recht drastisch und überraschend; der Schluß freilich grell und hart. Alles in allem ein unterhaltsames und gesundes Buch.

Die neuen Romane von A. von Gersdorff („Von Todes Gnaden", Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) und A. von Klinckowström (Verlorene Liebesmüh', ebendort) führen uns weit ab von diesen einfachen Bergmenschen ins norddeutsche Flachland, beide in dieselben Kreise, in den preußischen Adel. Die Luftveränderung ist in der That stark; die Stilveränderung auch. Hier sind wir nun mitten in der gebildeten und verbildeten vornehmen Gesellschaft; die Satire fängt an, die Kritik setzt ein, die Unbefangenheit verflog. Ich weiß nicht, ob die Schilderung gewisser Zustände in unserem Offizierkorps, die Rolle, die z. B. das Spiel einnimmt, dies Schuldenmachen hinter einander weg u. s. w., nicht, trotz der letzten Prozesse, zu scharf ins Licht gesetzt ist. Von Todes Gnaden würde dem Leutnant von Wahlbeck das Gut Seloschin zufallen, der Seloschiner Gutsherr liegt im Sterben; der junge Mann, ein ziemlich fader Durchschnittsmensch, verlobt sich also flugs; da aber an Heirat noch nicht zu denken ist und der Schwiegervater plötzlich stirbt, so tritt seine ernste Braut zunächst ins Diakonissenhaus ein. Von dort wird sie nun — seltsame Verkettung! — zur Pflege an das Todesbett des Mannes geschickt, auf dessen Tod sie und der sorglose Leutnant ja eigentlich warten. Hier aber erst, in so ernster Stille, im Briefwechsel mit dem Berliner Leutnant, merkt sie ihren inneren Gegensatz zu jenem leichten Fritz; und noch an einem anderen Menschenbild wird sie sich dieses Gegensatzes erst recht bewußt: an dem sterbenden Saloschiner Herrn, der aber unter ihrer Pflege mehr und mehr genest. Ihn fängt sie an zu lieben und — — Soweit wäre nun die Geschichte psychologisch und sittengeschichtlich sehr fein und trefflich. Aber jetzt gerät Frau von Gersdorff in arge Seltsamkeiten hinein, die einem boshaften Krittler fast den Vergleich mit den grellen Wirkungen der Kolportageromane nahelegen könnten. Es stellt sich nämlich heraus, daß dieser Saloschiner Kranke von seiner bisherigen Haushälterin mit wunderbar wirkenden, langsam tötenden Pillen -- vergiftet ist; und es stellt sich heraus, daß diese feine, ruhige, würdige Dame keine harmlose russische Witwe, sondern eine italienische Gattin eines der berüchtigtsten Giftmischer ist; es stellt sich heraus, daß sie auf ihren Anteil am Testament des Patienten wartet, um ihren Gatten aus dem Zuchthaus zu befreien; es wird mit geheimen Thüren operiert, mit roten und weißen Pillen, Giften und Gegengiften, die sie in einem Kreuzchen am Halse trägt — kurzum, hier streiken wir und gehen nimmer mit. Die Phantasie ist mit dem starken Erzählungstalent der Verfasserin gründlich durchgegangen.

Digitized by Google

Und doch ist der ganze Roman in mancher Beziehung packender als der kompositionell viel straffere und höher stehende „Verlorene Liebesmüh'". Lange weiß man in diesem Sittenbild nicht, wen von diesen nicht eben sympathischen, nicht seelisch reichen Menschen man eigentlich nun als Gegencharakter in so viel kühler Ablehnung im Auge behalten soll. Endlich hält man an der emanzipierten und gesucht einfachen — denn das ist sie doch! — Rena Seidelmann und an dem gleichfalls ja ganz gutherzigen, korrekten und pflichttreuen, aber weiß Gott nicht sehr bedeutenden Lankendorf fest. Und insofern ist der Roman, wie ich sagte, vortrefflich komponiert: von der Ausfahrt auf Lankendorfs Gut bis zu seiner Heimfahrt im kalten Winter, hinter ihm die eitle, zerfahrene Stadt, ist eine logische und nun in sich abgeschlossene Entwicklung gefunden, ein nicht sehr erquickendes, aber wahrheitstrenges Sittenbild aus den Kreisen des Adels und der Gardeoffiziere. Daß aber die wachsende Verlumpung eines Offiziers, der außer einer hervorragenden, frechen Liebenswürdigkeit keine seelische oder geistige Bedeutung weiter besitzt, das Rückgrat der Erzählung bildet, das ist das Peinliche und die Schwäche dieses übrigens in der Charakteristik sehr sicheren Werkes. Das Buch macht uns mit gar zu viel gesellschaftlichen Flachköpfen bekannt, die von den drei Originalen Meinhardt, Seidelmann und in gewissem Sinne Lankendorf denn doch nicht in unserem Empfinden sieghaft überwunden oder aufgewogen werden. Trotz des viel peinlicheren Stoffes, sofern die Krankengeschichte dort eine starke Rolle spielt, gebe ich dem Roman der Frau von Gersdorff in dieser Hinsicht den Vorzug: sie hat in dem Gutsherrn und seiner Pflegerin warme, herzliche Innerlichkeit der Flachheit und Fadheit gegenüber gestellt, wenn sie auch dadurch konventioneller geworden ist.

In vieler Beziehung mit diesen beiden Büchern verwandt ist das Unsittenbild „Nur durch den Tod" von Leo Norberg (Leipzig, Grübel & Sommerlatte). Nur sind wir hier aus dem kühleren Berlin ins leichtere, zappelige, österreichische Leben der Reichen und Armen, der Dachstuben, Ateliers und glänzenden Hochparterres hinübergewandert. Es ist viel Leben, geschwätziges Leben, in diesen 479 Seiten, und dies Leben täuscht in gewissem Sinne über die sehr einseitige und untiefe Charakteristik weg. Nur die Hauptperson, diese Lulli, deren Nixenaugen einen reichen Sonderling zur Mesalliance verführen, die ihm aber dann die Hölle heiß macht und zu unzähligen bösen Verwicklungen Anlaß giebt, ist vertieft und oft mit sehr guter Beobachtungskraft in ihrer schlimmen Entwicklung gezeichnet. Im übrigen geht aber durch das Buch, das in seiner zweiten Hälfte übrigens sehr zu fesseln weiß, wenn auch der Schluß wieder unsicher wird, ein so böser Ton, so viel Haß und Aufregung, daß man unwillkürlich denkt: „Na, der Epiker Leo Norberg ist noch nicht fertig, weder mit sich, noch mit der Welt." Das Buch läuft bezeichnenderweise in einen Klageruf nach dem Ehescheidungsgesetz in den k. k. Staaten aus und schließt mit den fettgedruckten Worten: „Reform! Wann?" Eine künstlerische Geschmacklosigkeit, die leider in dem erregten Sittenbild nicht die einzige ist.

Nun aber wollen wir uns zur erfrischenden Abwechslung einen markigen, vollen Mann herausholen: Adolf Bartels, dessen Erstlingsroman „Die Dithmarscher" (Kiel und Leipzig, Verlag von Lipsius & Tischer) trotz vieler spröder Stellen im ganzen eine sehr tüchtige Gestaltungskraft verrät. Es ist von den vorliegenden acht Büchern das wertvollste, gesund in Empfindung und

Digitized by Google

Darstellung, ernst und tief in der Erfassung von Geschichte und Personen, und von einer starken Heimatsliebe innig durchtränkt. Bartels hat sich bisher mehr als Kritiker, manchmal etwas querköpfiger Art, bekannt gemacht; an seinem Landsmann Hebbel hat er natürlich tiefe Freude und hat auch ein wenig von dessen verbohrter Art, wenn er auch dessen Tiefe und bitteren, wuchtigen Ernst zu erreichen keinerlei Anspruch erhebt. Der Roman zerlegt sich in vier Teile, von denen der erste, nach einigem Zögern und Tasten, und der dritte die geschlossenste Komposition, die kraftvollste Schilderung aufweisen, während der zweite, die Einführung der Reformation, und der Schluß, die letzte Fehde, zu sehr zerflattern. Mit der siegreichen Schlacht von Hemmingstedt, die eine natürliche Ausströmung dithmarsischer Kraft und Einheit war, also mit der Glanzzeit Dithmarschens (um 1500), beginnt das Werk; die Schilderung ist, bei aller chronikartigen Ruhe des niederdeutschen Erzählers, zum Teil von packender Kraft. Ebenso anschaulich ist der dritte Teil, der Zerfall der Geschlechter unter den Einwirkungen der neuen Zeit. Das Ganze ist künstlerisch zusammengehalten durch die Schicksale einer hervorragenden dithmarsischen Familie, von der uns besonders Johannes Holm durch das ganze Buch begleitet, als ein Schatten des alten, ungebrochenen, erst kraftvoll-frischen, dann vertrutzten, verrannten, entarteten Dithmarschen. Es ist schade, daß der zweite und vierte Teil des umfangreichen Werkes nicht viel straffer zusammengezogen sind; zumal der Schluß ist nur das qualvolle Mitansehen eines Ausgangs, den wir schon im dritten Teil kommen sahen; die kurz gestreiften Liebesgeschichten der zwei jungen, leider recht zeitgemäß gewordenen Dithmarscher, die hier das erwärmende, persönliche Element bilden, fesselt uns so spät nicht mehr. Der Verfasser selbst schrieb hier offenbar nicht mehr mit konzentrierter Willenskraft. Auch die Einführung der Reformation durch Heinrich von Zütphen, im zweiten Teil, ist zu sehr Episode und Uebergang. Trotzdem wird das Buch jedem, der das harte Volk dort an der Wasserkante in seiner Eigenart liebt oder aus eigener Anschauung kennt, eine tiefe Freude schaffen; mir persönlich war die Bauernart, das Nationale, das Keusche und Ernste, und nicht zum mindesten die gesunde Meerluft dieser Chronik eine kühlende Erquickung.

Da ich doch einmal an der Wasserkante bin: da spielt in unmittelbarer Nähe ein freilich ganz und gar von dieser Geschichte der marckigen Dithmarscher verschiedener — Kriminalroman von Dietrich Theden. „Der Friesenpastor" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt) ist sein klangvoller Titel, und ein verbohrter Bauernschädel schlimmster Sorte ist sein verbrecherischer „Held". Dierck Skagen hat um des Pastors Tochter angehalten, holt sich aber einen Korb: das erbittert ihn gegen den Ehrenmann, und mit Hilfe seines Bruders, verkniffen und raffiniert, spielt er dem ahnungslosen Mann einen bösen Streich und bringt ihn zuletzt als einen Totschläger vor Gericht. Der Schein ist verblüffenderweise gegen den Pastor, er wird verurteilt; aber der Rührigkeit und Findigkeit seines Schwiegersohnes und eines Kriminalbeamten gelingt es doch, den verwickelten Fall aufzuhellen und den Bauern zu fassen. Dieser Teil der Erzählung ist spannend, wie eben jeder leidlich erzählte Kriminalroman, der Schluß zum Teil ergreifend, das Ganze freilich ohne jeden künstlerischen oder dichterischen Wert, weder in Psychologie und Charakteristik, noch besonders im Stil und in der Tonart der Schilderung. Aber eine gewisse Einfachheit und Be-

Digitized by Google

sonnenheit, die der Verfasser trotz des verführerischen Stoffes in seiner Vortragsweise beibehalten hat, verdient Anerkennung.

Dichterisch und künstlerisch nicht wertvoller, aber viel blühender, ja von außerordentlich blühender, überwuchernder, urwaldähnlicher, tropischer Phantasie, von den Indianergeschichten unserer holden Jugendzeit gleiches Fleisch und Blut ist Alexander Olindas breiter Roman: „Im Herzen Central-Amerikas“ (Köln, Albert Ahn). Der Verfasser (eigentlich: Reinhold Christian Alexander Schmidt) ist geborener Livländer, hat in Deutschland moderne Sprachen und Staatswissenschaften studiert, war journalistisch und schriftstellerisch viel thätig und hat größere Reisen hinter sich. Ein Mann, der mehr in praktischem Leben steht, mit einem Bedürfnis nach weiten Horizonten, mit einem Zug nach des flacheren Gerstäckers und des besseren Sealsfields Art, ein Mann, den der Stoff um des Stoffes willen reizt, der den Stoff massenhaft heranschleppt und mit Wonne knetet. Nein, was diese Konsulsfamilie in Nicaragua alles erlebt! Und doch sind es, von der bei dieser Masse gar nicht ungeschickten Komposition und von einer lebhaften Erzählungsgabe abgesehen, zwei Momente, die den bunten Roman etwas erhöhen: zunächst die unbestreitbare landschaftliche Schilderungskunst, die auf eigener Anschauung beruht und die für jene Ferne ordentlich begeistert, zweitens das Hereinspielen eines nationalen Schimmers durch die Verwicklung mit Nicaragua (im März 1878), die ja damals sogar zur Entsendung eines deutschen Geschwaders führte. Und so liest sich die lebhafte Räuber- und Indianergeschichte denn doch noch, wenn auch unter manchem Lächeln, selbst für den Reifen mit einigem Genuß, zumal die wackeren Leutchen allemal aus ihren schier unglaublichen Abenteuern mit heiler Haut entrinnen, der Bösewicht aber elend umkommt.

Aus dieser Weite kehren wir zuletzt in liebe, trauliche Enge heim, in den traulichsten deutschen Gau, dessen Mundart, zumal von schöner Stimme, mich an und für sich schon ergötzt und beglückt: ins herzige Schwabenländle. Von Hölderlins erster Jugendliebe erzählt uns Dr. Karl Müller-Rastatt, der auch Hölderlins Biograph ist, in einem innigen Idyll, voll Seele und Gemüt, voll Reinheit und Jugendstimmung. „In die Nacht! Ein Dichterleben“ (Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs) hat er leider sein Buch überschreiben müssen; denn des schönheitsdurstigen Hölderlin, der mit der tiefsten Seele das Land der Griechen, ein Märchenland, suchte und mit der Wirklichkeit so gar nicht zurecht kam, unseliger Lebensweg ging ja in die Nacht. Es ist nicht etwa die spätere Liebe zur unsterblichen Diotima, es ist eine süße Knabenliebe des Sechzehnjährigen im Maulbronner Kloster zu Luise Nast. Er hat sie dann freilich bald vergessen; auch das schöne und tiefempfindende, aber gesunde Mädchen hat sich später glücklich verheiratet, als die Wunde vernarbt war. Erschütternd ist die letzte Scene, der Anhang: ein Wiedersehen der runden, munteren, glücklichen Frau mit ihrem irrsinnigen Jugendgeliebten in jenem bekannten Tübinger Turmgemach. Das Buch ist künstlerisch nicht anspruchsvoll; aber es ist ein liebes Buch, es liegt etwas von jener süßen Stimmung darüber, die wir alle einst erlebten, und die Gestalt Hölderlins erhöht das Interesse an der einfachen Geschichte. E. Lhd.

Digitized by Google

Einleitung in die Philosophie. Von Oswald Külpe, Professor an der Universität Würzburg. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1898. Mk. 4.—.

Wenngleich ich mich der philosophischen Richtung, die Külpe vertritt, nur teilweise anschließen kann, so muß ich doch jedesfalls anerkennen, daß der Verfasser der „Einleitung" in Darstellung und Kritik der verschiedenen Ansichten mit lobenswerter Objektivität verfährt. Nach einer begrifflichen Bestimmung der Aufgabe einer Einleitung in die Philosophie erörtert Külpe Begriff und Einteilung der Philosophie, betrachtet dann im zweiten Kapitel die allgemeinen und speziellen philosophischen Disziplinen und beleuchtet endlich im dritten Kapitel die verschiedenen metaphysischen, erkenntnistheoretischen, sowie ethischen Richtungen historisch-kritisch. Im Schlußkapitel präzisiert Külpe seinen eigenen Standpunkt zu den Aufgaben der Philosophie: Die erste besteht in der „wissenschaftlichen Ausbildung einer Weltansicht, die als Abschluß und Zusammenfassung der wissenschaftlichen Erkenntnis zugleich dem praktischen Bedürfnis nach einer begründeten Lebensanschauung genügt," die zweite in der „Untersuchung der Voraussetzungen aller Wissenschaft," die dritte in der „Vorbereitung neuer Einzelwissenschaften und einzelwissenschaftlicher Erkenntnisse" (S. 260 ff.). Den Wert und die Notwendigkeit einer wissenschaftlich fundierten Metaphysik betont Külpe dem Positivismus und Neukantianismus gegenüber mit vollem Rechte. Die Erkenntnislehre will er von der Psychologie streng geschieden wissen, was ich in dieser Schroffheit nicht billigen kann. Auch glaube ich keineswegs, daß der metaphysische Dualismus die „wahrscheinlichste" Weltanschauung ist, wiewohl ich mit Külpe in der Ablehnung des Materialismus durchaus einig bin. Der Theismus ist nach Külpe „die unseren praktischen Bedürfnissen angemessenste theologische Richtung" (S. 185).

Die historische Behandlung der Probleme ist für Anfänger sehr instruktiv; sie wird durch eine ausgewählte Zahl von Litteraturangaben unterstützt. Bei aller Gründlichkeit ist das Buch recht klar und anregend geschrieben; es zeigt, welche Standpunkte in den Gebieten der Philosophie überhaupt möglich sind, und orientiert auch darüber, welche von diesen Standpunkten sich gegenwärtig im Vordergrunde befinden. Jedem, der für Philosophie Interesse hat, wird Külpes Buch ausgezeichnete Dienste leisten. **R. E.**

Feldbriefe. Von Heinrich Rindfleisch. 1870—71. Herausgegeben von Eduard Arnold. 5. Auflage. Mit einem Bilde des Verf. und einer Karte. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. 1898. 234 S. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Von einem, der nach seinem eigenen Ausdrucke „das spezifische Bißchen in sich trägt, was man Liebe und Schwärmerei für die deutsche Nation nennt." Der Verfasser, der 1883 als Unterstaatssekretär im Justizministerium zu Berlin noch nicht fünfzig Jahre alt gestorben ist, hat den großen Krieg als Landwehroffizier bei dem 7. westfälischen Inf.-Reg. Nr. 56 mitgemacht. Die Belagerung von Metz, die Schlacht bei Beaune la Rolande, die Gefechte bei Le Mans und vor Naval sind die Höhepunkte seiner militärischen Thätigkeit, aus der er das eiserne Kreuz heimbrachte. Die zumeist an die Gattin gerichteten Briefe geben einen guten Einblick in das Treiben und Wogen einer großen Zeit, wenn auch die diese Zeit bewegenden Persönlichkeiten nur wenig hervortreten; zugleich lassen sie uns in einem durch und durch deutschen Mannesherzen lesen. Ich hoffe, daß es deren in unsern Tagen noch mehr giebt, als es äußerlich oft den Anschein hat!

Joh. Quandt.

Digitized by Google

Die Stütze der Familie. Ein Roman von Alphonse Daudet. (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.)

Raimund Eudaline ist der älteste Sohn eines Mannes, der als Tischlergeselle begonnen, sich darnach zum Meister emporgeschwungen hat und der schließlich durch verfehlte Bauspekulationen, in die er das Geld eines alten Freundes hineingesteckt hat, bankerott geworden ist. Aus dieser Kalamität glaubt er sich nur durch einen Selbstmord ziehen zu können, indem er hofft, durch seinen freiwilligen Tod seinen Freund und seinen Hauswirt, einen Minister, dem er die Miete schuldig geblieben ist, versöhnen und für seine Familie interessieren zu können, was ihm auch gelingt. In einem Briefe, den er hinterläßt, ernennt er seinen ältesten Sohn Raimund, einen Knaben von 14 Jahren, feierlich zu seinem Nachfolger als Ernährer, als „Stütze der Familie". Es scheint, als habe die Verantwortung, die damit auf die Schultern des halbwüchsigen Jungen gelegt wird, seinen Willen gelähmt, ihn schlaff und unfähig gemacht. Der Knabe, der bis dahin in seiner Schule stets den Preis für fleißiges und tüchtiges Lernen davontrug, wird langsam, eitel, untüchtig und kommt mit seinen Studien nicht von der Stelle. Es geht ihm vollständig die Fähigkeit ab, sich zu konzentrieren, er versucht bald dieses, bald jenes Studium, bringt es aber nie zu etwas Rechtem, so daß sein jüngerer Bruder Antonin, ein kleiner, unscheinbarer Mensch, dem seit dem gewaltsamen Ende des Vaters ein Stottern geblieben ist, der eigentliche Ernährer, die eigentliche Stütze der Familie wird. Antonin, der zu seinem älteren, schönen Studentenbruder wie zu einem höheren Wesen emporschaut, ist der Edelmut, die Uneigennützigkeit in Person. Durch seine Arbeit (er ist einfacher Arbeiter elektrischer Apparate geworden) ernährt er Mutter, Schwester und Bruder, richtet letzterem eine eigene Wohnung ein und ermöglicht ihm dadurch, mit den vornehmen Kreisen Umgang zu pflegen, in die er durch die Protektion des Ministers hineingeraten ist. Beide Brüder lieben dasselbe Mädchen, nämlich die Tochter des alten Freundes ihres Vaters, und Raimund nimmt von ihr alles entgegen, ihre Person und ihr Geld, um sie schließlich im Stich zu lassen, nachdem letzteres verbraucht ist. Zu feige, um die Folgen seiner Handlungsweise auf sich zu nehmen, nimmt er Reißaus, indem er sich für seinen Bruder stellt und als Freiwilliger des Seebataillons ins Ausland geht. In einem Briefe legt er seinem Bruder die Sorge für das von ihm verlassene Mädchen und sein Kind ans Herz und schließt mit folgenden Worten: Toni, Tantchen, ich bitte euch, laßt mein Kind nicht Latein lernen, laßt es keine klassischen Studien machen. Indem mein Vater das Gegenteil für seinen Sohn erbat, brachte er mich ins Unglück. . . . .

Der Roman, der recht breit angelegt ist, liest sich interessant und enthält — neben seinen künstlerischen Vorzügen — viel Material zur Kenntnis des modernen Frankreichs. —r.

Intrigue, eine Komödie, und **Lösung durch ein Wunder.** Historie von P. P. Chrusen. Berlin, 1898. Verlag von J. Harrwitz Nachf. (E. H. Kehrbach). Litter. Bureau des Deutschen Schriftsteller-Verbandes.

Ersteres Spiel behandelt eine an sich etwas unwahrscheinliche, aber launig erzählte Anekdote, in der trotz väterlicher Abneigung der Hans seine Grete heimholt. Ein Reichsgraf, eine Reichsgräfin, eine Comtesse und ein Theaterdirektor helfen das sich liebende Paar unter die Haube bringen.

Das zweite Stückchen ist in recht lustigen Versen geschrieben, eine Verwechselungskomödie alten Genres — „Das größte Wunder ist ein Spaß, nicht teuer, ei beileibe! Ein Kunststück, billig, nur von Glas . . . Wer zahlt die Fensterscheibe?" — Auch dieses Bühnenspiel endet mit der obligaten Hochzeitsfeier.

Digitized by Google

Die Kraft des Glaubens. Schauspiel von Hermann Arno. Brandenburg a. H. Martin Evenius. 1898.

Im bewußten Gegensatz zu Hebbel's Judith geschrieben, deren „Schönheit die der Tollkirsche ist; ihr Genuß bringt Wahnsinn und Tod". Daher giebt ihr der Verfasser im schwierigen Moment der Tötung des Holofernes einen Engel mit dem traditionellen Flammenschwert zur Seite. Die alles überwindende Kraft des Glaubens, im alttestamentlichen Sinne, wird veranschaulicht, und zwar in einer meist sehr glücklichen Sprache, die nur ab und zu etwas konventionell wirkt. Vergleiche zwischen den Hebbel'schen und den Arno'schen Charakteren darf man nicht ziehen, aber immerhin ist es eine beachtenswerte Arbeit, die sich gleichwohl die Bühne ebenso wenig erobern wird wie die beiden Bühnenspiele.

Zoozmann.

Der Märchensucher. Liebe. Zwei Erzählungen von Heinrich Ilgenstein. Berlin, Verlag von Schweitzer und Mohr.

Es sind zwei einfache Geschichten, die aber mit schlichter Anmut erzählt sind. Die erste, deren Titel nicht besonders glücklich gewählt erscheint, enthält ein Stückchen Menschenleben, wie es ja oft genug vorkommen mag, die Geschichte einer traurigen Jugend, die als gute Schule dient für den heranwachsenden, dem Idealen zugeneigten Helden, der zuletzt noch trotz etwas träumerischen Wesens sein Glück gefunden zu haben scheint in Liebe und litterarischer Thätigkeit. Ein Stich ins Sentimentale wird die Erzählung empfindsamen Naturen vielleicht sympathisch erscheinen lassen. Ebenso auch die zweite, „Liebe", eigentlich eine Art Rosenmärchen, eine kleine Skizze, die, ohne gerade tief zu sein, in Erfindung und Ausführung gleichfalls nicht ungefällig ist.

Der dritte Bruder (Schlaf, Tod, Wahnsinn). Von Adine Gemberg. Verlegt bei Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig.

Nachdem ich das Buch durchgelesen hatte, sah ich unwillkürlich noch einmal nach dem Titelblatte. Es war kein Zweifel, da steht Adine Gemberg, es ist wirklich eine Frau, welche diese 10 Geschichten geschrieben hat. Alle Achtung vor der Schärfe ihrer Beobachtung, vor der Anschaulichkeit ihrer Darstellung und vor der ziemlichen Genauigkeit ihrer psychologischen Analysen, aber ein düsteres Buch ist es, dessen einzelne Erzählungen auf der Schattenseite des Lebens gewachsen sind. Ein pathologisches Interesse wecken sie mehr oder minder alle, ein ästhetisches nicht immer, und die Frage, inwieweit solche Stoffe künstlerische Berechtigung haben, ist mindestens noch immer diskutierbar. Die Verfasserin scheint die Darstellung krankhafter Seelenzustände zu ihrer besonderen Domäne erwählt zu haben. Das ist Geschmackssache, aber ich gestehe, daß es mich einigermaßen seltsam berührt, wenn eine Frau Wege betritt, auf denen sonst nur der Psychiater zu wandeln pflegt. Diese Geschichten werden darum auch nicht jedermanns Sache sein, und um manche mit objektiver Ruhe lesen zu können, muß man ziemlich kräftige Nerven besitzen. Einzelnes, wie „Gedankensünde", ist bis in die Details hinein mit grauenhafter Deutlichkeit geschildert und wirkt in hohem Grade aufregend. Und doch sind die Erzählungen mit derart konkreten Grundlagen eigentlich die besten. Wo die Verfasserin diesen Boden verläßt und in das Gebiet des Visionären gerät, hat man beinahe den Eindruck des Märchenhaften, in dem auch die schöne Phrase zu ihrem Recht zu kommen sucht. — Ein Talent eigener Art ist Adine Gemberg, das soll nicht geleugnet werden, aber es wäre zu beklagen, wenn dieses Talent nur in solch düsterem Realismus seine Erfolge suchen und finden sollte. Nicht verschweigen möchte ich aber, daß in diesen Geschichten mit-

Digitized by Google

unter auch in die Zellen der armen Unglücklichen Streiflichter fallen, die zum Nachdenken über deren Behandlung in Irrenhäusern anregen und immer wieder den heißen Wunsch erwecken, daß gerade für Kranke dieser Art der Arzt kein nach der Schablone wirkender Mietling, sondern ein Mann mit warmem Herzen und feinem psychologischen Verständnis für die Individualität sein möge. Die Geschichte von Clara Helmke („Kranke Liebe") erscheint in dieser Beziehung recht lehrreich.

Sehnsucht — Schönheit — Dämmerung. Die Geschichte einer Jugend. Roman von S. Hoechstetter. Verlegt bei Schuster und Löffler, Berlin und Leipzig.

Der Verfasser begegnet mir zum ersten Male, trotzdem er bereits drei Bücher veröffentlicht hat. Daß er zur „Moderne" schwört, verleugnet er nicht — schon der Titel ist bezeichnend gewählt — aber er hat ihr Wesen ungleich richtiger erfaßt, als mancher seiner Genossen, der darüber in den Sumpf der Trivialität geraten ist. Hoechstetters Roman verdient Beachtung, er ist die Kundgebung eines nach psychologischer Tiefe und sprachlicher Schönheit ringenden Geistes. Auch das Problem ist immerhin — wenngleich nicht in jeder Hinsicht — eigenartig und neu genug. Das Weib, das im Vollglanz seiner Schönheit, im Vollbewußtsein der hingebenden Anbetung eines heißgeliebten Gatten freiwillig sich den Tod giebt, weil ihr das höchste Glück erreicht scheint, über das hinaus es kein „Mehr", nur ein „Weniger" geben kann, ist in der Litteratur nicht neu; aber neu erscheint es mir, daß damit die Geschichte nicht zu Ende ist, sondern daß ihr psychologisch tiefster Teil nun erst beginnt. Die ringende Mannesseele, in welcher der Nachglanz der für sie gestorbenen leiblichen Schönheit weiter lebt, bis sie ein Werk geschaffen, das reif und groß genug ist, sich im Sinne der Verstorbenen ein Denkmal damit zu setzen, und die nun ihre Mission erfüllt glaubt und meint, der Geliebten im Tode folgen zu dürfen, — sie hat nur eine Stunde lang sich verirrt in sinnliches Vergessen, und nun hält die Pflicht, wie zur Buße, sie im Dasein zurück. Der Bund, den der Held mit einem andern Weibe, das einst wie er bewundernd und anbetend an der Schönheit und Herrlichkeit seiner ersten Gattin hing, eingegangen zu dem Zwecke, den Kultus ihrer Verehrung für die Tote zu vereinigen, hat in einer schwachen Stunde ein neues Leben werden lassen, für das der Mann sich erhalten muß, auch wenn der Traum der Jugend und Schönheit für ihn vorüber ist. Das ist das Ausklingen, die Dämmerung, und diese Schlußwendung ist fein und wahr. Alles aber ist sehr ansprechend und poesievoll erzählt, und namentlich der zweite Teil des Werks, „Das Malerhaus" — Schönheit —, ist das Idyll eines Liebeslebens, wie es wohl selten mit einer solchen Mischung von poetischem, edlem Realismus und zarter, fein abgetönter Empfindung dargestellt worden ist. Durch diese Episode weht ein Zauber, wie nur der echte Dichter in guten Stunden ihn schaffen kann, und ob man auch im einzelnen mäkeln könnte, das Gesamtbild ist edel, voll innerer Wärme und psychologischer Wahrheit. **A. G.**

Digitized by Google

Evangelische Streiflichter.

Die evangelische Kirche und die Feuerbestattung.

In Hessen-Darmstadt ist kürzlich den Kammern ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, der die Feuerbestattung im Inlande freigiebt — die Ueberführung nach Gotha war bereits früher gestattet worden. Wird der Entwurf genehmigt, so tritt an die hessische evangelische Geistlichkeit die Frage heran, ob sie die kirchliche Mitwirkung im Falle der Feuerbestattung zugestehen oder versagen will. Da dem Hessenlande wahrscheinlich andere deutsche Bundesstaaten folgen werden, wenn auch wohl schwerlich bald die großen und größeren, so dürfte die Frage für weitere Kreise aktuell werden.

Bisher hat sich die große Mehrzahl der Geistlichen durchaus ablehnend verhalten. Es erregte Aufsehen, daß in einer der östlichen Provinzen Preußens der Stadtsuperintendent, der zugleich Mitglied des Konsistoriums war, vor der Ueberführung einer Leiche nach Gotha eine Feier am Sarge im Ornate abhielt, und es erregte Anstoß, daß der gothaische Generalsuperintendent D. Schwartz in letztwilliger Verfügung die Verbrennung seiner Leiche angeordnet hatte, und diese auch unter kirchlicher Mitwirkung vor sich gegangen war. Wir bezweifeln nicht, daß zur Zeit die Abneigung gegen eine Beteiligung bei den meisten Geistlichen und den meisten kirchlichen Behörden vorwiegend ist, und nicht nur bei den sogenannten Positiven, sondern bis tief ins kirchlich freisinnige Lager hinein.

Die Gründe, aus denen die Geistlichen sich der Feuerbestattung widersetzen, sind nicht, wie viele annehmen, eigentlich religiöser Natur. Der Auferstehungsglaube ist von der Art der Bestattung des Leichnams vollkommen unabhängig — man müßte ja sonst für die zahllosen Märtyrer, die auf Scheiterhaufen geendet haben, für Huß und Savonarola, auf die Auferstehung verzichten! Auch die ästhetischen Gründe, obwohl sie vorhanden sind, geben bei den meisten den Ausschlag nicht, zumal ja der Geistliche so wenig wie die Familienglieder genötigt sein würden, dem Verbrennungsprozeß selber beizuwohnen; wahrscheinlich würde das gar nicht gestattet werden. Die Feier am Sarge könnte bei-

Digitized by Google

behalten, und, falls die Asche in einer Gruft beigesetzt würde, wie vielfach vorgeschlagen wird, auch eine Feier an der Gruft zugelassen werden. Der Hauptgrund für das ablehnende Verhalten der Geistlichen liegt unseres Ermessens vielmehr darin, daß bisher in den meisten Fällen die Leichenverbrennung eine bewußte Demonstration gegen kirchliche Lehre und Sitte bedeuten sollte, einen Protest gegen Glauben und Hoffnung der Christenheit, den man um der Ehre des christlichen Glaubens willen nicht gleichgiltig hinnehmen konnte. Daß treue und überzeugte Anhänger des Christentums die Feuerbestattung verordnet hätten, ist wohl nur in sehr seltenen Fällen bekannt geworden. Dazu kommt, daß eine eiserne Notwendigkeit der Leichenverbrennung bis jetzt nicht nachgewiesen ist. Die Stimmen der Aerzte sind noch sehr geteilt. Allenfalls würde bei Epidemien in Weltstädten und im Kriege sich diese Art der Bestattung notwendig erweisen können, vermutlich sehr zum Leidwesen der Angehörigen; dann aber würde auch die Geistlichkeit ihre Teilnahme nicht versagen. Wir sind gespannt, wie man in Hessen sich mit der Sachlage abfinden wird. Soll wirklich durch die Anordnung der Feuerbestattung die Ablehnung des christlichen Glaubens durch den Testator an den Tag gelegt werden, so verbietet freilich dem Geistlichen unseres Erachtens die Selbstachtung, bei solcher Bestattung mitzuwirken. Die Angehörigen handelten dann aber auch sicher im Sinne des Verstorbenen, wenn sie auf geistliche Mitwirkung verzichteten.

Etwas über Predigten.

Es ist erstaunlich, welche Fülle gedruckter Predigten im Laufe eines einzigen Jahres in die deutschen Lande sich ergießt. Dabei sind die Preise oft keineswegs niedrig wie in England, auch sind es keineswegs nur Koryphäen, die ihre Reden und Ansprachen veröffentlichen und häufig mehrere Auflagen ihrer Bücher erleben. Wer kauft und wer liest diese vielen Predigten? In Deutschland geschieht's nicht häufig, daß einer nicht liest, was er für sein Geld gekauft hat. Vielleicht lesen sie die Prediger selber? Möglich, doch nicht wahrscheinlich, denn für ihre Bedürfnisse sorgen eine Anzahl trefflicher homiletischer Zeitschriften, und wenn einer erst 50 — 100 — 200 Predigtsammlungen in seiner Bibliothek besitzt, wird er nur in besonderen Fällen noch eine neue kaufen. Lesen sie die gebildeten Männer und Frauen? Ja, mehr als man denkt. Ich habe Predigten von Gerok, Loche, Koegel, Bitzius, Pank u. a. bei Leuten gefunden, die kaum je eine Kirche betraten, und diese Bücher waren am Rande mit Blaustift angestrichen, mit Frage- und Ausrufungszeichen versehen, mit Vermerken angefüllt. Freilich, die Regel war das nicht, sondern die Ausnahme, aber doch eine häufige Ausnahme, z. B. bei Offizieren und Männern der Wissenschaft, auch bei Diplomaten, wo ich sie kaum erwartet hatte. Sodann stellt das weibliche Geschlecht aller Stände noch immer ein erhebliches Kontingent wie der Hörer, so auch der Leser, und nicht nur unmittelbar nach der Konfirmation. Wie weit die Bevölkerung auf dem Lande noch beteiligt ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ein ebenso gottesfürchtiger wie hochgebildeter Holländer sagte mir einmal: „Warum tragt ihr deutschen Prediger euren Zuhörern Gottes Wort immer in

Digitized by Google

ciceronianischer Einkleidung vor?" Als ich ihn erstaunt ansah, erläuterte er: „Nun ja, erst kommt ein feines exordium, dann die saubere parsitio, und dann geht's à la Cicero weiter mit primum, deinde u. s. w. Das thut doch sonst kein Redner mehr, und die Engländer, Holländer und Franzosen thun es auch nicht." Ich sah mir meine Predigten und die vielen Sammlungen, die ich besitze, daraufhin an — wahrhaftig, der Mann hatte recht. Es wäre wünschenswert, daß unsere Predigten das altmodische Gewand aus den Zeiten des seligen lateinischen Aufsatzes allmählich abstreiften; es würde nicht zum Schaden des Inhalts sein, der ein ewiger und unveränderlicher ist. Luther hat so nicht gepredigt und Paulus auch nicht. Man wendet wohl ein, die Ankündigung der „Disposition" erleichtere das Behalten. Meine Konfirmanden haben mich überzeugt, daß sie eine Predigt auch ohne diese Krücke vortrefflich behielten, wenn nur der Gedankengang ein streng logischer war. Letzteres ist aber ein Erfordernis, das man an jede Predigt zu stellen berechtigt ist.

Zur Gesangbuch-Poesie.

Fürst Bismarck, der die Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeinde gern las, wie auch sein greiser kaiserlicher Herr und Roon, nannten die den Losungen beigegebenen Liederverse aus dem Gesangbuche der Brüdergemeinde gelegentlich „eine ungenießbare Brühe". In der That könnten wohl bessere Verse aus dem reichen Schatze der Gesangbuchlitteratur den Schriftworten beigegeben werden. Am 1. Dezember v. J. las man z. B. die Strophe:

„Was trauerst du, mein Brüderlein?
Du sollst ja guter Dinge sein;
Ich zahle deine Schulden!"

Eine geschmacklose Reimerei, die nicht erbauen, aber verstimmen kann, und die den Spott geradezu herausfordert. Aesthetische Geschmacklosigkeit ist kein Zeichen von Frömmigkeit.

Manche sonst schönen Lieder kann ich einzelner Ausdrücke wegen meine Gemeinde nicht wohl singen lassen; z. B. den dritten Vers des prachtvollen Liedes von Philipp Nicolai „Wie schön leuchtet der Morgenstern!" wegen der Wendung nicht:

„Nach dir Ist mir,
Süße, holde Himmelsrose, krank mein Herze,
Wund in sel'gem Liebesschmerze!"

Singen lassen möchte ich auch nicht die Strophe von Lukas Osiander:

„Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz,
Daß ich schandbare Wort und Scherz,
Auch Fressen hass' und Saufen!"

Es macht einen Unterschied, ob solche Worte in der Lutherbibel gelesen und auch vorgelesen oder ob sie gesungen werden.

Digitized by Google

Erfreulich ist der von Lic. Hoffmann auf Grund mühsamer Studien geführte Nachweis, daß ein von kirchenfeindlicher Seite oft gegen die Kirche ausgebeuteter Vers niemals in einem Gesangbuche gestanden hat:

„Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenkrüppel,
Der seine Sünden in sich fraß
Als wie das Roß die Zwiebel!
Herr Jesu, nimm mich Hund beim Ohr,
Wirf mir den Gnadenknochen vor,
Und schmeiß mich Sündenlümmel
In deinen Gnadenhimmel!"

Diese reizende Poesie ist ein Spottvers, der sich zuerst in den schlesischen Provinzialblättern von 1840 findet und möglicherweise von dem Litteraten F. W. Wolff herrührt.

Erfreulich ist auch, daß die neuen Gesangbücher der preußischen Provinzialkirchen im ganzen dem guten Geschmacke sorgfältig Rechnung tragen. Vielleicht revidiert die Brüdergemeinde ihr sonst vortreffliches, an seltenen Liedern reiches Gesangbuch auch einmal nach dieser Richtung hin. **Joh. Quandt.**

Neue Funde.

Im eben erscheinenden fünften Bande der Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche findet sich eine bemerkenswerte Aeußerung des Assyriologen Jeremias über die 1887 zu Tell el Amarna in Aegypten gefundenen Thontafeln, die 1896 von Hugo Winkler in Eberhard Schraders keilschriftlicher Bibliothek vorzüglich herausgegeben wurden:

„Es muß als festgestellt gelten, daß die 1 Mose 14 genannten Königsnamen auf sicherer historischer Ueberlieferung beruhen." Daß die Situation von 1 Mose 14 nicht erfunden ist, sondern durchaus historischen Charakter aufweist (mit Einschluß der Melchisedekepisode), konnte seit Auffindung der Korrespondenzen von Tell el Amarna nicht mehr ernstlich in Zweifel gezogen werden.

Bei den stets sich steigernden Funden fragt man, was die Zukunft noch bringen mag. Wir wissen z. B., daß die elamitische Originallitteratur noch fast vollständig unter den Trümmern und in den an Skulpturen und Inschriften reichen Gebirgsschluchten der Susiana verborgen liegt. Seit Oktober 1897 sind dort unter de Morgans Leitung erneute Ausgrabungen im Gange. Und was mag erst Aegyptens trockener Boden noch für Schätze bergen! Erst kürzlich hat man dort Stücke des hebräischen Sirach und der Bibelübersetzung des Aquila beschert bekommen.

Freilich ist das Interesse bei der Detailwissenschaft, kaum beim christlichen Glauben gelegen. Das Wort des Hallenser Philologen Professor Blaß dürfte sein Recht behalten: „Ohne Prophet sein zu wollen, kann man behaupten, daß jede weitere Annäherung, die uns etwa eine glückliche Zukunft beschert, den Lukas Lukas und den Markus Markus bleiben lassen wird."

R. Mumm-Utrecht.

Digitized by Google

Aus dem katholischen Leben Deutschlands.

Bischof von Linsenmann †. — Die Bischofswahlen. — Der Katholikentag zu Krefeld. — Die Würzburger Bischofskonferenz 1848.

Wie freudig hatten wir die Wahl des Domkapitulars Dr. von Linsenmann zum Bischofe von Rottenburg begrüßt! Doch Gottes Wege sind nicht unsere Wege. Die unerwartete Nachricht von seinem Hinscheiden zerstörte unsere Hoffnungen. — Der Verblichene aber verdient es, bei uns in treuem und ehrendem Andenken fortzuleben als ein akademischer Lehrer und Kirchenfürst von wahrhaft vornehmem Charakter, als ein Priester und Gelehrter, dessen Licht- und Lebensquell der Geist Jesu Christi war. Als Professor der Moraltheologie an der Universität Tübingen verfaßte er als Frucht seiner Lehrthätigkeit sein in klassischer Sprache geschriebenes, bis heute unübertroffenes Werk: „Lehrbuch der katholischen Moraltheologie". (Freiburg, Herder. 1878.) Als geistiger Erbe Kuhns, des Begründers der kathol. Tübinger Schule, und seines Lehrers und Vorgängers Aberle hatte er, anknüpfend zugleich an die besten Leistungen deutscher Mystik (z. B. in der Lehre vom Gewissen) und an Männer wie Sailer und Hirscher, es versucht, mit dem gemütvollen Tiefblicke des durchgebildeten und erfahrenen Psychologen und Seelenführers das Gebiet der christlichen Sittenlehre aufs innigste zu erforschen und dann klar darzustellen. Zukomme dein Reich! Die Verwirklichung dieser Bitte im Gnadenreiche des hl. Geistes durch die Nachfolge Jesu Christi, und zwar in allen Menschenherzen, im Leben des einzelnen wie in dem Leben aller Gesellschaftskreise und Stände, in Kirche und Staat, in der ganzen Menschheit, in jedem Zeitalter und für die Ewigkeit, das war das Ziel seines Forschens und Lehrens in Wort und Schrift. Gott als Ziel, Zweck und Mittel der sittlichen Pflichterfüllung löst allen Widerstreit; die seit alters empfundenen und erörterten Antinomien von Sittlichkeit und Seligkeit, Hingabe und Besitz, Arbeit und Genuß, Gesetz und Freiheit, Pflicht und Nat, Individuum und Gesellschaft finden in dem dreieinigen Gotte, als der höchsten Einheit des Füreinanderseins, ihren vollkommenen Einklang. Die größere oder geringere Vollkommenheit in der Erreichung dieser Harmonie unterscheidet theoretisch die Systeme und praktisch die Menschenherzen. Jedes theoretische System erfüllt seine Aufgabe nur als Erklärung der praktischen Wirklichkeit: nicht so sehr die Aufstellung von Gesetzen für die Wirklichkeit, als die Erforschung und empirische Beschreibung der Gesetze der Wirklichkeit ist Aufgabe der ethischen Wissenschaft; je lebendiger und konkreter ein System dieser Aufgabe entspricht, desto wertvoller ist es, um die ethische Aufgabe der christlichen Menschheit zu fördern. Im Herzen trägt der Mensch nicht bloß den Kern der Gesamtnatur (Goethe), sondern es wird in ihn gepflanzt auch der göttliche Kern der Gnade als Keim zur Lösung des tiefsten Welträtsels. Nicht nach dem juristischen Krämermaße der abstrakten Kasuistik, nicht nach Hirngespinsten darf das Ideal zugemessen, dürfen Pflicht und Recht, Tugend und Sünde konstruiert werden: — damit vertrügen sich pharisäischer Dünkel und sadducäischer Weltsinn, die größten Feinde des Christenlebens, sehr wohl, — sondern den Blick unverwandt auf das Ziel gerichtet,

Digitized by Google

können und dürfen wir die Lauterkeit und den Eifer sittlichen Strebens prüfen. Hierbei haben wir geschichtlich, ohne Vorurteile die sittlichen Wege und Errungenschaften in ihrem Entwickelungsgange und Werte in sich und für die Nachwelt als Fingerzeige prüfend zu verwerten, zumal als Maßstab praktischer Verwirklichung christlicher Kultur in den sozialen Aufgaben und Bestrebungen der Zeit, — und alles dieses im Geiste versöhnender Liebe und Schonung; denn die wahre christliche Freiheit ist das Palladium der Gewissenhaftigkeit, das durch rücksichtslosen Zwang ebenso versehrt wird wie durch den sogen. modernen Liberalismus (S. 511).

Daß Linsenmann auch Mängel in kirchlichen Kreisen scharf erkannte und freimütig darzulegen verstand, zeigt schon der § 6 seiner Moraltheologie (S. 17 ff.): IV. Falsche Extreme im Gebiete der katholischen Doktrin. Solche nennt er als Folgen einer falsch supernaturalistischen Richtung, und er zählt auf: 1) Geringschätzung der Leiblichkeit und des leiblichen Lebens; 2) falsche Trennung von Welt und Kirche, Religion und Weltlichkeit (Fortschritt, Kulturstreben): 3) Bevorzugung des beschaulichen Lebens vor dem thätigen; 4) .... daß man, um die Realität des Uebernatürlichen festzuhalten, dasselbe möglichst materiell, körperhaft auffaßt (Veräußerlichung); 5) falscher Spiritualismus (d. i. Unterschätzung der sichtbaren Erscheinung und irdischen Existenz der Kirche). Eine von der gangbaren Auffassung abweichende eigenartige Deutung der Sünde und ihrer Tragweite bezüglich der eschatologischen Bestrafung derselben scheint der Ausführung über die Sünde gegen den hl. Geist (S. 182 ff.) zu Grunde zu liegen. Von einem Einschreiten kirchlicher Behörden gegen Linsenmann wegen dieser Anschauungen ist indes nichts bekannt geworden, vielmehr wurde er ohne jegliches Bedenken kirchlicherseits als Bischof von Rottenburg bestätigt. — Manche der oben angeführten Punkte gehören zu den Ausführungen, die seither besonders Schell programmatisch erörtert und energisch betont hat. Eine wertvolle Ausführung über das Verhältnis von Konservatismus, Freiheit und Fortschritt bietet Linsenmann S. 415 ff. Wir wollen hier durchaus keine eingehende Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste Linsenmanns bieten; wir sagen auch keineswegs, daß seine Doktrin keine Verbesserung oder Fortbildung zulasse; abgesehen von dem mangelnden Ausbau der Geschichte der christlichen Sittenlehre, — wie die Dogmengeschichte und die Geschichte der Theologie überhaupt ein weit ausschauendes Zukunftsproblem! — sind auch die spekulativen Voraussetzungen Kuhns, an die Linsenmann sich anlehnt, unserer Auffassung nach nicht mehr durchweg haltbar, — gewiß zwei schwerwiegende Ausstellungen, auf die jedoch hier nicht einzugehen ist, — allein Linsenmann hat Fingerzeige, Vorarbeiten und vor allem eine echt wissenschaftliche Methode der Moraltheologie aufgezeigt; beides muß in der Zukunft ausgebildet werden. Die Art, die Sittenlehren kasuistisch wie Orakelsprüche ohne rationelle, positive und historische Begründung zu postulieren, oder bloß auf das probabilistisch festgestellte Ansehen und die Zahl der Auktoren zu gründen und sodann anatomisch zu zergliedern und zu entgeistigen, entspricht doch nicht den Anforderungen unserer Zeit und dem Ideale einer spekulativen, positiven und historischen Ethik, das Linsenmann jedenfalls vorschwebte. —

Unvergessen bleibt aber auch das Auftreten Linsenmanns in kirchenpolitischer Hinsicht (in der württembergischen Kammer) als leuchtendes

Digitized by Google

Beispiel, wie sich energische Wahrung des kirchlichen Rechtsstandes mit dem Geiste der Liebe und der Milde recht wohl verträgt; die Partei und die Personen waren ihm nicht Selbstzweck, sondern freier Weg zur Wahrheit und zum Rechte!

Daß Linsenmanns Lehrthätigkeit und Schriftstellerei nicht den Anklang fand, den man hätte erwarten sollen, erklärt der Umstand, daß er sich nicht dem Trosse der Vertreter der kasuistisch-talmudistischen Methode der Moraltheologie anschloß. Was Totschweigen, Verdächtigen, offener oder versteckter Angriff erreichen kann, wurde auch an ihm versucht, und zwar selbst von solchen, die, wie erzählt wird, sein Werk (ohne Citierung des Autors) ausschrieben und ausnutzten, wo es paßte. Der Erfolg war, daß der irenische Mann sein Lehramt niederlegte, um ein ihm angebotenes Kanonikat im Kapitel des Bistums Rottenburg anzunehmen. Den Abschluß seines Lebens kennen wir bereits; der Abend seines Lebens aber sollte noch mit den Strahlen der bischöflichen Würde verklärt werden. Es war aber nur der sanfte Glanz der scheidenden Abendsonne; das Wort Sailers, als er, sein baldiges Ende ahnend, den bischöflichen Stuhl von Regensburg bestieg: „Ich habe oft gefunden, daß Gott seine treuen Streiter und Lieblinge am Abende ihres Lebens noch auf kurze Zeit mit dem Glanze irdischer Würden verklärt," bewahrheitete sich auch an dem ihm geistig so ähnlichen Linsenmann. Möge ihm der Lohn des treuen Kämpfers für das Reich Gottes beschieden sein, nach 2 Kor. 3, 18! Sein Geist und sein Andenken bleibe uns lebendig!

Die Reihe der erledigten deutschen Bistümer ist nunmehr bis auf Osnabrück wieder besetzt. Ueber die Nachfolge in Rottenburg waren verschiedene Preßstimmen laut geworden. Man bedeutete bereits, daß der Linsenmann nahe stehende Professor Dr. Keppler in Freiburg i. B. die Wahl ablehnen werde. Sollte dies bloß einen Wunsch bedeuten? Vielleicht; um so erfreulicher ist es, daß er nicht in Erfüllung gegangen ist. — In Limburg wurde der Cisterzienserabt Willi zur bischöflichen Würde erhoben; der schon vorher ernannte Würzburger Bischof Schloer war vor der Uebernahme eines Kanonikates langjähriger Leiter von Konvikten. Die Wahl Rosentreters für Culm ist, wie wir hören, dem staatlichen Einfluß zu verdanken; der neue Freiburger Erzbischof Nörber (Nachfolger des Bischofs Komp von Fulda, der, hochbetagt und schwer leidend, zum Erzbischof erwählt worden war und nun auf dem Wege zur Besitznahme des Erzbistums ein tragisches Ende fand) war zuletzt Beichtvater eines Frauenklosters. Wir wollen die hervorragende Würdigkeit und Befähigung dieser Männer gewiß nicht bestreiten; besonders der neue Freiburger Oberhirte hat sich ja durch sein bescheidenes, gewinnendes und doch entschiedenes Auftreten schon manche Sympathien erworben. Allein bieten denn die, wie es scheint, bei diesen Wahlen üblichen Gesichtspunkte und Maßstäbe wirklich die Garantie der Umsicht, der Erfahrungen und Kenntnisse, die ein bischöfliches Amt, wenn es segensreich und markant, wie es in unserer Zeit erforderlich wäre, verwaltet werden soll, bei seinem Träger voraussetzt? Ist so gerade die beste Aussicht geboten, daß berechtigte Traditionen mit der gebührenden Rücksicht den Diözesen erhalten werden (z. B. in der Art der Heranbildung des Klerus), daß ferner jedes Bistum nach seiner Lage und seinen eigenartigen Bedürfnissen verwaltet werde mit der Energie und Selbständigkeit, die ein individuelles Kirchenwesen in jeder Diözese sich bilden läßt und erhält? Auch die von gewissen Kreisen in der Kirche

Digitized by Google

ersehnte „völlige Unabhängigkeit“ bei der Wahl und Einsetzung der kirchlichen Würdenträger (vgl. die in der Centrumspresse betreffs der Wiederbesetzung des bischöflichen Stuhles von Kulm erschienenen Artikel) frei von jeder Beeinflussung durch die Wünsche der Staatsregierung, würde die Garantie einer nach unseren Zeitverhältnissen im Interesse der Kirche segensreichen Wahl nicht bieten, vielleicht noch viel weniger als der jetzige Wahlmodus, der historisch einen letzten Rest der uralten Anteilnahme des Volkes bei den kirchlichen Wahlen (in dem Einflusse der Staatsregierungen) darstellt. Uns dünkt, die Thätigkeit der Bischöfe müsse dahin zielen, die Träger des Geistes und der höhern Bildung mehr zur Kirche heranzuziehen, als innerlich von ihr wegzudrängen. Die geistige Führung der Völker ist eine Aufgabe, die mehr erfordert als Frömmigkeit, Demut und Ergebenheit gegen den römischen Stuhl. Das Ideal des kirchlichen Lebens besteht auch nicht darin, daß es sich in der ungestörten Sicherheit bureaukratischer Geschäftsführung abwandelt. Die Klagen der Hirtenbriefe über den unkirchlichen Zeitgeist sind wohl nicht das hinreichende Mittel, um den Sieg der christlichen Ideen in der gebildeten Welt wie gegenüber der Socialdemokratie herbeizuführen. Auch mit schärfern Maßregeln zur Verhinderung freier Meinungsäußerungen aus dem eigenen Lager ist wohl nicht gethan, was zu thun dringend geboten ist. Man könnte dem geistig regen Freidenkertum keinen größeren Dienst erweisen, als durch die Chikanierung des freien Gedankens im kirchlichen Kreise. Sollen vorerst noch größere Verluste, ja Katastrophen den Weg bahnen zum siegreichen Zeitalter des hl. Geistes, zur kirchlichen Einheitskraft, die Johannes, der Seher des Neuen Bundes, uns weissagt?

Die Vorsehung weiß es, wann und wie der Beweis des Geistes und der Kraft den Zeitgeist überwinden wird. Bezeichnend ist, daß die radikale ‚Ethische Kultur‘ (Berlin) aus den Klagen des Erzbischofs Nörber über das Anwachsen des „Neuheidentums“ die Folgerung zieht, die Regierungen sollten der religionslosen Majorität zu liebe dann auch nicht länger zögern mit der Entfernung der positiven, christlichen, konfessionellen Reste aus Gesetzgebung (Eid, Schule) und Verfassung. Das dürfte denn doch etwas zu denken geben! Falls es der christlichen Weltanschauung nicht gelingt, bald die Welt, d. h. die maßgebenden Kreise derselben von der Berechtigung, ja Notwendigkeit der Religion zu überzeugen, kurz, die religiöse Zeitbildung auf eine den sonstigen Fortschritten mindestens ebenbürtige Höhe zu erheben und zu zeigen, daß der Höhepunkt des Christentums mit dem der allseitigen Bildung und Kultur zusammenfällt, ist der Wunsch des radikalen Blattes durchaus keine Utopie! — In Deutschland bedürfen wir auf christlicher Seite eines freien, weitherzigen Blicks, Liebe und unverrückbarster Festigkeit im Verfolgen des einen Zukunftsideales!

Auf der Katholikenversammlung in Krefeld, die auf allen Seiten in ihrer glanzvollen Erscheinung bewundert worden ist, sind ja ebenfalls Reformgedanken ausgesprochen worden. Grauerts (München) historische und Mausbachs (Münster) mehr prinzipiell-ethische Darlegung über das Verhältnis des katholischen Glaubens zum wissenschaftlichen und kulturellen Fortschritte waren offenbar beeinflußt von Schells Veröffentlichungen, die auch Mausbach zu erwähnen kein Bedenken trug; ähnlich Vogenos mehr praktische Betrachtung über die Thätigkeit auf dem Gebiete des Handels und der Industrie.

Digitized by Google

Das wäre nun ja alles schön und gut, zumal wenn dabei keine chauvinistische Absperrung und Abschließung der Katholiken im Denken und Leben, in Handel und Wandel auf ihre eigenen Kreise beabsichtigt wird. — Aber etwas fehlte doch! Das war das unumwundene und allgemeine Geständnis der Mängel und Rückstände. Da aber nur das offene Eingeständnis der Fehler, als Zeichen der Selbsterkenntnis, die Gegenmittel suchen und finden läßt, und so sichere Hoffnung auf Besserung gewährt, so werden wir uns einem allzu großen Optimismus bezüglich des Erfolges der Versammlung nicht in die Arme werfen dürfen. Künstliche Uniformierung und Unterdrückung der Gegensätze, Verschleierung der Mängel mag ja, weil es die Hauptfragen dem Zweifel überläßt, am Abende blenden wie Brillantfeuer und kitzeln wie Schaumwein, allein beides ist vorbei mit dem Grauen des Tages. Besser als alle Reden sind Thaten, und wichtiger als Festparaden ist die Apologie des Gedankens und des Wahrheitsbeweises, der That und des Beispiels, die Paulus den Bischöfen und Gläubigen so eindringlich ans Herz legt (2 Tit. 2, 7)! Gewiß ist es z. B. notwendig und berechtigt, daß jeder Katholik nach Kräften seinem kirchlichen Oberhaupte pekuniär die Lasten der Kirchenleitung tragen hilft; ob aber die Mahnung hierzu gerade den Refrain der Programmrede eines Bischofs (Weihbischof Schmitz) über die Ziele und Bedürfnisse der Neuzeit abschließen muß, wird man füglich bezweifeln dürfen.*)

Der Katholikentag stellte dieses Mal mehr als sonst die (kirchen-) politische Aktion in den Vordergrund. Politik und christliche Liebeswerke (Charitas) sind die Angeln, in denen sich der Gang der Verhandlungen zu bewegen pflegt. Darin liegt auch das Geheimnis der imponierenden Einheit, auf die es vor allem abgesehen ist. Die eigentlichen religiösen und wissenschaftlichen Zeitfragen werden sorgfältig vermieden; ihre ernste Erörterung würde zwar vielen Nutzen bringen, aber auch tiefgehende Meinungsverschiedenheiten offenbaren. Wir verkennen es dabei nicht, daß es keine leichte Aufgabe ist, die Empfindlichkeit der herrschenden kirchlichen Kreise zu schonen und andrerseits auf die Interessensphäre der großen Teilnehmermassen Rücksicht zu nehmen.

Die Bestätigung des französischen Protektorates in Palästina brachte dem Vatikan eine zweimalige Verlegenheit, deren Schuld nur dem Ueberwiegen des Einflusses Frankreichs, der „geliebten und ältesten Tochter des apostolischen Stuhles", und dem Mangel deutschen Einflusses am päpstlichen Hofe zuzuschreiben ist. — Bezeichnend ist, daß gerade in Frankreich, wo doch der Klerus angeblich so streng „kirchlich" d. h. in Seminarien abgeschlossen und im Geiste der Neuscholastik herangebildet wird, die Kirche einen so geringen Einfluß auf die Gesellschaft ausübt. Freuen wir uns, daß wir in Deutschland die „musterhaften" französischen Errungenschaften noch nicht besitzen; wir hegen durchaus keine Sehnsucht darnach. Ein geachteter, wohlgebildeter Klerus ist auf dem in Frankreich beliebten Wege für Deutschland nicht zu erhoffen, wohl aber ein solcher, der mehr und mehr zum Gegenstande der Geringschätzung der gebildeten Stände wie der sozialistischen Arbeiter würde. Hätten wir Deutsche bei der Kurie doch stets die Hälfte der Energie gezeigt, um unsere kirchlichen Sonderinteressen und unsere nationale Eigenart in theologischen und religiösen

*) D. H. erlaubt sich daran zu erinnern, daß er den verehrten Mitarbeitern grundsätzlich möglichst freie Aussprache einräumt.

Digitized by Google

Dingen zu wahren, welche Frankreich bethätigt, es würde um die religiöse Einheit in Deutschland und um die Bewegungsfreiheit und das Ansehen der katholischen Kirche in den germanischen Ländern *besser* bestellt sein!

Zum Schlusse sei noch eines Ereignisses gedacht, dessen 50jähriger Gedenktag im Monat November wiederkehrte. Wir meinen die *Versammlung der deutschen Bischöfe zu Würzburg* in dem inhaltsvollen Jahre 1848. — Ein reiches Programm war es, das für die damaligen Beratungen aufgestellt war. In zwei Gruppen dürften sich die zur Beratung gestandenen Punkte zerlegen lassen; einerseits die Wahrung und energische Verfechtung kirchlicher Rechte gegenüber der *Omnipotenz* des *Staates* und seiner Bureaukratie, und andrerseits die Beratung der kirchlichen Maßnahmen angesichts der neuzeitlichen *liberalen Bewegung* und mit Würdigung der *nationalen kirchlichen Strömungen*. In letzterer Hinsicht waren einzelne Bischöfe bemüht, auch der deutschen Kirche eine nationale Selbständigkeit *innerhalb* der großen katholischen Kirche zu sichern und diese durch *Nationalkonzilien* und in den einzelnen Diözesen durch *Diözesansynoden*, die einer allzu straffen Centralisierung des Kirchenregimentes vorgebeugt hätten, zu festigen; auch sollte offen erklärt werden, daß die Synode die *Gewissensfreiheit* nicht bloß für die katholischen Kreise *fordern* wolle, sondern sie auch als Gemeingut entsprechend dem Zeitgeiste der mündig gewordenen Volkskreise gelten lasse; die Pflege der theologischen Wissenschaft sollte ebenfalls vor allzu straffer Uniformierung behütet werden. Es gelang aber nicht, in allen diesen Richtungen zu festen Beschlüssen durchzudringen; Rücksichten und Einflüsse mancher Art verhinderten es, und so kam es denn, daß von dieser Seite des Beratungsprogramms so gut wie gar keine Frucht geerntet und auch später eine volle Veröffentlichung des Protokolls verhindert wurde. — Die *Unabhängigkeit* der kirchlichen Persönlichkeiten nach *außen* kann aber keinen Ersatz bieten für eine um so größere Abhängigkeit derselben im *Innern*. Die Würzburger Bischofsversammlung, die das Programm einer neuen Epoche für die richtig verstandene *Selbständigkeit* der katholischen Kirche in Deutschland hätte werden können, wurde so in ihrem *einseitigen* Erfolge der *reaktionären* Richtung unter den Katholiken zur Ausbeute. Mit dem Titel gerechter Wahrung kirchlicher Rechte gegenüber staatlicher Anmaßung wurde seitdem so manche auch weniger begründete und heilsame Forderung gedeckt und gestützt, gerade als ob das einzige Ziel der *Bischofsversammlung* nur schroffe Abschließung gegenüber den eigentlichen religiösen Zeitaufgaben, starre Konservierung hierarchischer Uebungen und Befugnisse, Repristination eines überlebten Formalismus gegenüber zeitgemäßem Fortschritte gewesen wäre. In derselben *Einseitigkeit* wurde leider auch das *Jubiläum* der Versammlung zu *Würzburg* begangen. Die Kundgebungen der Centrumspresse hüteten sich ängstlich vor der Veröffentlichung *aller* Punkte des Programms der Bischofsversammlung, was wenigstens ein ideales Gegengewicht gegen die starre Reaktion geboten hätte. (Vgl. z. B. eine *Artikelserie* des in Würzburg erscheinenden „*Fränkischen Volksblattes*“ mit der Ueberschrift: „Ein Würzburger Jubiläum“, im Monat November 1898.) Bei der *Festversammlung* zur Feier des Jubiläums ging der bekannte Abgeordnete Dr. *Lieber*, dessen Vater (Legationsrat Lieber) als Sachverständiger an der Versammlung des Jahres 1848 hervorragenden Anteil gehabt hatte, an

Digitized by Google

den in damaliger Zeit vertretenen abweichenden Anschauungen (z. B. eines Hirscher) mit einigen Seitenhieben auf die heutigen sogen. Reformbestrebungen im Katholizismus höhnisch vorüber.

Wir wollen nun gewiß das Gute, das die Würzburger Bischofsversammlung auch in ihrer unvollendeten Form der katholischen Kirche Deutschlands gebracht hat, die politische Selbständigkeit, die Organisation der kathol. Laienvereine, mit ihrer Folgeerscheinung, der Gründung der kathol. Fraktion im Parlamente, in seinem Werte dankbar anerkennen; wir können andrerseits aber die Voraussicht nicht unterdrücken, daß auch der andere Teil des Programms der Bischofsversammlung noch einmal seine Auferstehung feiern wird. — Möchte nicht erst die harte Schule des Weltgerichts in der Geschichte die jetzt so gar empfindlichen maßgebenden kirchlichen Kreise zu einer Revision nötigen!

Siegfried Zeitlers.

Ein Gedenkblatt für Franz Xaver Gabelsberger.

Unser Jahrhundert hieß das Zeitalter Bismarcks, Wilhelm I. oder auch Goethes. Da flog aus jungem Hohenzollernmunde ein Kaiserwort durch die Welt, und allenthalben redet man nun vom „Zeitalter des Verkehrs“. Und das ist ganz richtig, so gewiß jene andern Bezeichnungen ebenfalls zutreffend waren. Denn der Charakter eines Jahrhunderts ist keine Einheit, sondern eine Zusammengesetztheit; nicht notwendig drückt ihm eine Persönlichkeit ihren Stempel auf, und neben den Persönlichkeiten giebt es vor allem auch Strömungen, die plötzlich da sind, ohne daß sie jemand bewußterweise geschaffen hat. Wo wir hinblicken, finden wir das geflügelte Wort des Kaisers bestätigt: Ueber den Häuserreihen die Telegraphen- und Telephondrähte, unter dem Pflaster Kabellager für elektrische Bahnen, beinahe an jeder Ecke ein Briefkasten, Ozeanfahrten von früher nie gekannter Hurtigkeit — auf materiellem wie geistigem Gebiete erkennt man das Bestreben schnellen und regen Verkehrs.

Von diesem Standpunkte aus ist auch eine Kunst als echtes Kind unseres Jahrhunderts anzusprechen, an die uns der 4. Januar erinnert, weil an diesem Tage vor 50 Jahren der Begründer ihres beliebtesten Systems in München die Augen schloß: die Stenographie, wie sie Franz Xaver Gabelsberger geschaffen.

Ein schlichter und ruhiger verlaufendes Leben als das dieses einfachen Mannes (geboren am 9. Februar 1789 zu München) läßt sich kaum denken. Als ihn sein Gesundheitszustand daran verhinderte, Elementarlehrer zu werden, wandte er sich der Subalternlaufbahn zu, wurde 1809 Diätist und stieg bis zum Ministerialsekretär im Statistischen Büreau des bayerischen Finanzministeriums auf. Zu den mancherlei graphischen Liebhabereien, denen er vom Beginn seiner Beamtenthätigkeit an oblag, gesellte sich 1817 auch die Stenographie, da er sich beim

Digitized by Google

Nachschreiben von Vorträgen in den Ministerialsitzungen eine Erleichterung verschaffen wollte. Seine Bemühungen, den Staat für seine praktische Kunst zu interessieren, hatten den schönen Erfolg, daß er 1829 im Auftrage der bayerischen Regierung den ersten öffentlichen Unterrichtskursus in der Kurzschrift beginnen konnte, um tüchtige Stenographen für den Dienst in der Ständeversammlung heranzubilden. Und 1834 übergab er sein grundlegendes Werk, die „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie", dem Druck.

Die Aufstellung einer Schrift, welche mit dem gesprochenen Worte Schritt halten könnte, war das Ziel Gabelsbergers, seine wichtigste Abweichung von seinen Vorgängern der gute Gedanke, als Darstellungsmittel nicht wie jene die geometrischen Elemente (gerade Linie, Kreis und dessen Teilzüge) zu verwenden, sondern Teilzüge der üblichen deutschen Schreibalphabete. Dadurch erzielte er nicht nur eine flüchtige und bequeme, sondern auch vom gewöhnlichen Lauf der schreibenden Hand nur selten abweichende Schrift. Und wie wichtig und richtig die mannigfache Darstellungsart der Vokale, das Prinzip der Wort- und Satzkürzung war, ist ja bekannt und anerkannt — vor allem auch durch die Nachfolger des klugen, denksamen Mannes.

München war die Geburtsstätte der neuen Kurzschrift gewesen, und von hier aus drang sie allmählich in Gabelsbergers engerem Vaterlande, dann immer rascher und siegreicher in Sachsen und Oesterreich vor, bis sie sich endlich im Laufe der Jahre über alle Gegenden des deutschen Sprachgebietes und in entsprechenden Uebertragungen auch über viele Länder fremder Zunge ausgebreitet hat. Aber gerade dadurch wurde auch ihr Ziel und Zweck bedeutend verändert, erweitert. Es wäre jetzt sinnlos gewesen, die Kurzschrift nur noch zur Heranbildung von Parlamentsstenographen zu verwenden, denn was sollte Deutschland sollte die Welt mit vielen Tausenden solcher Schriftkünstler anfangen? Und da trat denn ganz stillschweigend die von Stolze proklamierte Idee in ihr Recht: die Stenographie soll allen denjenigen Hilfe und Erleichterung gewähren, die viel mit Schreibarbeit zu thun haben.

Diese Aufgabe der Stenographie, an der auch alles Auseinanderstreben einzelner Richtungen glücklicherweise nicht zu rütteln vermocht hat, diese Aufgabe und ihre Lösung ist der Grund ihrer Macht, denn sie ist ein Stück Lösung der socialen Frage und auch der Frauenfrage. Wenn man bedenkt, daß die Gabelsbergersche Stenographie in ungefähr fünfzig deutschen und außerdeutschen parlamentarischen Landes- und Provinzialkörperschaften zur wörtlichen Niederschrift der gehaltenen Reden amtlich benutzt wird, daß sie für 23 Sprachen, ja selbst für Volapük zurechtgestutzt worden ist, so wird man sich einen Ueberschlag machen können, wie viele Tausende beiderlei Geschlechts in der Welt durch die Stenographie Geld gewinnen — nicht nur direkt bares Geld, sondern auch Geld in der Form von Zeit. Von den zahlreichen Lehrbüchern über die Kurzschrift haben manche schon an die sechzig Auflagen erlebt, mehrere Staaten haben besondere Schulen für Stenographen errichtet, es erscheinen rund ein halbes Hundert Gabelsberger'sche Fachzeitschriften, und — man staune! — nach den Ergebnissen der Unterrichtsstatistik sind in jedem der letzten Jahre 30—40000 Personen neu in das System dieses Bahnbrechers einer modernen Blitzschrift eingeführt worden. Man hat dem schlichten Manne in München ein ehernes Standbild gesetzt, aber die ebengenannte Zahl — nur fünfzig Jahre nach seinem Tode! — ist ein noch

Digitized by Google

viel ruhmreicheres Denkmal für ihn. Wäre seiner Kunst noch etwas zu wünschen — was könnte es sein, als daß sie endlich den häßlichen, fremden Namen „Stenographie“ abwerfen und dafür endgültig den deutschen annehmen möchte, der ihr gebührt — „Kurzschrift“. Dr. **Hans Zimmer.**

Slavische Jubiläen des Jahres 1898.

Die jüngste der drei großen Völkerfamilien Europas, die der Slaven, zeigt immer deutlicher, immer kräftiger das Streben, volle Gleichberechtigung auf allen Gebieten zu erringen mit den andern, welche seit Jahrhunderten die Herrschaft führen in jener Allgemeinde, die man die Kulturwelt nennt. Mag diese neue Einwanderung in die Gemeinschaft der Kulturnationen auch zuweilen den Charakter einer Invasion gewinnen, mag sie nicht ohne Kämpfe, nicht ohne häßliche Zwischenfälle sich vollziehen, sie ist doch eine Thatsache geworden, deren Bedeutung kaum überschätzt werden kann. Darum muß es den anderen Nationen, deren Verdienst um die Entwickelung der Menschheit in einer ruhmreichen Vergangenheit und in einer zu neuen Höhen ringenden Gegenwart festgegründet ruht, nicht nur von Interesse scheinen, es muß ihnen Pflicht sein, das Wesen und Werden jener jüngeren Brüder zu beobachten und sich ein Urteil über sie zu bilden. Und diese Pflicht liegt am nächsten der benachbarten deutschen Nation; und sie besteht für jeden, mag er den Neulingen Sympathie, Mißtrauen oder Feindschaft entgegenbringen, mag er eine „slavische Gefahr“ fürchten und bekämpfen zu müssen glauben, oder neue Kräfte, neues Blut und Mitstreiter zur Förderung der Menschheit „zu neuen Sphären reiner Thätigkeit“ in ihnen begrüßen.

So wollen wir heute die slavische Welt beobachten bei ihren Festtagen, wollen einen Blick werfen auf die Großen unter den Ihrigen, deren Andenken sie feiern.

Ich beginne mit derjenigen slavischen Nation, welche das älteste Anrecht hat, in der Welt des Geistes beachtet zu werden, mit den Polen. Am 24. Dez. 1798 wurde bei Nowogrodek, einem kleinen Städtchen in Litauen, aus einer kleinen armen Adelsfamilie Adam Mickiewicz geboren, der begeisterte und begeistert verehrte Sänger seines Volkes. Der Name Adam Mickiewicz ist wohl auch dem deutschen Publikum bekannt, allein wenigen nur ist er mehr als ein Name. Und doch ist dieser Mann nicht nur einer der größten Geisteshelden der polnischen Nation, ihm gebührt auch ein Ehrenplatz im Ruhmestempel der Weltpoesie. Es waren keine geringeren als Goethe, dem auch Mickiewicz seinen Tribut der Verehrung zollte, und der größte russische Romantiker Puschkin, welche seine Bedeutung anerkannten. Byron'sche Romantik und Schiller'scher Idealismus vereinten sich in ihm zu einem Gebilde voll Glanz und Harmonie. Von Schmerzgefühl und Schwermut erfüllt sind seine klang- und stimmungsvollen Sonette aus der Krim, die er in Odessa in der Verbannung schrieb, von glühender Phantasie durchzittert, voll farbenglühender Bilder seine orientalische poetische Er-

Digitized by Google

zählung „Der Faris“. Doch die rechte Eigenart und den Wert der Persönlichkeit über die Nachahmung der Vorbilder hinaus empfangen seine Werke durch die ihm als Polen innewohnenden Eigenschaften: den glühenden Patriotismus und die Verehrung des Glaubens der Väter, des Katholicismus. Freiheit, Vaterland, Glauben, das sind die Ideale, welche Mickiewicz immer und immer verfocht. Wolność i Ojczyzna (Freiheit und Vaterland) schallt es uns entgegen aus seinen Epen „Grazyna“ und „Konrad Wallenrod“, in welchen er die Kämpfe der alten Litauer und Preußen gegen die Herren des Deutschritterordens schildert, mit ihrer Fülle von Heldenthaten und Werken freudigen Opfermutes; er schildert sie im Hinblick auf die späteren Kämpfe seiner Landsleute. In mächtigen Akkorden schwillt sein Lied in der großen unvollendet gebliebenen Tetralogie „Dziady“ (die Totenfeier), deren dritten Teiles Hauptfigur Konrad kein andrer ist als er selbst, ein Dichter, ein Held, ein Patriot. Ihn läßt Mickiewicz die ihm aus innerster Seele heraufTönenden Worte sprechen:

— — — Geliebt hab ich
Eine Nation in ihrer Ganzheit; habe
All ihre Generationen, künft'ge
Wie vergangne mit meinen Armen
Umfaßt, hab hier sie an mein Herz gedrückt
Wie einen Freund, Geliebte, Vater, Gatten.
Neu schenken möcht ich meinem Vaterland
Das Leben und das Glück und zur Bewunderung
Der Welt es machen. — — —

Den Gipfel seines Schaffens, sein künstlerisch vollendetstes Werk stellt das Epos „Pan Tadeusz“ (Herr Tadäus) dar, das Epos des Polentums. Es beginnt mit einer Apostrophe an die litauische Heimat, des Dichters und in lebhaften Farben von packender Wirkung entwirft es ein Bild der Natur seines Landes und des Lebens seines Volkes bis in die kleinsten eigenartigen Züge. Die Ereignisse des Jahres 1812, die ihm den Rahmen zu jenen prächtigen Bildern liefern, geben ihm auch Gelegenheit, wieder zu festem Zusammenschlusse zu mahnen. Doch die Gedanken seines Liedes suchte er auch in der That zu fördern, er reiste durch ganz Europa, hielt Reden, gab Zeitungen heraus, schrieb Broschüren, suchte polnische Legionen zu bilden, immer wieder zur Befreiung des Vaterlandes. Doch von Enttäuschung über Enttäuschung getroffen und auch im persönlichen Leben von je vom Unglück verfolgt, brach die Kraft seines Geistes zusammen, er versank in krankhaften Tiefsinn, wie seine phantastische Natur schon immer zu Schwärmereien geneigt hatte. So war er schon Jahre lang tot, ehe er am 16. November des Jahres 1855 in Konstantinopel endlich die Ruhe fand.

Wenn man Mickiewicz trotz seines streng nationalen Charakters in seinen genialen Dichtungen eine internationale Bedeutung rückhaltlos zuerkennen muß und auch kann, so erweckt der Name Palackýs, dessen hundertsten Geburtstag die Czechen im verflossenen Jahre feierten, dem Deutschen noch frische, unliebsame Erinnerungen. František Palacký, geboren am 14. Juni zu Hodoslawitz in Mähren, aus protestantischer Familie, hat sein ganzes Lebenswerk als Historiker und Politiker der czechischen Nation gewidmet. Er gründete im Jahre 1827 eine „historische Zeitschrift des National-Museums“ (Časopis vlasteneckého museum)

Digitized by Google

und 1830 die Gesellschaft „Matice česka“ (wörtlich: czechische Mutter), deren Aufgabe die Herausgabe populär-wissenschaftlicher Schriften in czechischer Sprache war. Sein Hauptwerk, die „Geschichte von Böhmen“, das sich auf umfangreiche Studien vieler noch unbekannter Quellen stützte, gab er im Jahre 1836 noch in deutscher Sprache heraus, weil es sonst nicht genügend Verbreitung und Verständnis hätte finden können; zwölf Jahre später jedoch war durch seine Thätigkeit die nationale Bewegung so weit gefördert, daß dies Werk in einer czechischen Ausgabe sich weite Kreise eroberte. Wenn er die Geschichte Böhmens schrieb, so hatte er vor allem den Zweck dabei, „sie solle ein Spiegel sein dem czechischen Volke, in welchem es seine Vergangenheit erblicke, sich selbst zu erkennen und zu lernen, was es fürder zu thun habe.“ In derselben Absicht, den nationalen Gedanken in seinem Volke zu erwecken und zu entwickeln, beschäftigte er sich in dieser Geschichte mit Vorliebe mit der hussitischen Bewegung, in welcher er hauptsächlich einen nationalen Kampf erblickte, den auch heute die Czechen zu führen hätten. Seine Thätigkeit als nationaler Historiker brachte ihm im Jahre 1831 die Ernennung zum czechischen Historiographen. Was er auf wissenschaftlichem Gebiete vertrat, suchte er auch als Politiker zu verfechten; als solcher trat er in den Jahren 1848—1850 und von 1860 bis zu seinem Tode im Jahre 1876 hervor. Er forderte ein föderalistisches Oesterreich, jedoch auch die Erhaltung des österreichischen Staates. Seine Nachfolger und Nacheiferer nannten ihn den „Vater der czechischen Nation“.

Auch dem russischen Volke hat das vorige Jahr Tage des Gedenkens gebracht. Im Juni feierte die russische Intelligenz allüberall in dem weiten Reiche den fünfzigsten Todestag des großen Kritikers und Aesthetikers Belinski, des „russischen Lessing“. Dieses Mannes Bedeutung reicht wieder weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus. Wisarion Grigorewicz Belinski wurde im Jahre 1810 als Sohn eines Militärarztes in Sweaborg in Finland geboren. Nach einer unglücklichen Jugend voller Entbehrungen und Kämpfe, deren Erinnerung ihn sein ganzes Leben verfolgte und ihn zum vorbestimmten Freunde aller Leidenden machte, ging er nach Moskau auf die Universität. Doch beendete er seine Studien nicht und wandte seine ganze Kraft der Litteratur zu, welche er zwar nicht durch eigene Schöpfungen bereichern, auf die er aber einen leitenden und fördernden Einfluß ausüben sollte. Stets war er von heißem, ehrlichem Streben durchglüht nach dem Wahren, Guten und Schönen, und er rang in rastlosem Kampfe, sich durchzuschlagen zu dem rechten Wege, der zu dem hohen Ideale führt, damit er ihn nicht nur seinen suchenden Brüdern, sondern auch der großen, in dumpfem Düster der Erweckung noch harrenden Masse zeigen könnte. Obgleich er infolge seines unregelmäßigen und zerrissenen Bildungsganges nicht Gelegenheit gefunden hatte, die deutsche Sprache zu erlernen, empfing er doch die gewaltigsten Eindrücke von den Schöpfungen deutschen Geisteslebens, das er den Russen als leuchtendes Vorbild hinstellte. In der Kunst verlangte er vor allem Wahrheit, nichts Unwahrscheinliches, keine Halbgötter und Heroen, sondern Menschen. Als Gegner des Klassicismus verehrte er in Puschkin den größten Dichter des russischen Volkes und zollte reiche Anerkennung den trefflichen Bildern eines Nikolai Gogol aus dem zeitgenössischen russischen Leben. Anfänglich strengem Individualismus und dem Begriffe der reinen Kunst huldigend, kam er mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß die Aufgabe des

Digitized by Google

Künstlers ist, social zu sein, — „social, das ist meine Devise", so beginnt er in einem Briefe an einen seiner Freunde seine Ansichten über die Litteratur zu entwickeln. Durch seine richtende und lehrende litterarische Thätigkeit wurde Belinski ein Vorläufer und Wegweiser der modernen russischen Litteratur, die ja einen so großen Einfluß auch auf West-Europa geübt hat.

Einem der jetzigen Vorkämpfer dieser russischen Litteratur hat die ganze civilisierte Welt vor kurzem ihre Ehrungen dargebracht — ich meine die Feier des siebzigsten Geburtstages des Grafen Leo Tolstoj. Nun, auf diesen modernen Helden brauche ich wohl nicht näher einzugehen — nicht einmal in der Kürze, in welcher ich meine bisherigen Betrachtungen gehalten habe. — Tolstoj ist im Auslande nicht minder gefeiert worden als in Rußland, öffentlich in Deutschland sogar mehr als in seinem Vaterlande, dem auch er vor allem seine Lebensarbeit widmet.

Noch zweier anderer Nationen Jubiläen will ich nicht übergehen. Sie sind zwar rein nationalen Charakters, aber für die Kenntnis der Entwicklung der slavischen Völker verdienen sie doch Beachtung. Ein Volk, über dessen selbständiges Wesen man sich vielleicht noch nicht einmal überall klar ist, ein Volk von 20 bis 30 Millionen, das kleinrussische, feierte die hundertste Wiederkehr des Jahres, in welchem die Parodie der virgilischen Aeneis von Iwan Kotlarewski erschien, des Geburtsjahres ihrer Kunstpoesie, und zugleich den sechzigsten Todestag des Dichters. Iwan Kotlarewski, im Jahre 1769 in Poltawa geboren, hat mit seiner Aeneis, welche natürlich nicht als eine Schilderung trojanischer und römischer Helden, sondern des Dichters kleinrussischer Volksgenossen zu betrachten ist, zum ersten Male die kleinrussische Volkssprache in die Litteratur erhoben, wodurch er sich die größte Popularität bei seinen Landsleuten erwarb, die sein Werk in Abschriften eifrig verbreiteten. Ebenso hat er verschiedene Dramen verfaßt, in denen er die Gestalten seines Volkes in ihrer Eigenart und in ihrer Sprache auf die Bühne stellt, Dramen, welche sich noch heute allgemeiner Beliebtheit erfreuen. So wurde er der Schöpfer der modernen kleinrussischen Litteratur, die einen Taras Szewczenko hervorgebracht, der in seinen volkstümlichen Liedern ein Bild seines Volkes und seines Landes giebt, die, aus reichempfindendem Herzen geflossen, die Herzen mächtig ergreifen — einer Litteratur, die sich heute in der russischen Ukraine, ihrer eigentlichen Heimat, darniedergehalten, in dem ruthenischen Teile Galiziens mit voller Kraft zu reicher Blüte entfaltet.

Das andere Jubiläum, das, unbeachtet von der großen Welt, doch in seinem Volke tiefen Nachklang erweckte, ist die Feier des dreißigsten und des fünfundzwanzigsten Todestages der bulgarischen Freiheitskämpfer Chadzi Dimitr und Wasil Lewski. Während jener am 19. Juli des Jahres 1868 in den Bergen des Balkan in der Nähe des Städtchens Buzludza in heldenmütigem Kampfe gegen die türkischen Baschibozuks fiel, geriet Lewski in die Hände des Feindes und wurde im Februar 1873 im Herzen Bulgariens vor den Thoren der Hauptstadt Sofia als Rebell gehenkt. Beide gehörten zu jenen bulgarischen Patrioten, welche seit etwa der Mitte dieses Jahrhunderts den heiligen Kampf gegen die Türken predigten zur Befreiung des in jahrhundertelanger Knechtschaft schmachtenden Vaterlandes. Sie sind Pioniere des jetzigen bulgarischen Staates, der politischen Freiheit der Nation, Nationalhelden des bulgarischen Volkes. Am 31. Juli 1898 hat man die Ueberreste der tapferen Schar Chadzi Dimitrs

Digitized by Google

gesammelt, um ihnen auf einem gemeinsamen Grabe in der Nähe von Buzludza, wo sie ihren Tod für Freiheit und Vaterland gefunden, ein Denkmal zu errichten, ein greifbares Sinnbild des Denkmals, welches sie sich im Herzen des Volkes gegründet. Ein anderes aber hat dem kühnen Streiter der Dichter Christo Boteff gesetzt, der sein Leben dem gleichen Kampfe gewidmet und einen gleichen Tod gefunden — auch er fiel mit einer kleinen Schar von Getreuen im Jahre 1876 im Balkan im Kampfe gegen die Türken als Chaidutin (Held) und Buntowník (Rebell). Er sang dem Andenken des Freundes ein Lied voll Trauer und doch voll erhebender begeisternder Kraft, das in den Worten gipfelt:

Wer für die Freiheit fällt im heil'gen Streit,
Der lebet fort, und Erd und Himmel hallt
Von Klagen rings, geeint in gleichem Leid,
Und seinem Ruhm der Sänger Lied erschallt.

Georg Adam.

Der Berliner Kunstsegen.

Welcher Vermessene wagte es, heute noch zu leugnen, daß es auch in der Mark Brandenburg Musen und Grazien giebt? Wo ist der Tollkühne, der sich zu behaupten erdreistete, Berlin sei keine Kunstmetropole? Ja, früher! Da konnte man uns „Barbaren" oder auch „Preußen" schelten, was manche Leute ungefähr für dasselbe halten. Aber heute, wo ein Kunstsegen ohne gleichen über uns gekommen —? Eher könnte wahrlich noch ein Spötter auftreten, der sagt, daß Berlin aus einer unkunstsinnigen zu einer kunstunsinnigen Stadt geworden ist.

Ehedem hatten wir von der Zeit, da der Nebelwind herbstlich durch die dürren Blätter säuselt, bis zu den holden Tagen, wo das Mailüfterl wieder zu wehen sich anschickt, in diesen dunkeln Monaten, wo der Glaspalast am Lehrter Bahnhof geschlossen ist, unsern Schulte und unsern Gurlitt, und damit war die Sache erledigt. Langsam und beschaulich spielten sich die Ereignisse des Berliner Kunstwinters ab. Schöne Zeit des stillen Friedens, wo bist du hin? Im Oktober 1897 ist sie uns für alle Zukunft verloren gegangen. Da ging der wilde Tanz los, der sich noch immer nicht beruhigen will. Die Herren Keller und Reiner, zwei unternehmungslustige, tüchtige junge Leute, gaben das Zeichen. Sie eröffneten ihre rasch zu Ehren und Ansehen gelangende „Kunsthandlung, verbunden mit einer permanenten Kunstausstellung". Kurz darauf entdeckte Fräulein Mathilde Rabl, die langjährige, allbeliebte Kassiererin des „Vereins Berliner Künstler", ihr Herz und etablierte sich als erste Berliner Kunsthändlerin, als welcher ihr vor allem eine gewisse kulturhistorische Bedeutung zukommt. Kurz darauf machte Herr Zaeslein, ein eingewanderter Schweizer, bekannt, er habe einen neuen „Gemälde-Salon" begründet. Damit hatte es zunächst sein Bewen-

Digitized by Google

den. Aber die Ruhe, die jetzt eintrat, war nur eine Scheinruhe. Die Eingeweihten wußten, daß es in der Tiefe mächtig gärte, und waren nicht erstaunt, als im vergangenen Herbst die große Explosion erfolgte, die ans Licht brachte, was finstere Mächte unter der Oberfläche seit langem bereitet hatten. Abermals waren es Keller und Reiner, die zum Sturm läuteten. Sie hatten die sommerliche Stille benutzt, um heimtückisch einen stattlichen Neubau aufzuführen, dort einen großen Oberlichtsaal einzurichten und zugleich ihre gesamten Räumlichkeiten von Grund aus umzugestalten und zu erweitern. Kurz darauf weihte der „Verein Berliner Künstler" sein seit Jahrzehnten heiß ersehntes Künstlerhaus ein; selbstverständlich wurde dabei dem Ausstellungsbedürfnis der Vereinsmitglieder ausgiebig Rechnung getragen. Kurz darauf eröffneten abermals zwei unternehmungslustige junge Leute, die Herren Bruno und Paul Cassirer, einen neuen Salon, in der vornehmen Viktoriastraße, deren wohlhabende Stille bisher nur von dem Knistern seidener Röcke und Unterröcke sowie dem muntern Getrappel der Equipagenrosse unterbrochen wurde. Kurz darauf etablierte der lockenumwallte Herr Cechini in dem gesegneten Kunstlande, das einerseits durch die Wilhelmstraße, andererseits durch die vom Volksmunde „Ghetto" benannte Potsdamer Privatstraße begrenzt wird, einen „Salon Ribera"; er setzte sogar, in der selbstverständlich übertriebenen Besorgnis, der Name des spanischen Meisters könnte dem Berliner Publikum nicht allzu geläufig sein, einen pädagogischen Längsstrich über das e, damit auch die Laien und Unkundigen sich nicht versucht fühlten, „Ribera" mit einem Ton auf der ersten Silbe auszusprechen.

Wenn man nun noch bedenkt, daß die Königliche Akademie der Künste in ihren eigens dazu bestimmten Räumen hastig eine Ausstellung nach der andern veranstaltet, daß die Nationalgalerie die Angewohnheit hat, in kurzen Abständen die Werke eines neueren Künstlers, am liebsten eines, der bereits das Zeitliche gesegnet, in den Cornelius-Sälen zu vereinen, daß ferner das Kunstgewerbemuseum in seinem Lichthofe immer neue Zusammenstellungen aus seinen Schätzen vorführt, während das Kaufhaus Hohenzollern mit ihm in fröhlichem Wettbewerb steht, daß von Zeit zu Zeit Herr Goldscheider in der Leipzigerstraße neue Skulpturen und plastische Reproduktionen, Herr Jacques Casper in der Behrenstraße neue Radierungen sehen läßt, und daß schließlich bald hier, bald dort eine harmlose leerstehende Wohnung für Ausstellungszwecke irgend welcher Art gemietet wird, — dann möchte ich den sehen, der noch behauptet, wir hätten kein Kunstleben in Berlin!

Diese plötzliche Kunstraserei ist nicht aus Laune und Willkür entstanden; sie hat ihre guten Gründe. Seit Jahren ist es kein Geheimnis mehr, daß Berlin als Kunstmarktplatz ungeahnte Fortschritte gemacht, daß sich hier ein Kaufverkehr entwickelt hat, der zwar hinter dem Londoner noch erheblich zurücksteht, sich dem Pariser aber bereits mit Riesenschritten nähert. Wenn es noch eines Beweises dafür bedurft hätte, so wäre er durch die seit einigen Jahren mit Regelmäßigkeit erfolgenden Berliner „Besuche" des Herrn Durand-Ruel erbracht. Dieser kluge Kunsthändler aus der Rue Laffitte in Paris hatte eine feine Witterung, als er den Versuch machte, in Berlin ein neues „Absatzgebiet" für seine Bilder zu gewinnen. Er hat hier Erfolge gehabt, denen der deutsche Kunstfreund mit einem nassen, einem heitern Auge zusieht. Denn so wenig es nötig ist, daß das Geld unseres bilderkaufenden Publikums ausländischer Kunst und ausländischen Händ-

Digitized by Google

lern zu gute kommt, so erfreulich ist es doch immerhin, daß wir überhaupt bei uns jetzt von einem bilderkaufenden Publikum sprechen können, daß überhaupt nennenswerte Summen für Kunstdinge ausgegeben werden. Und wenn man es bedauern kann, daß in manchen Kreisen auch heute noch eine nur zu oft kritikloser Ausländerei entspringende Vorliebe für französische Sachen anzutreffen ist, so muß man es auf der anderen Seite doch lebhaft begrüßen, daß auf diese Weise wenigstens gute Kunst nach Berlin kommt, und darf sich der Hoffnung hingeben, daß sich auf diesem Umwege über Frankreich der allgemeine Geschmack schließlich wandeln und auch die moderne deutsche Entwicklung fördern wird.

Was uns zu solchen Erwartungen vor allem berechtigt, ist der steigende Wohlstand, dessen wir uns in Deutschland seit einem Menschenalter erfreuen, und der sich naturgemäß in der Reichshauptstadt am stärksten konzentriert hat. Es haben sich in der jüngsten Zeit in Berlin Reichtümer angesammelt, von denen sich der Fernerstehende gar keinen Begriff macht. Es liegt im Charakter unserer wirtschaftlichen Verhältnisse, daß die Vermögen der großen Kapitalisten immer kolossaler anschwellen. Und außer den alten Familien und den seit kurzem Emporgestiegenen kommt noch die ansehnliche Schar finanzkräftiger Mitbürger in Betracht, die, vom Glanze des großstädtischen Lebens angezogen, nach Berlin übersiedelt sind, um von ihrem Gelde „möglichst viel zu haben". So haben wir eine recht stattliche Zahl von Leuten mit einem für uns gewöhnliche Sterbliche märchenhaft klingenden Jahreseinkommen. Dieser junge Berliner Reichtum hat im ganzen selbstverständlich noch sehr viel Parvenumäßiges an sich. Aber dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß gegen frühere Zeiten eine Wandlung eingetreten ist. Das Spekulantentum spielt heute keine so große Rolle mehr wie ehedem. Der Wohlstand hat sich vielfach konsolidiert; man hat es zum Teil schon mit einer zweiten Generation zu thun, schon mit den Söhnen der Leute, die unmittelbar nach dem Kriege reich geworden sind, und diese Söhne sind immerhin nicht ausnahmslos Trottel, die der Väter Erbe in die Winde streuen. Die Bedürfnisse haben sich verfeinert, die Genußsucht beginnt sich auch den höheren Gebieten des Lebensgenusses zuzuwenden. Gewiß ist noch massenhaft „Protzerei" vorhanden, aber die Art, wie sie sich heute äußert, sticht im allgemeinen gegen die frühere vorteilhaft ab. Es mag zunächst kein großer Unterschied sein, ob einer mit wertvollen Bildern oder ob er mit den Brillanten seiner Frau „protzt": im Laufe der Jahre aber werden sich die Folgen bemerkbar machen. Der Bilderprotz wird letzten Endes weiter vorwärts kommen, als der Brillantenprotz. Die dauernde Nähe seiner Kunstschätze wird sein Auge beeinflussen und seinen Blick bilden, ohne daß er es merkt! Es wird ihm gehen wie den Berliner W-Leuten in den vom seligen Hans von Bülow geleiteten Philharmonischen Konzerten; die gingen hin, weil's Mode war, und ehe sie sich's versahen, lernten sie in Bülow's ebenso strenger wie pikanter Schule so viel gute Musik kennen, daß sie einen kaum geahnten, ja kaum beabsichtigten ideellen Gewinn mit nach Hause nahmen. Der teuflisch-göttliche Geist, der das Böse will und das Gute schafft, tritt eben in mannigfacher Gestalt auf. Und wenn der Bilderprotz selbst nicht im stande ist, einen solchen ideellen Gewinn aus seinen unter ganz anderen Gesichtspunkten erworbenen Kunstwerken zu ziehen, so gelingt es vielleicht seinen Kindern, die in einer solchen Umgebung von Jugend auf sich bewegen.

Digitized by Google

Man wundert sich vielleicht, daß ich hier nur von einem so begrenzten Kreise der „Reichen" so ausführlich rede. Das hat leider seine Gründe. Denn thatsächlich beruht auf diesem Kreise die Kraft des Kunstmarkts Berlin. Ohne Zweifel ist das sehr bedauerlich. Aber es läßt sich gegen die Thatsache nichts machen. Es ist kein Wort darüber zu verlieren, daß es für unsere Kunstverhältnisse weit besser wäre, wenn der Schwerpunkt in den Kreisen unserer begüterten Aristokratie läge. Ich kann in voller Unbefangenheit die Ueberzeugung aussprechen, daß unsere Kunst in den Familien, in denen eine alte Kultur lebt, vorzüglich aufgehoben wäre, wenn — man sie dort gastlich aufnehmen würde. Man erkennt das deutlich an den Ausnahmefällen, wo sich Angehörige des „hohen" und „höchsten" Adels wirklich um die Kunst kümmern; das führt fast überall zu schönen Resultaten. Aber wenn irgendwo, so bestätigen hier die Ausnahmen eine Regel. Es ist leider kein Geheimnis, daß unsre Adligen gemeinhin der gesamten geistigen, litterarischen und künstlerischen Bewegung der Gegenwart fremd gegenüber stehen. Das ist jammerschade! Doch man frage alle Künstler, Kunstgelehrten und Kunsthändler Deutschlands!*) Hier ist eben der springende Punkt, die Wurzel unserer verwirrten Kunstverhältnisse: In England, in Frankreich und auch in Italien besteht eine innige Verbindung von Geburts-, Geistes- und Geldaristokratie; bei uns sind das drei getrennte Mächte, die neben einander stehen, und von denen jede auf eigene Faust ihre Arbeit verrichtet.

Die Kunst hat unter diesen Umständen schwer zu leiden. Sie braucht die Unterstützung des Reichtums, sie ist auf ihn ganz anders angewiesen als die Poesie und die Musik. Und wenn die begüterte Geburtsaristokratie sie ihr versagt, so bleibt ihr, da unsere Geistesaristokratie mittellos, ja zum großen Teil bereits proletarisch ist, nichts übrig, als sich an die Geldaristokratie zu wenden und alle Unbequemlichkeiten, die dabei unterlaufen, seufzend mit in den Kauf zu nehmen. So kommt es, daß die unserer Zeit eigentümliche Ansammlung und Anhäufung der Kapitalien, die uns in socialer Beziehung immer unbehaglicheren und unhaltbareren Zuständen entgegentreibt, der Kunst sehr vorteilhaft geworden ist.

Es ist ein Wunder Gottes und zugleich ein köstlicher Beweis für die innere Lebenskraft der modernen deutschen Kunst, daß sie unter derartigen Voraussetzungen sich so entwickelt hat, wie es bisher geschehen ist. Man sieht es ihr kaum an, mit welchen Schwierigkeiten und Widerwärtigkeiten sie zu kämpfen hatte. Anders ist es dem Kunsthandel gegangen, wie die oben gegebene Aufzählung der jungen Salons beweist. Dies plötzliche, hastige Emporschießen neuer Kunstgeschäfte, dies unorganische, sprunghafte Anwachsen des ganzen Betriebes stimmt bedenklich. Wer soll, so fragt man sich kopfschüttelnd, alle die ausgestellten Herrlichkeiten — nicht kaufen, nein: nur sehen!? Wie viele ernste Menschen giebt es in dem fleißigen Berlin, die Zeit haben, alle Veränderungen an

*) Daß der deutsche Adel an der Förderung der „Kunst" (im engeren Sinne) weniger teilnehmen kann als die „Geldaristokratie", wird doch zum Teil wohl auch dadurch bedingt, daß ihm ungleich geringere Mittel zur Verfügung stehen als der „hohen Finanz". In der Zurückhaltung aber von gewissen „modernen" litterarischen „Bewegungen" begegnet er sich mit zahlreichen Elementen des gediegenen deutschen Bürgertums. Damit soll aber dem Banausentum, auf welcher Seite immer es sich breit machen mag, beileibe kein Freipaß ausgestellt sein. D. H.

Digitized by Google

diesen zahlreichen Plätzen auch nur oberflächlich zu verfolgen? Es wird da schließlich noch so gehen wie in vielen Konzerten, wo das Publikum lediglich aus Kritikern und Freibilletlern besteht! Der unvermittelte Aufschwung macht einen ganz ängstlich. Man fragt sich zagend, ob nicht am Ende ein unangenehmer Rückschlag folgen werde, der in einen großen Katzenjammer ausläuft! Mit zweifelhafter Freude sieht man den fieberhaften Anstrengungen zu, die von allen Seiten gemacht werden, um etwas „Exceptionelles zu bieten", von den neuen Herren, weil sie sich vorteilhaft einführen, und von den alten nicht minder, weil sie sich von den neuen nicht übertrumpfen lassen wollen. Das geht wohl eine Weile. Aber was dann? So viel „erstklassige" Künstler haben wir gar nicht, daß auf die Dauer ein solcher Wettlauf möglich wäre. Und schließlich liegt auch bei diesem Vorgehen eine Gefahr der Uebersättigung nahe. Wir sehen so viel, daß wir allmählich blasiert werden. Das Auge wird geblendet, und im Genuß werden wir nach Begierde verschmachten.

Aus allen diesen Gründen möchte man zu den neun Musen beten, daß sie den ungestümen Eifer ihrer irdischen Diener dämpfen. Auch in der Provinz der Kunst ist weises Maßhalten besser denn aufgeregte Hast. Es muß mehr planmäßige Stetigkeit in den Betrieb kommen, daß der Kunstsegen nicht als ein Hagelschauer, vor dem man sich schützen muß, sondern als ein milder, befruchtender Regen auf uns niedergehe! — Dr. **Max Osborn.**

„Befreite" Frauen und ein befreites Drama.

Es gab eine Zeit, in der merkwürdig viele ungewöhnlich begabte Frauen mit ungewöhnlich beschränkten Männern verheiratet waren. Wenigstens mußte es dem so scheinen, der einen flüchtigen Blick in die schöne Litteratur warf. Eine neue Göttin war hier erschienen, vor der begeisterte Jünglinge und alte Narren mit lyrisch-bewegten Herzen knieten. Es war eine moderne Göttin, die nicht in langweiligen griechischen Faltengewändern einherschwebte, sondern schick und resolut den Schauplatz der Dichtung betrat. In ihrem Innern aber schlummerte das, wovor die begeisterten Jünglinge und die alten Narren in Demut und Andacht erbebten: die geheimnisvollen, unerforschlichen, einsam-melancholischen Tiefen. Man traf die hübschen Damen überall. Die schöne Litteratur war eine Litteratur der Schönen geworden, die „unverstandene Frau" war Typus. —

Es ging eigentümlich her in den Ehen, an denen die neue Göttin beteiligt war. Gewöhnlich hatte sie ästhetische Neigungen, was bei einer Dame, die in der Litteratur eine so hervorragende Rolle spielte, nicht weiter wunder nehmen kann. Nun fügte es aber das tückische Schicksal in den meisten Fällen so unangenehm, daß ihr Mann für Litteratur ganz und gar kein Verständnis

Digitized by Google

hatte. Er war beispielsweise Kaufmann und interessierte sich daher mehr für seine Geschäftsbücher als für die „Bücher der Thränen", die langhaarige junge Menschen mit Ehrfurcht und bescheidenem Stolz auf den Salontisch seiner Frau niederlegten. Er war überall im Wege, dieser unerträgliche Gatte. In stimmungsvollen Dämmerstunden erschien er plötzlich in der Wohnung und störte die stimmungsvollsten Gespräche. Wenn seine Frau — die neue Göttin — eben in den Höhen der Idee verweilte, war er so platt und roh, von Hausstandsgeld und ähnlichen trivialen Dingen zu reden. Eigentlich erfüllte er nur einmal so etwas wie einen ehelichen Zweck, — wenn er nämlich die Rechnungen bezahlte, die regelmäßig nach den splendiden Abendgesellschaften einliefen, bei denen die Dichter der „Bücher der Thränen" stets einen lachenden Appetit zu entfalten pflegten. Es begreift sich also von selbst, daß die Frau sich „unverstanden" und „einsam" fühlte, und es ist menschenverständlich, daß sie dieses ihr geheimes Leiden ihren poetischen Hausfreunden klagend vertraute. Das gab interessante Situationen, sowohl für sie, die „klagen" durfte, als für die dichtenden Jünglinge, denen zum erstenmal ein Gefühl männlicher Ueberlegenheit den keuschen Busen schwellte. Daß man sich schließlich „verstand", versteht sich am Rande. Es gelang dem Jüngling fast immer, die Leere auszufüllen, die im Innern der leidenden Gattin schaurig gähnte. Waren die Finanzen in fürstlicher Ordnung, ging er mit der Unverstandenen durch. War aber der prosaische Kassenschrank des philiströsen Mannes nun einmal nicht zu entbehren, richtete man sich im Hause „häuslich" ein. In beiden Fällen aber war die unverstandene Frau „befreit". Die „geheimnisvollen Tiefen" der neuen Göttin waren erkannt, die Würde der Menschheit gerettet aus den Händen der Philister.

* * *

Freilich: nicht immer war die „unverstandene Frau" die sentimental aufgeputzte Ehebrecherin, die ich eben geschildert habe. In den Büchern der Mode war sie so, meinetwegen mitunter auch etwas anders, immer aber platt und unbedeutend. Das Gefasel von ihrer „Einsamkeit" und von der „mangelnden Befriedigung" war geradezu eine litterarische Pest geworden — wie ja schließlich jede Mode eine Pest genannt werden kann, wenigstens in der Litteratur, wie ich hinzufüge, um die Damen und Damenschneider zu beruhigen. Die Dichter der Mode sind aber nur Karikaturen von andern, von den Dichtern der Zeit. Was diese mit tiefen Augen schauen, ahmen jene mit fixen Fingern nach, versetzen es mit dem seichten Verstand, der ihr Diplom ist, würzen es mit erotischem Pfeffer und machen auf diese Weise die Bücher der Zeit im Sinne des großen Publikums „zeitgemäß" d. h. oberflächlich, schlecht, verwerflich — modern! War ich also oben gegen die „unverstandene Frau" nicht sonderlich galant, so darf ich ihr jetzt sagen, daß sich in ihrer Gattung auch einige sympathische, tief angelegte, wirklich einsame Wesen finden. Nur daß gerade diese sich nicht so oft und geläufig durch einen Liebhaber „befreien" lassen. Die großen Dichter, von denen sie stammen, wissen am Ende zu gut, wie viel und wie wenig es im allgemeinen mit derartigen „Befreiungen" auf sich hat.

* * *

Otto Erich Hartleben, der gleich einen ganzen Cyklus von „Befreiungen" im Lessingtheater auf die Bühnen brachte, ist leider in der Mode stecken geblieben. Zu einer ernsten Teilnahme vermögen uns seine Frauen nicht zu zwingen, und

Digitized by Google

zwar dann am wenigsten, wenn sie am meisten ernst gemeint sind. Der lachende Hartleben besitzt eine Dosis Leichtsinn, die ihn liebenswürdig macht; der tragische verscherzt unsere Sympathie durch eine zweifelhafte Philosophie und durch rohe Theatermittel à la Sardou. Mit den vier Einaktern, die er unter dem Gesamttitel „Die Befreiten" herausbrachte, hat es in aller Kürze folgende Bewandtnis. Erster Fall: Sie hat aus Rücksicht auf ihre Familie einen reichen, aber beschränkten Philister geheiratet. Nach vielen Jahren kommt der Jugendfreund, den sie eigentlich liebt. Er macht ihr klar, daß ihr Gatte „ein Fremder" ist und daß sie ihm (dem Freunde) folgen muß. Sie begreift das und läßt ihren Mann nach einigen gerührten, aber entschiedenen Worten allein. „Der Fremde" heißt das Stück. — Zweiter Fall: Diesmal hat sie das Geld. Sie hat einen Offizier geheiratet und kommt später dahinter, daß er sie nur nahm, um seine Schulden bezahlen zu können. Außerdem hat er mehr Sinn für seine Kompagnie, als für ihre Bedürfnisse nach Zerstreuung. Beide Umstände scheinen ihr zwingende Gründe für die eheliche Untreue zu sein, in der sie nunmehr Befriedigung sucht, und zwar so gründlich sucht, daß es bald zum öffentlichen Skandal kommt. Der bedauernswerte Gatte soll in eine andere Garnison versetzt werden. Er kommt vom Liebesmahl betrunken zurück, wird brutal gegen die Ehebrecherin und wird vom herbeieilenden Liebhaber (der vorsorglich im Garten versteckt war) niedergestochen. Damit ist die Frau „befreit". „Abschied vom Regiment" heißt das erhabene Stück. Dritter Fall: Sie sollte an einen älteren, reichen Herrn verkuppelt werden, weil ihr Vater Geld brauchte. Da sie eine energische Natur war, ging sie durch und wurde eine „internationale" Wintergartensängerin. Als solche wird sie von Zwang und Vorurteilen „befreit", und zwar gründlich. Sie läßt sich luxuriös aushalten und findet den Zustand allerliebst. Ein Jugendfreund aus ihrer Vaterstadt, der mit der „sittlichen Forderung" und viel kleinbürgerlicher Eselei in ihr duftendes Boudoir einrückt, wird schlagend widerlegt. Er hat sie heiraten wollen, der arme Junge, und lehnt den sinnlichen Verkehr der „Befreiten", den sie ihm ohne Vorurteile anbietet, ab. Sie weiß ihn aber doch zu fesseln, teils durch ihre bestrickende Stimme, teils durch die freigebig dargebotene Schönheit und teils durch schwüles Geplauder. Halb zieht sie ihn, halb sinkt er hin. In ihren weißen Armen vergißt er die „sittliche Forderung" und nimmt, was er zuerst verschmähte. Die „Befreite" bleibt als Siegerin auf dem Plan. Die „sittliche Forderung" kichert ironisch der Titel. Vierter Fall: Sie heißt Lore, ist eine kleine Studentengeliebte aus Berlin N., und hat mit einem zugeknöpften Holsteiner angebändelt. Die Verschiedenheit in den Charakteren (sie ist ganz und gar nicht zugeknöpft) führt indes zu allerlei Mißhelligkeiten, aus denen sie sich „befreit", indem sie mit einem entzückend grünen Fuchs auf und davon geht. Das Stück heißt „Lore" und beschließt den Cyklus der „Befreiten". Uff! —

* * *

Was es mit den Einaktern Hartlebens auf sich hat, ist leicht zu sehen. Oberflächlich angelegte Konflikte und oberflächliche Lösungen. Einzig und allein das dritte Stück hat wirklich künstlerische Vorzüge. Der Dialog ist lebendig und funkelnd, die Charakteristik warm und voll, die Satire auf die starken Moralphilister, die schwache Menschen sind, fein und scharf — wie eine edle Klinge. Das Ganze ist ein leichtsinniger Schmetterling, dem man um seiner bunten Flügel willen nicht gram sein kann. Damit aber ist auch alles Gute gesagt, was sich von

Digitized by Google

diesem „Cyklus" sagen läßt. Die „Befreiungen" sind ästhetisch einfach kindlich, um einen schrofferen Ausdruck zu vermeiden. All diese Frauen befreien sich wie es ein Raubmörder thut, der die Wand der Zelle durchbricht und das Weite sucht. Die ästhetische „Befreiung", die uns durch solchen Mann zu teil wird, ist indessen nur mäßig. Die Dinge liegen umgekehrt, Herr Hartleben! Darin, daß Verbrecher eingesperrt werden, liegt — so wunderlich es auch klingen mag — philosophisch und ästhetisch die Befreiung ....

* * *

Eine unendlich größere Bedeutung als die Einakter Hartlebens hat die künstlerische That eines Arbeitervereins im Osten von Berlin. Der Verein nennt sich „Neue freie Volksbühne" und erweckte eine von den Theaterdirektoren vergessene Dichtung Hebbels zu gewaltigem Bühnenleben. „Julia" heißt sie. Ihr Inhalt ist furchtbar zeitgemäß: er behandelt das Schicksal eines Menschen, der sich durch sinnliche Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hat. Graf Bertram — so heißt der Mann — ist bereits bankerott und ruiniert, wie wir ihn kennen lernen. Als sein alter Diener sich besorgt zeigt, weil er Blut speit, antwortet er:

„Pah, als ob's ein Unglück wär, Blut zu speien! Nur das ist eins, nicht genug zu speien! Und du meinst, das kommt von finsteren Gedanken? Ei, alter Narr, als ob du nicht recht gut wüßtest, daß es vom Tanzen, Trinken, Schwärmen, Jagen — genug, von den angenehmsten Dingen der Welt gekommen ist .... All dieser genossenen Herrlichkeiten erinnere ich mich, wenn ich unter einem alten kräftigen Baum liege .... Ich gedenke des brillanten Balls beim Minister, wo ich gegen Morgen meine Brust zum erstenmal fühlte und wo ich nur um so ärger zu rasen anfing, weil ich sie natürlich dafür strafen mußte, daß sie nicht von Eisen war; ich vertiefe mich in die Wonnen jenes dreitägigen Kommerses, wo mir zuletzt das helle Blut aus dem Halse schoß und wo ich noch mit röchelnder Lunge so lange behauptete, es sei der rote Wein, bis ich ohnmächtig zusammensank ...."

Der Graf hat wie ein schlechter Soldat seine Waffen verspielt. Die Zeit der Thaten ist für ihn vorbei. Nichts bleibt ihm als die Hoffnung, „daß es vielleicht noch irgendwo ein Loch in der Welt giebt, wo ein Kerl, wie er, der nur noch ein Ding ist, hingestopft werden kann, wie ein Fetzen in einen Fensterriß." Er wartet mit andern Worten auf die Gelegenheit einer guten That, um dann die Welt zu verlassen. Nur einmal möchte er die Empfindung haben, ein nützlicher Mensch zu sein, um mit dieser Empfindung das Recht auf den Tod zu erkaufen. Das Schicksal bietet ihm diese Gunst. Es führt ein verzweifeltes Mädchen in seinen Weg, ein Mädchen, das sich einem Liebhaber hingab und dann das Haus des Vaters floh, weil sie sich von dem geliebten Mann betrogen und verlassen glaubte. Graf Bertram überrascht sie, wie sie eben den Dolch auf den eignen Busen zückt. Er tritt zwischen sie und das Grab und erhält so der Welt ein junges Leben. Die Gelegenheit zu einer guten That ist da: er kann ein Mädchen, das weit mehr unglücklich als schuldig ist, vor der Verachtung der Welt und dem Fluch des Vaters bewahren. Er thut's. Er heiratet sie — zum Schein. Die Berührung ihrer Hände vor dem Traualtar ist die einzige, die er von ihr verlangt. Darüber hinaus will er nur eins: sie soll es ihm sagen, wenn sie den Mann, der sie verließ, durch Zufall wiedersieht, und ihm bekennen,

Digitized by Google

mit welchen Gefühlen sie ihn wieder sieht. An dem Tage nämlich will Graf Bertram — gehen. Er hat einen Menschen getötet — sich selber nämlich — aber er hat auch in Julien (so heißt das Mädchen) ein Leben erhalten. Die Empfindung des Nützlichseins, nach der er sich sehnte wie nach dem letzten Geschenk des Lebens, ist ihm gewährt. Er muß die Welt verlassen, die ihm zur Last ist, aber er braucht nicht am Ekel vor sich selber zu ersticken. Den Tod überleuchtet ein später, später Sonnenstrahl. — Der Geliebte Juliens kommt. Er ist nicht durch Verrat ferngehalten worden, sondern durch eine Verkettung von Umständen, die außerhalb seiner Macht lagen. In Julien erwacht die alte Neigung wieder. Bertram aber ist nun zu Ende. „Ich werde", schwört er sich im stillen, „Gemsen jagen, so lange Gemsen jagen, bis ein verunglückender Sprung mich zwingt, die Tiefe eines Abgrunds zu messen, aus dem man nicht einmal als Leichnam wieder heraufkommt, keinen Monat soll's dauern! Und dann -- ha, es kommt mir doch vor, als ob noch etwas folgte, als ob, wer redlich büßte, irgendwo auf einen freundlichen Empfang rechnen dürfte." Das also ist das Stück, das von den reichen Bühnen vergessen wurde, um von einem armen Arbeiterverein wieder hervorgeholt zu werden. Das Stück hat Fehler — gewiß. Das Schicksal Juliens, das doch nur Nebenhandlung ist, ist allzuweit ausgesponnen, allzu verschlungen angelegt und allzu scharfsinnig entwirrt. Hier und da überwuchert es vollkommen die eigentliche Fabel, das Erlöschen des Grafen Bertram. Einen Fehler aber hat die Dichtung gewiß nicht: sie ist nicht unmoralisch — und doch ist gerade dieser Vorwurf gegen sie erhoben. Aus den Leuten aber, die ihn erhoben, sprach nicht ästhetische Erkenntnis, sondern die bleiche Angst des bösen Gewissens. Sie wollten nicht sehen, wie grauenhafte Folgen so süße Dinge wie Lieben und Trinken haben können. Darum wandten sie sich ab und gingen in das nächste „moralische" Balllokal. Hebbel selbst hat diese Leute gut gekannt. Gerade in Bezug auf die „Julia" hat er ihnen eine Abfertigung zu teil werden lassen, die in der deutschen Litteratur unvergänglich dauern wird. Die wuchtigen Sätze, in denen auch für unsere Zeit eine finstere Mahnung grollt, mögen diese Zeilen beschließen. „Ich weiß es recht gut," sagt Hebbel, „daß mir nichts widerstrebt, als das allgemeine Mißbehagen, das gewöhnlich zu entstehen pflegt, wenn jemand die wankende Gesellschaft in ihrem süßen Traum ewiger Dauer zu stören pflegt. Ihr sitzt bei einer wohlbestellten Tafel; ich lege den Totenkopf auf den Tisch und mahne ans Ende. Ihr wollt von dem Gebäude, in dem ihr jubelt und zecht, lieber während des Rausches erschlagen werden, als seine morsch gewordenen Pfeiler durch neue ersetzen. Ihr weist mir die Thür. Das ist nicht klug, aber natürlich, und ich kann's begreifen, wenn ich's auch beklagen muß, da ich mir der reinsten Absicht bewußt bin und, wohl gemerkt, obendrein die volle Gefahr mit euch teile. Hierbei laßt ihr es jedoch nicht bewenden, ihr beschuldigt meinen Totenkopf, er sei trotz seines Zähnefletschens ein Verführer und wolle euch zu bösen Dingen verlocken. Das ist absurd. Eure bleichen Wangen und stieren Augen strafen eure Zunge Lügen. Trinkt lieber auf eure Unsterblichkeit!" —

Erich Schlaikjer.

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Ein alter deutscher Dichterwinkel.

Welchem Freunde deutscher Dichtung wäre es nicht schon aufgefallen, daß es heute so still ist im Schwabenlande, wo doch „einst so hell vom Staufen die Ritterharfe klang," wo Schiller und Wieland herstammten, wo Ludwig Uhland seine milden, vollen und reinen Dichterglocken ertönen ließ, Mörike seine tiefempfundenen Weisen anstimmte, wo sich im Cotta'schen „Morgenblatte" und im Hause Justinus Kerners die erlesensten Dichter, darunter ein Lenau, versammelten, wo der unermüdliche Gustav Schwab im Vereine mit Chamisso den Deutschen Musenalmanach herausgab? Und wie mancher klangvolle Name noch außer diesen erinnert an die verschollene Dichterherrlichkeit des Schwabenlandes! Dort erntete Matthissons Triumphe, dort wurzelten und webten der reichbegabte, frühverblichene Wilhelm Hauff, der innig-schlichte Albert Knapp, dessen hundertjähriger Geburtstag in diesem Jahre von den Freunden religiöser Poesie gefeiert wurde.

Noch einmal geht am schwäbischen Dichterhimmel ein Gestirn auf, das seine Strahlen weit über die engere Heimat hinaus wirft — Karl Gerok. Keine blendende Sonne, aber ein klarer, milder, friedevoller Abendstern. Ich hatte in diesem Sommer in Stuttgart Gelegenheit, sein kürzlich enthülltes, würdiges, wenn auch nicht gerade imposantes Denkmal zu besichtigen. Ein freundlicher schwäbischer Eisenbahnschaffner, den ich auf der Straße darnach befragte, ließ es sich nicht nehmen, mich persönlich dahin zu geleiten. Noch ruhte grüner Blätterschmuck mit goldbedruckten Schleifen zu Füßen des Denkmals ...

Wie sieht es heute mit dem litterarischen Leben dieser alten deutschen Dichterheimat aus? Ist es gänzlich erloschen? Ist wirklich im Schwabenlande der Sang völlig verschollen? Wenn nicht, wie kommt es, daß man im übrigen Deutschland so wenig davon sieht und hört?

Ueber alle diese Fragen verbreitet sich Rudolf Krauß in einem hübschen Aufsatze „Die Schwaben im Winkel" im „Litterarischen Echo" (Heft 3), der neuen, empfehlenswerten, von Dr. Joseph Ettlinger mit Geschick und Fleiß geleiteten litterarischen Rundschau.

Die engen Beziehungen zwischen den litterarischen Kreisen des deutschen Südens und Nordens lösten sich in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre. Die Fehde zwischen Heine und dem jungen Deutschland einer- und dem schwäbischen Dichterbunde andererseits bewirkte, daß sich die schwäbischen Dichter mehr und mehr auf sich selbst zurückzogen.

„Diese rückläufige Bewegung hat sich bis in die Gegenwart fortgesetzt. Wenn man den Beginn der neuesten deutschen Litteratur von der Errichtung des deutschen Kaiserreiches datiert, so ist dies keineswegs ein so rein äußerlicher Markstein, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Berlin, nunmehr die anerkannte politische Hauptstadt des geeinigten Vaterlandes, entwickelte sich rasch auch zum

Digitized by Google

geistigen Mittelpunkte der Nation, Berlin riß die Oberherrschaft in der Kunst, in der Litteratur mit außerordentlicher Energie an sich, um fortan allein den Ton anzugeben, ausschließlich die Mode zu machen. Daß diese Centralisierung für die deutsche Poesie ihre großen Nachteile habe, ist von Einsichtigen längst erkannt worden. Da und dort regt sich die leise Hoffnung, durch eine Reaktion der Provinzen gegen den Berolinismus könne vielleicht eine Gesundung unserer litterarischen Zustände herbeigeführt werden.*) Damit, daß jene ihre besten Kräfte nach der Reichshauptstadt entsenden, wird freilich wenig erreicht, weil diese dort mit dem Strome zu schwimmen und sich der herrschenden Richtung hinzugeben pflegen.

Die litterarischen Kreise in Schwaben bringen den modernen Bestrebungen mit ihrem unsicheren Hin- und Hertasten nach Stoffen und Formen, ihrer Stillosigkeit, ihrer Anbetung der fremden naturalistischen Götter und Götzen besonders geringe Sympathie entgegen. Sie halten desto mehr die Tradition der großen klassisch-romantischen Vergangenheit in Ehren, hängen sich desto hartnäckiger an die alten Ideale. Dort, am sausenden Webstuhle der Moderne, achtet man wenig auf sie, und auch ihre größten Talente, ihre ersten Dichter und Schriftsteller zählen kaum mit in der litterarischen Bewegung der Gegenwart. Allerdings verstehen sie selbst auch wenig von der Kunst, sich Geltung zu verschaffen.**) Zu sehr der Welt entrückt, in Träume verloren, achten sie nicht genug der Dinge, die sich außerhalb des schwäbischen Winkels abspielen. Ihr Widerstand gegen die litterarische Moderichtung ist zu unbewußt, zu passiv, zu vereinzelt, nicht klar genug empfunden, nicht systematisch, nicht konzentriert genug. Und dann verhalten sie sich auch der Moderne gegenüber allzu ablehnend, statt von ihr zu lernen. . ."

Nach dem politischen Centrum Deutschlands, das — leider! — auch das geistige zu werden beginnt, hat das Schwabenland nur wenig litterarische Vertreter entsandt. Krauß erwähnt nur den Redakteur der Kunstzeitschrift „Pan", Caesar Flaischlen. In Italien lebt die temperamentvolle, kräftig veranlagte Novellistin Isolde Kurz, „die Tochter des unvergeßlichen, vom Leben vielfach mißhandelten und weder einst, noch jetzt nach Gebühr gewürdigten Dichters Hermann Kurz." Am reichsten im schwäbischen Winkel blüht immer noch die Lyrik. Erst im vergangenen Jahre hat Joh. Georg Fischer das Zeitliche gesegnet. Nach dem Norden ist sein Ruf erst spät und auch dann nur spärlich gedrungen. Nicht allzulang vorher sind ihm Friedrich Notter, Gustav Pfizer, Fr. Th. Vischer, Ludwig Pfau im Tode vorangegangen. Der Nestor auf dem württembergischen Parnaß ist jetzt der 81jährige Theobald Kerner, der zu Weinsberg im berühmten Heime seines Vaters sitzt, in dessen Fußstapfen er als Arzt wie als Sänger getreten ist. Auch sonst noch freuen sich ein paar ältere Poeten des Daseins, deren Jugend in die Glanzzeiten der schwäbischen Dichtung gefallen ist. Oberstudienrat Dr. August Wintterlin, Oberbibliothekar an der K. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, hat sich dereinst schon im Cotta'schen Morgenblatte die Sporen als Lyriker verdient. Generalstaatsanwalt Dr. Karl Schönhardt ist namentlich auf dem Gebiete der Zeitdichtung Schönes gelungen. Hauptmann a. D. Georg Jäger hat aus dem siebziger Kriege als einer, der dabei gewesen ist,

*) Vergl. den Aufsatz „Hat Deutschland eine Hauptstadt?" im 2. Hefte des „T."
**) Ja, das verstehen die lieben Berliner allerdings viel besser. D. H.

Digitized by Google

zahlreiche lyrische und epigrammatische Stimmungsbildchen geliefert. Er zählt der Schwab'schen Familie zu, in der die Gabe der Poesie noch immer besonders heimisch ist. Auch des trefflichen Wilhelm Hertz, eines geborenen Stuttgarters, der freilich seine Adoptivheimat in München gefunden hat, darf hier gedacht werden.

Doch die Palme gebührt — nach Krauß — unter den lebenden württembergischen Lyrikern seit J. G. Fischers Tod dem Oberstudienrat Eduard Paulus. Er ist echter Schwabe im Leben wie in der Kunst. Weiche Wehmut, sehnsüchtiges Klagen, schmerzliches Todesahnen neben gutmütigem oder sarkastischem Spotte bilden die Grundzüge seiner Muse. Neben Paulus besteht als Lyriker in Ehren Karl Weitbrecht, der gegenwärtig die einst von Fr. Th. Vischer verwaltete Litteraturprofessur inne hat. Oberjustizrat Eduard Eggert, der dem schweren, von ihm ideal auf- und angefaßten Berufe des Zuchthausdirektors Muße für die Pflege der Kunst abzuringen weiß, hat seinem Namen durch lyrische Gedichte, mehr aber noch durch die Epen „Der Bauern-Jörg" und „Der letzte Prophet", worin das Schicksal Johannis des Täufers im großen Stile behandelt ist, einen guten Klang verliehen.

Während früher der schwäbische Dialekt fast ausschließlich für dramatische Zwecke verwendet wurde, ist zu Anfang des Jahrhunderts in Schwaben auch eine Dialektlyrik von Karl Weitzmann begründet worden. Der beliebteste Vertreter dieser Richtung ist Karl Grimminger.

Dichter aus dem Volke sind der Eisenbahnarbeiter Ludwig Palmer und das Bäuerlein Christian Wagner aus dem Dorfe Warmbronn beim Oberamtsstädtchen Leonberg. „Das kleine, bejahrte Männchen mit den listig blinzenden Augen läßt sich in der nahen Residenz häufig sehen, wohin er oftmals über die Berge wandert, um sich geistig aufzufrischen. Zwar hat auch er seiner Muse gar hohe Ziele gesteckt: er bewegt sich in kunstvollen metrischen Gebilden, hat ein Epos über den römischen Kaiser Hadrian verfertigt, gefällt sich in einem wunderlichen Mysticismus und legt seine naturphilosophischen Ideen gern in schlechter Prosa nieder. Aber in seinen Gedichten bewährt er sich als ein tiefer Kenner der ihn umgebenden Natur. Leider ist er in den letzten Jahren einigermaßen in Mode gekommen und zum viel aufgesuchten Wundertiere geworden, was ihn mit seinem Lose nicht zufriedener gemacht hat."

Aus der erzählenden Dichtung Schwabens greift Krauß den fruchtbaren Otfried Mylius († 1889), den feinsinnigen Ludwig Laistner († 1896), den auf Hackländers Spuren wandelnden Karl Hecker († 1887), den harmlos aus der Geschichte fabulierenden Dekan Paul Lang († 1898) und die noch lebenden Brüder Karl und Richard Weitbrecht heraus. Am wenigsten wird in Schwaben auf dramatischem Gebiete geleistet.

„Das litterarische Leben in Württemberg hat seit langer Zeit in der Landeshauptstadt seinen natürlichen Mittelpunkt. Die großen Verlagsinstitute, deren Sitz Stuttgart bildet, die zahlreichen belletristischen Zeitschriften verschiedener Art, die am Ort erscheinen, bringen es mit sich, daß sich hier neben den einheimischen Dichtern und Schriftstellern eine stattliche Zahl zugewanderter aufhält. Sehr eng sind die Verbindungen unter den Berufsgenossen nicht. Vor fünfzig Jahren, zur Blütezeit des litterarischen Lebens in Stuttgart, war das ganz anders. In der noch kleinen Stadt fand sich damals alles, was Anspruch

Digitized by Google

auf geistige Bedeutung erheben durfte, zusammen. Inzwischen ist Stuttgart eine Großstadt geworden, und die Wege und Interessen, die gesellschaftlichen Stellungen und Verhältnisse der Litteraten und litterarisch Gebildeten gehen auseinander. Bis vor wenigen Jahren hat es an einer spezifisch litterarischen Vereinigung völlig gefehlt, während an sonstigen Künstlergesellschaften wie an gelehrten Verbänden kein Mangel ist. Der 1894 begründete litterarische Klub bedeutet immerhin einen Fortschritt. Aber von einer engeren Verbindung der schwäbischen Dichter und Schriftsteller kann schon lange nicht mehr die Rede sein.

Einen sicheren Gewinn bedeutet für das litterarische Leben in Württemberg der 1895 ins Leben gerufene Schillerverein. Von der besonderen Gunst des Landesherrn getragen, erfreut er sich der Teilnahme der weitesten Schichten der Bevölkerung und kräftiger Unterstützung von seiten ökonomisch wie geistig Leistungsfähiger. Er verfügt über einen außerordentlichen Reichtum an handschriftlichen Schätzen wie sonstigen Reliquien, die sich nicht bloß auf Schiller, sondern auch auf Uhland und andere schwäbische Dichter beziehen, und bald wird in Schillers Geburtsstadt ein Bau erstehen, der die Sammlungen des Vereins aufnehmen und sich zu einer Art von Nationalmuseum für schwäbische Dichter ausgestalten soll. Die Begründung eines Schillerjahrbuches dürfte auch nicht lange auf sich warten lassen. Dient der Verein zunächst nur dem Kultus der Vergangenheit, so muß von ihm unmittelbar doch auch das litterarische Leben der Gegenwart einen frischen Anstoß empfangen."

Liederdichter und Märchenerzähler in Jütland.

In der dänischen Wochenschrift „Illustreret Tidende" führt uns der Sammler jütländischer Volksmärchen und -Lieder Ewald Tang Christensen eine Reihe seltsamer Porträts vor. Es sind durchgehends alte Leute aus dem Volke — zwischen 60 und 90 Jahren — altersgebeugte Gestalten mit knochigen, runzligen, arbeitsharten Händen und gefurchten Gesichtern, die Frauen in ihren Kopftüchern oder Hauben, den Strickstrumpf in der Hand, die Männer barhaupt in ihrer Alltagstracht. Arm sind diese Leute, arm und wohlvertraut mit der Mühsal des Lebens. Aber neben diesem engen Leben der täglichen harten Arbeit war ihnen eine Welt der Freude und Erhebung erschlossen, und auf der großen, kahlen Heide, die den Sinn so leicht dunkel und schwer macht, hatten sie einen lichten, freundlichen Zufluchtsort gefunden: die Pflege der alten Märchen- und Liederdichtung.

Ewald Tang Christensen, der es sich hat angelegen sein lassen, diese Menschen persönlich kennen zu lernen, erzählt in kurzen Zügen ihren Lebenslauf. Die Mehrzahl der Frauen hat in Bauernhöfen gedient, einige haben geheiratet und sind auf ihre alten Tage zu einem ihrer Kinder gezogen; die Männer sind entweder auch in dienender Stellung oder sie haben ein Handwerk erlernt, von dem sie sich schlecht und recht ernähren. Wie sie das „Singen und Sagen" erlernt, darüber weiß Christensen in ausführlicher Weise zu erzählen. Haupt-

Digitized by Google

sächlich scheint es wohl eine Gabe zu sein, die von Großeltern und Eltern auf die Kinder übergegangen ist, denn unerschöpflich floß der Lieder- und Märchenborn in früheren Generationen, — so erzählt Christensen von einem Häusler in Tvaermose, von dem allein er 53 Märchen hörte — und unerschöpflich war auch der Eifer und die Lust, mit der sie das, was ihnen zum freudigen Genusse ward, ihren aufmerksamen Zuhörern mitteilten. Gleichwohl war das Erzählen und Singen auch eine Kunst, die einem nicht bloß zugeflogen kam, die auch erlernt sein wollte. So erzählte eines jener alten Weiblein, wie Christensen berichtet, daß ihre Mutter ihr förmlich in den alten Weisen Unterricht gab und Lektionen erteilte, die sie ordentlich lernen mußte. Eine andere erzählt, sie habe ihrem Vater, einem Schmiede, tüchtig bei der Arbeit helfen müssen; war sie flink und fleißig gewesen, so versprach er, ihr nach gethanem Tagewerke eine Geschichte zu erzählen. Auf diese Weise lernte sie eine Menge Märchen. Und mit welch liebevoller Sorgfalt wurde erzählt! Während man sich in Ton und Darstellung einer immer größeren Natürlichkeit befleißigte, war man wohl darauf bedacht, die eigentümlichen Wendungen und Satzverbindungen, die von einer früheren Generation überkommen waren, nicht außer acht zu lassen.

Da saßen denn die Alten und die Jungen abends um den Tisch, und während die Hände emsig schafften, that sich in den engen Stuben eine weite, schöne Sagen- und Märchenwelt auf. Die ärmlichen Hüttenwände verschwanden, und rings um sie her wuchsen reiche Säle und kostbare Schätze bergende Höhlen und Berge, in denen Prinzessin, Zauberer und Hexe ihr geheimnisvolles Wesen trieben.

Die wichtigsten Träger aber für die alten Schätze der Volkspoesie, die ja nie von seßhaftem Stamm, sondern allerzeiten ein Zigeunerkind gewesen ist, fand Christensen in den sogenannten „zweifelhaften Existenzen", den Umherstreichern, den „fahrenden Gesellen". Die schleppten in ihrem Bettelsacke, in ihrem Hausiererkarren viel köstliche, hochbegehrte Ware mit sich, und wenn sie abends beim Feuer zu erzählen begannen, und die Zuhörerschaft atemlos lauschend sich um sie drängte, da waren sie keine Almosenempfangenden mehr, da waren sie die Spendenden, deren Gaben man dankbaren Herzens entgegennahm, um wiederum andere mit ihnen zu erfreuen.

Seit mehr als 30 Jahren hat Christensen, der zu diesem Zwecke ganz Jütland bereist, diese Volksmärchen gesammelt und viele im Druck veröffentlicht. Vor 20, 30 Jahren war das Märchenerzählen dort zu Lande noch lebhaft im Schwange. In jüngster Zeit jedoch scheint dieser frisch sprudelnde Quell ins Stocken geraten zu wollen. Die Alten möchten wohl erzählen, allein — die Jungen wollen nicht lauschen. Und lauschen sie auch, so thun sie es bloß zum Zeitvertreib, und ihr Lächeln sagt, daß sie die alten Geschichten kurios, vielleicht unterhaltend finden, aber daß sie es als lächerlich betrachten, daran zu glauben. Und das sehen und fühlen die Alten, und darum verstummen sie. Sie ziehen sich in sich selbst zurück, sie erzählen sich selbst die Geschichten, an denen sie gehangen, „als sie noch jung waren", aber sie teilen sie nicht mehr mit. Und dadurch ist der Tradition der Lebensfaden abgeschnitten, ist den alten Ueberlieferungen die Brücke abgebrochen.

„Was aber thut man jetzt in den Versammlungen?" fragt Christensen. „Weiß man etwa die Zeit besser zu benützen? Nein und abermals nein. Man

Digitized by Google

langweilt sich, spielt Karten und — tanzt, ein dürftiger Ersatz fürwahr für den geistigen Gewinn und Genuß, den der Vortrag eines alten Sängers, der in Zug gekommen war, der Zuhörerschaft bot. Auch für das heranwachsende Geschlecht waren die alten Traditionen von unschätzbarer Bedeutung. Sie wirkten erziehend und veredelnd, erweckten den Sinn für anderes, als leere Späße und hatten nebenbei den Vorteil, daß die Unterhaltung, verglichen mit der jetzt gebräuchlichen, nichts kostete. Das neue Geschlecht ermattet und verarmt an der zunehmenden Vergnügungssucht, das alte stärkte und bereicherte sich an seinen Freuden. Mich hat in Erinnerung an mein Zusammenleben mit den Alten, da ich mitten unter ihnen saß und ihren Erzählungen lauschte, gar manches, was jetzt um mich herum geschieht, betrübt gemacht; und es will mir bange werden vor dem, was die Zukunft bringen mag. Darum suche ich, wo ich kann, jungen Menschen, die auf mich hören wollen, den Sinn aufzuthun und sie anzuregen, sich mit unseren Volksüberlieferungen zu beschäftigen, nicht bloß als mit kultur-historischem Material, sondern auch als mit einem Stoffe, der Lebenswert in sich birgt, der dazu beiträgt, das Auge der Poesie des Lebens zu öffnen und ein Gegengewicht zu dem immer mehr überhandnehmenden Materialismus zu bilden."

Die neugriechische Sprache.

„Weh dir, daß du ein Enkel bist!" Das ist der Fluch, der über dem modernen Griechenland lastet. Und wir wollen hier gar nicht über all das Unglück sprechen, welches politisch das Bewußtsein der vornehmen Abstammung über Griechenland gebracht hat; die übertriebenen Hoffnungen auf die Kraft des griechischen Volkes, die zu den Resultaten des letzten Krieges führten, haben in dem sagenhaften Nachklingen der alten Heldenthaten ihre Wurzel. Aber selbst auf die Entwickelung der neuen griechischen Sprache wirkt das Bewußtsein des Zusammenhanges mit der Antike hemmend. Während im Laufe der Jahrhunderte die Sprache — wie die lateinische die italienische — eine andere geworden ist, während jetzt ganz andere Gesetze in den grammatikalischen Formen und in der Satzbildung herrschen, wollen die neuen Hellenen, wider alle Natur, nur um den antiken Anschein aufrecht zu erhalten, die Formen der alten Sprache in der modernen beibehalten. Die offizielle Sprache der Griechen, ἡ καθαρεύουσα, wie sie jetzt heißt, ist deshalb etwas Mißgestaltetes. Das haben auch alle tieferen Geister seit jeher empfunden und haben dagegen protestiert. Einen Ueberblick über diese Protesterhebungen gegen das klassizistische Griechisch giebt uns im Novemberheft der „Τέχνη" der unter den modernen Schriftstellern Griechenlands hervorragende Kostis Palamas. In seinem Aufsatze heißt es:

„Im Jahre 1824 schrieb Solomas seinen berühmten ‚Dialog zwischen einem Dichter und einem Gelehrten'. Die wesentliche Idee darin ist, daß die Sprache des ungebildeten Volkes, wie wir sie durch die Jahrhunderte überkommen haben, nicht ein zerrissenes Bruchstück, nicht eine Verrohung der alten,

Digitized by Google

sondern eine bewundernswürdige, durch fortschrittliche Entwickelung bedingte, lebendige neue Sprache ist; ferner, daß nur in dieser Sprache eine kunstvolle wahre Dichtkunst fortblühen kann, daß der Dichter seine Paläste nicht anders aufbauen kann als auf den Fundamenten einer lebendigen Sprache. Dieselbe bedeutende Idee hat später auch Spiridon Zampelios laut gepredigt. Zampelios, allerdings ein Gegner der hohen und stolzen Dichtkunst von Solomas, für die ihm der Sinn fehlt, ist abgesehen von diesem Irrtum ein Schriftsteller mit reichen Kenntnissen, und seine Worte tragen immer den Stempel kritischer Vernunft an sich. Im Jahre 1860 erschien eine Abhandlung von ihm über Julios Typaldos. Darin unterscheidet er zwei Sprachartenbezw. Lehren über die Sprache: die scholastische und die poetische, wie er sie nennt. ‚Die scholastische Lehre ist die Erfindung einer Oligarchie von Gelehrten . . . sie zieht sich durch das Mittelalter hindurch, indem sie den hartklingenden byzantinischen Atticismus erzeugt . . . und nach vielen Irrungen kehrt sie heute wieder nach dem alten Athen zurück. Die poetische Sprache jedoch ist erst im hellenischen Mittelalterr entstanden. Sie hat das Licht erblickt in Zeiten nationaler Regsamkeit, in einem Momente der Vorherrschaft des Volkes. Und ihre Wirksamkeit dauerte bis an die Zeiten der Beendigung des griechischen Freiheitskrieges fort. Dann aber trat eine Reaktion ein. Ein neuer, aus Deutschland plötzlich eingeführter Kultus der Antike kam dem schon längst vorhandenen einheimischen philiströsen Gelehrtentum zu Hilfe, und die scholastische Allianz errang nun in Athen den Sieg; die poetische und christliche Auffassung der Sprache wurde verdammt. Und so geschah es, daß eine Sprache, vor welcher sogar barbarische Völker zwanzig Jahrhunderte hindurch Verehrung gezeigt haben, die Sprache, die mit dem Herzensblute des Volkes vermengt ist, nun als unedel verschrieen wurde.'" — —

Palamas führt dann verschiedene andere Gelehrten an und kommt zu dem verwegensten Sprachreformator Psycharis, der unter anderem auch bestimmte Gesetze aufgestellt hat, nach denen sich sogar die neu aus der Antike herübergenommenen Wörter, um sich dem Geist des Neugriechischen anzupassen, umbilden müssen. — Zum Schluß erwähnt Palamas den Universitätsprofessor Chatzidakis, aus dessen Abhandlung „Griechische Sprache" er folgende Stelle citiert:

„Die neue griechische Volkssprache vereinigt in sich die meisten Vorzüge der Antike mit einer Reihe von Vorzügen, die im Laufe der Jahrhunderte neu hinzugekommen sind. Sie kann mit jeder europäischen Sprache verglichen werden . . . Sie ist in der Lage, die allerfeinsten Nüancen des Gedankens mit außergewöhnlicher Knappheit und Kraft auszudrücken. Aber alle die Vorzüge werden durch die Verachtung, die man gegen diese Sprache hegen will, preisgegeben. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß wenn Männer mit den Talenten der alten Athener auftreten und in dieser Sprache Werke von ewigem Werte schreiben würden, sie dann bald auch die offizielle Sprache der Nation werden müßte."

. . . Wir meinen, daß sie die offizielle Sprache der Nation werden sollte, selbst wenn diese großen Talente von altattischem Werte nicht mehr erscheinen. Einen Aischylos und einen Platon kann natürlich das moderne degenerierte griechische Volk nicht mehr gebären. Aber es giebt doch im neuen Griechenland eine Anzahl von schriftstellerischen Talenten, die von einem gesunden Instinkt getrieben, nicht in der frostigen „καθαρεύουσα", an der die Philister hängen, sondern in der gesunden Sprache, die das Volk redet, schreiben. Es wäre nun

Digitized by Google

gewiß an der Zeit, statt auf die Thätigkeit dieser wenigen, verhältnismäßig guten Schriftsteller mit Verachtung herabzublicken, von ihnen zu lernen und die Sprache, deren sie sich in ihren Gedichten, Romanen, Novellen, ästhetischen Abhandlungen bedienen, zu der Sprache auch des Katheders, des Theaters, der Schule, der Verwaltung, der Zeitungen zu machen.

Aber der Reiz, den Abkömmling der alten Hellenen zu spielen und im Gewande der Ahnen einherzustelzen, ist ein zu großer. Ein so eitles Volk, wie die modernen Griechen, opfert einer schönen Maskerade gern das Wesen der Sache. Und so wirkt auch hier, wie in der Politik, das Bewußtsein der großen Abstammung für den Fortschritt verderblich. **J. K. v. Höfflin.**

Die Gebeine des Columbus.

Er, der ein Leben voll von Gefahren und Beschwerden geführt, soll selbst nicht im Grabe des Friedens genießen. Vier Reisen machte er zur Neuen Welt, die er entdeckt, und viermal wurden seine Gebeine nach einer andern Stätte übertragen.

Jetzt nach dem unglücklichen Kriege, der Spanien seiner letzten amerikanischen Kleinode, Cuba's und Puertorico's, beraubte, fährt der Leichnam des großen Entdeckers an Bord des Kriegsschiffes Conde de Venadito Spanien entgegen, um ein geheiligtes Asyl in seiner wahren Heimat zu finden.

Vom Sterbehause zu Valladolid, dessen Stätte jetzt unbekannt, sind seine Gebeine zur Klosterkirche des heiligen Franziskus in derselben Stadt gewandert; von da zur Carthause von Santa Maria de las Cuevas außerhalb der Mauern von Sevilla; von der Carthause zum hohen Dome; von dort zur Kathedrale von Santo Domingo und endlich zum Dom in der Habana.

Viele tausend Meilen zu Wasser und zu Lande haben die Ueberreste des Columbus zurückgelegt. Wird ihre jetzige Fahrt die letzte sein? Wird ihnen die ewige Ruhe in dem Lande zu teil werden, das jetzt sie erwartet? Wüßte man nur, welcher Ort der spanischen Erde sie bergen soll!

Zwei Städte streiten sich um diese Reliquien spanischen Ruhmes: Granada und Sevilla. Beide führen triftige Gründe ins Feld. Die Stadt der Alhambra macht für ihre Ansprüche auf die Gebeine des Columbus den Umstand geltend, daß in ihrem geweihten Boden das katholische Königspaar und der Gran Capitán ruhen; wer könne für diese glorreichen Vertreter einer großen Zeit ein würdigerer Gefährte sein als Columbus? Sie stützt sich ferner darauf, daß 1492, das Jahr, in welchem durch die Eroberung von Granada die nationale Einheit wieder hergestellt und Amerika entdeckt worden, den denkwürdigsten Abschnitt, den Höhepunkt der spanischen Geschichte bezeichne und daß Granada der Ausgangspunkt der Entdeckung der Neuen Welt genannt werden müsse, da in Granada's unmittelbarer Nähe, in Santa Fe, die Verträge zwischen Columbus mit Fernando und Isabel abgeschlossen wurden, die zur Entdeckung von Amerika führten.

Digitized by Google

Hören wir jetzt, was Sevilla sagt. Die Stadt des Bätis nennt sich mit Stolz den Herd der Entdeckungen, den Sitz der für den Handel so wichtigen Casa de Contratación und des reichen archivo de Indias. Im Königreich Sevilla, das im 15. Jahrhundert auch Córdoba umfaßte, habe Columbus lange Zeit gelebt; in diesem Reiche liegt der Hafen von Palos, von dem er auf seiner ersten Reise ausfuhr, und das Kloster Santa Maria de la Rábida, wo Columbus und sein Söhnchen Diego Obdach und Schutz fanden; Columbus selbst habe schon früher in Sevilla geruht, erst in Santa Maria de las Cuevas, dann im Dome, und in diesem schlafe sein Sohn D. Fernando Colón den ewigen Schlaf, im Dome, der auch die Biblioteca Colombina umschließe.

Welche von den beiden Städten wird Siegerin sein? Auch das gehört leider zu den cosas de España, daß während die Gebeine des Columbus noch auf dem Meere fahren, die Entscheidung der Regierung, die wohl im Einverständnis mit dem letzten Nachkommen des unsterblichen Entdeckers, mit dem Herzog von Veragua, erfolgen wird, noch immer aussteht. Wohin sie aber auch kommen mögen, überall werden sie dem Spanier das teuerste historische Andenken sein. „Ihre eigentliche Stelle", sagt die Madrider Epoca, „war im Dom der Habana, und da sie aus diesem geschieden, erinnern sie Spanien nicht bloß an seinen reinsten Ruhm, sondern auch an eine seiner größten Katastrophen."

Johannes Fastenrath.

Digitized by Google

Zur Frage: „Zufall oder Fügung?“

In der „Offenen Halle“ des Dezemberheftes des „Türmers“ wird die Behauptung aufgestellt, es gebe sehr viele ganz Unglückliche, aber keinen einzigen ganz Glücklichen, und daran dann die Folgerung geknüpft, daß kein Zufall über uns entscheidet, sondern daß es eine Vorsehung über uns giebt.

Nehmen wir zunächst an, der Obersatz sei thatsächlich begründet: die meisten Menschen seien also ganz unglücklich, die Minderheit, die nicht ganz unglücklich ist, keineswegs ganz glücklich — so ist jedenfalls der Schlußsatz, so willkommen dieser „neue“ Beweis für die Existenz Gottes an sich auch wäre, unrichtig. Denn da wir im gewöhnlichen Leben von Zufall in der Regel dann reden, wenn wir von zwei oder mehreren Denkmöglichkeiten gerade diejenigen in Wirklichkeit übergeführt finden, deren Verwirklichung wir gar nicht erwartet hatten, so scheint mir gerade die ungleiche Verteilung von Glück und Unglück — entgegen der Ansicht des Einsenders — für den Zufall zu sprechen, für den Vater des Chaos, dem das Ungleichmäßige, Regellose wesentlich, und der aller verstandesmäßigen, ordnenden Berechnung abhold ist.

Indirekt: gesetzt, der Schluß wäre richtig, welch' unwürdiges Merkmal würde dadurch dem Begriff von der Vorsehung hinzugefügt! Ihre Eigenschaften der Allweisheit und Allgüte erschienen — etwa nach dem Vorbild von Nietzsches Tyrannen — in kalt berechnende Klugheit und grausam egoistische Despotenlaune verzerrt; die Vorsehung würde es sich zur Aufgabe machen, in grundloser und ungerechter Prädestination die Mehrzahl der Menschen zu einer irdischen Hölle, den Rest zu einem irdischen Fegefeuer zu verurteilen, bloß um sie — etwa besser beherrschen zu können. Die christliche Auffassung von der Vorsehung, welche zugleich auch die vernünftige ist, bedingt, daß das Unglück nie Selbstzweck sein kann, sondern in den Dienst der göttlichen Heilsordnung gestellt ist, es ist ein Stimulans zur Sittlichkeit. Es kann, wenn man sich einmal auf den positiven Standpunkt gestellt hat, keine undurchdringliche Nacht des Unglücks geben; beide zusammen, Glück und Unglück, bilden hiernach im Menschenleben eine untrennbare Einheit; herrscht das eine vor, so bildet das andere — gehoben durch Gottvertrauen — zugleich sein heilsames Korrektiv.

Digitized by Google

Und nun, wie steht es mit der Grundlage jener Folgerung? Der Türmer fragt selbst etwas ungläubig: giebt es ganz unglückliche Menschen? Und ich möchte dieser Frage die damit zusammenhängende anreihen: Ist die Summe menschlichen Unglücks größer als die des Glücks?

In der Geschichte des menschlichen Geisteslebens stoßen wir nun zunächst allerdings auf Theorien, welche z. B. Finsternis für absoluten Mangel an Licht, Laster als absoluten Gegensatz von Tugend erklärten u. s. w. Heute wissen wir, daß all diese Gegensätze nur relative sind, vermittelt durch allmähliche Uebergänge; erkenntnistheoretisch könnte man etwa sagen: es sind Begriffe, welche die beiden Endpole einer Vergleichung sich stetig abstufender Qualitäten markieren. So wäre also, um bei unseren Beispielen zu bleiben, Finsternis ein Minimum von Licht u. s. w. — Sollte demnach nicht auch Unglück wenigstens ein Minimum von Glück sein?! Dazu kommt noch das entscheidende Moment, daß Glück und Unglück nicht bloß Bezeichnungen sind für Elend und Ungemach und deren Gegenteil, die wir in der Außenwelt, besonders an anderen Menschen wahrnehmen, sondern auch Seelenzustände, die jeder einzelne an sich selbst erfährt. Wir Menschen haben Stimmungen, und Stimmungen wechseln: Frohsinn und Traurigkeit lösen im buntesten Durcheinander von Variationen sich unermüdlich ab, sie sind wie die Verhältnisse, deren Produkt sie darstellen, in immerwährendem Fluß begriffen. Allerdings sind die frohen und traurigen Stunden ihrer Zahl nach unter den Menschen sehr ungleich verteilt, und die übergroße Zahl und Schwere der letzteren mag wohl manchen die ersteren vergessen lassen und ihm den Seufzer abringen: er sei ganz unglücklich. Gewiß ein sehr begreifliches, aber nichtsdestoweniger falsches Urteil, ein Urteil gefühlsmäßiger Uebertreibung, welches auf allgemeine Geltung keinen Anspruch erheben kann.

In der bisherigen Erörterung liegt zugleich der Schlüssel zur Beantwortung der zweiten Hälfte unserer Schlußfrage. Der Mensch begnügt sich — unter dem Druck eines gefühlsmäßigen Ueberschwangs — nicht mit dieser einseitigen Beurteilung seines eigenen Wesens, sondern er projiciert seinen Seelenzustand auch auf seine Nebenmenschen, die ganze Außenwelt und den ganzen Lauf der Dinge, um diese Projektion dann wieder als etwas Objektives auf sich selbst zurückwirken zu lassen. Er glaubt gleichsam aus seiner Haut fahren und im Wesen der Menschen und Dinge lesen zu können. So sieht er alles schwarz in schwarz gemalt, überall nichts als Unglück; er findet nicht Muße, zu bedenken, daß Kriege, Revolutionen und Naturereignisse auf verschiedene Menschen eine verschiedene Wirkung üben, in Zeiten der Not auch bisher ungeahnte Tugenden im schönsten Glanze erstrahlen, und daß es auch — „ein Lächeln unter Thränen“ giebt. Die Grenzen seiner eigenen Individualität überspringend, vermeint er die Gefühle anderer summieren zu können, und wird der Täuschung nicht gewahr, daß er bloße Spiegelbilder seines Innern für greifbare, fremde Realitäten hält. Von solchen Täuschungen befangen, glaubten die pessimistischen und optimistischen Philosophien eine Frage lösen zu können, die falsch gestellt war: durch einen Saltomortale über die Kluft zwischen den Individuen hinweg; kein Wunder, daß sie auf dem unsicheren, rein subjektiven Boden der Gefühlsphilosophie anlangten.

Dr. Carl Gebert.

Digitized by Google

Es ist nicht so einfach, kurz auf jene Betrachtung (in Heft 3) zu antworten. Herr (?) Dohnin bricht verschiedene Themen an, ohne doch eins ganz klar umrissen hinzustellen. Es giebt kaum Menschen, die behaupten, alles und jedes im Leben sei Zufall, und jedes Glück oder Unglück von ihm abhängig. Es giebt selbst unter den fatalistisch gesinnten Reformierten wenige, welche die „Vorsehung“ als Ursache allen Glücks und Unglücks ansehen. Denn Ursache des meisten Menschenelends ist Menschenschuld, und wie würde der Gläubige darin der „Vorsehung“ Hand erkennen wollen?

In theologischem Sinne gilt die Vorsehung als eine durch Gebete beeinflußbare Macht; als solche wäre sie kaum ein direkter Gegensatz zum Zufall. Doch glaube ich recht verstanden zu haben, daß Dohnin unter Vorsehung etwas mit personificiertem „Fatum“ Gleichbedeutendes versteht.

Zufall oder Fatum? Ich habe mich viel mit dieser Frage beschäftigt und manchen Menschen um seine Ansicht befragt. Fast keiner hat mir eine klare Antwort gegeben. Die Vorsehung wollen sie nicht leugnen, den freien Willen auch nicht; sich selber als ein Produkt äußerer und innerer Anlagen erkennen, am allerwenigsten. Auch der Gläubige ließ manchmal den Zufall gelten. Auch der Ungläubige gab manchmal eine geheime Ordnung zu.

Ich kann solche Halbheit nicht verstehen.

Entweder: Es giebt eine Vorsehung, die alles lenkt und wirkt, auch das denkbar Kleinste, denn darin gerade läge ihre notwendige Größe. Eine Vorsehung, die sich nur mit Dingen bis zu einer gewissen materiellen oder geistigen Masse beschäftigte und die kleinen Atome durch die Welt kopflos laufen ließe, gleichviel, ob sie als kleine Ursachen die denkbar größten Wirkungen zur Folge hätten, eine solche Vorsehung wäre eben keine Vorsehung.

Oder: Leugnet man die Vorsehung, so giebt es nur einen Zufall. Dann ist alles Zufall: das Durcheinanderwirbeln mit Geist gefüllter Atome, ihr Zusammenballen zu Welten, — dann ist die große, gewaltige Naturorganisation, deren stete Gesetze wir Jahrtausende weit berechnen können, auch nur Zufall. Ein so wunderbarer Zufall, daß der Zufall: daß auf der Erde die meisten Menschen unglücklich sein sollen, gar nichts dagegen ist.

Mir scheint allerdings (obschon auch ich an keinen Zufall glaube) Dohnins Beweis für die Unmöglichkeit des Zufalls nicht genügend. Warum sollte der Zufall nicht aus Laune mehr Schatten als Licht für das allgemeine Menschenleben spenden? Es hieße ihn falsch verstehen, wollte man ihm Ungerechtigkeit zum Vorwurf machen und seine Existenz leugnen, weil er sich nach seinem Wesen benimmt.

Wir könnten eher folgern: da ist keine Gerechtigkeit, da ist mehr Unglück als Glück — es kann daher keine gerechte Vorsehung geben, es regiert eben der „Zufall“!

Die Begründung: Gott kann nicht allgütig sein, denn selbst das härteste Menschenherz erfaßte Mitleid bei solchem Elend, erscheint mir recht gewagt.

Mitleid mit den Greueln, dem Elend der Vergangenheit ist sehr billig. Mitleid mit der Gegenwart in Worten ebenso: Thätiges Mitleid sieht man verhältnismäßig wenig. Es scheint, das „härteste“ Menschenherz ist hart genug, noch Schlimmeres zu sehen und zu dulden, als bisher ist. Ich meine, ist die Gottheit allgütig, so muß sie ihre Geschöpfe sich nachbilden wollen; und da

Digitized by Google

könnten wir am Ende noch größere Greuel und Leiden begreifen, durch welche die selbstsüchtigen Menschen zu thätigem Mitleid, zur helfenden Güte erzogen werden sollten.

Verteidiger des Zufalls, du begründest deine Ansicht mit der Frage: „Warum!?“ Ein prächtiger Grund: es kann keine Vorsehung geben, weil ich sie nicht verstehe! Was für eine Vorsehung aber wäre das, die Welten wirkt und belebt und von den Menschen in ihren Gedanken, Zwecken und Zielen verstanden werden könnte? Ist's nicht schon einem echten Dichter oder Musiker gleich einer Ohrfeige, wenn ein Verständnisloser ihm Beifall jauchzt?

Die Frage: „Warum“, läßt sich auch sehr verschieden stellen, wenn wir sie nur immer richtig brauchen wollten. Nicht nur, uns ins Weite verlierend, fragen: Warum thut das ein Gott, zu welchem Endzweck? — sondern warum könnte uns eine Vorsehung dies oder jenes gerade jetzt vor Augen gerückt oder mit Schmerzen ins Herz geschrieben haben? Sollten wir nicht die Worte einer eventuellen Vorsehung erst zu verstehen suchen, ehe wir in ihr Wesen eindringen? So viel namenloses Elend ist in der Welt! klagen wir. Warum nur? Ja, warum wohl anders, als damit wir helfen, ändern, damit wir nicht wie Schlafmützen alles gehen lassen, wie es geht, damit wir vorbeugen, daß es sich nicht fortsetzt, vererbt — — und an dieser Arbeit zum Verständnis der Vorsehung heranreifen. Ich will damit nicht sagen, daß es immer Wille der Vorsehung sei, zahllose frische Kräfte zur Pflege und Erhaltung des unheilbar Kranken, Absterbenden zu verbrauchen. Es ist sogar meine Ansicht, daß wir aus der Vorsehung Zerstören alles Faulen, Schlechten, Schwächen wohl unsere Schlüsse ziehen und die Berechtigung zu manchen Handlungen herleiten dürften, die uns jetzt verbrecherisch dünken.

Durch Denken ist die Vorsehung nicht zu begreifen, daher durch Verstandesschlüsse nicht beweisbar; sie ist nur durchs *Leben* zu *erfahren*. Für den, der keine Vorsehung empfinden kann, dem sie nicht durch innere Gewißheit selbstverständlich ist (mag er sie nun Gott, Schicksal, Weltengeist oder „Absolutum“ nennen), für den weiß ich keinen Beweis. Ich möchte ihm nur vorschlagen, das Menschenleben auf die Wahrheit des Kausalitätsgesetzes hin zu untersuchen und zu überlegen, ob sich dieses Gesetz mit der Idee des Zufalls verträgt.

Herrn Dohnins Beweisführung für das Dasein einer Vorsehung scheint mir ungenügend. Er spricht nur von Glücklichen und Unglücklichen, als ob es gar kein Mittelding gäbe. Wenn man die Menschen alle fragen könnte: Bist du glücklich oder nicht, ich wette, kaum zehn unter hundert würden mit einem reinen Ja oder Nein antworten. Auch die Ansicht, daß es ein Menschendasein geben könne, unglücklich von Anfang bis zu Ende, teile ich nicht. Was ist denn Unglück? Zumeist doch das Verlieren eines Glückes; dann — die Unmöglichkeit, sich an irgend etwas zu freuen oder jemand zu erfreuen, irgend etwas, irgend wen zu lieben. Welcher Mensch im Leben aber hätte nie im Leben Liebe empfangen oder geben können? „Wer,“ fragt Dohnin, „hätte nicht schon angesichts der Schönheiten der Welt die *Möglichkeit* reinen Glücks,“ ich frage: wer hätte nicht schon *thatsächlich* durch der Welt Schönheit ein kurzes, reines Glück genossen? Die Farbenpracht in der Natur spendet dem Taubstummen — des Meeres Rauschen, der Vögel Gezwitscher auch dem Blinden noch Glück. Ist es gerade immer die *Menge* des Guten, die den Menschen glücklich macht?

Digitized by Google

Ich meine fast im Gegenteil: je seltener das Glück den Menschen sucht, je tiefer wird er es empfinden. Es giebt wohl mehr inneren Ausgleich im Leben, als es den Anschein hat.

Und wie ich das Vorhandensein ganz unglücklicher Menschen bestreite (Herr Dohnin zeige mir einen solchen und ich will ihm eine glückliche Stunde bereiten*), so möchte ich auch im Gegensatz zu ihm behaupten, daß es ganz glückliche Menschen giebt. Es kommt nur darauf an, was man Glück nennt. Würde nicht eine ununterbrochene Kette von Freuden den Menschen ermüden und ihn bald unbefriedigt lassen? Ja, ich wüßte nicht, wie er für die schönsten Glücksempfindungen empfänglich werden könnte, zöge nicht einmal ein Leid in sein Herz. Wer nur Freude kannte, wie vermöchte er das Glück angestrengter Arbeit zu schätzen? Wer sich nie einsam fühlte und nach tiefstem Verständnis sehnte, was gilt dem die Liebe? Wer nie sich sehnen konnte, heiß, nach etwas unerreichbar Hohem, Schönem, und doch mit leisem Spott lächeln über die unbegründete Hoffnung auf Erfüllung, was weiß der von reichem Leben? Wie kann sich der Gesundheit freuen, wer nie krank gewesen oder Krankenleiden mitfühlend kennen gelernt? Wer nie verstehend einem Menschen zuschauen konnte, der in schwerem Lebenskampfe tapfer auf seinem Posten stand, wie könnte er jene Freude empfinden am Dasein eines Geistes- und Seelenverwandten? „Auch Qual ist Wonne!“ Niemand sei glücklich? Ich bin's, Dohnin! Des Lebens Sonnenschein hat mir unverdient warm gelacht. Und meine trüben Stunden hab' ich mir allzeit selber eingebrockt. Keine Stunde in meinem Leben möcht' ich anders, als sie war, — nicht eine. Ist das nicht Glück?

H. L. G.

*) Auch einem unheilbar Geisteskranken? D. T.

Es war dem Türmer eine Freude, zu sehen, mit welcher dankenswerten Bereitwilligkeit seine Leser der Anregung zu einem Meinungsaustausche über das obige Thema gefolgt sind. Ein schöner und hoffentlich noch häufig wiederholter Beweis für das rege geistige Interesse in seinen Kreisen! Leider mußte die Mehrzahl der Einsendungen aus räumlichen Gründen zurückgestellt werden. Soweit möglich, sollen sie im nächsten Hefte Aufnahme finden, in dem dann auch die Diskussion über die Frage geschlossen wird. Dank und Gruß allen!

D. T.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Eine melancholische Neujahrsbetrachtung. — Bismarck und Egidy. — Was der „Fall Ziethen“ den Türmer angeht. — Vom „Kindheitstraum“ und seinem Dichter.

Wenn mit dem alten Jahre auch alte Schuld erlösche und mit dem neuen auch wirklich ein neuer Geist in die Menschen einzöge, dann hätten wir wohl Grund, den Jahreswechsel mit Freuden zu begrüßen. So aber wissen wir doch alle nicht recht, weshalb wir uns so unsinnig freuen, wenn in der Sylvesternacht der zwölfte Glockenschlag ertönt. Andere Feste haben eine tiefere Bedeutung, eine religiöse oder eine menschlich-persönliche. Feiern wir in der Christnacht die Wiedergeburt der Menschheit durch die Gnade des erlösenden Gottes, so fordert auch der Tag, an dem wir selbst das Licht dieser Welt zum ersten Male erblickten, zu feierlichem Gedenken auf. Aber „Neujahr“? Was ist es am Ende anderes, als ein Geschäftsabschluß, eine Bilanz mehr des äußeren als des inneren Menschen? Es ist so recht ein kaufmännisches Fest: die Geschäftsbücher werden abgeschlossen, die Kunden durch sauber lithographierte „Beste Glückwünsche“ daran erinnert, der Firma ihr Wohlwollen zu erhalten und ihren Bedarf auch fernerhin bei ihr zu decken. Im Privatleben ist es nicht anders. Menschen, an die man vielleicht das ganze Jahr über nicht gedacht hat, werden nun plötzlich durch eine solche gedruckte Herzlichkeit — zuweilen mehr überrascht als beglückt. Man sammelt um sich, was an Menschenmaterial zu erreichen ist, verassekuriert sich sozusagen für alle Fälle. Es ist ja auch die günstigste Gelegenheit, sich in Erinnerung zu bringen, ohne gerade aufdringlich zu erscheinen.

Ein socialer Zug, ein erhöhtes Bewußtsein der Gemeinsamkeit, das unter dem Einflusse des Sylvesterpunsches bis zur Verbrüderung emporflackert, wie man das auf den Straßen und in den Restaurants der Großstädte beobachten kann, ist ja beim Neujahrsfeste nicht zu verkennen. Aber dieser Freude „schöner Götterfunken“ bringt es zu keinem wärmenden Feuer, allenfalls zu den blauen

Digitized by Google

gespenstischen Flämmchen, wie sie sich vom brennenden Punschglase emporzüngeln. Und am nächsten Morgen ist der Spiritus zum Teufel, das Phlegma aber geblieben.

Das Phlegma! Ist es nicht überhaupt der Grundzug im Charakter der Menschheit? Es ist doch wohl in Wirklichkeit ein Traum, dieses Menschenleben! Wie im Traume erleben wir die wunderbarsten Dinge, wir lachen und weinen, wir hasten und kämpfen, wir bauen und zerstören, und das wahrhaft Beständige bei all diesem scheinbaren Wechsel ist doch nur der träge, dumpfe Erdenschlaf. Soweit unser geschichtliches Wissen reicht, hat sich die Natur des Menschen nicht verändert. Wir haben die selben Begierden, Leidenschaften, Bedürfnisse, wie unsere Vorfahren vor Jahrtausenden. Nur die Formen haben sich geändert. Und die größten Umwälzungen und Kriege haben doch nur eine Verschiebung der Machtverhältnisse zuwege gebracht. Statt des einen Volkes hat ein anderes die Herrschaft übernommen, statt der einen Klasse die andere. Und die verschiedenen Sitten der verschiedenen Völker und Zeitalter? Sind sie mehr als die verschiedenen Formen für die gleichen Begierden, Leidenschaften, Bedürfnisse? In grauer Vorzeit schlug der eine den andern tot, wenn ihn nach seinem Hab und Gut gelüstete, heute erwürgt er ihn hochachtungsvoll und ergebenst im Konkurrenzkampfe. Und von Zeit zu Zeit kommt auch die alte Bestie wieder in voller Glorie zum Vorschein, und dann schlagen wir wieder frisch und fröhlich einander tot, wir gebildeten, humanen, civilisierten Kulturnationen. Nur thun wir es heute, wie schon seit langem, im Namen der „heiligsten Ideale", im Namen Gottes, des Vaterlandes, der Monarchie u. s. w. Unser Fortschritt gipfelt schon seit Jahrtausenden darin, daß wir im objektiven, im göttlichen Sinne Böses zu subjektiven Tugenden entwickelt, sie in ein „sittliches" System, einen Moralkodex, gebracht haben, weil es sich so bequemer und schöner macht. Und es geht wohl auch nicht anders; da wir nicht gut sein können oder wollen, wie Gott es will, so möchten wir wenigstens nach unserer Bequemlichkeit „gut" sein — etwas muß er sein eigen nennen, damit der Mensch kann morden und brennen. Da er ohne „morden und brennen" — in der gröbsten oder in der allerfeinsten Bedeutung — nicht auskommen zu können glaubt, so hat er die Grenzen des göttlich Guten ein wenig weiter gesteckt und in aller Stille hineingeschmuggelt, was ihm, dem Menschen, nötig, nützlich und angenehm erscheint. Auch darin zeigt sich seine Abhängigkeit von einem höheren moralischen Prinzip, daß er es — sich anzupassen für notwendig hält! — Ja, mit dem „natürlichen" Menschen läßt sich wirklich kein großer Staat machen, menschliche Sittlichkeit ist noch lange keine göttliche, und der große, alte tote Mann, der gerade jetzt von Tag zu Tage immer lebendiger unter uns wird, er, der sein ganzes Leben bewußt in den Dienst des menschlich Guten gestellt hatte, er durchschaute es klar: „Ohne den Glauben an eine höhere Macht wäre das ganze Leben des An- und Auskleidens nicht wert."

* * *

Digitized by Google

Wie reimt sich das, wie konnte dieser Mann mit seinem starken, schlichten, unmittelbar empfundenen Gottesglauben so ganz in irdischen Dingen aufgehen? Richtiger lautete die Frage wohl: Wie hätte er es *nicht* können? Er *mußte*. Wir alle *müssen* — den Platz ausfüllen, auf den wir gestellt sind, mag es auch nur das allerbescheidenste Plätzchen sein. Frei sind wir nur in Gott, als natürliche Menschen sind wir gebunden, verschiedene Glieder eines Körpers, der *einem* Ziele zustrebt. Es ist nicht anders, und keine „Größe" hilft uns darüber hinweg: die Mittel können wir vielleicht wählen, die Ziele nicht. Die steckt uns die Vorsehung. Viele Wege führen nach Rom, aber Rom bleibt immer nur das eine: Rom. Bismarck war einer von denen, die wissen, — nicht wohin sie wollen, sondern wohin sie *müssen*. Und darin liegt das Geheimnis seiner Kraft; sein ganzer Wille sammelte sich in dem einen Punkte und dadurch wurde er übermächtig. Nicht die „Welt" wollte er „bessern", nur eine ganz bestimmte Aufgabe *in* der Welt erfüllen. Keine schwärmerische, noch so schöne Regung konnte ihm auch nur eine Faser dieses stählernen Willens absplittern. Ein Bergstrom zwischen *engen* Felswänden stürzte er dahin, seinem Ziele zu. So war er „beschränkt", wie alle Helden der That und — der Tragödie. So unterschied er sich von Einem, den auch das verflossene Jahr von uns genommen hat, und der einen typischen Gegensatz zu ihm bildet, von Egidy. Der war kein Bergstrom, aber ein breit ausgegossener See. Mond und Sterne spiegelten sich in ihm, alle Ideale hatten Raum in seiner Brust, die ganze Menschheit wollte er glücklich machen, für jeden Unglücklichen hatte er einen warmen Strahl seines edlen, guten Willens. Allein: „der Gott, der ihm im Innern wohnte, er konnte nach außen nichts bewegen!" Und so gründete Bismarck das Deutsche Reich, Egidy aber — die „Versöhnung" und die „Egidy-Gemeinde". Denket darum nicht klein von ihm, ihr Anbeter des purpurwallenden, rauschenden Erfolges! „Ich meine", schrieb Rosegger kürzlich an ein socialdemokratisches Blatt, „wer es gut meint mit den Menschen, und sollte er sich auch zehnmal irren, der soll gesegnet sein!"

* * *

Als kirchlicher Reformator hatte Egidy schon lange seine Rolle ausgespielt. Der ehemalige Husarenoffizier hatte auf diesem Gebiete eine Entdeckung gemacht, mit der er — ich sage nicht: leider — ein Jahrhundert zu spät kam, und die inzwischen schon längst den Weg aller derartigen Entdeckungen gegangen war. Der religiöse „Rationalismus" genügt heute nur noch gewissen Schichten des geistigen Mittelstandes mit den allerbescheidensten Ansprüchen. Daß ein ehemaliger höherer Militär sie vortrug, war allein im stande, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise vorübergehend auf die „*Ernsten Gedanken*" und das „*Einige Christentum*" zu lenken. Aber als edler, das Beste wollender, warm fühlender Mensch wird Moritz von Egidy die Gestalt eines im wahren Sinne deutschen Edelmannes bleiben, zu der wir nur emporschauen können. Mit welcher Wärme und Hingabe hatte er sich z. B. des unglücklichen Ziethen an-

Digitized by Google

genommen, der nun in Egidy seinen beredtesten Anwalt vor der Oeffentlichkeit verloren hat.

Ja, aber — „was geht den Türmer der Fall Ziethen an?" So hat nämlich ein Kritiker jüngst in einem Blatte gefragt. Der Türmer, so meinte er ungefähr, ist doch ein Organ für schöngeistige und künstlerische, wissenschaftliche, litterarische und ähnliche Interessen, — wie kommt er dazu, sich mit einem solchen Falle aus dem brutalen praktischen Leben zu beschäftigen? Diese Frage ist so bezeichnend für die in weiten Kreisen herrschende Auffassung vom publizistischen Beruf, daß sie wohl beleuchtet zu werden verdient. Es ist in der That dahin gekommen, daß ein großer Teil unserer Presse über dem jeweiligen besonderen „Programm", der „Richtung", den „Spezialgebieten" und nicht zuletzt dem „Geschäft" die vornehmste Pflicht und die ursprüngliche Aufgabe aller Publizistik schon völlig vergessen zu haben scheint und sich mehr als Selbstzweck, denn als Mittel zum Zwecke betrachtet. Diese Pflicht, diese Aufgabe und dieser Zweck der Presse scheint mir aber unter allen Umständen der Kampf für Recht, Wahrheit und Menschlichkeit. Nun wird ja auch jede politische Partei diese Ziele für die ihrigen ausgeben, und es muß gewiß auch Blätter geben und giebt ja auch deren genug, die sich der Pflege besonderer Gebiete widmen und vom politischen Kampfe fernhalten. Aber es giebt Fälle, die jedem Menschen die Pflicht auferlegen, Stellung zu nehmen, ganz besonders aber demjenigen, dessen Stimme in weiteren Kreisen vernommen wird. So, meine ich nun, ist es ganz gleichgültig, ob das betreffende Blatt eine politische Tageszeitung, ein Organ für klassische Philologie oder ein Fachblatt für die Interessen des Schuhmachergewerbes oder der Papierindustrie ist. Denn wir sind doch in erster Linie nicht „Politiker" oder „Philologen" oder „Schuhmacher" oder „Papierindustrielle", sondern Menschen, deren oberste Pflicht eben die Menschlichkeit ist. Zu jenen Fällen zählt aber ganz ohne Zweifel der „Fall Ziethen". Das wird ja schon genügend durch die Thatsache bewiesen, daß sich Angehörige aller Parteien seiner angenommen haben. — Können wir Deutsche denn gar nicht aus unserer Engherzigkeit, Kleinlichkeit und doktrinären Einseitigkeit heraus?! Wir verstehen es ja doch sonst so elegant, aus unserer Haut in eine fremde zu schlüpfen, wie der alte Bismarck einmal so hübsch unsere nationale Verwandlungskünstlerschaft gekennzeichnet hat . . . .

Der glänzende Verlauf der Berliner Versammlung zur Anbahnung des Wiederaufnahmeverfahrens in Sachen Ziethen hat Gott sei Dank den Beweis erbracht, daß bei uns doch noch für anderes Raum ist, als für Stammtisch-, Partei- und Fachsimpelei. „Schon eine halbe Stunde vor Beginn der Versammlung", schreibt dem Türmer einer, der dabei gewesen ist, „mußte der große Saal polizeilich geschlossen werden, weil auch der letzte Stehplatz besetzt war. In atemloser Spannung lauschte die vieltausendköpfige Zuhörerschaft der Darstellung Egidy's, die geradezu eine Musterleistung an Sachlichkeit und Klarheit war. Eine Reihe von Rednern verschiedener Parteistellung

Digitized by Google

betonte ihre Uebereinstimmung mit den Schlußfolgerungen Egidys. Kaum einer unter den Zuhörern, unter denen sich auch die namhaftesten Berliner Anwälte befanden, der nicht zu der Ueberzeugung gelangt wäre: hier ist nicht nur die Schuld Ziethens widerlegt, sondern sogar seine Unschuld nachgewiesen. Zu den in der Schrift des Ziethenkomitees, aus der Sie im vorigen Heft einen Auszug gaben, angeführten Thatsachen fügte Herr v. Egidy noch eine Fülle von neuem Material, das sämtlich zu der Feststellung führt: der fast 15 Jahre im Zuchthaus sitzende Ziethen ist unschuldig, ein anderer, der sich jetzt irgendwo in Amerika aufhält, ist der Mörder. Das gesamte Material wird von dem Ziethenkomite in einer ausführlichen Denkschrift der großen Oeffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Das Rechtsbewußtsein des deutschen Volkes ist noch lebendig. Das bewies die gewaltige Teilnahme an der Dezemberversammlung. Aber nötig ist es, daß auch außerhalb Berlins die Ziethensache in Fluß kommt. Der Gedanke muß mit unerträglicher Schwere auf der Gesamtheit lasten: findet keine Wiederaufnahme des Verfahrens statt, so wird ein Mensch sein Leben im Zuchthaus beschließen, der mit überwältigender Wahrscheinlichkeit nur infolge unbegreiflicher Irrtümer und Unterlassungen unschuldig schuldig gesprochen worden ist."

Und da soll gerade der Türmer ein Blatt vor den Mund nehmen?! Er wird auch zu manchen anderen Dingen nicht schweigen, die noch viel weniger in sein „Programm" zu passen scheinen, als der „Fall Ziethen"! Höher als alle „Programme" und „Spezialitäten" der Welt steht die Wahrheit, das Recht und die Menschlichkeit.

* * *

„O selig lauschende Stille im Herzen,
O Lächeln, das über das Antlitz geht,
Wenn vor der Seele der Traum der Kindheit,
Der längst vergessene, wieder steht . . ."

„Kindheitstraum"! . . . Vielleicht versöhnt dieses Gedicht an der Spitze des Heftes den Leser mit meinen — ich gestehe es reumütig — etwas herben Betrachtungen zum Jahreswechsel. Ich glaube, es ist diesem angemessener, als das übliche bestellte oder auf Lager gehaltene „Neujahrsgedicht" mit dem falschen Pathos oder die „Sylvestergeschichte" mit der unvermeidlichen Verlobung — ausgerechnet genau wenn die Glocke 12 schlägt. Auch in das Gedicht tönen Glocken hinein, gewaltiger, dröhnender als alle Sylvesterglocken, tief ergreifend, tief mahnend: „Die Glocken des alten Kindergottes . . .!"

Der Dichter hört sie nicht mehr. Ihm ist Besseres vergönnt: er darf schauen! Längst hat er die große Sylvesterfeier begangen, die aus dem Erdenjahr in das ewige hinüberleitet. Karl von Fircks zählt m. E. zu den allerersten deutschen Lyrikern der Neuzeit, er hat eine stattliche Reihe von Dichtungen geschaffen, die sich mit den besten messen dürfen. Aber wer

Digitized by Google

kennt sie? Seine engeren Landsleute vielleicht, und auch die erst seit einigen Jahren, nachdem er fast sein ganzes Leben unerkannt in ihrer Mitte gewirkt und gedichtet. Dem vornehmen, ebenso zart und innig, wie stark und tief empfindenden Manne war nichts widerwärtiger, als die Sucht, sich vorzudrängen und bemerkbar zu machen. Ihm waren seine Ellenbogen zu schade, zu reinlich, als daß er sich mit ihnen in bekannter Weise Bahn zu brechen getrachtet hätte; an Cliquen und Schulen hat er nie sich angeschlossen, nie sich „entdecken" lassen. Das Horazische: Odi profanum vulgus et arceo hat ihn als Wahlspruch durchs Leben geleitet. Ein seltener Dichter! Und ein nicht weniger seltener Charakter!

Ein andermal vielleicht mehr über ihn. Auch mir hat das Gedicht wieder den „Traum der Kindheit, den längst vergessenen", vor die Seele gezaubert, und — „da tönen sie wieder, die alten Glocken, von unsichtbaren Händen bewegt. . . ."

Jacob Jordaens.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Jacob Jordaens (geb. 1593 in Antwerpen, † 1678 ebendort) galt schon bei seinen Zeitgenossen als der größte Maler nach Rubens.

Allerdings wurde er von diesem an Vielseitigkeit, Reichtum der Einbildungskraft, Glut der Inspiration, Genialität der Ausführung übertroffen, aber Jordaens, der niemals sein Vaterland verlassen hat, war vlämischer als er, sowohl in der realistischen Auffassung der Dinge als auch in der Behandlung der Farben. In mehr als einer seiner besten Arbeiten greift er in der Herausgestaltung alles rein Menschlichen tiefer und weiter als sein bei aller unvergleichlichen Virtuosität doch oft wohl etwas oberflächlicher Vorgänger.

Ich nenne Rubens seinen Vorgänger, nicht seinen Meister.

Es ist zwar erwiesen, daß Jordaens, wie wohl alle seine Zeitgenossen, von den mächtigsten Schöpfungen Rubens', der Kommunion des heiligen Franciscus und der Amazonenschlacht, beeinflußt worden ist, aber er hat in keiner andern Werkstatt gearbeitet als in der van Noort's, dessen wunderschöne Tochter Katharina er nicht nur zu seiner Gemahlin, sondern auch zu seinem liebsten Modelle erwählte.

Auf fast allen seinen Gelagen, Musik- und Familienfesten steht Katharina mit ihren wonnigen, runden, weichen Formen, ihrem lebenslustigen Antlitz, ihren weichen, goldblonden Haaren im Vordergrunde.

Von den besten Arbeiten Jordaens' sind nur die wenigsten in seinem Vaterlande geblieben. — Brüssel besitzt seinen Sanct Martinus, seine Fruchtbarkeit und Alles ist eitel, ein Stilleben, das wie ein Epos wirkt. — Antwerpen hat sein Abendmahl und Wie die Alten sungen, pfeifen die Jungen, ein Motiv, das er, wie auch andere, wiederholt behandelt hat. Zu seinen merkwürdigsten Schöpfungen zähle ich Satyr und Bauer und

Digitized by Google

Wie die Alten sungen, in der Pinakothek, sein Familienbildnis im Prado zu Madrid, die Frau mit dem Papagei, beim Grafen Damler, den Triumph Friedrich Heinrichs, im Huis ten Bosch im Haag, (viele halten dies für sein bestes Gemälde) und das Bohnenkönigsfest, oder Der König trinkt, in Berlin (siehe unser Bild) und in Wien.

Auf diesem Stücke behandelt der Meister einen noch jetzt in den südlichen Niederlanden bestehenden Brauch. Am heiligen Dreikönigsabend wird dort nämlich derjenige, dem die in den Festkuchen hineingebackene Bohne zu teil wird, den ganzen Abend bei Spiel und Tanz als König geehrt.

Das Bild spricht für sich. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß solche Malereien auch wirkliche kulturgeschichtliche Gemälde sind. Wärmer und getreuer läßt sich die aus allen Poren hervorsprudelnde Lebensluft des auch heute noch kerngesunden, kräftigen, echt germanischen Volksstammes an Leye und Schelde nicht darstellen.

Pol de Mont.

Briefe.

J. St., Dresden. Herzlichen Gruß und Dank für Ihre warmen schönen Worte und Verse! Der Verfasser des Weihnachtsaufsatzes, dem wir Ihren Brief zuschickten, schreibt uns zurück: „Mit viel Freude gelesen! Ja, ‚deutsch sein heißt treu sein: in That und Wort ein Felsenhort, dem Vaterland mit Herz und Hand, dem treuen Gott bis in den Tod' — diese Worte, die Herr J. St. mit anderen schönen Zeilen 1896 ins Liederbuch der Studentenherberge zu Budweis schrieb, geben in der That die Grundgedanken jener Betrachtung wieder. ‚Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Frage gleichbedeutend', sagt Fichte. Ich lese da eben, bei Ankunft Ihres Briefes, ein Beispiel hierzu: den Tod des Königsberger Kapitäns Ernst Krützfeldt, der am 9. Dezember mit seinem Dampfer „Adele" und 10 Mann Besatzung in der Ostsee den Tod fand. Bei ihm, wie einst bei Kapitän Göffel von der ‚Elbe', oder dem jungen Herzog Friedrich Wilhelm von Mecklenburg, oder den Leuten der ‚Iltis', sind die letzten Minuten besonnener Pflichterfüllung gewidmet, im offenen Angesicht eines unabwendbaren Todes. In einer Flaschenpost bringt er für seine Kieler Rheder Rechnungen unter; in einer zweiten Flasche schreibt er an seine Frau: ‚Liebe Alwine! Sterben ist leicht, für denjenigen überhaupt, der sich mit seinem Tod vertraut gemacht hat. Darum gräme Dich nicht so sehr, sondern widme Dich der Erziehung unserer Kinder und tröste Vater und Mutter, denn wie bald sind wir alle zusammen im ewigen Leben. So lange ich auf Erden verweile, weilet mein Geist bei Euch; ich sterbe in meinem Glauben an die große Gottheit. Ich bedaure sehr all das junge Leben, welches diesen Augenblick mit mir zu Grunde geht. Adieu, mein Herz, und gräme Dich nicht so sehr. Dein Ernst.' Der Brief an die Rheder lautet: ‚Die große Luke eingeschlagen. Bis 9 Uhr abends den 9. Dezember haben alle gearbeitet als Männer, aber vergebens. Wir ergeben uns in Gott, nehmen Sie sich meiner Familie an. Ein Dampfer ist in Sicht, ob Hoffnung? Zwischen Bornholm und der pommerschen Küste 12 Uhr nachts. Zwei Stunden wird sich ‚Adele' noch halten, dann stirbt sie einen braven Seemannstod mit uns.' Dieses tief ergreifende und hoch erhebende Bild eines ganzen Mannes ist ein praktisches Beispiel zu dem, was jene Weihnachtsbetrachtung meint."

A. K., Linz. Die „Offene Halle" war diesmal bereits vollbesetzt. Daher nur ein Auszug aus Ihrem liebenswürdigen Schreiben an dieser Stelle: „Daß wir im Menschengeschick so viel scheinbare Ungerechtigkeit erblicken, mag auch daher rühren, daß wir alles Ueble als Strafen einer rächenden Gottheit zu betrachten gewohnt sind, die wir nur über jene verhängt zu sehen wünschen, bei denen sich eine Schuld nachweisen läßt. Ob menschliches Mißgeschick nun als Vergeltung gedacht wird, oder in Liebe verordnet, mit der Absicht zu bessern, ändert nichts an der Thatsache, daß notorisch Schuldlose von ihm betroffen werden. Es ist gewiß verzeihlich, wenn angesichts des unsagbaren Leids, das Schuldlose wie Schuldige darniederbeugt, sich unser Rechtsgefühl empört, und wir uns im Bewußtsein dieses Ge-

Digitized by Google

fühls für Augenblicke erhaben dünken über jene Schöpferkraft, die ja den Sinn für Gerechtigkeit in unser Herz gelegt hat, und um so mehr entschuldbar, weil ja die herrlichen Früchte, die das Leid in uns zur Reife bringt, größtenteils uns verborgen bleiben. — Könnten wir aber sehen, was in den innersten Tiefen unseres Wesens vorgeht, könnten wir sehen, wie unter den eisernen Griffen des Schmerzes, unter denen unser „irdisch' Teil" sich stöhnend windet, die unsterblichen Schönheiten unserer innern Natur entfaltet werden, wie in dem innersten Heiligtum unseres Wesens sich neue herrliche Kräfte, Fähigkeiten und Schönheiten für ein neues glorreiches Dasein vorbereiten, so möchten wir wohl mit Faust entzückt ausrufen:

„... Bin ich ein Gott? Mir wird so licht!
Ich schau in diesen reinen Zügen
Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen."

Das andere Thema wird der T. später einmal eingehend mit scharf prüfender und sichtender Kritik, aber sachlich unbefangen, behandeln. Uebrigens ist es schon von anderer Seite berührt worden. Freundl. Dank für das vertrauensvolle Interesse!

H. L. G., G. Gern verwertet. Herzlichen Dank auch für die freundlichen begleitenden Zeilen. Solch' sympathisches Verständnis thut wohl. Aber es ist wirklich nicht affektierte Bescheidenheit, nur Pflicht der inneren Wahrhaftigkeit, wenn ich meine, daß die gezollte Anerkennung über das etwaige bescheidene Verdienst weit, weit hinausgeht!

Frl. v. Z., B. a/H. Gerade die Dichter wissen da am besten Bescheid. — Bei derartigen Einsendungen bitte kein Porto zur Antwort mitzusenden. Diese erfolgt in den „Briefen". Verbindl. Dank. Hoffentlich nächstes Heft.

Baronin L. v. B., Moskau. Besten Dank für das liebenswürdige Schreiben, das brieflich beantwortet wird. Nur, bitte, noch etwas Geduld. Gedichte kann man auch nicht zu jeder beliebigen Zeit prüfen. Man muß dazu gestimmt sein. Ergebensten Gruß bis auf weiteres!

Prof. M. S., P. b. M. Mit Kürzungen hoffentlich im n. H. Die eine Stelle könnte leicht mißverstanden werden, zumal das betr. Urteil nicht näher begründet ist. Dank für das rege Interesse und die freundlichen Neujahrswünsche, die bestens erwidert werden.

Dr. C. G., M. Entschuldigen Sie freundl. die Verzögerung. Ihre Annahme ist durchaus zutreffend. Mitgesandter Beitrag mit Dank angenommen. Weiteres demnächst.

? Breslau. Sie halten die Wiedergabe der Rembrandt'schen „Heiligen Familie" für einen „schier unglaublichen Mißgriff" und schreiben weiter: „Wie konnten Sie als guter Christ dieses für jede zartere Empfindung tödlich beleidigende entblößte Bild als Weihnachtsgabe geben! Die Kunst in Ehren! Aber das Bild ist ein Faustschlag ins Antlitz wenigstens eines jeden Katholiken ..." So, also das Bild des am nährenden Mutterbusen entschlummerten Jesuskindes mit seinem wundervollen Friedensglücke, das Keuscheste, was Künstler und Dichter verherrlichen können, das soll „ein Faustschlag ins Antlitz eines jeden Katholiken" sein?!! Nun, da glauben wir doch, höher von den gebildeten Katholiken Deutschlands zu denken! Wir glauben, daß deren überwiegende Mehrzahl die Empfindung, die Sie ihnen unterlegen, eher als „Beleidigung" empfinden muß und wird. Auch der frivolste Spott hat sich bisher noch nicht an die nährende Mutterliebe herangewagt, auch die „zarteste Empfindung" an dem Bilde einer säugenden Mutter noch keinen Anstoß genommen, und nun soll dieser plötzlich in der Darstellung des Motivs durch ein klassisches Kunstwerk, durch einen Meister wie Rembrandt gefunden werden?! Und dabei handelt es sich nicht einmal um eine gewöhnliche Mutter, sondern um Maria, nicht um ein gewöhnliches Menschenkind, sondern um das Jesuskind! Gesättigt ist es an der treuen Mutterbrust entschlummert. Um seinen Schlummer nicht zu stören, hält es die Mutter, seligen, unaussprechlichen Glückes voll, regungslos in ihren Armen, wagt sie es auch nicht, ihren Busen zu verhüllen, weil das Kind durch die Bewegung erwachen könnte. Und dieses menschlich so rührende, künstlerisch so feine Motiv, das soll eine „zartere Empfindung tödlich beleidigen"?! Der T. nimmt dankbar jede begründete Ausstellung entgegen, aber für solche wie die obige fehlt ihm doch das rechte Verständnis. Nichts für ungut!

Amtsgerichtsrat a. D. L. St. in H. Der Türmer dankt Ihnen aufrichtig für die warmherzige Zustimmung, die aus Ihrem Briefe spricht; und es freut ihn, diejenigen Stellen Ihres Briefes, die auch zu allen Türmerfreunden gesprochen sein könnten, weiter bekannt zu geben. Sie schreiben: „Die goethesche Geistesfreiheit und vollendete Gestaltungskraft hat unser Volk weit hinausgehoben über die vorige Gedrücktheit und Alltäglichkeit.

Digitized by Google

Aber inzwischen ist über ein halbes Jahrhundert dahingegangen und hat unser Sinnen umfangreich beeinflußt. Die Wissenschaft ist außerordentlich vorgeschritten, die Kunst hat sich erweitert und vertieft, die allgemeine Bildung hat breitere Volksschichten erfaßt, und aus dem öffentlichen staatlichen Leben sind ganz neue Anschauungen in unser Denken gedrungen. Aber fast mehr noch als dies alles hat eine andere Macht auf unsere gesamte Geistesrichtung eingewirkt, hat sie umgestaltet und von Grund aus emporgehoben. Diese gewaltige Macht ist das innerliche Christentum. Dieses ergreift nicht bloß das Erkennen und Empfinden, sondern auch, im tiefsten Grunde, das Herz und so den ganzen Menschen. Unsere Gesinnung, die gesamte Lebensanschauung ist verwandelt. Und wenn wir nun zurückblicken auf Goethes Sinnesweise, so können wir nicht sagen, daß wir in jeder Richtung übereinstimmen. Er bleibt uns in mannigfacher Hinsicht das unerreichte Vorbild, der Führer hier und dort. In manchen andern Dingen aber, und gerade in den höchsten und tiefsten, drängt es uns zu sagen: nein, das ist nicht unsere Weltanschauung. — Doch es wäre am wenigsten goethescher Geistesrichtung entsprechend, wollten wir überall bei seinen damaligen Anschauungen stehen bleiben. Wir sind gewachsen, wie er gewachsen ist. Wie sein Geist weit über die voraufgegangene Zeitrichtung emporragte, so steht voraussichtlich die jetzt bevorstehende Zeit höher, als die damaligen Lebensanschauungen des großen Dichters."

Das freundlichst beigefügte Gedicht würden wir gern bringen, wenn uns nicht die Mittelstrophe durch ihre unausgeglichene Form störte.

K. D. (R. S.) in S. Auch Ihnen vielen Dank für die Kundgebung, die so liebenswürdig ist, daß der Türmer sie selbst bei Hintansetzung jeder Bescheidenheit nicht gut abdrucken könnte — denken Sie, was man ihm alles nachsagen möchte, wollte er wohlgezählte zwei Dutzend Strophen eignen Lobes veröffentlichen! — Ihr Gedichtbuch wird er gelegentlich besprechen lassen und Ihnen ein Belegexemplar zusenden.

Fr. v. N., R. Sie nehmen den Fall des Nordau'schen Buches „Entartung" doch wohl etwas zu tragisch. Der Nervenarzt hat ganz recht: das Buch ist stark übertrieben, es wimmelt von schiefen Urteilen, verschrobenen Anschauungen und verzerrten Schlußfolgerungen. Der Autor der „Paradoxe" hat sich eben selber überbieten wollen, und seine Hyperparadoxe sind schließlich barer Unsinn geworden. Schlechte Gesinnung brauchen Sie deshalb in dem Autor nicht gleich zu vermuten, denn die Sucht, um jeden Preis originell und geistreich zu erscheinen, etwas noch nie Dagewesenes zu sagen, gerade im Gegensatz zur herrschenden Meinung, setzt noch keinen objektiven Ehrlichkeitsfehler voraus. N. ist übrigens Arzt in Paris, und der mondaine Arzt in ihm hat dem paradoxen Kauseur bei der Abfassung dieses Buches wohl auch einen Streich gespielt. Wir werden übrigens zu ermitteln versuchen, in welchen Zeitschriften ausführlichere Kritiken gestanden haben.

K. S., M. Schasler ist ein alter Achtundvierziger, dessen Aesthetik aus der romantischen Philosophie hervorgegangen ist, ein Epigone von Hegel. Seine Bücher über das alte und neue Museum in Berlin beweisen das so gut wie seine Aesthetik. Unsere neue Aesthetik ist wesentlich empirisch, jedenfalls möglichst unphilosophisch im Sinne der Schule. — Gewiß freut es den Türmer, daß Sie ihn in Gemeinschaft mit einer Anzahl Kameraden halten. Ihnen allen freundlichen Gruß!

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Heliogravure Photographie aus dem Atelier Gutz in Zürich.

CONRAD FERDINAND MEYER

Photogravure Beurkmann.

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. Februar 1899. Heft 5.

Religion und Kunst.

Von

Friedrich Naumann.

Es ist schon oft dargestellt worden, wie viele und schöne christliche Kunstwerke es giebt und wie erhebende religiöse Stimmungen die in den Dienst der Religion gestellte Kunst wecken kann. Ueber diese unbestrittenen Punkte soll im folgenden weniger geredet werden, als über etwas, was tiefer liegt und schwieriger ist, nämlich über das wesentliche Grundverhältnis von Kunst und Religion. Es soll, um es kurz von vornherein zu gestehen, eine Prinzipienerörterung versucht werden, die weniger aus künstlerischem als aus religiösem Interesse angestellt wird. Uns interessiert, ob die Kunst an sich religionslos ist. Wenn es nämlich religionslose Kunst giebt, dann giebt es auch religionslose Moral und religionslose Politik,

Digitized by Google

dann ist Religion ein stilles Vergißmeinnicht, das im Verborgenen blüht. Entweder die wahre, rechte Kunst ist ein Stück Religion oder ein Stück religionslosen Weltlebens. Was ist nun richtig?

Darüber sind wir wohl mit dem Leser einig, daß es nicht Aufgabe der Kunst ist, Pädagogik zu treiben. Man kann in der Pädagogik und in der christlichen Mission Kunstwerke verwenden, man kann in der christlichen Gemeindeversammlung Gesänge singen, die wirklich Kunstleistungen sind, und vor der Predigt ein Präludium spielen, das geniale Kunst des alten Leipziger Thomaskantors enthält, aber nie kann man Kunstwerke zu gottesdienstlichem Zweck schaffen. Wenn Dürer den Auftrag bekam, ein Altarblatt zu malen, so mußte er Altar und Messe, Priester und Chorknaben vergessen, ebenso vergessen, wie er im künstlerischen Schaffen den Kaufpreis vergessen mußte, der für das Bild ausgemacht war, und nur der Gekreuzigte oder die heilige Mutter oder Sankt Petrus mußte seine Seele füllen. Er mußte tendenzlos den Gegenstand seiner Arbeit in sich leben lassen. Er mußte nicht mehr Albrecht Dürer aus Nürnberg sein, sondern nur ein Gefäß für Christus, Maria oder Petrus. Daß dabei seine Eigenart nicht verloren ging, brauchte nicht seine Sorge zu sein. Bei einem tüchtigen Menschen geht Eigenart nie verloren, und bei anderen Menschen schadet der Verlust nichts. Der Künstler darf nicht sagen: ich will etwas malen, was fromm wirkt. Sobald er so denkt, malt er Sentimentalitäten, die keinen Menschen froh machen. Wer oft Bilder in Jesuitenkirchen sah, kennt eine Malweise, die technisch nicht schlecht ist, die fromm sein will, und die doch weder Kunst, noch Religion, sondern kirchliches Kunsthandwerk ist. Solches kirchliche Kunsthandwerk giebt es in allen Konfessionen und in allen Künsten. In unseren Gesangbüchern sind viele Lieder dieser Art, in unseren Kirchenbauten erleben wir überall und immer wieder dasselbe. Der Kunsthandwerker setzt sich hin und spricht bei sich selber: Ich soll ein frommes Gebäude bauen. Seine eigene Kunstkraft ist nicht stark genug, etwas Selbstgefundenes und Empfundenes herzustellen Er greift zu Formen, von denen er weiß, daß sie für fromm gehalten werden. Obwohl er selber eigentlich nicht Gotiker ist, arbeitet er gotisch, weil das Vorurteil besteht, der gotische Stil sei frömmer als andere Stile. Was er fertig bringt, kann eine recht nette, geschickte, praktische Kirche sein, aber Kunst ist es nicht. Er war nicht überwältigt von seinem Stoff, er rechnete und disponierte, aber er hatte keine Schöpferkraft. Fern sei es von uns,

Digitized by Google

das kirchliche Kunsthandwerk zu tadeln. Es muß da sein als Nährboden der Kunst, die aus ihm heraus auftauchen kann, wann Gott will. Es verlohnt sich auch, das Kunsthandwerk in Bau, Skulptur, Malerei, Dichtung und Musik zu pflegen und zu regeln, um des pädagogischen Zweckes willen. Aber scharf und sicher muß im Begriff diese zweckerfüllte Arbeit von der — zwecklosen religiösen Kunst getrennt werden. Vielleicht erinnert sich der Leser des eigentümlichen Jesusbildes auf blauem Himmel von Hans Thoma. Dieses Bild hat keinen Zweck, es paßt in keine Kirche, es predigt kein Dogma, es erzählt nur von einem Menschen, der ganz für sich einen ganz eigenen Jesus gefunden hat. Ein solches Bild ist „christliche Kunst". Zur christlichen Kunst gehört ganz wenig: Ein Mensch, der Christ und Künstler ist. Die schlichte Dichterin von „Müde bin ich, geh' zur Ruh'" war beides. Wo eins der beiden Stücke fehlt, da hilft es gar nichts, wenn die Stoffe der Malerei oder des Liedes aus der Bibel stammen. Es giebt zahllose Christusbilder, die man nicht zur christlichen Kunst rechnen darf. Um es kurz zu sagen: Das Christliche liegt weniger im Programm als in der Empfindungsweise.

Christ sein, heißt in Gott sein. Wie der einzelne sich dieses zurechtlegt, kann sehr verschieden aussehen und kümmert uns hier nicht. Der eine ist Christ auf evangelische Weise, der andere auf katholische u. s. w. Wenn er aber überhaupt Christ ist, dann hat er ein Innenleben, in dem es eine Wechselbeziehung zwischen ihm und unsichtbaren Wesen giebt. Er betet, das heißt, er spricht mit jemand, der nicht körperlich vorhanden ist. Bloß eine Ansicht über Gott haben, ist noch kein persönliches Christentum. Es kann jemand den ganzen Katechismus predigen und die Konkordienformel dazu und doch innerlich tot sein. Ein solcher Prediger ist Religionshandwerker in demselben Sinn, wie wir vorhin von Kunsthandwerkern sprachen. Wir verwerfen die Religionshandwerker ebensowenig wie die Kunsthandwerker. Es ist ja nicht nötig, daß sie Lügner und Heuchler sind. Es sind Leute ohne stark entwickeltes Innenleben, die in der religiösen Volksbelehrung ihren nützlichen und notwendigen Beruf haben. Verwerflich wird ihre Existenz erst dann, wenn sie selbst einen Zwiespalt zwischen ihrer Predigt und ihrem Denken in sich tragen. Der gewohnheitsmäßige Religionsbetrieb an sich ist noch kein Unrecht, solange er naiv und in sich rein ist. Und was vom Prediger gilt, gilt von den Gemeinden. Gewohnheitschristentum ist an sich keine Sünde, aber es ist nicht im vollsten,

Digitized by Google

tiefsten Sinne Religion. Religion füllt den Menschen. Er vergißt alle besonderen Zwecke und sagt: Ich will Gott dienen. Er denkt nicht an sich, sondern läßt sich von seinem Stoff beherrschen. Große religiöse Naturen wie Luther wollten nichts als Gottes Ehre, Christi Herrlichkeit, des heiligen Geistes Klarheit. Wer sie nachahmt, ohne ihren Geist zu haben, schafft Plattheiten und Sentimentalitäten. Er redet von Gott wie die Maler in den Jesuitenkirchen, von denen wir vorhin redeten Mit Absicht haben wir den religiösen Menschen mit ähnlichen Worten beschrieben wie den Künstler. Es liegt uns daran, daß diese Aehnlichkeit zum Bewußtsein komme. Niemals sagt der religiöse Mensch: Ich will etwas machen, was fromm wirkt. Er unterstellt sich der Einwirkung der göttlichen Macht und Liebe. Das ist alles. Im Augsburgischen Bekenntnis findet sich dafür die kurze Formel: „Wo etwas Guts von uns geschicht, Das wirket nur dein göttlich Licht."

Was bisher gezeigt wurde, geht über eine gewisse formelle Gleichheit nicht hinaus. Der Zusammenhang ist aber größer. Wenn nämlich der Gläubige mit den Personen der himmlischen Welt verkehrt, so muß er eine gewisse Vorstellung von ihnen haben. Es genügt nicht, einen schulgerechten Begriff zu besitzen. Was hilft es, wenn jemand gelernt hat, daß Gott das höchste Wesen ist, in dem alle vollkommenen Eigenschaften harmonisch vereinigt sind? Der Begriff ist gut, aber unsagbar trocken. Der bloße Begriff weckt keine Liebe, keine Hingabe, keinen Märtyrermut, keine psychologische Lebenskraft. Um Leben wirken zu können, muß er Gestalt, Farbe, Lebenshauch haben, er muß gesättigt sein mit Erinnerungen selbstdurchlebter Momente. Selbstbegriffene Menschenliebe ist Farbe für das Bild Gottes im Menschen. Selbsterschaute Naturgröße ist Material für eine konkrete Ahnung des Allmächtigen. Wer Heiliges im kleinen erlebte, schafft sich aus solchen Erlebnissen das Bild des Heiligen im großen. Man erschrecke nicht, wenn wir knapp und kurz sagen: Es gehört Phantasie zum Glauben! Menschen ohne Phantasie sind oft die besten Schüler im Religionsunterricht, aber ein wenig wirkliche gottgegebene Phantasie ist doch erst die Grundlage, um selber zu Gott zu kommen. Aus hundert Worten nimmt sie vielleicht nur eins heraus, aber, da sie schöpferisch ist, so macht sie aus dem einen einen inneren Schatz. Sie nimmt Fäden aus der religiösen Belehrung und webt sie freischaffend zusammen, und indem sie dieses thut, hat sie das Gefühl, das die Kunst hat: Ich mache nichts, aber ich

Digitized by Google

erlebe etwas. In diesem Sinne sagt die Bibel, daß der Glaube nicht jedermanns Ding ist. Nicht jedermann hat aufsteigenden Saft in seiner Rinde.

Die neuere protestantische Theologie ist sich dieses inneren Vorganges deutlicher bewußt geworden als die Religionsdarstellungen früherer Zeiten. Sie sagt: Siehe dir den geschichtlichen Christus an, wenn du Gott finden willst! Das ist eine Anforderung an die Phantasie, denn auch Christus kann nur dichterisch aus dem begriffen werden, was die Evangelien von ihm sagen. Man muß die einzelnen Worte und Handlungen auf sich wirken lassen, damit aus ihnen ein lebendiger Charakter wird, den wir verstehen. Hohe Phantasie wird gefordert, wenn der Prediger sagt: Wie würde Jesus an deiner Stelle handeln? Um dieses zu wissen, muß man Jesus mit fast künstlerischer Lebendigkeit in sich tragen! Hundert Menschen können dieser Anforderung nicht genügen, so richtig, groß, heilig die Anforderung selber ist. Oft ist es aber glücklicherweise in aller Einfalt ein kindlich Gemüt, das ohne Logik und Spekulation von selber weiß, was Jesus will, so von selber, wie Mozart wußte, was er spielen sollte.

Fast alles, was die Religion uns bietet, sind Vorstellungen, die wir in uns neu schaffen müssen, ohne direkte Anhaltspunkte für unsere Vorstellung zu haben: Himmel, Engel, Schöpfung, Wunder. Die Religion führt uns schon als Kinder in ferne andere Zeiten und Länder. Wir sollen uns das heilige Land im Geist zusammenbauen. Natürlich bauen wir es uns anders als es ist, aber um den Weg über Christus zu Gott zu finden, ist viel solches geistiges Bauen nötig. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht des, des man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." So liegt in der Religion ihrer Natur nach ein künstlerisches Schaffen. Ist es dann wunderbar, wenn fast immer religiös tief veranlagte Menschen in irgend einer Weise Kunst haben, wahre, echte Kunst? Die Sprache der Evangelien ist Kunst, nicht Künstelei, nein, schlichte, rechte, große Kunst. Die Glaubensmänner der religiösen Werdezeiten sind meist wie Franziskus, Luther, Zinzendorf, Arndt, Kingsley zugleich Poeten. Erst hinter den Männern der Phantasie kommen die Kunstgelehrten, die Dogmatiker und Systematiker. Wer hat indirekt die Kunst so gefördert wie der heilige Franziskus? Warum? Weil er glaubte.

Nun aber besteht, wie schon vorübergehend erwähnt, der Glaube

Digitized by Google

nicht bloß in Reproduktion der biblischen Gestalten und Vorstellungen. Es ist auch Religion, wenn einer, wie Klopstock sagt, den großen Gedanken Gottes „noch einmal denkt", das heißt, wenn er im Wasser und im Gestein, im langen Werden der Jahrtausende das Walten eines Willens ahnend sucht. „Beweisen" läßt sich hier nichts. Um Gott in den Alpen und im Sande am Meer, in den Sternen und im Tau des Morgens zu finden, dazu genügt nicht, daß man einiges von Darwin und Newton gelernt hat. Erst muß das Gelernte innerlich verarbeitet und mit dem Gottesgedanken verbunden sein, ehe es Religion wird. In diesem Sinn sind die großen Philosophen Gottsucher und Dichter zugleich gewesen. Als einmal am Sonntag früh die Frau des Philosophen Hegel ihn mit in die Kirche nehmen wollte, blieb er an seinem Philosophentische sitzen und sagte: „Kleine, Denken ist auch Gottesdienst!" An dieses Wort haben wir öfter uns erinnern müssen: Denken ist auch Gottesdienst, nicht jedes Denken, aber tiefes, aus Gott gewordenes Denken, künstlerisches Schöpferdenken.

So kann nicht jeder Stümper und Klexer, nicht jeder Fiedler und Reimer, aber der von Gott erfaßte schaffende Künstler sagen: Malen ist auch Gottesdienst! Wenn ein Maler oben im Gebirge acht Wochen sitzt und nichts sieht als nur ein paar tausendjährige Felswände mit ihren Runen und Falten, mit ihrer ganzen Werdegeschichte, und sich nun bemüht, diese alten Felsen in sich leben zu lassen, so daß sie sein Gedanke sind bei Tag und bei Nacht, so hat sein Künstlertum unzweifelhaft eine innere Verwandtschaft mit den Religionsformen der älteren Völker. Kaum jemand wird den religiösen Naturdienst der Heiden so sehr aus sich heraus verstehen wie der Naturmaler. Ihm müssen die Dinge der Natur lebendig werden, das ist sein Leben. Wenn ein Musiker nächtelang liegt, um für Wehmut oder Liebe oder sonst etwas, was die Menschenbrust bewegt, den wahrsten Ton zu finden, so gräbt er im Mysterium der Seele und wird dadurch, daß er sagt, was in ihr ist, an seinem Teil ein Stück Seelsorger. Er treibt keine Pädagogik, aber er öffnet Material für sie. Er findet Silber, andere mögen es prägen! Ueberall sind die wirklichen Künstler Augen, die auf die Hände Gottes schauen. Daran ändert es auch wenig, wenn sie selbst eine Abneigung gegen Religionslehren und Kirchentum haben. Oft erklärt sich letzteres aus ihrer persönlichen Lebensführung und hat mit ihrer Kunst gar nichts zu thun. Diese Kunst ist fromm, denn sie ist geduldig, liebend, mild

Digitized by Google

und wahr. Sie ist Versenkung in das Werdende. Das Werdende aber ist das Leben des Allmächtigen. Wo aber beides zusammentrifft, jenes direkt religiöse Innenleben, von dem wir vorhin sprachen, und die volle Künstlernatur, die allem Lebendigen gegenüber offen ist, da werden Meister. Wir gehen zurück zu zweien, von denen wir im Anfang redeten, zu Dürer und Bach.

Es giebt keine religiöse Kunsttechnik, denn Technik ist formelle Methode, die vom Inhalt der Seele nicht abhängt, aber es giebt einen religiösen Kunsthintergrund. So giebt es auch für Moral und Politik religiösen Hintergrund. Auch diese Dinge sind Ausfluß einer inneren Erfassung des Lebendigen und Werdenden. Sie können als Handwerk betrieben werden, aber es ist nicht nötig. Ihre Technik ist rein weltlich. Der Zusammenhang mit der Religion liegt in der ausübenden Person. Religion ist personenweckend. Darin liegt ihre unvergängliche Bedeutung für alle Hauptgebiete menschlichen Wirkens.

Kolibri.

Aus dem Französischen des Nicolas Martin.

Was Ursach von der Kürze sei
Bei meinen Liedern? — Welche Frage!
Warum ist kurz der Liebe Mai,
Der Knospe Glut im Rosenhage?

Ein goldiges Netz gefällt euch sehr,
Drin Perl' an Perle eingefaßt ist;
Ein Tropfen Tau gefällt mir mehr,
Der in der Rose Kelch zu Gast ist.

Am Himmel der Gestirne Schar,
Mich blendet sie, die euch begeistert:
Doch hat ein schönes Augenpaar
Im Glanz der Thränen mich bemeistert.

Deutsch von G. Emil Barthel.

Digitized by Google

Wertungen.

Erzählt von **Fritz Mannerd.**

Es ist schon lange her — doch erinnert sich hie und da noch einer des Aufsehens, das Behrings Einakter machten. Sie gingen ja auch über sämtliche größeren Bühnen Deutschlands.

Auffällig war schon die Monotonie der Titel all dieser kleinen Dramen: Bernhardine, Königin Elisabeth, Gräfin Marburg, die Barbara, Katharina — las man nur die Namen, so ließ sich schon vermuten, daß „die Herrin" im Mittelpunkt des Stückes stehen werde.

Doch war sie eigentlich nie die Heldin. Sie war zu kalt dazu; sie erweckte Interesse, regstes Interesse, denn der Charakter war stets psychologisch tadellos gezeichnet, aber sie erweckte weder Bewunderung noch Mitleid.

Als „Held" mußte jedesmal einer ihrer Getreuen gelten oder einer ihrer Feinde. Denn stets schieden sich an ihr die Geister. Und in Spiel und Gegenspiel legte sich dann ein tieferes Problem, ein ästhetisches oder sittliches oder sociales zu voller Klarheit auseinander. Tendenz-Dramen hätte man Behrings Einakter genannt, wenn man in den verschiedenen Stücken nur irgend einen gemeinschaftlichen Grundgedanken hätte entdecken können, und wenn nicht eine ganz eigenartige Technik so gepackt hätte, daß der Eindruck, eine nur eingekleidete dialektische Entwicklung sich abwickeln zu sehen, beim Zuschauen gar nicht aufkam. —

Plötzlich verschwanden diese Dramen von der Bühne; bald waren sie auch im Buchhandel vergriffen und wurden nicht wieder gedruckt. Der Name Behring verschwand aus den Kunstberichten. — Es war auch nur ein Schriftstellername gewesen. Wer es war, der sich unter jenem Namen verbarg, hat niemand je erfahren außer mir, der Bühnenagentur und — noch einer.

Digitized by Google

Auch ich erfuhr es spät. Erst als das letzte der Dramen zum ersten Male aufgeführt wurde.

Es war ein Januarnachmittag, als ich einigermaßen mißmutig die Linden entlang schlenderte. Am Mittag war ich aus der östlichen Heimat in Berlin angekommen, um mit dem Pariser Schnellzug gleich weiter zu fahren, und hatte den Anschluß versäumt. Nun mußte ich bis Mitternacht warten.

Ein frostklarer Nachmittag. Der kurz zuvor gefallene Schnee deckte noch reinlich die Fahrstraßen rechts und links, während ich auf dem mittleren Bürgersteige langsam dem Brandenburger Thor zuwanderte und meine stille Provinzlerfreude hatte an den vorbeigleitenden Schlitten des vornehmen Berlin. Und ich hatte Glück — „das Glück" sagt man bei uns — denn mir entgegen kam in stolz gebändigtem Trabe eine Troika—Majestät. Ich hätte nicht aus Ostpreußen kommen müssen, wenn nicht mein Herz hätte mächtig schlagen sollen — ich trat an die Fahrbahn heran, bis ans untere Geländer, zog den Hut — auf 100 Meter rechts und links war sonst niemand zu sehen, Majestät streifte mich mit einem Blick, sah dann aber nach der gegenüberliegenden Straßenseite, dort stand auch einer, den Hut in der Hand, einen Cylinder sogar, wie ich in diesem Augenblick bemerkte, und mit einem sehr vornehmen Pelz angethan — auf ihm ruhte des Kaisers Blick, während er vorüber fuhr; langsam erhob er die Hand zum Gegengruß und — wahrhaftig, schon vorüber, wendete er den Kopf zurück, sah noch einmal langsam hinüber nach „dem andern" — und dann war er fort.

Ich war wohl ein wenig unwillig, oder neidisch oder — jedenfalls sah ich mir nun den andern auch an. Allerdings, ein Mann, wohl anzuschauen, eine große aufrechte Gestalt, ein edles Gesicht — „Mühlenbruch!" rief ich plötzlich und überraschte mich selbst damit, und dann — ich weiß nicht, welcher Muskel die alte Turnübung noch behalten hatte — mit einer eleganten „Flanke" setzte ich über die eiserne Barriere hinweg und schlitterte auf „den andern" zu. Der lächelte, aber auch er hatte mich erkannt und streckte mir freundschaftlich die Hand entgegen. Und dann zogen wir zusammen weiter, Arm in Arm, wie wir's gewohnt gewesen waren, einst, vor langer Zeit.

Leider mußten wir wenig später uns wieder trennen, da Mühlenbruch einen versprochenen Besuch zu machen hatte, verabredeten aber, uns nach einer Stunde in einem Restaurant der Friedrichsstraße wieder zu treffen. —

Digitized by Google

Wir waren einst zusammen Sextaner gewesen und saßen damals neben einander. Und als wir nach neun Jahren zusammen das Abiturientenexamen machten, saßen wir noch immer neben einander und waren so intime Freunde, wie vielleicht nur 18jährige deutsche Jünglinge Freunde sein können. Aber seitdem waren zwölf Jahre verflossen, und unsere Lebensschicksale hatten uns so weit auseinander geführt, daß wir nie wieder einander sahen, und der erst so rege Briefwechsel war seit langem hoffnungslos eingeschlafen. —

Als ich eine Stunde später in einem lauschigen Winkel der Kneipe auf ihn wartete, war ich in so froh erwartungsvoller Stimmung, wie seit lange nicht. Ich hatte nie wieder einen Freund gehabt wie ihn. Vielleicht daß wieder würde, was einst war? Ich verlangte gerade damals nach einem Menschen.

Endlich kam er. Donnerwetter, dieser Mühlenbruch! Wie die stramme Gestalt in die Thüre trat, wie das ruhig energische Auge den Raum durchflog und mich dabei sofort erfaßte, wie er Hut und Pelz dem Kellner ließ, als merke er es gar nicht, und jenem dann doch freundlich mit einem Kopfnicken dankte — war ich denn in meinem Krähwinkel schon so verbauert, daß mir das alles in der Weise imponierte, oder war wirklich alles an ihm eigenartig schön, vornehm?

Wir leerten ein Glas „auf die Erinnerungen" — „an die Kindheit", fügte Mühlenbruch hinzu.

Dann sollte ich erzählen. Es war ja nicht viel, jedenfalls nichts Ungewöhnliches. Und unwillkürlich mußte ich dabei ihn immer eingehender beobachten und mit mir vergleichen. Früher — natürlich da hatten wir beide wie Gymnasiasten ausgesehen, und die sehen immer überein aus, aber nun — ich sah seine Fingernägel und blickte dann auf die meinigen —. Er muß eine Erbschaft gemacht haben — Unsinn, von Geld her sieht man nicht so aus — „Aber nun erzähl' du."

Er that's, und meine Erwartung wurde ein wenig enttäuscht. Es war eigentlich auch nicht viel, und etwas Ungewöhnliches auch nicht. Oberlehrer war er geworden, in Charlottenburg. Ich wunderte mich, aber ja, was hätte er denn in aller Welt sonst werden sollen? Wer Philologie und Geschichte studiert hat, kann nicht plötzlich mit dreißig Jahren Minister oder General sein. Und was war ich selbst? Bauerndoktor.

Aber er war doch mehr.

Auf seine Frage erzählte ich, womit ich mich in den letzten Jahren so nebenbei beschäftigt hatte — kleine philosophische und socio-

Digitized by Google

logische Studien, wie man sie treibt, wenn man in einem kleinen Neste einsam sitzt und weder am Stammtisch noch an den sechs Bällen des Winters Freude hat. Ich erzählte von einigen Werken, die mir lieb geworden waren. Er kannte sie zufällig, wie er sagte. Und wie kannte er sie! Lebt man fern von den Centren des geistigen Lebens, so liest man natürlich die paar Werke, die einem zugänglich werden, öfters und gründlich. Und doch, wie er so darüber sprach — mir war, als hätte ich sie bisher kaum verstanden. Er urteilte wie ein Fachmann und doch wie von einem früheren Standpunkte aus. Er übersah die Ideen, in denen ich lebte. Aber meine Ueberraschung sollte noch wachsen. Nebengebiete wurden gestreift, immer war's dasselbe. Er schien überall zu Haus. Ruhig und sicher, knapp und schneidig fielen seine Urteilssprüche.

So wurde unser Gespräch lebhaft. Lebhaft — ich weiß nicht. Einem dritten hätte es vielleicht geschienen, als schleppe es sich nur so hin. Und doch — man muß jahrelang Bauerndoktor gewesen sein, um noch empfinden zu können, was einem solch ein gemütliches Gespräch sein kann, in dem jedes Wort verstanden wird, wie es gemeint ist, und jeder Gedanke nach seinem wahren Wert gefaßt und gewürdigt wird.

Ein wohliges Gefühl legte sich über meine Gedanken und gab ihnen die Richtung: Wir sind doch geborene Freunde. — Aber: wenn er nur nicht zu klug geworden ist — oder — zu viel erlebt hat! Ich weiß nicht, wie mir der Gedanke kam. Unsinn. „Uebrigens, Mühlenbruch, dichtest du noch? Du warst doch einst —"

Er lächelte ein wenig, ein wenig spöttisch. „Seit zwei oder drei Jahren hab' ich keinen Vers gelesen, geschweige denn fabriziert." Er sah dabei auf seine Uhr und sagte dann im Tone des Bedauerns: „Doch deine Zeit geht wohl zu Ende, nicht wahr, du sagtest, 8 Uhr fahre dein Zug?"

„Nein, das ist glücklicherweise ein kleines Mißverständnis. 12 Uhr 8," lachte ich fröhlich.

Aber überrascht sah ich ihn an. Ihm schien die Aufklärung gar nicht so erfreulich, wie ich hätte hoffen dürfen, zumal es mir geschienen hatte, als thäte ihm unser Beisammensein ähnlich wohl wie mir. Seine Augenbrauen hatten sich einen Moment zusammengezogen, dann sagte er, etwas verlegen, suchend: „In der That, das ist ja reizend —" „Du hast eine Einladung?" „Nein, durchaus nicht, aber —." „Ja, wenn du sonst vielleicht —." Es war mir, als hätte mich sein Blick

Digitized by Google

einen Augenblick wie prüfend überflogen, dann sagte er etwas hastig: „Ich wollte eigentlich ins Theater, doch —" „Theater — das ist ja aber famos. Ich gehe mit dem größten Vergnügen mit." Wieder der Blick. Und dann kurz: „Schön, gehen wir."

Wir gingen die Friedrichsstraße entlang, bogen dann in eine Seitengasse ein. „Was wird denn gespielt?" „Zuerst soll ein Ballet sein — es ist jetzt 8 durch — so dürfte das zu Ende sein, dann soll ein Einakter „Katharina" von Behring folgen. Premiere." — „Behring! Vorzüglich," erwiderte ich lebhaft, „habe seine früheren Dramen wohl alle gelesen. Kennst du sie?" „Ja." „Sie haben mir sehr gefallen und mich eigentlich persönlich berührt. Die Typen sind außerordentlich lebenswahr." „Du meinst etwas schablonenhaft?" „Im Gegenteil — übrigens kennst du Behring?" „Man sagt, der Name sei pseudonym — doch da sind wir."

In der Vorhalle wollte ich zum Billetschalter. „Nicht nötig," hielt Mühlenbruch mich zurück, „hab' schon." „Aber ich —" „Auch für dich."

In den Gängen war's leer. Von drinnen tönte Walzermusik.

Wir stiegen eine Treppe. Zum ersten Rang — umgingen den gekrümmten Korridor — der Schließer öffnete eine Thür, wir traten in einen halbdunklen Raum, — Prosceniumsloge, — „Der Mühlenbruch muß doch 'ne Erbschaft gemacht haben," dachte ich, doch zog schon in demselben Augenblick die große Schlußapotheose auf der Bühne Blick und Aufmerksamkeit auf sich — schmetternde Fanfaren — der Vorhang fiel — im Hause und in unsrer Loge ward's hell.

„Du, du hast dich ja nobel eingerichtet oder" — ein unangenehmer Verdacht stieg mir auf — „erwartest du noch jemand?" — „Nein, durchaus nicht," antwortete Mühlenbruch aus dem Sessel heraus, den er sich ganz in den Hintergrund gezogen hatte, ohne auch nur einmal an die Brüstung getreten zu sein, „aber so unter den Menschen sitzen mag ich nicht." „Wohl, — wenn er's hat," — ging mein kleinbürgerlicher Gedankengang — „mir kann's recht sein." Und behaglich rückte ich an die Brüstung und sah ins Haus.

Herrlich! Früher war ich oft im Theater gewesen, seit Jahren nicht mehr, so kam mir alles froh festlich anheimelnd vor. Dieses Licht und diese Farben, und diese Atmosphäre und diese Kostüme und Menschen und Damen. Damen, Frauen! Ach, Donnerwetter, ja es gab außer der Frau Pastor und Frau Amtsrichter und den sechs Töchtern des Rektors ja auch noch andere weibliche Wesen in der

Digitized by Google

Welt — und was für welche —! Der Zwischenakt machte mir mehr Freude, als früher mancher Scenen-Akt.

Mühlenbruch lag während dessen in seinem Sessel, hinten in der Ecke an der Bühnenwand, den Blick starr ins Weite gerichtet — der blasierte Großstädter! Doch der Blick war nicht ziellos. Ich folgte seiner Richtung. Drüben, mitten in der Längsseite des ersten Rangs saß eine auffallend schöne Frau, eine wahrhaft imposante Erscheinung, etwas auffällig auch die Toilette — schwarz, ganz schwarz, oben Ausschnitt mit schwarzer Spitze oder Häkelei oder so etwas — — sah er nach der?

„Mühlenbruch —"

Da ging der Vorhang auf. --

Katharina ist eines Pommernherzogs Tochter. Um ihre Hand hat der König von Polen geworben für seinen Sohn, und der Kreis ihrer Vertrauten, die Amme, der weißbärtige Lehrer und Berater ihrer Jugend und der junge deutsche Ritter, der an Vaters Hof mit ihr groß ward, sollen raten, ob wir die Werbung annehmen sollen oder nicht. Die Amme ist dafür. Zwar sie will nichts gesagt haben, aber es ist doch ein Königssohn, man hat ihn ja allerdings nie gesehen, aber man bedenke doch: ein zukünftiger König! Schon als Katharina noch ganz klein war, wollte sie immer Königin werden, ja, ja; das bloße Königinsein thue es allerdings auch nicht, schon manche Königin hätte Tag und Nacht ihre blutigen Thränen geweint; aber ein schöner Mann solle es ja sein, allerdings andre Leute — ihr Blick streifte den Junker — ach Gott, ja sie wolle sich lieber die Zunge abbeißen, ehe sie ihrem Goldkinde zum Unglück rate, aber — — allerdings — — zwar — — doch — — Der Redestrom wuchs an Schnelligkeit im umgekehrten Verhältnis zur Einheitlichkeit des Gedankenganges. „Die reine Frau Mahlern," lachte ich leise zu Mühlenbruch hinüber. Er lachte kurz auf: „Jawohl, so ähnlich." — Frau Mahlern war die gute alte Wirtin, bei der ich als Primaner gewohnt hatte. — Die Prinzeß hatte den Weißbärtigen an die Hand gefaßt: „Was soll ich thun?"

Der Alte war Diplomat — oder Pädagog. — Er hatte gegen die Person des polnischen Thronfolgers nichts einzuwenden, und die Krone auf dem Haupte einer klugen und guten Frau bedeutete die Macht, ein Land und Volk glücklich zu machen. Und doch fühlte man es durch: diese Königskrone schien ihm das größte Unglück, das sein Kind treffen könnte. Die Werbung erschien ihm als eine Versuchung. Aber er sagte es nicht mit Worten. Er vermied es, durch eine Be-

Digitized by Google

hauptung den Widerspruch der schönen Herzogstochter zu wecken. So fragte er mehr, als daß er selbst sprach, und führte seiner Schülerin die Gedankengänge, die ihm ausschlaggebend erschienen, sanft und sicher, unter so festem und unmerklichem Zwange — komisch, wie ich heute alles im Licht der alten Erinnerungen sah, aber es war geradezu auffallend —: „Wie ein Zwillingsbruder des Alten," flüsterte ich Mühlenbruch zu. Gemeint war unser Direktor. Jener senkte nur kurz den Kopf — er hatte noch keinen Blick auf die Bühne geworfen. Katharina stand vor der letzten entscheidenden Schlußfolgerung — aber da scheute sie — der Ritter sollte doch auch etwas sagen! Der schwieg.

Da ging der Weißbart und nahm die Amme mit. Und nun begann eine Scene von hinreißender Pracht. Ich kann's gar nicht so wiedererzählen.

Katharina war vor den Ritter getreten, ganz nahe, und ohne Bewegung in dem schönen kalten Antlitz fragte sie: „Nun?" Da nahm er ihre Hand und sagte nichts als: „Werde mein Weib." Ueber die starren Züge flog es wie Triumph, und dann wurde sie weich, und das schöne Weib warf sich ihm an die Brust, und doch blieb der Ritter ruhig, und wie Trauer klang's durch seine feste Frage: „Kannst du dir trauen? Glanz und Pracht —" Erschrocken fuhr sie zurück, sah finster vor sich hin und dann wurde das Antlitz wieder starr, monumental starr, und sie trat vor ihm zurück und schritt durchs Gemach und blieb gegenüber am Fenster stehen und sagte nichts.

Doch dann hob sie das Haupt: „Nun wohl, du hast recht. Die verschmähte Königskrone würde mich verfolgen und auf mir lasten im Schlafe und im Wachen und mir die Armut bitter machen und meinen Stand verächtlich. So sei's denn!" „Katharina!" Ein Schrei war's, aber sofort stand er wieder ruhig. Und sie tröstete. So schwer müsse er es nicht nehmen, er werde es ja selbst einsehen und immer ihr Freund bleiben. Sie wisse es ja, wie viel sie ihm schulde, seine Gedanken — ja seine Gedanken seien es doch gewesen, die ihrem Leben erst seinen Inhalt gegeben hätten, die sie selbstbewußt und fest gemacht hätten, seine Gedanken —

Was das wohl für große Gedanken sein mochten, die der arme bleiche Junker da haben sollte — eigentlich komisch — und doch mußte man an ihre Macht und Kraft glauben, mußte dran glauben, daß hinter dieser weißen Stirn Großes, Neues, Lebensstarkes gedacht war — denn in Rede und Gegenrede entspann sich nun ein seltsamer Kampf —: Glanz und Pracht und eines Mannes Gedanken standen

Digitized by Google

im Kampf, Glanz und Pracht und Gedanken rangen um ein Weib, um zweier Menschen Leben — es war ein ernster, wilder, herrlicher Kampf, und das Haus folgte ihm in atemloser Spannung. Nicht als ob die beiden Menschenkinder da auf der Bühne sich gestritten hätten, sie schalten einander nicht und machten nicht einander Vorwürfe — es war wie ein Kampf der Geister in der Luft, als ob zwei Ideen auf einander gestoßen wären und einander niederringen wollten. Schon war's, als ob Glanz und Pracht bereits des Weibes Gestalt höben und ihre Stirn blank und ehern machten und ihre Stimme hart, und mir ward bange um den Ritter. Da warf der in seine Wagschale etwas Neues hinein — unmittelbar bewußt ward's dem Zuschauer: Das war etwas ganz Neues — und Gewichtiges und — ja das mußte die andere in die Höhe schnellen lassen, denn es war des Ritters Liebe, heiße Liebessehnsucht, der Wille nach dem Weib da drüben.

Fest auf sein Schwert gestützt, sprach er das neue Wort, und es klang wie fordernd. Aber da geschah das Unerwartete, das Ueberraschende, und indem es geschah, wurde klar, daß es geschehen mußte, denn fremd war die neue Waffe in der Hand des Geisteskämpfers — hoch richtete Katharina sich auf, kalt sah sie auf den Ritter nieder.

Für den Sehenden war das Drama aus. Ich warf einen Blick auf Mühlenbruch und —

Was war das?! Noch sehe ich ihn, wie er dasaß, den Oberleib vorgebeugt, den einen Fuß an der Seite des Sessels mit der Spitze aufgestemmt, den andern fest auf den Boden gesetzt, jede Sehne gespannt — ich weiß keinen andern Vergleich: wie ein Raubtier, zum Sprung bereit, — den Mund etwas geöffnet, die Augen gerichtet auf sein Opfer — ich folgte unwillkürlich der Richtung seines Blickes — die schwarze Frau drüben, deren Züge bleicher waren als zuvor —

„Ja, du hast recht," murmelte droben der doppelt Besiegte, „du brauchst nur eins —" und dann klang's wie Rache, schneidend, hohnvoll, und ging durch Mark und Bein: „Glanz und Pracht —!!"

Ein leichter Knacks tönte durchs Haus. Der Fächer, den die Hand der schwarzen Dame stemmte, war gebrochen. Ohne eine Bewegung im starren Antlitz, lehnte sie sich zurück — „Katharina," murmelten meine Lippen, und wiederum schossen mir die Gedanken zusammen und fügten sich zum Schluß, und zu Mühlenbruch gewandt sagte ich leise: „Behring." — „Natürlich," erwiderte er abwesend. —

Rasch fiel das Drama. „Und wenn's so wäre? So müsse sie eben deswegen Königin werden." Und wiederum mannhaft sah

Digitized by Google

der Jüngling dem Unabwendbaren ins Auge. „Ja du mußt, mußt — ins Elend gehen," fügte er trauernd hinzu. „Ins Elend?!" fuhr sie stolz auf — „mich — vergißt du — nie," klang's in gleichem Stolz — „dich — deine Gedanken — deine Gedanken — —" Der Vorhang fiel.

Ich weiß nicht, wo die Zaubergewalt lag, die selbst dies große Publikum in ihren Bann gezogen. Einen Augenblick Schweigen — dann ein Beifallssturm, wie ich ihn kaum zuvor gehört. — Mühlenbruch stand schon in der Logenthür. Als wir die noch leeren Gänge verließen, toste drinnen noch der Beifall. —

Ich hatte wieder meinen Arm unter den seinen geschoben, stumm gingen wir neben einander her, dem Tiergarten zu.

Ich konnte mir ja alles denken, wie's gewesen war. Und wenn ich an das Gesicht des Mannes dachte, der neben der Dame in Schwarz gesessen hatte und sich so lebhaft für den zerbrochenen Fächer interessierte — unbewußt hatte sich mir der Anblick eingeprägt — so war's mir, als sei auch ich in meinem Freunde beleidigt.

Und doch. — Wenn sie *mußte*? Die Notwendigkeit des Charakters?

Wir mochten eine Viertelstunde so weiter gegangen sein, da räusperte sich Mühlenbruch: „Verzeih, daß ich dich mystifiziert habe, so zu sagen, aber —" „Ich bitte dich, Mühlenbruch, ich habe mich dir aufgedrängt und in deiner Stelle —" ich wollte sagen: „hätte ich ebenso gehandelt", aber der Gedanke, der mich in die Stelle eines Dichters setzte, war doch zu lächerlich. Aber gerade das stimmte mich fröhlicher: „Ach, Mühlenbruch, es mag ja alles furchtbar traurig sein — aber du bist ein Dichter von Gottes Gnaden!" Er schüttelte den Kopf. „Auch das nicht einmal." Und dann nach einer Pause: „Willst du wissen, wie das Stück da von vorhin entstanden ist? Der Kern ist ja einfach ein alt bekanntes Dilemma. Gelegentlicher Widerstreit von idealen und von materiellen Werten in jungen Menschenherzen. Eine Vertreterin der *einen* Wertung kenne ich persönlich, wie du mit dem dir eigenen Scharfsinn ja offenbar selbst gemerkt hast. Die Person, die das Widerspiel hält, ergiebt sich dann von selbst. Und, daß man sie nicht als ausschließlich idealistisch bestimmt hinstellen darf, ist ja eine Weisheit, die man heutzutage in der Litteraturstunde in Untersekunda lernt. Also z. B. für unsern Fall eine Beimischung von sinnlicher Liebe. Die andern beiden Personen hast du selbst als simple aufgefrischte Erinnerungen erkannt."

Digitized by Google

„Und doch —"

„Ach ja, die geniale Intuition, meinst du. Auch Mache. Thema und Personen sich klar machen — eine Flasche guten Weins — etwas Shakespeare-Lektüre — eine oder zwei weitere Flaschen — auf einmal laufen die Personen vor dir herum und reden — und du brauchst nur nachzustenographieren, was sie sagen. Ein paar Witze und ein paar geistreiche Bemerkungen kann man am andern Morgen noch hineinflicken."

„Und so —?"

„Ja, so —! Und nun laß, bitte, das und glaub' mir, daß ich kein Dichter von Gottes Gnaden bin."

Es klang bitter, jedes Wort. Und schließlich wußte ich doch nicht, ob er mich nicht nur zum besten hielt. —

Hernach drängte es ihn selbst, mir die Geschichte von der schwarzen Dame zu erzählen. — Sie war allerdings der Geschichte der Katharina von Pommern sehr ähnlich. Nur handelte es sich bei ihr nicht um einen Polenkönig, sondern um einen gebildeten und liebenswürdigen Bankdirektor mit fabelhaftem Einkommen. —

„Und der Ritter?" fragte ich Mühlenbruch.

„Der Ritter wurde dann eben Schulmeister, und in seinen Mußestunden — komm wir wollen ein Glas Wein trinken," unterbrach er sich und zog mich in ein Restaurant, an dessen hellerleuchteten Fenstern wir gerade vorüber gegangen waren. Mir war wie im Traum.

Die Gläser sollten klingen auf —? Er fragte mich. „Ich weiß nicht." „Ich auch nicht." So tranken wir ohne Klang.

Es schien ein schwerer Burgunder. Mühlenbruch trank schnell. Das Gespräch war noch nicht wieder im Fluß, als er schon die zweite Flasche anbrach.

„Darf ich auf das Thema von vorhin zurückkommen?"

„Bitte," es schien ihm wirklich nicht unlieb.

„Der eigentliche Zweck deiner Dramen ist also — Rache?"

Mühlenbruch sah mich mit einem finstern Blick an. „Wenn du nicht mein Freund wärest — Kurz: nein. Ich muß. Ich muß die Gedanken, die mich peinigen, immer wieder peinigen, trotz aller Arbeit, los werden. Ich habe keinen Menschen gehabt, zu dem ich davon hätte sprechen können. Verstehst du: keinen. Jahrelang. Lebte vollkommen einsam. So gebe ich den Gedanken Gestalt und laß sie auf der Bühne herum laufen. Das ist alles."

Ich schwieg. Nach einer Weile fügte er schwerfällig hinzu: „Viel-

Digitized by Google

leicht ist's noch ein andrer Drang. Ich weiß, daß sie jedes meiner Stücke besucht. Ins erste geriet sie wohl aus Zufall. Ich sah, wie sie sich in der Bernhardine erkannte, und dann flog ihr Blick im Hause hin und her — und suchte mich — sie hat mich nie gesehen. Aber hernach saß sie in jeder Première meiner Stücke, an demselben Platz."

Wie selbstquälerisch das alles herauskam.

„Das ist also dein Verkehr mit ihr?"

Er atmete auf. „Ja, das ist's. Ein geistiger Verkehr und ein so intimer Verkehr, wie sonst keiner auf Erden. Denn ich kenne jeden ihrer Gedanken, bei jedem Wort, das auf der Bühne fällt."

„Und sie muß dich hören und muß denkend antworten," sagte ich. —

„Sie muß."

Mein Freund ward mir unheimlich. Ein wenig brutal wiederholte ich: „Das nennt man — Rache."

„Nein, sage ich" — er hatte es so laut gerufen, daß andere Gäste sich nach uns umsahen.

Ich schwieg. Wozu reden? Wenn er's wirklich noch nicht gewußt hatte — und er hatte es vor sich selbst verborgen — so würde er es morgen wissen, ohne weitere Worte.

Aber — was dann? Dann würde er auch diesen „Verkehr" abbrechen — ich kannte ihn. Und dann? Wenn die Gedanken, die ihn hielten, die schmerzenden, die demütigenden, die sich aufbäumenden, keinerlei Ausdruck mehr offen fanden —

Gerade bestellte Mühlenbruch eine weitere Flasche — bildete sich vielleicht auch in der Richtung schon langsam ein „Ich muß?" Mir ward unendlich bange um meinen Freund. — Wir redeten dann von etwas anderem; weiß nicht mehr wovon. Bald nahte die Zeit meiner Abreise. Mühlenbruch brachte mich zum Bahnhof. Ich überlegte und grübelte — endlich, wir standen schon auf dem Perron neben dem Zuge, sagte ich ihm geradezu — mochte es so kleinbürgerlich klingen wie es wollte: „Such zu vergessen, nähr' nicht noch künstlich die schlimmen Erinnerungen, die Welt ist weit und — ja siehst du, Mühlenbruch, du mußt heiraten, wenn du willst, findest du eine andere, eine —" Er lachte hart auf. „Hast du gesehen, wie schön sie ist? Hast du je eine Frau gesehen, so vollkommen schön wie sie? Und Ernst Mühlenbruch sollte sich mit etwas Geringerem begnügen, da ihn das Große verschmäht hat?" Fast theatralisch kam's heraus. „Aber —" „Nein, Freund, wenn nicht das Höchste, so verzichte ich auf alles."

Digitized by Google

„Aber Mühlenbruch, dein Maßstab" —

„Einsteigen, die Herrschaften!" schnarrte der Schaffner, doch nicht ohne seiner Stimme einen väterlich dringlich mahnenden Tonfall zu geben. Ich sprang ins Coupé — die Thür flog zu, das Fenster wollte sich nicht öffnen lassen — der Zug setzte sich in Bewegung, und als endlich das Fenster herunterſank, war die Entfernung schon zu groß, als daß ich Mühlenbruch noch hätte zurufen können, daß er ja einen vollkommen falschen Maßstab für Frauen-Werte gebrauche.

So mußte ich den Gedanken mit auf die Reise nehmen. Eine trübselige Reise. Im Halbschlaf lag ich auf dem Polster des sonst leeren Abteils ausgestreckt, und all die Eindrücke und Personen und Gedanken des Abends kreuzten einander zu den Walzerklängen des Ballets, und der Kaiser und der Weißbart, der Ritter und Mühlenbruch sprachen von Lebensproblemen und Menschenwerten, und über dem allen — ein starres schönes Gesicht — Katharina — nein, die Dame in Schwarz — nein — — nein — — ja — Juno-Ludovisi —? — —

* * *

Mehrere Jahre waren vergangen.

Eine unvermutete Wendung meines Lebenswegs hatte mich von dem neu zurückgewonnenen Freunde wieder abgeführt, ehe ich ihn zum zweiten Male gesehen. Briefe hatten wir nicht gewechselt. —

Da kam eines Tags von ihm kurze Nachricht: „Vielleicht weißt du noch gar nicht einmal, daß ich seit zwei Jahren verheiratet bin? Um dieses Faktum richtig zu würdigen, mußt du unbedingt uns besuchen. Im Oktober —" Nie habe ich eine Einladung mit größerer Freude und Spannung angenommen. Also doch verheiratet! Und noch in derselben Wertung? Dann muß Frau Mühlenbruch also noch 2 cm höher sein, als die schwarze Dame von einst, noch etwas schöner, womöglich noch imposanter sein, — auch noch etwas härtere Züge haben —? Für alle Fälle ließ ich mir einen neuen Gehrock machen und packte auch den Frack mit ein.

Mühlenbruchs holten mich am Bahnhof ab. Meines Freundes urfröhliches Lachen ließ mich vermuten, daß ich ein einigermaßen dummes Gesicht gemacht haben mußte, als er mich seiner Frau Gemahlin vorstellte. Höchstens 150 cm war sie hoch! Und das Gesicht! Ich will gewiß nichts Schlechtes von meinen Mitmenschen aussagen, aber schön war sie nicht, wirklich nicht, der Mund war ja viel zu breit, und die Stirn viel zu hoch und — ja allerdings die Augen,

Digitized by Google

die Augen — sehr groß waren sie nicht und „fein geschwungener Brauen und seidenglänzender langer Wimpern" erinnere ich mich nicht — und doch, in den Augen lag's wohl. —

Mühlenbruch war Gymnasiallehrer in einer kleinen Stadt. So sah auch seine Wohnung aus. Doch innerlich vornehm. Und zum einfachen Abendbrot tranken wir sogar Rheinwein und unterhielten uns sehr gebildet, sehr — na kurz, ich fühlte mich unbeschreiblich wohl. Ueber die neueste Entwicklung der Litteratur geriet ich mit Mühlenbruch hart an einander. Daß ein gewisser Behring in der Litteraturgeschichte vorkam, schienen wir alle drei überhaupt nicht zu ahnen.

Hernach schickte Mühlenbruch seine kleine Frau zu Bett, steckte eine Pfeife an und gab mir eine Cigarre, schenkte ein, und — natürlich saß ich da, wie einer, der bereit ist, ein umfassendes Geständnis entgegenzunehmen — begann also:

„Siehst du, Freund, mir scheint beinahe, als ob du recht gehabt hättest, damals. Ich hatte mir ja wirklich einen wahnsinnigen Maßstab suggeriert. Und ich war wirklich daran, daß mir meine paar Ideen zu fixen wurden. Da hat sie mich herausgerissen. Sie war so eine Art fliegende Krankenpflegerin damals. Bei einem armen Kinde in unserm Hinterhaus lernte ich sie kennen. Und am zweiten Tage unsrer Bekanntschaft hatte sie mir meinen schönen Maßstab entzwei gebrochen und vor die Füße geworfen. In der Nacht darauf zerplatzte meine Ideen-Seifenblase. Am folgenden Morgen unterdrückte ich meine Dramen und vier Wochen später haben wir geheiratet. Das ist alles."

„Und nun?"

„Bin ich glücklich, wirklich glücklich, Freund — und arbeite nebenbei an einer Geschichte der Wertungen."

Ich mußte lachen. Natürlich: objektivieren mußte er immer noch. —

„Und der wahre Maßstab?" „In der Wertung der Menschen?" „Ja?" „Thor, das weißt du nicht? Kinderweisheit: die Liebe." „Ja, natürlich, in gewissem Sinne — aber" — „Nein, Freund, das ist eben die Sache: nicht nur in gewissem Sinne, sondern absolut." Ich stutzte. War ich denn nun plötzlich der Weltmann geworden — oder in meinem gemütlichen Junggesellentum auf dem Wege zur Minderwertigkeit? Etwas überlegen variierte ich: „Du meinst also Fähigkeit zur Leidenschaft, zu —"

„Mein Freund, das meine ich eben nicht, das ist alles äußer-

Digitized by Google

lich, nur eine Form der Sache, wie auch jede andere besondere Art wirklicher Liebe zwischen Mann und Weib, oder besondere äußere Liebenswürdigkeit oder dergleichen. Ich meine die Sache selbst —" „Das heißt also?" „Die Liebe selbst, als Bestimmtheit des Charakters — den unreflektierten Drang, thätig zu lieben." „Das ist nun ein Maßstab! Wirklich doch der instinktive Kindermaßstab, und das wäre die letzte Wahrheit?"

„Ja, und nur durch Erleben wird's klar."

Mühlenbruch hat mich mit dem Problem sitzen lassen. Er sagt, er könne es nicht weiter erläutern. Er, der Dichter, der Wissenschaftler.

Ich überlege — aber was nützt überlegen — denn — nur durch Erleben wird's klar —?

All-Einheit.

Von

Heinrich von Wedel.

Eilst du das Heute mit prüfendem Blick,
Rufe dir wägend das Gestern zurück;
Aus der Vergangenheit bergendem Schoß
Ringt sich die kommende Stunde los.

Was sich zur Tiefe des Grabes gesenkt,
Schwellend sich wieder zur Blüte drängt,
Und aus dem Dunkel der schlummernden Nacht
Leuchtend die rosige Frühe erwacht.

Siehe, so reihen sich Leben und Tod
Wechselnd auf Erden dem gleichen Gebot,
Das der Erscheinungen flüchtige Welt
Ewig im Bann des Gesetzes hält.

Gottes allmächtig gebietende Hand
Schließt um die Welten das einende Band;
Seinen allwaltenden Willen erfüllt,
Was uns gestaltend die Schöpfung enthüllt.

Digitized by Google

Zu Konrad Ferdinand Meyers Gedächtnis.

Von

Felix Poppenberg.

In eine Werkstatt trat der Tod, die an Wänden und auf Gesimsen edler Kostbarkeiten voll war . . .

Ein breites Bogenfenster mit reicher Wappenschilderei hinaus auf weite Alpenseen. Von dunkelschwer getäfelter Decke herab zum Boden mattleuchtende Gobelins mit streitenden Kriegern in Schweizertracht und alte Bilder in tiefen düstern Rahmen mit sprechenden Gestalten, herrischen Männern mit hochmütig geschürztem Mund und langen Degen; bleiche Priester mit seltsamem Ueberwinderlächeln um die schon ersterbenden Lippen; zarte Frauen mit rätselhaften, wehen Schicksalsblicken in den tiefen Augen. Und in den Ecken adliges Gerät. Getriebene Zierrate, gebuckelte Schilde, mächtige Schalen, um deren Laibung sich Friese von Abenteuern ziehen. Reiche Stoffe, Genueser Samt und starrender Goldbrokat. Und zwischen Mittelalter-Prunk plötzlich aufleuchtend in marmorner Schöne ein Griechengott.

Die tote Schönheit der Vergangenheiten hatte der Meister, der hier weilte, mit neuem Blut belebt; kein Antiquar, den nur das Hundertjährige reizt, sondern ein Sucher nach Schicksalen, die nicht vom Alltag sind, und ein Freier um den Glanz der Zeiten, die glänzendere und bedeutungsvollere Zeichen des äußeren Lebens hatten, als die unsere.

Der Meister ist dem ernsten Boten, der ihn abgerufen, nun gefolgt, die siebzig hat er überschritten, ein edles Lebenswerk bleibt als Erbe, und dies verehrungsvoll betrachten, ist seiner würdiges Gedenken.

* * *

Konrad Ferdinand Meyer hat in einer Zeit gelebt, die in ihrem Entwicklungscharakter seiner Eigenart nicht recht nahe kommen konnte. Seine ersten Werke fallen in die siebziger Jahre. Der spröden, herben Kunst dieser knappen Menschheitsgemälde vergangener Zeiten zog das große Publikum die glatte und gezuckerte historische Ware der Dahn, Wolff und Ebers vor.

Digitized by Google

Dann kam die rücksichtslos aufräumende Wirklichkeitsbewegung in der Litteratur, die zunächst als ganz brutal auftretender Rückschlag wirkte und im Gefolge für die nächste Zeit eine maßlose Ueberschätzung des nur Gegenwärtigen hatte. Das war auch nicht die Zeit für die vornehme reservierte Kunst Konrad Ferdinands.

Sie scheint mir erst jetzt gekommen, da er von uns geschieden. Die scharfe Luft des Realismus hat ihre Schuldigkeit gethan. Viel aufgehäufter Staub ist aufgeflogen. Unser Sinn für das Charakteristische und Lebensechte ist frisch geschärft worden, jetzt erwachen aller Orten neue Wünsche, Schönheitssehnsucht, Farbenfreude, Verlangen nach Vorstellungen, die über den Alltag hinausführen, aber nicht mit vager Schönfärberei, sondern mit anschauungsstarkem, schöpfungskräftigem Verlebendigen großer Schicksale. Man wünscht Schauspiele, die das eigene kleine Leben steigern, die uns den Sinn des Seins tiefer und bedeutungsvoller erscheinen lassen, als es das Alltagsauge bei den täglichen Verrichtungen sieht.

Und all das, um das die jungen Künstler unserer Tage so heiß und sehnend werben, war in dem Meister, der jetzt abgeschieden, längst verkörpert.

Er hat in einer Zeit, da das Gefühl künstlerischer Form so ganz geschwunden war, gleich einem Goldschmied ciseliert und gefeilt an den Gestalten seiner Phantasie. Er konnte sich nicht genug thun in strengen Forderungen der Form. Er hatte eine brennende Andacht zur Größe, königliche Gedanken. Ihn reizten Schicksale, die gleich blutigen Sonnen über die Erde gingen zu berauschtem Triumphtod. Den hohen Stil Shakespeare'scher Königsdramen lieh er und die schweren purpurnen Falten venezianischer Senatorengewänder. Seine Menschen haben die tragische Fallhöhe; keine kleinliche Gevatter Schneider- und Handschuhmachertragik macht sich rührselig breit.

Er liebt die stolzen rauschenden Namen, die Vorstellungen verschollener Größe, verwegenen Wagens, schönheitstrunkenen Verlangens, frevlen Heroentums in der Seele zu wecken: Giorgione, Vendramin, Ezzelino, Cesare Borgia, Lucrezia, Pescara. Ihn reizen die Seelen elementarer Gewaltmenschen, deren Schreiten Vernichtung ist, über deren Häupter Kometenschein leuchtet, die ihre Bahn auf schnaubenden Rossen dahinstürmen und mit wildem Jauchzen in den Abgrund stürzen. Stolzes Leben und stolzer Tod.

Das ist aber nicht ein überhitzter Heroenkultus, der so dichtet. Die epische Größe Konrad Ferdinands liegt darin, daß man aus seinen Geschichten und Gestalten den starken Lebensodem der Weltgeschichte spürt. Der Weltgeschichte, geschrieben vom Menschenschicksal.

Es ist Schicksalszug in jedem der großen Prosaepen, die der Dichter gemeißelt. Nicht das blinde Schicksal der Schicksalsdramatiker, sondern jenes, von dem es heißt: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne.

Die Helden Meyers müssen ihren Weg gehen und ihres Wesens Bestimmung erfüllen. Daraus kommen tiefe tragische Verknüpfungen. Die Treuen müssen, um sich selber treu zu bleiben, andern untreu werden.

Digitized by Google

Georg Jenatsch, der Bündner, muß den Herzog Rohan opfern, weil der ihm die Straße stört, die zu seines Vaterlands Heile führt.

Thomas Becket, der Kanzler, der Weltliche, muß seinen Herrn und König verlassen, als er das Kleid gewechselt und sich in eines höheren Herrn Hut gegeben.

An Meyer ist nun vor allem bewundernswert, wie er seine historischen Stoffe, die er bald aus der Schweizer Geschichte (Jenatsch), bald aus der englisch-französischen (der Heilige), aus der italienischen (Hochzeit des Mönchs, Angela Borgia) nimmt, stets von der rein menschlichen Seite faßt und dadurch die trockenen Foliantenseiten der Ueberlieferung mit warmem Herzschlag erfüllt, wie er aber nie dabei die großen Zusammenhänge aus den Augen verliert. Er giebt die Psychologie des einzelnen, er giebt aber als Dominante stets die herrschende Zeitpsychologie, die wirksamen seelischen Triebkräfte der Jahrhunderte. Und das immer von der höchsten Warte, mit den tiefsten Perspektiven gesehen.

So reizten ihn hervorragend die zwei Pole, die die mittelalterliche Weltanschauung beherrschten: Weltbejahung und Weltverneinung. Diese Mächte und ihr nie rastendes Kämpfen verkörpert er in Gestalten.

In immer neuen Verwandelungen ziehen sie durch die prangende Halle des Dichters: der lebenstrunkene machttrotzige Werber um Ruhm und Größe, klirrend in stählerner Rüstung, und, in härenem Gewand, bleich, der Ueberwinder der Eitelkeiten, der ein fernes Ziel sucht, nicht von dieser Welt. Der Tyrann Ezzelino, voll herrischer Sicherheit und königlichem Gebieten, und Astorre, der Mönch, von Milde und Erbarmensseligkeit erfüllt; der bluttriefende Jenatsch mit der gepanzerten Faust und der milde, weiche Rohan.

Doch nicht nur auf die Kontrastwirkung geht Meyer aus. Er zeigt auch, wie bei den Söhnen dieser widerspruchsvollen Zeiten die beiden Züge sich berühren. Von der Weltbejahung zur Weltverneinung:

Ulrich Hutten, der Verwegene, der mit dem Schwerte auf den Tisch hieb, hochgemut und eigentrotzig, voll Wohlgefühls nur auf den brausenden Wogen wilden Streitgetaumels, kommt auf der grünen Insel Ufenau siech und verlassen zum Frieden und zum Stillversenken in Leiden und Jenseitsfühlen:

An hellen Tagen liebt' in Hof und Saal
Ich nicht das Bild des Schmerzes und der Qual.

Doch Qual und Schmerz ist auch ein irdisch Teil,
Das wußte Christ und schuf am Kreuz das Heil.

Je länger ich betrachte, wird die Last
Mir abgenommen um die Hälfte fast.

Denn statt des einen leiden unser zwei,
Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei.

Digitized by Google

Und der Don Giulio der Lucrezia Borgia, der mit den schönen sündigen Augen so begehrlich ins Leben geblickt und mit so durstigen Lippen getrunken, wird mit Blindheit geschlagen und sein Inneres wandelt sich. Aufrührend den harten Boden seiner Seele, fassen ihn die Wonnen des Leidens, und aus dem Leiden quillt ihm heiß und brennend, wie sehrende Thränen, das Erbarmen mit den Mühseligen und Beladenen. Der Freude sagt er ab und den Brüdern des Leidens folgt er geduldig: „Ja, redlich leiden und dulden will ich und darum danke ich für das neue Leben."

Am höchsten unter diesen steht überwältigend und erschauernmachend die Gestalt des Heiligen, die Gestalt Thomas Beckets, Heinrichs II. Kanzler von England. Er ist der glänzende Hofmann in Macht und Glanz, voll unnahbarer Vornehmheit in seinen kostbar gestickten Gewändern auf seinem stolz tändelnden arabischen Roß. Und er wird, vom Schicksal geschlagen, freiwillig der niederste einer. Und der Dichter, der mit so brennenden Farben die Fresken großen Lebens ausgemalt, wird zu einem schmerzergreifenden Passionssänger, wenn er die Märtyrerseligkeit des heiligen Thomas malt.

Es ist voll seltsamen Reizes, das Bild dieses Heiligen, des Bruders der Knechte und Bettler, zu sehen, wie er sich die Herzen unterjocht und wie er noch im Tode lächelt. Und diese Sanftmut zernagt Herrn Heinrichs Seele, des Königs mit dem Löwenkopf; diese Sanftmut des Mannes, dem er das einzige Kind, die zarte, holde Blüte gebrochen. Er läßt ihn töten, am Altar wird er in Stücke gehauen. Aber der König Heinrich gewinnt aus dem Blut keine Ruhe: Der Heilige bleibt noch im Tode Sieger. „Herr Thomas aber auf seinem Grabstein lächelte."

II.

Wenn wir so die großen menschlich-seelischen Inhalte der Meyer'schen Dichtung berühren, so lockt's, in seine Werkstatt zu schauen, das Künstlerische zu belauschen, die Geheimnisse seiner Formgebung, seine Prägekunst zu studieren.

Dieser Künstler ist in seinen Forderungen der Form der strengsten einer. Er hat ein architektonisches Maß und eine Gliederung von reifster Wahl. Was er von Dante sagt, dem er die Erzählung von der Hochzeit des Mönches in den Mund legt, gilt von ihm selbst: „Die Fabel lag in ausgebreiteter Fülle vor ihm, aber sein strenger Geist wählte und vereinfachte."

Konrad Ferdinand Meyer hat als Künstler, wenn er auch viel kraftvoller ist, manches in seinen Absichten mit einer jüngeren Dichtergruppe gemein, die nach künstlerischer Schönheit sucht, mit dem Kreis der „Blätter für die Kunst".

Die Worte, die Hugo von Hofmannsthal einmal braucht, sind wie für ihn gemünzt:

„Man lasse uns Künstler in Worten sein, wie andere in den weißen oder farbigen Steinen, in getriebenem Erz, in den gereinigten Tönen oder im Tanz." Und jenes andere: „Strenge Hintergründe bieten das Notwendige.

Digitized by Google

Sparsame und bedeutende Linien, wie an alten Krügen, vielsagend wie im Traum."

Streng und sparsam, ohne Ueberschwang zeichnet Meyer. Er hat beim Schaffen die schmalen, verschlossenen Lippen Dantes, die allen inneren Aufruhr bändigen. Seine Menschen rasen nicht, wenn sie leiden, sie dulden stumm, etwas Versteinertes kommt über sie, schmerzerstarrt sind sie ergreifender, als wenn sie Thränen und Jammern frei entfesselten.

Wir erschauern vor der stummen Schmerzensgewalt der Scene, da Jürg Jenatsch mit seinem gemordeten Weibe im Arm, „ein Nachtbild sprachlosen Grimms und unversöhnlicher Trauer", dahinschreitet: „in seiner Rechten leuchtete das lange Schwert, auf dem linken Arm trug er, als spürte er die Last nicht, seine Tote".

So liegt marmorstarr an der Bahre seines zerstörten Kindes Thomas Becket: „Neben dem lieblichen Totenantlitz lag ein anderes hingesunken, von demselben Sonnenstrahl gebadet, lebloser und gestorbener als das der Leiche, ein Antlitz, über das die Sterbenot der Verzweiflung gegangen und von dem sie nach gethanem Werk wieder gewichen."

Konrad Ferdinand sieht seine Scenen und seine Menschen immer wie ein Maler oder ein Bildhauer, nicht als ein Impressionist, sondern als alter repräsentativer Meister voll großartiger Auffassung und hohem Stil.

Und wie er sieht, so weiß er sichtbar zu machen.

Eine Fülle von Bildern steigt aus diesen Büchern.

Antiope im Fenster (die Hochzeit des Mönchs):

„Sie erreichten den Palast und durchschritten unangemeldet eine Reihe schon dämmernder Gemächer; vor der Schwelle der letzten Kammer hielten sie stille, denn die junge Antiope saß im Fenster. Sein in den Umriß eines Kleeblatts endigender Bogen war voller Abendglorie, welche die liebreizende Gestalt im Halbkreis von Brust zu Nacken umfing."

Wie eine tiefdunkle ernste Bronze wirkt die Gestalt Dantes, die Meyer am Herdfeuer der Skaliger zu Verona niedersitzen und mit „griffelhaltender Gebärde" und den Zügen der Parze seine Chronik nach einer Grabschrift erzählen läßt vom Mönch Astorre und seiner Gattin Antiope.

Und voll Rembrandt'schem Helldunkel dann der Ausklang, wie Dante, mit kurzem Gruß aufstehend, davonschreitet, „aller Augen folgen ihm, der die Stufen einer fackelhellen Treppe langsam emporstieg".

* * *

Das Reinkünstlerische, losgelöst vom Stofflichen, genießen wir aber am stärksten in seinen Gedichten.

Voran stellen wir bei der Betrachtung jene knapp gefügten Edelverse, die in ihrer weisen, reifgemessenen Architektonik ein Symbol des Schaffens dieses Künstlers sind:

Digitized by Google

Der römische Brunnen.

Auf steigt der Strahl und fallend gießt
Er voll der Marmorschale Rund,
Die sich verschleiernd überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite giebt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut,
Und jede nimmt und giebt zugleich
Und strömt und ruht.

Das ist wirklich in seiner runden, gerahmten Feinheit geschnittenen Steinen vergleichbar.

Daneben dann das große Schauen im Triumphbogen:

Ein leuchtend blauer Tag. Ein wogend Aehrenfeld,
Daraus ein wetterschwarzer Mauerbogen steigt,
In seinem kurzen Schatten schläft das Schnittervolk.

Und nun mit kühner Stilisierung das Bild der Schnitterin als Klio:

Ein strenggeschnittnes musenhaftes Angesicht,
Am halbzerstörten Sims des Bogens hangt der Blick.
Sie hebt, die erste, sich, erweckt die Schnitterschar,
Ergreift die blanke Sichel, die im Schatten lag,
Und schreitet herrlich durch das golden wogende Korn,
Umblaut vom Himmel als ein göttliches Gebild.
S'ist Klio, die das Altertum enträtselnde,
Vergilbten Pergaments und der Archive müd,
Gelockt vom Rauschen einer überreifen Saat,
Wird sie zur starken Schnitterin. Die Sichel klingt.

Eine Landschaftspoesie wie in alten Hirtenliedern öffnet sich in den Versen:

Jetzt beleben sich die Pfade. Schiffe blähen ihre Flügel.
Kleebeladene Kamele wandern sacht bewegte Hügel.

Frauen kommen mit dem schlanken Kruge, die gemessen schreiten,
In verhülltem stillen Zuge, wie die Jahre, wie die Zeiten.

In andern Strophen wieder erscheint uns dieser Schweizer Böcklinisch. Und wir denken jenes Bildes, auf dem der Tod mit seiner Geige dem sinnenden Meister Vergänglichkeits- und Ewigkeitslieder ins Ohr spielt.

Auch bei ihm findet sich das Klingen dämmernder Todespoesie, nicht schreck- und spukhaft, sondern weisheitsvoll, mit still geheimnisvollen Tönen. Frühlingsreigen auf dem Maienplan ... und plötzlich aufsteigend aus Nebelschleiergrund die Schar der Abgeschiedenen, die in der Jugendblüte dahinstarben:

Digitized by Google

Da steigt es aus der Wiese leis
Und beut sich auch die Hände sacht,
Genüber schwebt ein sel'ger Kreis
Im blauen Duft der Lenzesnacht.
Wie Flöten hört man ein Getön,
Der gelle Geigenstrich verscholl,
Der Chor der Toten schreitet schön
Und ohne Groll ... und friedevoll.

Und gegen den Tod farbenlodernd ein Bacchanal des Lebens im leuchtenden Festkolorit Böcklins:

Sie treten den Reigen, sie stampfen den Chor,
Da dunkelt's und lodern die Fackeln empor.
Ein Kranz in den Lüften, ein wirbelndes Paar,
Ein brennender Nacken! Ein purpurnes Haar.

Konrad Ferdinand legt aber auch den Pinsel bei Seite und tritt zum fügenden Bildner in Marmor, seine Verse werden Ornamente in Stein und gestaltenreiche Friese, und aus ihnen steigt in edler Schöne der Marmorsarg Achills im Vatikan mit seines feinen Zierrats üppigem Kranz; der Musenchor schwingt sich im Reigen, „aufflattert das Gewand, die Locken wehn"; die Statuen des Michelangelo erscheinen und die Karyatide des Goujon.

* * *

In reinem, strengem Rhythmus wandeln die Werke Konrad Ferdinands. Höhenkunst ist in ihnen. Sie sind nicht mitteilsam und ziehen mit gemessener Gebärde ihre Straße. Sie plaudern nicht geschwätzig von ihrem Dichter. Selten war jemand in seinen Schöpfungen so spröde reserviert wie er. Kordelienhafte, herbe Scheu schloß ihm den Mund.

Stets trat er in konsequentester Objektivität hinter die Gestalten seines Schaffens zurück, nie mischte er ein Wort ein, das nicht aus ihrem Munde kommen konnte. Drum legte er gern die Erzählung seiner Geschichten anderen in den Mund; der Heilige, die Leiden eines Knaben, Plautus im Nonnenkloster werden von einem Mitbeteiligten berichtet.] In der Hochzeit des Mönches steigert sich diese Technik der Rahmenerzählung zu raffinierter Vollendung. Diese Erzählung gleicht in ihrem Gewebe einem verwirrend und doch wunderbar sicher gewirkten Teppich. Ein Mensch von solcher Zurückhaltung verrät in seinen Phantasiewerken weiter nichts von seinem Leben. Es scheint nach einer unruhig und ziellos den inneren Beruf suchenden Jugend ziemlich still und unbewegt in dem Schweizer Kilchberg verflossen zu sein.

In den letzten Jahren haben dunkle Schatten und schwarze Flügel diesen edlen Geist verwirrt.

Digitized by Google

Der Nachlaß wird wohl manches über Art und Wesen der Menschlichkeit dieses Bildners enthüllen.

Seiner Künstlerschaft braucht nichts hinzugefügt zu werden. In seinem Mausoleum stehen um den Sarkophag der Kreis der Statuen von seiner Hand in unvergänglicher Schöne: „So überwältigt Fülle den Tod."

Das Lied des Todes.

Von

Kurt Holm.

Mit seiner Laute sitzt der Tod und singt:
Da geht ein seltsam Klingen durch den Wald,
Und von den Bäumen fallen dürre Blätter.

Mit seiner Laute sitzt der Tod und singt:
So sinnverwirrend tönt die wehe Weise,
Daß alles still wird und verloren lauscht.

Mit seiner Laute sitzt der Tod und singt:
Da lösen langsam alle Sorgen sich,
Und schlummernd schließen sich die müden Augen.

Mit seiner Laute sitzt der Tod und singt
Und lächelt leis — und hebt sich in die Höhe.
Sein grauer Schatten löscht die Sonne aus!

Digitized by Google

Schein und Sein im demokratischen Socialismus.*)

Betrachtungen und Erfahrungen eines ehemaligen Genossen.

Von

Emil Zimmermann.

Es war im Jahre 1844, als der Ruf erging: Proletarier aller Länder vereinigt euch! zu einer Zeit, da von einer Arbeiterbewegung in Deutschland noch nicht die Rede sein konnte, und so verhallte dieser Ruf, den Marx und Engels nach einem Studium der englischen Verhältnisse in die Welt schickten, zunächst wirkungslos. Wirkungslos auch in allen andern Ländern, selbst in Frankreich und England, den industriell am weitesten vorgeschrittenen.

Die eigentliche deutsche Arbeiterbewegung begann Ende der fünfziger und zu Anfang der sechziger Jahre, als in Leipzig fortschrittliche Assessoren und Professoren wie Rose, Winter, Heyner, Roßmäßler und Wuttke die Arbeiter für die Fortschrittspartei mobil machen wollten, und als Schulze-Delitzsch auftrat und Lassalle sein „Offenes Antwortschreiben" erließ. Die Folgen der Freiheit, welche sich das Bürgertum 1848 erkämpft hatte, begannen sich einzustellen, und mit der Entwicklung der Industrie in Deutschland mußte sich notwendigerweise ein Zusammenschluß der Industriearbeiter vollziehen. Beides gehört von Natur zusammen: eine hochentwickelte Industrie und eine festgefügte Arbeiterschaft. Wer das Koalitionsrecht den Arbeitern nehmen will, der treibt sie der Verzweiflung in die Arme und schafft den Kräften freien Raum, die das Jahr 1848 entfesselt hat;

*) Ebensowenig wie der Türmer selbst zu den Ausführungen des Verfassers im einzelnen Stellung nimmt, kann er sich auf Controversen darüber einlassen. Er wäre ein schlechter Türmer, wollte und könnte er eine Zeitbewegung, wie diese, übersehen. Was ihm in der Nähe und Weite bedeutsam erscheint, das teilt er mit seinen Freunden. Dieses Mal das Bild eines reißenden Zeitstromes, wie er sich mit seinen Wogen und Windungen in dem Geiste eines Mannes malt, der zuerst *mit* diesem Strome, dann *gegen* ihn geschwommen ist. Der Türmer aber darf seinen Standort nicht verlassen.

Digitized by Google

er untergräbt bewußt oder unbewußt den Boden, auf welchem unsere Kultur erwachsen ist. Eine festgefügte Arbeiterschaft, welche durch ihre Führer in den Gang der Entwicklung eingreift und sie zu beeinflussen sucht, nachdem sie sich klar darüber geworden ist, was ihr dient: das war das rechte Ergebnis der Entwicklung, und dieses Resultat wäre nur mit Freuden zu begrüßen gewesen. Ich bin entschieden der Ansicht, daß eine Arbeiterpartei sich ein Bild von den kommenden Dingen bilden darf, und daß ihr Gelegenheit gegeben werden *muß*, durch die Gesetzgebung in ihrem Sinne auf die Entwicklung einzuwirken. Sonach wäre gegen die Socialdemokratie nicht das Mindeste einzuwenden, wenn sie — als Arbeiterpartei! — sich darauf beschränkt hätte, die Entwicklung zu studieren und, ganz gleich zu welchem Ergebnis sie kommt, ihre Ansichten in der Gesetzgebung zu vertreten.

Aber — und hier liegt der schwerste Vorwurf! — es ist der deutschen Socialdemokratie bis jetzt sehr wenig eingefallen, sich um die thatsächlichen Verhältnisse zu bekümmern und darnach ihr Verhalten einzurichten.

Vielleicht wäre das anders geworden, wenn Lassalle länger gelebt hätte; er war ganz der Mann der praktischen Arbeit; aber schon im Beginn der Bewegung wurde er hingerafft, und die nach ihm kamen, *waren mit ihrem ganzen System schon fertig*, als die eigentliche praktische Arbeit erst beginnen sollte.

Liebknecht sagte schon im Jahre 1865 in einer Sitzung in Berlin, in welcher über den „Nachfolger" Lassalles, den eitlen und kleinen Becker, der Stab gebrochen wurde: Man solle ihm Marx nicht schmähen. Allerdings sage man, der Mann hätte für die Arbeiter noch nichts geleistet; aber er (Liebknecht) könne versichern, daß dieser Mann *das epochemachendste Werk des Jahrhunderts geschrieben habe*, und, würde er Auszüge davon mitteilen, dann würde man erkennen, daß es bestimmt sei, eine wahre Revolution herbeizuführen. Dieser Aeußerung Liebknechts zufolge hatte also Marx schon vor 1865 den Haupt- und grundlegenden Teil seines Werkes „Das Kapital" geschrieben, zu einer Zeit, als die deutsche Socialdemokratie noch in den Anfängen lag.

Heute noch ist „Das Kapital" die Bibel des deutschen Socialismus. Was in ihm und dem kommunistischen Manifest niedergelegt wurde, gilt als das einzige Ziel, — ich verweise nur auf die Verhandlungen des letzten Parteitages und die lebhafte Anfeindung, welche Bernsteins Theorien erfuhren, — und so wird man auch jetzt noch mit vollem Rechte der deutschen Socialdemokratie den Vorwurf machen dürfen, daß sie nach einem Ziele strebt, welches auf keinen festen Grundlagen ruht, sondern nebelhaft in der Luft schwebt.

Man sagt, Marx habe genau die Entwickelung in England studiert, und da diese typisch sei für die Entwickelung in der ganzen Welt, müßte das vollkommen genügen. Schön, mögen die Schlüsse von Marx und Engels für England richtig gewesen sein und für die Zeit um 1865; wer sagt uns nun aber, daß

Digitized by Google

es in England genau so gekommen sei, wie die Dioskuren der Socialdemokratie es vorhersagten? Bernstein behauptet das gerade Gegenteil, und mit ihm namhafte bürgerliche Socialökonomen, und wer denn beweist uns, daß es in Deutschland so kommen wird wie auf den britischen Inseln? Die deutschen Socialdemokraten sagen wieder selber, in Deutschland lägen die Verhältnisse anders, England sei also nicht typisch gewesen: Ja, soll nun Deutschland auf einmal für die Entwickelung typisch sein? Weshalb? Und wer giebt uns die Beweise dafür?

Das ist der große Fehler der Führer der deutschen Socialdemokratie, daß sie einem jetzt elend zusammenbrechenden System zuliebe die deutsche Arbeiterbewegung von den praktischen Zielen ab- und utopistischen zuführten, und noch größer wird die Schuld werden, wenn sie auch jetzt noch gegen die Erkenntnis sich sträuben.

Die socialdemokratische Partei ist also keineswegs das, als was sie erscheinen will: die in der fortschreitenden Wissenschaft begründete Partei. Alle revolutionären Phrasen können darüber nicht hinwegtäuschen. Sie steht mit den Füßen nicht auf dem Boden der Wirklichkeit; ihr Festhalten an dem vor Jahrzehnten ausgesprochenen Satze von der fortschreitenden Proletarisierung der Masse und der Sammlung des ganzen gesellschaftlichen Reichtums in den Händen einiger Weniger ist das Festhalten an einem Phantom.

Doch man jagt ihm nach, ist unerschütterlich von seiner Wahrheit überzeugt, und dem strengen Marxisten sind alle gegenteiligen Erscheinungen weiter nichts als vorübergehende Störungen in dem vor sich gehenden großen Prozeß, hervorgerufen durch eine, diesen Prozeß hemmende und darum schädliche Gesetzgebung. Darum ist der orthodoxe Marxist nur zu bestrebt, die Proletarisierung der Masse noch zu befördern, denn, sagt er sich, je schneller diese vor sich geht, desto schneller tritt auch eine Aenderung der jetzigen Zustände ein. Und das ist nur konsequent gedacht.

Aus diesem Denken heraus geboren war der 1895 unternommene Versuch, der Partei ein Agrarprogramm zu geben. Ein einziger Blick auf die Verhältnisse in der Landwirtschaft zeigt, daß diese von dem modernen Getriebe noch wenig berührt ist, weil der Dampf für sie keine umwälzende Kraft abgab; man hat sogar — selbst Socialdemokraten! — herausgefunden, daß der kleinere und mittlere landwirtschaftliche Betrieb weit einträglicher ist als der Großbetrieb. Das aber stört den orthodoxen Marxisten nicht: es muß alles durch den Großbetrieb aufgesaugt werden, heißt es in seinem Programm, und demgemäß wollte er mit Eifer daran gehen, nicht nur seine Agitation in landwirtschaftliche Kreise zu tragen, sondern auch den Socialisierungsprozeß in der Landwirtschaft einzuleiten.

Schon damals machte ich in dem zu jener Zeit von mir geleiteten „Chemnitzer Beobachter" den Vorschlägen der socialdemokratischen Agrarkommission heftigste Opposition — nicht in klarer Erkenntnis, wie ich aller-

Digitized by Google

dings zugeben muß, sondern nur aus dem Gefühl heraus, daß der eingeschlagene nicht der rechte Weg sein konnte, und so mußte ich den Vorwurf der Streitsucht ruhig hinnehmen, weil meinen Einwendungen die „Beweisgründe" fehlten. Erst später ist mir klar geworden, daß die Vorschläge der Agrarkommission an dem selben Uebel krankten, wie die socialdemokratische Bewegung überhaupt, daß auch sie auf einem großen Trugschluß sich aufbauten, und ich mußte einsehen, daß darum jene Vorschläge sehr wohl zur Socialdemokratie gehörten ebenso sehr, wie ich *nicht* zu ihr gehörte.

Das ausgeheckte Agrarprogramm fiel auf dem Parteitag in Breslau, nachdem der einsichtige Vollmar seine Zurückziehung in der „Münchener Post" empfohlen hatte; es fiel aber nicht, weil man erkannt hätte, daß es sich auf falschen Schlüssen aufbaute, sondern weil es den Orthodoxen nicht scharf genug das marxistische Ziel der Partei herauskehrte. So war es vollkommen *Wahrheit*, wenn gesagt wurde, die Frage des Agrarprogramms sei nicht eine Frage des Prinzips, sondern der Taktik: die Partei war in *der That einig, wie sie auch jetzt noch einig ist*.

Viel zur Befestigung der Ansicht socialdemokratischer Politiker von der unbedingten Richtigkeit ihrer vorgefaßten Theorien trägt auch die Erscheinung mit bei, daß die Verelendungstheorie und der materialistische Gedanke sich die deutsche Arbeiterschaft geradezu erobert haben. Es ist in gewissem Maße richtig, daß große Männer nicht ihre Zeit machen, und aus der *bedingten* — für einen Socialdemokraten unbedingten! — Richtigkeit dieses Satzes folgert die Socialdemokratie: Daß jene Theorien sich große Kreise erobern konnten, beweist, daß die Lehren von Marx nichts willkürlich Konstruiertes sind, sondern daß diese Ideen aus unserer Zeit herausgeboren wurden, daß sie — wenn auch nicht so klar wie bei Marx — in allen nicht durch systematische Bearbeitung verdunkelten Köpfen heimisch sind. So ist Marx ihnen wieder der große, vorausschauende Geist, ihm muß alles zur höheren Ehre dienen. — Schade nur, daß diese Erscheinung nicht in der oben angedeuteten, sondern in anderer Weise zu erklären ist!

Was der deutschen Arbeiterschaft in Fleisch und Blut überging, das sind nicht die ökonomischen und politischen Untersuchungen von Karl Marx — wie denn auch von tausend Arbeitern kaum einer Marx je gelesen hat — es sind vielmehr die lange vor Marx schon in den Köpfen spukenden *utopistischen Ideen* gewesen, welche die Arbeiterschaft gierig in sich aufgenommen hat, zukunftsgesellschaftliche Utopien und — Phrasen von 1789 und 1848. Sie waren nichts Neues, sie lagen überall in der Luft, und der einfache Arbeiter nahm sie um so gieriger auf, je öfter er hörte, daß vom gegenwärtigen Staate nichts zu erhoffen sei.

Geistig begabte Arbeiter haben sich dann in die Ideen von Charles Fourier, Thomas Morus u. A. hineingearbeitet — was Wunder, daß auch sie an die Ziele der Socialdemokratie zu glauben anfingen, die in nebelhaften

Digitized by Google

Utopismus sich verlieren! Ihre Agitation wirkte auf die Führer zurück, die in dem Auftreten dieser Arbeiter eine Bestätigung ihrer Theorien sahen, die der Führer wiederum auf die Arbeiter, und so bildete sich aus vorgefaßten Ideen eine Praxis heraus: Anstatt einer in der Gegenwart wurzelnden Evolutionspartei wurde die Socialdemokratie ein mit Freiheitsphrasen von 1848 operierendes, entwickelungsfeindliches Gebilde! Ihre begabtesten Führer verrannten sich in eine Pseudowissenschaft, welche sie gleichwohl als die einzig wahre hinstellen, und als echte Fanatiker hielten sie alle die für Schurken, welche ihnen entgegentraten. So verursachten sie selber die Verfolgungen, die über sie gekommen sind und nur dazu gedient haben, sie und die Masse weiter in ihrem Wahne zu bestärken. Fehler der Socialdemokratie, Fehler bei den Regierungen: Das Resultat ist der wütende Haß, mit dem sich die Lager gegenüberstehen. —

In breiterer Ausführung würde sich das folgende Bild ergeben:

Die ersten Anfänge der deutschen Arbeiterbewegung waren durchaus praktisch gerichtet; ich verweise nur auf die Bestrebungen von Schulze-Delitzsch, der vielfach zu Unrecht angefeindet worden ist, und den Anklang, den sie zuerst gefunden haben. Ein Fehler nur war es von diesem Manne, zu glauben, daß ohne die politische Bethätigung der Arbeiter die Entwickelung ihren Weg machen, daß sich im Rahmen der Fortschrittspartei Platz finden würde für alle berechtigten Bestrebungen. Man nahm damals noch die Politik im alten Sinne, in dem einer doppelten Ansicht über den Vollzug aller Menschheitsbewegungen, und man verkannte, daß es sich im Grunde doch um die Vertretung brutaler materieller Forderungen handelte.

Das wußte Lassalle, das predigte er. Und er warf sich mit rastlosem Eifer auf den Plan, eine große, zwischen Liberalismus und Konservativismus stehende Arbeiterpartei zu schaffen. Seine Bestrebungen entsprachen mehr der Wirklichkeit als die von Schulze-Delitzsch, sie waren aber auch himmelweit verschieden von denen, welchen jetzt die deutsche Arbeiterschaft unter Führung der Socialdemokratie nachgeht. Er wußte nichts und wollte nichts wissen von wirtschaftlichen Utopien, sein Vorschlag einer Produktivgenossenschaftsbildung unter Staatsbeihilfe war genau durchdacht, und wenn man an die Kartelle der heutigen Großindustrie denkt, muß man Lassalles Scharfblick nur bewundern. Dazu war er eher alles andere, nur kein Anhänger der Demokratie. Lassalle war eine durch und durch aristokratische Natur. Mir selber schrieb Herr Dr. Dammer, Mitglied des Centralkomites, welches Lassalle zu dem „Offenen Antwortschreiben" veranlaßte und nach Leipzig einlud, zugleich eines der bekanntesten Mitglieder des „Allgemeinen deutschen Arbeitervereins": „Auch zu Lassalle haben wir keine privaten Beziehungen gehabt; zwischen ihm und uns handelte es sich lediglich um die Arbeiterfrage. Für die Persönlichkeit des einzelnen Arbeiters hat er wohl niemals etwas übrig gehabt; seine Kreise waren nicht unsere Kreise." (Der Brief befindet sich jetzt im social-

Digitized by Google

demokratischen Archiv.) Und in Leipzig that Lassalle auch den bezeichnenden Ausspruch: Das konstitutionelle Wesen sei dem deutschen Volke etwas absolut Fremdes; mindestens aber sei es ihm noch keineswegs gewachsen. —

Es fehlte ihm die Zeit, die Arbeiter für seine Ideen zu erziehen. Sie hatten sich schon zum großen Teile — namentlich die im Denken Ungeübten — auf die verlockenden Utopien vom Zukunftsstaat geworfen, und als nun noch gar die Angriffe auf die berechtigten Bestrebungen der Arbeiter kamen, da mußte der Arbeiter Glaube an den Gegenwartsstaat bald erschüttert sein.

Lange genug haben indes die Kämpfe gedauert, ehe das Dogma des Marxismus über Lassalle den Sieg davontrug. Die Lassalleaner, bis zum Jahre 1875 heftige Gegner der Liebknecht'schen Richtung, waren entschieden die klaren und praktischen Denker, und daß sie unterlagen, ist lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß ihnen die geeigneten Führer fehlten, die einem Liebknecht mit Erfolg hätten entgegentreten können, und daß dann bald darauf das Socialistengesetz kam, das mit Gewalt die noch auseinanderstrebenden Teile zusammenschweißte. Das Socialistengesetz erst hat die socialdemokratische Partei zu einem einheitlichen Ganzen geschmiedet, und so sehr ich den toten Löwen von Friedrichsruh ehre und bewundere, so muß ich doch sagen, daß dieses Gesetz ein ungeheurer Fehler war. Die praktische Einsicht vieler Arbeiter war so groß, daß sie sich auch noch nach der Vereinigung mit den marxistischen Ideen nicht befreunden konnten, und noch jetzt giebt es Alte genug, die den Sieg des Marxismus als den Untergang der gesunden Arbeiterbewegung ansehen.

Man darf sich hier nicht durch die Erscheinung verwirren lassen, daß alle Lassalleaner, namentlich v. Schweitzer, ganz entschiedene Gegner der Gewerkschaftsbewegung und aller Streiks waren, der letzteren aus dem Grunde, weil sie noch an dem „ehernen ökonomischen Lohngesetz" festhielten und darum alle unter seiner Herrschaft unternommenen Streiks als völlig verfehlt ansahen. Aber sie waren vor allem Genossenschaftler; sie träumten auch nicht von einer den ganzen Erdball umfassenden Menschengemeinschaft, von der man sich keine Ahnung machen kann, und zu der auch nicht einmal die kleinste Brücke bis jetzt hinüberführt; sie waren durchaus national gesinnt, wurzelten ganz in ihrer Zeit und waren so entschieden praktisch gerichtet, daß sie den lebhaftesten Anteil an der Gesetzgebung der Gegenwart nehmen und durch Ausspielen der konservativen und liberalen Elemente gegeneinander etwas für die Arbeiter herausschlagen wollten. Sie begriffen als praktische Politiker, welcher Gegensatz zwischen der konservativen und liberalen Weltanschauung besteht. Erst die Eisenacher, die mit Liebknecht an der Spitze von der parlamentarischen Thätigkeit z. B. gar nichts wissen mochten und das Parlament nur als Stätte ansahen, von der aus man frei zum Lande sprechen durfte, konnten die jetzt gänzlich durchlöcherte Phrase von der „einen reaktionären Masse" aufbringen.

Eine Zeitlang waren die deutschen Marxisten noch marxistischer als Marx selber, und in dem Bestreben, die Richtung aller künftigen Entwickelung in

Digitized by Google

Programmsätzen niederzulegen, kam man zu jenen Resolutionen und ständig einander ablösenden „wissenschaftlichen" Begründungen, über deren massenhafte Fabrikation sich v. Vollmar auf dem Parteitage in Stuttgart also lustig machen konnte:

„Der alte Börne hat einmal gesagt, wenn der Deutsche einen Flecken im Rock hat, dann studiert er erst Chemie, bevor er ihn herausputzt. — Alles in der Welt muß in Deutschland im allgemeinen und in der Socialdemokratie im besonderen wissenschaftlich begründet, alles muß zur Weltanschauung werden. Da die Verhältnisse natürlich, Parteigenossen, uns nicht den Gefallen thun werden, allemal den von uns gegebenen Gesetzen zu folgen, so sind wir schließlich genötigt, hinterher bei einer anderen Gelegenheit eine andere wissenschaftliche Vertiefung zu machen."

An das Auftreten der v. Vollmar, Heine u. a. auf dem letzten socialdemokratischen Parteitage ist auch wieder die alte Hoffnung von einer „Spaltung" in der socialdemokratischen Partei geknüpft worden — wie mich bedünken will: sehr mit Unrecht. v. Vollmar und Heine sind sicher die Männer, welche vorurteilslos den Gang der Entwickelung verfolgen und ohne Voreingenommenheit ihre Schlüsse daraus ziehen mögen, aber noch ist kein Anzeichen dafür vorhanden, daß sie darum auf einem andern Boden als dem der Gesamtpartei stehen. Sie sind aber beide — und ebenso ist das ihre Anwesenheit in der Partei — ein Zeichen dafür, daß die Socialdemokratie zwar den guten Willen haben mag, die bestehenden Verhältnisse zum Besseren zu führen, leider aber auf völlig verkehrten Bahnen wandelt, so daß der wahre Volksfreund ihr nicht zu folgen vermag.

Vor allem auch nicht auf dem Wege zur Demokratie!

Ich will hier nicht auf das Beispiel der atheniſchen Republik hinweisen, das sich nicht anwenden läßt, auch nicht auf das Frankreichs, dieses Land, das in unsern Tagen so viele gründlich von der republikanischen Idee bekehrt hat; doch zeigt z. B. auch Amerika, daß wir mit der Republik nicht viel eingetauscht hätten.

Und in der socialdemokratischen Partei Deutschlands selber ist ja die Volksherrschaft eingeführt; wie steht's damit?

Ich möchte nicht unnötigerweise verletzen, aber ein Eingehen darauf erscheint mir doch geboten, um zu zeigen, was Schein ist und was Sein. Ich will mich indessen durchaus sachlich halten.

Etwas Aehnliches, wie seit langer Zeit der Verfasser dieses, mag auch v. Vollmar gedacht haben, als er in Stuttgart die Worte sprach: „Ich sage im Gegensatz zur Genossin Luxemburg: es könnte der deutschen Socialdemokratie gar nichts Unglückseligeres passieren, als daß wir jetzt genötigt wären, die politische Macht zu übernehmen. Wir wollen nicht durch künstliche Mittel von außen her diese Macht gewinnen, sondern durch die innere Notwendigkeit, der niemand widerstehen kann."

Digitized by Google

Ja, es wäre unglückselig nicht nur für die Socialdemokratie, sondern auch für die ganze Entwickelung, wenn das Volk jetzt zur Herrschaft käme. Nicht als ob ich fürchtete, daß es sengen und morden würde, nein, das haben wir von den socialdemokratischen Arbeitern nicht zu besorgen; aber es würde eine Vetternwirtschaft geben, wie sie toller gar nicht zu denken wäre und ein unausstehliches Jagen nach Aemtern und Stellen.

Schon heute ist es in der Socialdemokratie leider eine nicht seltene Erscheinung, daß die tüchtigsten und opfermutigsten Leute öffentlich angegriffen, heruntergerissen und nach allen Regeln der Kunst in den Versammlungen abgeschlachtet werden; weshalb? Lediglich deshalb, weil sie irgend einen Posten in der Partei bekleiden, und weil sehr viel andere da sind, die ihn glauben ebensogut oder noch besser ausfüllen zu können. Gewerbsmäßige Nörgler giebt es in jedem socialdemokratischen Verein und Vereinchen, und die jeweiligen Vereinsleiter wissen schon die Mittel, den Kläffer still zu machen: Wir wollen ihn zum zweiten stellvertretenden Revisor machen! heißt es. Seine Wahl wird dann wirklich durchgesetzt, und — der Kläffer ist still, er hat ja das ersehnte Amt.

Diese Aemterjäger sind die schrecklichsten Diskussionsredner. Mit breitem Behagen kauen sie nach, was die andern schon gesagt haben, oder sie machen Opposition; fast stets aber sprechen sie nicht der Sache wegen, zu der meist nichts mehr zu sagen ist, sondern nur, weil sie ihre Person bei den Parteigenossen wieder in empfehlende Erinnerung bringen wollen, damit sie bei einer Wahl nicht vergessen werden.

Diese Leute sind meistens auch diejenigen, welche sich starker Ausdrücke bedienen. Im Bestreben, die Gunst der Masse zu gewinnen und sich zu erhalten, muß jeder suchen, den Konkurrenten zu überbieten, und da Schlagwörter und aufgeschwollene Phrasen noch immer großen Eindruck beim socialdemokratischen Anhang hervorbringen, fallen von den Lippen solcher Personen die wütenden Anklagen gegen die Gesellschaft, deren sich die Begründer von Zwangsgesetzen bedienen, um vor der Socialdemokratie graulich zu machen. Du lieber Himmel, wenn man doch nur wüßte, wie es gemeint ist!

Uebrigens muß ich, um gerecht zu sein, auch zugestehen, daß nicht wenige von diesen Schreiern, wenn sie einen kleinen Ehrenposten erlangt haben, ihre Obliegenheiten auch mit großem Fleiß und vielem Eifer erfüllen, daß in ihrer maßlosen Kritik nur der Wunsch nach einer Bethätigung zum Ausdruck kam. Dann muß auch bemerkt werden, daß trotz allem die Masse der organisierten Arbeiter doch so gesund denkt, daß sie wirklich Unfähigen auf die Dauer keinen entscheidenden Einfluß auf ihre Angelegenheiten gestattet. Ich kann nur sagen, daß ich bei den organisierten Arbeitern, der Elite der Arbeiterschaft, viel gesundes Denken gefunden habe und den lebhaftesten Wunsch sowie das ernste Bestreben, einem jeden, auch dem Gegner, gerecht zu werden — nur muß man als völlig Gleicher unter die Masse gehen, ihr übergroßes Mißtrauen zu besiegen suchen. Dann kann man schließlich Verständnis finden.

Digitized by Google

Ja, das Mißtrauen ... es ist bei den organisierten Arbeitern ungeheuer groß. O, diese Heimlichthuerei in Dingen, wo nichts geheim zu halten ist, diese lächerlichen Mätzchen, diese Verdächtigungen all derer, die in solchen Sachen freier denken und aus ihrem Herzen keine Mördergrube machen! Aber zu erklären ist dieses Mißtrauen, es stammt noch aus der Zeit des Socialistengesetzes mit seinen Verfolgungen, mit seinen Listen und Schleichgängen, die alle schon mehr an einen Indianeraufstand und den kanadischen Urwald gemahnten, als an das Leben in einem geordneten Staatswesen. Diese Versammlungen im Walde zur Abend- und Nachtzeit mit den überall ausgestellten Posten; diese Hetzen über Aecker und Wiesen, wenn die Polizei hinter einem harmlosen Flugblattverteiler her war; diese ewigen Quälereien, Belästigungen und Haussuchungen —: wahrlich, diejenigen wären übel beraten, die uns wieder solche Zustände bescheren wollten!

Das Mißtrauen der Arbeiter gegen freier Denkende geht so weit, daß sie nun ihrerseits einen förmlichen Bewachungsdienst einrichten, daß sie Personen, von welchen sie meinen, sie seien nicht ganz sicher, aufs peinlichste beobachten lassen, und Vertrauensleute und Untervertrauensleute, deren es eine große Anzahl giebt, haben die Pflicht, das Treiben der ihnen unterstellten Genossen zu beobachten.

Leider ist das nicht der Weg, auf dem man zu einer freieren Auffassung der Verhältnisse erzieht, und zuletzt artet dieses Treiben in eine wahre Vereinsspielerei und Spitzelschnüffelei aus, die jedem Vernünftigen zuwider sein muß. So erstickt das allzustarke Betonen des Demokratischen jeden großen Zug in der Bewegung, und es wird jene Vereinsmeierei gezüchtet, die man beim Kleinbürgertum so blutig verspottet.

Dieses Mißtrauen der Arbeiter ist auch das Hauptmoment, das die Intelligenzen von der socialdemokratischen Bewegung zurückstößt, und es ist der Grundfehler *jeder* demokratischen Bewegung bis jetzt gewesen.

Der Intelligenz ist es nur in den seltensten Fällen eigen, sich mit ihren Ideen auf den Markt, vor die breite Masse zu begeben; es liegt fast immer etwas Scheues, Vornehmes in ihr. Den Pulsschlag einer neuen Zeit pflegt auch das Genie vorerst nur zu ahnen; es weiß, daß das richtig ist, was es fühlt, aber es fehlen die vulgären Gründe für seine Annahmen, nach denen der gröber gearbeitete Hause verlangt. Bei einer Herrschaft des Volkes wird also in der Gesetzgebung sehr wenig die Intelligenz zu Worte kommen; es wird die *Mittelmäßigkeit* sein, welche bestimmt. Ich komme nicht darüber hinaus, so sehr ich mich bemüht habe, zu einer andern Auffassung zu gelangen: Alles, was ich beobachtet habe, sagt mir, daß die Demokratie die *Herrschaft der Mittelmäßigkeit* ist und — in gewissem Maße (vielleicht irre ich hier!) die Herrschaft der *Streber* und *Schmeichler*. Lobhudler der Masse sind aber ebenso erbärmliche Gesellen wie Lobhudler der Monarchen.

Nein, die Socialdemokratie, wie sie sich heute uns darstellt, kann uns

Digitized by Google

nicht in ein besseres Zeitalter führen. Dazu ist Mitwirkung aller nötig. Der aufmerksame und offene Bernstein hat es eingesehen und sagt es rund heraus:

„Die Zuspitzung der gesellschaftlichen Verhältnisse hat sich nicht in der Weise vollzogen, wie sie das Manifest schildert. Es ist nicht nur nutzlos, es ist auch die größte Thorheit, sich dies zu verheimlichen. Die Zahl der Besitzenden ist nicht kleiner, sondern größer geworden, die enorme Vermehrung des gesellschaftlichen Reichtums wird nicht von einer zusammenschrumpfenden Zahl von Kapitalmagnaten, sondern von einer wachsenden Zahl von Kapitalisten aller Grade begleitet. Die Mittelschichten ändern ihren Charakter, aber sie verschwinden nicht aus der socialen Stufenleiter." Und Kautsky hatte sehr recht, als er sagte: „Wenn das wahr wäre, dann wäre der Zeitpunkt unseres Sieges nicht nur sehr weit hinausgeschoben, dann kämen wir überhaupt nicht ans Ziel."

Ebensowenig wie an „Umsturzgesetzen" und ähnlichen Versuchen, einen geschichtlichen Entwickelungsprozeß künstlich aufzuhalten, wird der Gesellschaftskörper an sog. „wissenschaftlichen" Doktrinen einer einseitigen Klassenbewegung genesen. Es muß der Mann kommen, der seine Zeit versteht, und — die Zeit, die ihn versteht. Wer sich aus dem Gewühl des Tages und all dem Zeitungswust zurückzuziehen weiß, der kann vielleicht schon heute das Wehen eines neuen Geistes verspüren.

Digitized by Google

Alpha und Omega.

Von

Robert J. Burdette.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von **St. Carlo**

Alpha.

Nacht.

Schweigen.

Ein Kampf ums Licht.

Und er wußte nicht, was Licht war. Ein Versuch zu schreien. Und er wußte nicht, daß er eine Stimme hatte.

Er öffnete die Augen, und „es ward Licht". Nie vorher hatte er seine Augen gebraucht, und doch konnte er sehen mit ihnen.

Er öffnete die Lippen und begrüßte diese Welt mit einem Hilferuf. Eine winzige Barke mit fremden Ufern in Sicht, wollte er die Länge und Breite wissen. Er konnte nicht sagen, von welchem Hafen er ausgelaufen; er wußte nicht, wo er war; er hatte keine Berechnung, keine Karte, keinen Lotsen.

Er kannte die Sprache der Einwohner jenes Planeten nicht, auf welchen die Vorsehung ihn geworfen. So begrüßte er sie in der einen universellen Sprache der Geschöpfe Gottes — dem Weinen. Jedermann — jedes einzelne der Gotteskinder versteht dies.

Niemand wußte, woher er kam. Einer sagte: „Er kommt vom Himmel." Sie kannten nicht einmal den Namen des kleinen Lebens, das da von der Finsternis ins Licht herüberpochte. Sie hatten nur gesagt: „Wenn es ein Knabe ist" und „Wenn es ein Mädchen ist". Sie wußten es nicht.

Und Baby selbst wußte ebensowenig darüber wie all die gelehrten Leute, die sich zu seinem Willkommen versammelt hatten. Er hörte sie sprechen. Er hatte bis jetzt seine Ohren noch nie gebraucht und konnte sie doch hören. „Ein kräftiges Organ," sagte jemand. Er verstand die Worte nicht, doch er weinte weiter. — — —

Digitized by Google

Möglicherweise hatte er sich nie eine Vorstellung gemacht von der Welt, in deren Bürgerschaft er jetzt aufgenommen, aber augenscheinlich war es, daß sie ihm nicht gefiel. Ihr Lärm klang rauh für seine erregbaren Nerven. Jetzt — eine Männerstimme, stark und überzeugend, die des Arztes, nun — eine Frauenstimme, beruhigend und tröstend, die der Wärterin. Und eine war die Stimme einer Mutter. Es giebt keine andere gleich ihr. Die erste Musik, die er in dieser Welt vernahm. Und die süßeste.

Bald lächelte jemand sanft und sagte in einschmeichelndem Ton:

„Da — da — gieb ihm sein Mittagmahl!"

Sein Gesicht wurde enge an die Quelle des Lebens gelegt, warm, weiß und zart. Niemand sagte ihm, was er thun solle; niemand lehrte es ihn. Er wußte es. Plötzlich in die Fremdenliste dieser wechselvollen alten Karawanserei versetzt, kannte er sogleich den Weg zu zwei Orten — seinem Schlafzimmer und seinem Speisezimmer. Woher er auch kam, er mußte eine lange Reise gemacht haben, denn er war müde und hungrig, als er hier anlangte. Wünschte sofort etwas zu essen. Schlief ein, als er es erhalten. Schlief sehr viel. Beim Erwachen verlangte er wieder im universellen Volapük nach Erfrischung. Bekam sie und schlief wieder.

Als er älter wurde, sagten ihm die weisen Männer, daß von all den vielen guten und bösen Dingen, die er in dieser Welt thun könnte, das ärgste wäre, gerade vor dem Schlafen zu essen. Aber Baby, noch unerfahren in der Sprache der weisen Männer, that dies allerärgste aller bösen Dinge und gedieh, trotzend jeder Furcht vor den weisen Männern. — — —

Er sah unerfahren aus, doch machte er sich's gemütlich mit der legeren Sicherheit eines alten Reisenden. Kannte den besten Platz im Hause, verlangte und erhielt ihn. Eingenistet in seiner Mutter Arme, als ob er ihnen angemessen worden wäre.

Fand jene „liebliche Wölbung von Gott gemacht" in seiner Mutter Schulter, die sich seinem Köpfchen anpaßte, wie es Daunenpolster nie vermocht hätten. Weinte, wenn sie ihn von ihr nahmen, als winziges Baby, keiner andern Sprache mächtig als des Weinens. Weinte wieder, fünfundzwanzig oder dreißig Jahre später, als Gott sie von ihm nahm. All die Sprachen, die er erlernt hatte, und all die beredtsamen Phrasen, durch die Studien gelehrt, konnten seinem Herzenskummer nicht so viel Ausdruck geben wie die Thränen, die er zu ersticken suchte.

Armes kleines Baby! Mußte gleich den ersten Tag, als er ankam, in die Schule gehen. Mußte seine Lektionen sofort beginnen. Wurde belobt, wenn er sie erlernte. Wurde bestraft, wenn er sie verfehlte.

Biß sich in die eigenen Zehen und weinte, als er sah, daß es Schmerzen gäbe in dieser Welt. Durchforschte diese Sache vierzig Jahre lang, bevor er wußte, auf wie mannigfaltige Weise man sein Leid selber verschulden kann.

Griff nach dem Mond und schrie, weil er ihn nicht erreichen konnte.

Digitized by Google

Griff nach der Kerze und schrie, weil er es konnte. Erste Lektion der Berechnung. Brauchte fünfzig oder sechzig Jahre harter Arbeit, bis er lernte, warum Gott so viele schöne Dinge außerhalb unseres sehnsuchtsvollen Verlangens gestellt.

Machte jedermann lachen, lange bevor er selbst lachen konnte, wenn er in Wut geriet, weil seine Kleidung ihm nicht paßte oder sein Mittagmahl ihm nicht prompt serviert wurde. „Ein rechter Mann", sagte die Pflegerin. Keiner der Familie konnte sagen, woher ihm sein Temperament geworden. Entweder hatte er es mitgebracht oder fand er es verpackt und an sein Zimmer adressiert, als er hier ankam. Jedenfalls begann er es sehr kurz nach seiner Ankunft zu gebrauchen.

Sagte immer, er sei außer Laune, wenn er am festesten drin war und ihr freien Lauf ließ. Spielte manchmal so lange, bis er zu weinen anfing. Brauchte viele Jahre, bis er wußte, daß zu viel Spiel jeden zum Weinen bringt. — — —

Nach und nach lernte er das Lachen. Das kam später als viele andere Dinge — viel später als das Weinen. Es ist eine höhere Fertigkeit. Viel schwerer zu lernen und viel schwerer zu thun. Er weinte nie, wenn ihn nicht darnach verlangte und ihm so zu Mute war. Aber er lernte es, oft und oft zu lachen, wenn er lieber geweint hätte.

Kam so weit, daß er lachen konnte mit dem Herzen voll von Thränen, die in seinen Augen glänzten. Dann lobten die Menschen sein Lachen am meisten — „sogar seine Augen lachen", sagten sie.

Lachte zur Babyzeit beim Tanz der Sonnenstäubchen. Lachte wieder einmal darüber, wenn auch nicht ganz so vergnügt, viele Jahre später, als er entdeckte, daß es nur Stäubchen waren.

Weinte zur Babyzeit, wenn er, des Spielens müde, in seiner Mutter Arm gelegt und in Schlaf gesungen werden wollte. Weinte wieder eines Tages, als sein Haar weiß war, weil er, der Arbeit müde, in Gottes Arm gelegt und zur Ruhe gebracht werden wollte.

Sehnte sich sein halbes Leben darnach, ein Mann zu sein. Hielt dann Umkehr und wünschte den ganzen Rest seines Lebens, wieder Knabe zu sein.

Durch Sehen, Hören, Spielen, Arbeiten, Rasten, Glauben, Leiden und Lieben lernte er sein ganzes Leben lang dieselben Dinge fort, die er als Baby zu erforschen begonnen.

Omega.

Bis ihn endlich, als er alle seine Lektionen erlernt hatte und die Schule aus war, jemand auf den Arm nahm, gerade, wie sie es zuerst gethan hatten. Verfinstert war das Zimmer und ruhig — jetzt, sowie es damals gewesen.

Digitized by Google

Andere Leute standen um ihn herum, sehr ähnlich denen, die dazumal dagestanden waren.

Ein Doktor war da, jetzt wie damals: nur machte dieser Doktor ein ernsteres Gesicht und hielt ein Buch in der Hand. Jetzt — eine Männerstimme, stark und überzeugend, die des Arztes, nun — eine Frauenstimme, leise und beruhigend.

Der Mutter Stimme war erloschen. Und doch war sie diejenige, die er am deutlichsten vernahm. Die andern hörte er, so wie er die ähnlichen Stimmen vor Jahren gehört hatte. Er konnte damals nicht verstehen, was sie sagten; und er verstand sie jetzt nicht.

Wieder öffnete er die Lippen, doch seine ganze im Studium erworbene vielsilbige Beredtsamkeit, all seine klaren, deutlichen Worte waren in den alten unartikulierten Schrei zurückgekehrt.

Jemand weinte an seinem Bett, — Thränen jetzt wie damals. Doch jetzt kamen die Thränen nicht aus seinen Augen.

Damals hatte sich jemand über ihn gebeugt und gesagt: „Er kommt vom Himmel". Jetzt neigte sich jemand zu ihm und sagte: „Er geht in den Himmel". Der segensvolle, unwandelbare Glaube, der ihn empfangen, bot ihm nun Lebewohl, liebend und vertrauend wie immer, ein bleibend Ding in dieser Welt des Wechsels.

So hatte nun Baby einen kleinen Kreis beschrieben. Man behauptet, daß jeder, der sich in einer großen Wildnis verirrt, dies thut.

So wie es vor Tausenden von Jahren geschrieben war: „Die Taube fand keine Ruhe für die Sohle ihres Fußes und sie kehrte zurück zu ihm in die Arche."

Er fühlte sich ermattet, so wie er damals müde gewesen. Wie er damals die Augen nach und nach zum erstenmale geöffnet hatte, so schloß er sie jetzt zum letztenmal. Und, wie jemand, der in der zunehmenden Finsternis auf halb erinnerlichem Pfad zurückschreitet, sehr ähnlich der Art, auf die er in diese Welt gekommen, schied er aus ihr.

Schweigen.

Licht.

Digitized by Google

Zwei Bücher über Frankreichs Gegenwart und Zukunft.

Es ist ganz klar, daß Frankreich eine schwere sittliche Krisis durchmacht, sehr unklar dagegen, wohin sie führen wird, wie weit die Kräfte des Volkes zu ihrer Ueberwindung ausreichen werden. Zwei kürzlich erschienene Bücher sind vielleicht geeignet, Licht in diese Frage zu bringen. Sehr verschieden und von ganz entgegengesetzten Grundlagen ausgehend, bilden sie für einander eine glückliche Ergänzung. Das eine stammt aus der Feder des Philosophen Alfred Fouillée und nennt sich „Psychologie du peuple français". Fouillée verfährt wie ein besonnener Arzt. Um angeben zu können, ob ein Organismus erkrankt ist, muß man eine klare Vorstellung von seinem Wesen und seinen Eigenschaften haben. So geht er denn mit feinsinnigem Geschick an eine Schilderung des spezifisch französischen Volkscharakters. „Wir sind im allgemeinen immer noch weniger einer starken Leidenschaft als des Enthusiasmus fähig . . . Denkt man sich nun eine Masse solcher Menschen von lebendiger und überquellender Erregbarkeit zusammen, so wird daraus naturgemäß eine heftige und starke gegenseitige Beeinflussung entspringen, d. h. es wird rasch Sympathie Platz greifen, die alle diese Menschen übereins empfinden läßt." Fügen wir ein: im Recht wie im Unrecht, im Guten wie im Schlechten. „Der Wille des französischen Volkes hat sein stürmisches, nach außen und gradaus strebendes Wesen bewahrt." Er ist spontan und überspringt alle Hemmungen. „Daher der so oft getadelte Leichtsinn und die Unbesonnenheit. Daher ist aber auch der Franzose, dem traditionellen Typus getreu, aufrichtig und offen. Allein seine lebhafte Einbildungskraft oder der Wunsch, vor ‚der Galerie' zu glänzen, lassen ihn mehr oder weniger bewußt die Wahrheit beugen: er ändert und schmückt aus um des Eindrucks willen." — „Die leichte Auffassung ist unsere erste Gabe. Sie hat ihre Vorzüge und ihre Gefahren. Sie bedingt eine schnelle aber mitunter wenig dauerhafte Anpassung. Sie bringt eine Art von Geschmeidigkeit mit sich, die inmitten wechselnder Umstände zur Unbeständigkeit führt. Sie hindert auch manchmal daran, die Einzelheiten vertieft aufzufassen, indem sie die Auffassung eines Gesamteindruckes mit zu großer Schnelligkeit ermöglicht." Große Freude

Digitized by Google

macht dem Franzosen das Spiel mit abstrakt logischen Begriffen. Fouillée wendet auf das ganze Volk an, was Mill von Auguste Comte sagte: „Er verknüpft seine Argumente so trefflich, daß man die vollkommene Lückenlosigkeit und logische Festigkeit seines Systems für erwiesene Wahrheit nimmt.“ Ein System, eine Theorie wird luftig und leicht aufgebaut und die widerspenstige Wirklichkeit, koste es was es wolle, danach gemodelt: man denke nur an die Revolution.

Nun aber die Hauptfrage: Hat sich der Charakter des französischen Volkes in irgend einem wesentlichen Zuge so bedenklich geändert, daß man für seine Existenz fürchten, von einem Verfall reden müßte? Antwort: Nein; Frankreichs Bevölkerung hat noch alle die Eigenschaften, die sie einst groß gemacht haben, sie folglich auch wieder groß machen können, wenn die augenblickliche Krisis überwunden ist. Woher dann aber diese? Sie entspringt aus Verhältnissen, die als eine natürliche Folge des modernen Lebens angeschaut werden müssen, sich heutzutage bei allen Kulturvölkern bemerkbar machen und bei den Franzosen nur dank ihrer starken Erregbarkeit mehr hervortreten. Das, muß man nun aber bemerken, ist Ansichtssache. Dies Urteil beruht auf einem allgemeinen Eindruck von einem Mehr oder Weniger, nicht auf einer Statistik. Aber darin hat Fouillée unbedingt recht, daß er im folgenden gegen alle die zu Felde zieht, die mit dem thörichten Gefasel von fin de siècle, décadence und ähnlichen Schlagworten dem französischen Volke den Glauben an seine eigene Zukunft zu nehmen suchen. Ein Volk braucht, wenn es vorwärts schreiten will, jene nachwandlerische Sicherheit, jenes blinde Vertrauen in seinen guten Stern, ohne die Sturz und Verderben unausbleiblich sind. Dennoch muß man hinzufügen: diese Sicherheit läßt sich weder künstlich schaffen, noch böswillig stören, sie tritt als notwendige Folge innerer Gesundheit ein. Ist diese vorhanden, dann verhallen alle Unkenrufe ungehört. Lassen sich die aber nicht zum Schweigen bringen, dann ist sicher irgendwo ein Sumpf vorhanden. Gut, sagt Fouillée, so muß man eben diesen Sumpf zuschütten, und noch ist es Zeit dazu. Er giebt mannigfache Ratschläge, ist sich aber wohl bewußt, daß sie nicht den Kern der Sache treffen. Er mahnt an Kant, er hätte noch besser auf Fichtes „Reden an die deutsche Nation“ verweisen können, in denen noch deutlicher ausgesprochen steht, was Fouillées Meinung ist: In der inneren Anschauung des Volkes müsse eine Wandlung vor sich gehen. Das egoistische Prinzip müsse abgethan werden, an seine Stelle eine reine Vaterlandsliebe treten. Dann, so meint Fichte, trete der Glaube an die Fortdauer der eigenen Nation von selber ins Leben, und er sei die Grundbedingung für fruchtbares Schaffen des Einzelnen. —

Ein ganz anderes Buch bietet Gaston Routier unter dem Titel: „Grandeur et Décadence des Français“, wie auch seine Persönlichkeit sehr verschieden von dem betagteren und stillen Philosophen Fouillée ist. Routier gehört der Presse an, er ist Publizist, begabt mit der ganzen Lebendigkeit und dem Feuer des Volksredners. Frankreich hat er durchwandert, um in öffentlichen Vorträgen für seine Ideen Propaganda zu machen, Europa, um durch Vergleich der verschiedenen Länder das seine besser beurteilen zu lernen. Der Ton seines Buches hat etwas von dem eines Bußpredigers. „Man schuldet dem Volk die Wahrheit“, setzt er auf sein Titelblatt, und er löst diese Schuld redlich ein und hält seinen Volksgenossen einen unbarmherzigen Spiegel vor. Fouillée wird vielleicht sagen: auch einer, der die verhängnisvolle Suggestion des Verfalles steigert. Routier aber

Digitized by Google

antwortet: wir dürfen nicht blind sein. Er ist auch nicht etwa nur negativ, er weist auch auf die Punkte hin, wo die Besserung einsetzen kann, und findet sich hier in voller Uebereinstimmung mit Fouillée. Denn von beiden kann man sagen, was die französische Censur 1807 von Fichte berichtete: sie sprechen über ein neues Erziehungssystem.

Die ganze Anlage des Buches macht es unmöglich, seinen Gedankengang in so knappen Sätzen anzugeben, wie das bei Fouillée leicht ist. Ich möchte statt dessen ein einzelnes Kapitel herausgreifen, an dem sich für den fundamentalen Unterschied der beiden Verfasser viel Lehrreiches aufzeigen läßt. Bekanntermaßen wächst die Bevölkerung Frankreichs in kaum nennenswertem Verhältnis, der Kinderreichtum der Familien ist geringer als in anderen Staaten. Und wenn man diesen Umstand überhaupt schon als ein ungünstiges Zeichen ansieht, so erscheint er um so bedenklicher, wenn man erfährt, daß ein außerordentlich starker Fremdenzuzug stattfindet. Ein Zehntel des gesamten nutzbaren Landes ist in den Händen von Nichtfranzosen. Die Mittel, die immer wieder vorgeschlagen werden, um diese Entvölkerung aufzuhalten, wie Junggesellensteuer, Prämiierung in irgend einer Form des Kinderreichtums, sind wegen ihrer ganz zweifelhaften Wirksamkeit weniger interessant, als die Gründe dieser beunruhigenden Erscheinung. Fouillée steht nicht an, dem Einfluß der Geistlichkeit einen nicht unbedeutenden Anteil daran zuzuschreiben. Durch Cölibat und Unduldsamkeit habe der Katholizismus eine sehr gefährliche Zuchtwahl ausgeübt, indem er gerade die besonders stark ideal beanlagten Individuen dazu trieb, auf die Ehe zu verzichten, und nicht minder diejenigen des Landes verwies, die zu charakterfest waren, um ihre innere Ueberzeugung zu opfern. Darin hat er unzweifelhaft recht: Die Ausweisungen der Protestanten bedeuten ja einen doppelten Verlust, da andere Länder, besonders Deutschland, um dieselbe Zahl tüchtiger Individuen zunehmen. Fouillée geht aber so weit, den Katholizismus anzuklagen, daß er eine lässigere Sittlichkeit durch Beichte und Absolution, wie er sie handhabe, fördere! Routier ist gleichfalls der Meinung, die auch entschieden zutrifft, daß die geringe Zahl an Geburten nicht etwa in einer körperlichen Entartung, sondern allein in einer Erschlaffung der Sittlichkeit zu suchen sei. Er aber ist gerade der Ansicht, daß eine Abirrung von der echten und wahren katholischen Religion diese Erschlaffung herbeigeführt habe und eine Rettung nur in der Rückkehr zur Kirchlichkeit liege. Aus diesem Beispiel erkennt man, wie schwer es ist, solche Bewegungen, die ein ganzes Volk ergriffen haben, richtig zu beurteilen, wie die subjektive Auffassung hier den gewichtigsten Ausschlag giebt und nach Lage der Dinge auch geben muß. Der Wert der beiden Bücher beruht aber darin, daß sie alle in Betracht kommenden Punkte berühren, beleuchten und zum Nachdenken darüber anregen. Nur an einem gehen sie beide mehr oder weniger scheu vorüber, und gerade von ihm aus ist vielleicht eine Lösung der Krisis zu erwarten. Zwar schildert Fouillée trefflich die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Provinzen, zwar läßt Routier in einzelnen Sätzen oder bescheidenen Anmerkungen den Provinzen die Gerechtigkeit widerfahren, daß er sie zu der sittenlosen Hauptstadt in Gegensatz stellt. Keiner von beiden aber giebt zu, daß augenblicklich gerade auf den idealen Gebieten ein mächtiger Kampf zwischen den Provinzen und der Hauptstadt entbrannt ist, die allzulange ein unnatürliches und unheilvolles Regiment ausgeübt hat. Es ist im Türmer bereits auf diesen

Digitized by Google

sich immer mehr verschärfenden Gegensatz hingewiesen worden. Er verlangt die ganze Aufmerksamkeit desjenigen, der Frankreichs Zukunft vorauszusehen wünscht. In der Litteratur macht er sich sehr bemerkbar. Einen derer, die eifrig für die Provinz eingetreten sind, Maurice Barrès, nennt Routier auch unter seinen Freunden und Bundesgenossen, ohne sich aber für dessen Hoffnungen auszusprechen. Je mehr aber Paris kosmopolitisch oder, wie man drüben sagt, amerikanisiert wird, je mehr es nur noch Interesse für Skandalgeschichten aller Art, nicht aber für das wahre Wohl des Landes zeigt, um so größeren Raum werden die Kräfte, die aus der Tiefe der Provinzialbevölkerung emporsteigen, einnehmen, und sie sind vielleicht berufen, die Wiedergeburt Frankreichs herbeizuführen, nach der alle Patrioten, mögen sie nun mehr auf Fouillées oder Routiers Seite stehen, sehnsuchtsvoll ausschauen. **Erich Meyer.**

Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt.

Herausgegeben von **Elly Saul** und **Hildegard Obrist-Jenicke.**

(Mit 5 Bildnissen. Kl. 8°. VIII, 253 S. Schön geb. 3 Mk. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)

Die deutsche Frauenbewegung befindet sich im Gegensatz zu ihren gereifteren und zielbewußteren Schwestern in England und Amerika noch im Zustand des Tastens. Im einzelnen ist viel Begabung, viel Wissen, viel Thätigkeitsdrang vorhanden. Aber das Ganze imponiert noch nicht. Die deutsche Frauenbewegung ist noch keine Macht, so sehr ich es ihr wünschen möchte. Das hat sich eben bei den Reichstagswahlen erst wieder gezeigt. Wohl erschien ein Frauenaufruf dazu. Wohl hatten verschiedene Führerinnen die Absicht, den Einfluß der Frauen zu Gunsten der ihren Forderungen geneigten Kandidaten in die Wagschale zu werfen. Aber was ist daraus geworden? Die ganze Sache ist im Sande verlaufen. Während der ganzen Wahlbewegung hat man nicht einmal von einem energischen Eintreten der Frauenorganisationen für bestimmte Kandidaten gehört. Wie anders wirkt das Eingreifen der Frauen in England auf die Entscheidung des Wahlkampfes ein! Freilich will ich die Hindernisse nicht vergessen, die das Vereinsrecht der meisten Bundesstaaten einer politischen Bethätigung der Frauen entgegenstellt. Aber die Socialdemokratie versteht es doch ganz gut, diese Hindernisse zu umgehen!

Dieselben Uebelstände, die der deutschen Frauenbewegung überhaupt noch anhaften, finde ich auch in dem ersten Jahrbuch vertreten, das diese Bewegung zu Tage gefördert hat. An sich gewiß ein überaus dankenswertes, zukunftsreiches Unternehmen, so die Hauptvertreterinnen der deutschen Frauenbewegung Revue passieren zu lassen, indem man jede möglichst ihr Specialfach behandeln läßt. Aber die Ausführung bedarf doch sehr der Kritik. Freilich sollte man ein Erstlingsunternehmen am Ende nicht so streng beurteilen. Aber je höher man die Bewegung an sich achtet, um so mehr hat man die Pflicht einer strengen Liebe.

Digitized by Google

Besonders störend finde ich das übergroße Vielerlei in dem Buch. „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen", dachten die Herausgeberinnen wahrscheinlich. Und so stellten sie ein Programm auf, fast so reichhaltig wie das des 96er Berliner Frauenkongresses. Aber es ging ihnen genau wie den Veranstalterinnen des Kongresses: wenn auf 250 Seiten 30 Beiträge geboten werden, kann ebensowenig dauernd Wertvolles geleistet werden, wie man in einer Woche 130 Vorträge zu je einer Viertelstunde halten läßt. Die Sache bekommt leicht einen Stich ins Dilettantenhafte. Je schwerer die Frauenbewegung gerade mit dem Vorwurf vieler Männer zu kämpfen hat, daß die Frauen die Kelche der Wissenschaft nicht zu leeren, sondern höchstens daran zu nippen verständen, um so sorgfältiger sollte sie sich hüten, auch nur den Schein der Berechtigung eines solchen Vorwurfs bestehen zu lassen. Mag auch das Jahrbuch sich in erster Linie an die weite, vorläufig noch uninteressierte Frauenwelt wenden. Es müßte auch so sein, daß es die Sonde einer sehr kritischen Männerwelt verträge. Und zu dem Zweck wäre es besser gewesen, wenn man einige Meisterschaft in der Beschränkung bewiesen und statt der 30 Beiträge höchstens 15, darunter aber einige gründlichere, gebracht hätte.

Trotz seiner scheinbaren Vielseitigkeit ist das Jahrbuch aber auch viel zu einseitig. Die socialdemokratischen, national-socialen und evangelisch-socialen Frauen sind nicht oder kaum vertreten. Es handelt sich im wesentlichen um eine Heerschau der um Frau Cauer gruppierten Damen. Damit hängt dann wieder zusammen, daß das Ganze ein Damen- und kein Frauenjahrbuch geworden ist. Die Arbeiterinnenfrage wird grundsätzlich überhaupt nicht behandelt. Und doch übertrifft sie an Wichtigkeit alles, was man sonst unter dem Namen „Frauenfrage" zusammenfassen kann. Es geht auch nicht, daß man, wie Helene Lange es thut, die Arbeiterinnenfrage einfach beiseite schiebt, weil sie „nicht ein Stück Frauenbewegung, sondern ein Teil einer Klassenbewegung sei". Gewiß, so fassen's nicht nur die meisten „bürgerlichen" Frauen, sondern auch die socialdemokratischen Arbeiterinnen auf. Aber mir scheint es geradezu ein Unglück für die Frauenbewegung in ihrer Gesamtheit, wenn man von beiden Seiten sich in den Gedanken festrennt, daß die deutschen Frauen in zwei getrennte Heerlager zu sammeln seien: Hie Bürgerliche! Hie Arbeiterinnen! Leider ist man auf dem besten Wege dazu. Und das „Jahrbuch für die deutsche Frauenwelt" leistet dem geradezu Vorschub. Denn wenn eine deutsche Arbeiterin, die doch auch eine „Frau" ist, durch seinen Titel bewogen, es sich anschaffen wollte, so würde sie es stark enttäuscht beiseite legen und sich sagen: „Ja, das ist wirklich die Bewegung der Unbeschäftigten, Unausgefüllten, Ungenutzten, wie es auf Seite 1 gleich heißt; die geht mich nichts an, denn ich bin wahrhaftig beschäftigt, ausgefüllt, genutzt genug."

Unter den einzelnen Beiträgen ist vieles recht Lesenswerte. Eine Musterleistung bietet Jeannette Schwerin mit ihrer knappen und doch erschöpfenden Studie über die weiblichen Fabrikinspektoren dar. Die Aufsätze von Dr. Käthe Windscheid über Mädchengymnasien und von Dr. Agnes Hacker über das medizinische Studium der Frauen sind ganz dazu angethan, alle Vorurteile überzeugend zu widerlegen. Sehr anschaulich und anziehend beschreibt Dr. Käthe Schirmacher das Frauenblatt „Fronde" in Paris. Gabriele Reuter, die berühmte Verfasserin des Buches „Aus guter Familie", ist mit einem netten, wenn

Digitized by Google

auch nicht erstklassigen Beitrag vertreten. Leider hat man auch E. Bely herangezogen. Ihre Skizze „Die Lüderitzen" ist, wenn möglich, innerlich noch unwahrer als das, was sie gewöhnlich zu schreiben pflegt. Man denke: eine großstädtische Arbeiterin, die mit ihrer Tochter ins Wasser geht, weil die Tochter eine Wurst gestohlen hat und beide fürchten, deshalb „geköppt" zu werden. Vor allem aber möge das Jahrbuch sich eine andere Rezensentin für die Frauenlitteratur anschaffen als Johanna Schwarz-Mamroth. Daß diese Dame es fertig bringt, eine so bedeutende Schriftstellerin und Kennerin der socialen Stimmungen unserer Zeit, wie es Hans von Kahlenberg ist, einfach als eine „blutlose und geschwätzige Nachbeterin moderner Ideen" abzuthun, ist — bedauerlich für das ganze Buch und seine Herausgeberinnen. **H. v. Gerlach.**

Nachschrift des Herausg. Darf ich mir nun auch ein Wort dazu erlauben? Ich kann mich mit dem Standpunkte v. Gerlachs in der „Frauenfrage" im allgemeinen nicht befreunden. Weder halte ich es für ein Unglück, daß die deutschen Frauen die Politik nicht als ihren Wirkungskreis betrachten, — im Gegenteil! — noch glaube ich, daß die Aufgabe eines „Frauenjahrbuchs" notwendig darin gipfeln muß, allen irgendwo vertretenen radikalen und radikalsten Bestrebungen „gerecht" zu werden. Eine solche „Objektivität" verdiente diese Bezeichnung nur in einer wissenschaftlichen Materialiensammlung zu rein informatorischen Zwecken, nicht aber in einem Werke, das der Anregung und leichteren Belehrung, zum Teil auch durch belletristische Beiträge u. dergl., gewidmet ist. Bei einem solchen Buche kommt es doch darauf an, welchen Standpunkt der Herausgeber einnimmt. Man kann diesen Standpunkt je nachdem teilen oder nicht, man muß ihn aber im Auge behalten, will man beurteilen, inwieweit dem Herausgeber die Durchführung seiner Absichten gelungen ist.

Buddha, Mohammed, Christus. Von Robert Falke. [Ein Vergleich der drei Persönlichkeiten und ihrer Religionen. Erster, darstellender Teil: Vergleich der drei Persönlichkeiten. Zweite Auflage. Gütersloh, 1898.

Im Laufe von 2 Jahren ist bereits eine zweite Auflage des Robert Falkeschen Buches über Buddha, Mohammed und Christus nötig geworden, — ein Beweis jedenfalls, daß es einem Bedürfnis entgegenkommt. Und man darf das Buch auch als ein gutes und löbliches bezeichnen, dem wachsende Verbreitung zu wünschen ist. Der Verfasser, Divisionspfarrer in Erfurt, hat sein Bild Buddhas und Mohammeds aus Sekundärquellen schöpfen müssen, es ist ihm aber in der Hauptsache sehr wohl gelungen, wenn ich auch hie und da die Schatten an dem Bilde Buddhas etwas zu dunkel finde. Daß überall schließlich Christus die Palme zuerkannt wird, ist wohl begründet. Nicht zu billigen ist dagegen, daß der Verfasser den „Buddhistischen Katechismus" von Subhadra Bhikschu als Quelle für die Kenntnis des Buddhismus benutzt hat. In der ersten Auflage erschien derselbe als solche ohne weitere Bemerkung. In der zweiten ist allerdings auf S. 5 in der Anmerkung mitgeteilt, daß jener Katechis-

Digitized by Google

mus von einem Deutschen Namens Friedrich Zimmermann verfaßt sei; indessen hätte eben darum dieses apokryphe Werk, das thatsächlich kein buddhistischer Katechismus ist, sondern sich nur als solchen ausgiebt und die Leser durch den indischen Verfassernamen täuschen will, überhaupt in keinem Punkte der Darstellung zu Grunde gelegt werden dürfen. Gute und treue Sekundärquellen zur Kenntnis des Buddhismus, wissenschaftliche Werke wie Uebersetzungen, stehen ja jetzt in ausreichendem Maße jedermann zu Gebote. L. F.

Indische Reisebriefe. Von Hermann Dalton. Gütersloh 1899.

Der bekannte ehemalige St. Petersburger Prediger Dalton studiert bei seinem Aufenthalt in Indien naturgemäß mit Vorliebe die Thätigkeit der Missionare und das Wachstum des Christentums im indischen Lande. Diese Reisebriefe werden daher wohl in erster Linie bei Missionsfreunden Interesse erwecken. Doch finden sich auch sonst manche lebendige und hübsche Schilderungen in dem Buche. Der Stil weist an mehreren Punkten arge Flüchtigkeiten auf. Nicht zu billigen ist es, wenn der Verfasser den Namen des bekannten großen Gottes immer „Seiwa" statt Siwa, Çiva, Schiwa schreibt. L. F.

Schopenhauers Ethik im Verhältnis zu seiner Erkenntnislehre und Metaphysik. Eine Monographie von Oskar Damm. Annaberg, Grasersche Buchhandlung (Richard Liesche) Verlag. 1898. 101 S. Mk. 1.50. —

Der Verfasser der verdienstvollen Schrift unternimmt es zu zeigen, auf welchem Wege Schopenhauer zum Aufbau seiner Ethik gekommen ist, und zu untersuchen, ob die Grundlagen dieses Gebäudes wirklich gesichert sind. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, daß Schopenhauers Erkenntnistheorie und Metaphysik Unklarheiten und Widersprüche enthalten, und daß von ihnen kein Weg zu seiner Ethik führt. Es wird betont, daß Schopenhauer eine Menge Behauptungen aufgestellt, die er nicht bewiesen hat; nur die starke Persönlichkeit des Philosophen hält das Widersprechende zusammen. Das Schwergewicht seines Systems liegt weniger im Aesthetischen, als gerade in der Ethik; der Endzweck des Schopenhauerschen Philosophierens ist die Begründung der Moral. Der Pessimismus ist bei Schopenhauer nicht Beiwerk, sondern entspringt teils aus der individuellen Natur des Philosophen, teils aus seinen metaphysischen Voraussetzungen. Ist auch allen Verdächtigungen gegenüber zuzugeben, daß es Schopenhauer mit seinem Pessimismus Ernst war, so kann doch nicht gesagt werden, er habe die Lösung des Problems von der Bedeutung des menschlichen Handelns gegeben. — R. E.

Loki. Roman eines Gottes. Von Ludwig Jacobowski. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. W. 4 Mk. Bilderschmuck von Hermann Hendrich.

Bleiches Entsetzen herrscht unter den Asen Walhalls: unter grausigen Zeichen wird Loki geboren. Niemand, nicht einmal Urd, weiß etwas von Stamm und Art und Herkunft des rätselhaft Gebornen: nur daß er aus Asengeblüt, wird den Asgardbewohnern kund. Alle Asinnen, so will es Urd, sollen den Verhaßten abwechselnd nähren und pflegen. In einer elenden Hütte hoch im Norden obliegen sie widerwillig dem aufgedrungenen Geschäft; sie martern den jungen Gott und nähren ihn mit ekler Speise. So verlernt er das Lachen. Und als die hochmütigen Asinnen ihn verlassen, zieht Sigyn, eine elbische Alte, den halbverhungerten Knaben auf. Herangewachsen jedoch sehnt er sich, seiner

Digitized by Google

Art bewußt, nach Licht und Sonne; er sucht und findet Walhall. Aber unfreundlich wird er empfangen, da er der Asen Verderben will und ihr Schicksal kennt. Keiner jedoch kann ihn bezwingen. Alle haßt Loki; am meisten aber den einzig Reinen, den Hehrsten unter ihnen, den sonnenäugigen, milden Balder. Er haßt ihn, weil seine stille, sieghafte Kraft allein ihm standhält und sich an der Hinterlist Lokis freundlich bewährt; er haßt ihn als den Gemahl der keuschen Nanna. Erst schafft der Schlimme den trotzigen Asen durch freche Streiche arge Pein, dann liefert er die ihn mit Liebe verfolgende Freyja der Schändung ekler Zwerge aus. Und endlich erreicht er sein Hauptziel: Balders Tod. Aber lachend steigen die jauchzenden Götter auf Balders Rat freiwillig hinunter zu Hel: so siegen sie besiegt. Aber mit Balders Sturz erlischt auch Lokis Sehergabe: Balders Licht war sein Licht, dessen Nacht war auch die seinige. Unlösbar war des Bösen Geschick an das des Reinen, Guten geknüpft. Und als Loki nun die Wut armseliger Bauern gegen das noch lebende Volk der Balderjöhne hetzt, da erscheint mitten unter den Greueln der bluttriefenden Bande einer der Goldhaarigen, ein Jüngling mit Weib und Kind. Scheu weichen die Rohen zurück. Und durch Sonne und Licht und Glanz wandeln jene frei dahin. Aber entsetzt schreit Loki: „Das ist Balders Sohn! Balder ist nicht tot! Balder lebt, — — ewig wie ich — —, stärker als ich — —, Balder, der Sonnensohn! — — Weh' mir! — —“ Der Dichter wollte nicht bloß den alten Mythus vom Untergang der hohen Asen und des Sonnenreiches durch Loki in neuer, künstlerisch gestalteter Form wiedergeben. Er hat die nordische Sage äußerlich bereichert und innerlich erweitert. Aeußerlich durch zweckmäßige Umformung einzelner Motive und durch Einführung charakteristischer, sinnvoll ausdeutender und ergänzender Einzelzüge und Episoden; innerlich durch Fortbildung und Erweiterung der Grundidee: nicht im freiwilligen Untergang, im Sühnetod, liegt hier das Ende; aus dem Alten, Absterbenden ringt sich ein Neues, Lebensvolleres los. Entwickelung ist Auferstehung, Auferstehung ist Entwickelung! Dem Erlösungsgedanken ist die Wiedergeburt, die unvergängliche Wiederkehr Balders hinzugefügt. Loki ist als böses Prinzip aus dem Niedrigen und Schlechten der alten Götterwelt, ihr selbst unbewußt, erzeugt; sie zersetzt sich durch ihn. Aber wie der Geist, der stets das Böse will und stets das Gute schafft, macht auch er das Gute, Edle frei, das jene abfaulende Welt noch in sich trug. Manchmal will es scheinen, als ob Jacobowski aus der Stimmung unserer Tage heraus allerlei Soziales, an Klassenkampf Erinnerndes in seine Darstellung hineingeheimnißt habe, allerdings nicht zum Vorteil des Ganzen. Allzu aufdringlich sind solche modernen Zeitgedanken z. B. in den Kämpfen der Jarle, Bauern und Sklaven versinnbildlicht: damit fällt Jacobowski aus dem Stil des Ganzen. Dem gegenüber ist sogar das störende Arbeiten mit Gedankenstrichen, interjektionalen „Ah“, modernen Novellenanfängen (S. 92) und ähnliches erträglich. Die plastische Kraft Jacobowskis erlahmt häufig, dann wird er süßlich-sentimental (S. 18) oder trivial (S. 112 „und Loki pfiff vor sich hin . . .“) oder er sucht durch Häufung von Einzelzügen den Mangel zu verdecken. Oder verrät sich in diesem Mangel eine gewisse Unsicherheit des Dichters gegenüber der ihm von Haus aus fremden nordischen Welt? Doch wie dem auch sei: ich habe die ernste Arbeit mit steigendem Interesse gelesen und empfehle sie nachdenklichen Leuten.

Herrin. Novelle von Friedrich Spielhagen. Leipzig, L. Staakmann. 1899.

Es ist im Grund eine alte Geschichte: Ein altes Adelsgeschlecht hat fast alle seine Besitzungen an den Juden verloren; nur das halbverfallene Stammschloß und einen verwahrlosten Park kann der Letzte der Basiedows noch sein

Digitized by Google

eigen nennen. Und dann seinen Namen von gutem Klang und sich selber! Aber gerade auf diesen letzten Besitz, Stammschloß und Schloßherrn, hat es die ehrgeizige Tochter des jüdischen Besitzers der früher Bassedowschen Güter abgesehen. Rebekka Lombard *muß* Frau Gräfin werden: der glänzende Name soll ihr der stepping-stone, der Sprungstein für die heißersehnte Gesellschaft der oberen Zehntausend sein. In dieses etwas verbrauchte Thema hat Spielhagen allerlei moderne, sensationelle, „interessante" Züge und Motive verflochten. Rebekka hat studiert, „alles, was auf den Schulen und Universitäten gelehrt wird;" sie hat den Doctor philosophiae gemacht, fast auch den medizinischen. Aber pah! Das genügte ihr nicht, was auch die Grete und die Liese konnten. Da war ihr die Konkurrenz zu groß, ihr Ehrgeiz verlangte eine „Spezialität". Gutsherrin! Ja, das konnten ihr die anderen Weiber nicht nachmachen. Aber Guts*herrin* will sie sein, herrschen will sie, ihr Wille soll gelten — unumschränkt! Nicht der Graf oder sein Wappen und sein Name sind das letzte Ziel ihres Ehrgeizes — nur zu größerem, mächtigerem Herrentum sollen sie ihr verhelfen. Wie nun die berechnende Jüdin den natürlichen Widerwillen des verschlossenen Grafen Kurt v. Bassedow überwindet — ein bißchen „Roman" kommt der Berechnung zu Hilfe — und ihn zur Liebe entflammt, wie sie mit Heuchelei und Koketterie, durch raffinierte Ausnützung aller Seelenstimmungen und Eigenheiten des Grafen ihr Ziel erstrebt und fast auch erreicht, aber schließlich an ihrer rücksichtslosen Ich- und Herrschsucht und der sicheren Männlichkeit des verachteten Junkers scheitert, — obwohl ihr gar nichts an ihrem Judentum gelegen ist, weigert sie doch dem Verlobten den *gewünschten* Uebertritt, nur um „Herrin" zu bleiben — und wie sie dann nach Entfaltung ihres innersten, schamlosen Wesens von der Höhe ihres Triumphes in die Nacht des Wahnsinns versinkt, das hat Spielhagen packend, virtuos dargestellt. Und trotzdem macht das Ganze den Eindruck des Ausgeklügelten, Gekünstelten. Vielleicht liegt der Darstellung des ideal edlen jüdischen Professors wirkliche Lebensbeobachtung zu Grunde. Auch in der sonderbar gemischten Gestalt der Rebekka, in ihrem zum Größenwahnsinn verzerrten Ehrgeiz, in dieser illusionslosen Ichsucht, die sich schließlich doch vollständig verrechnet, lassen sich einzelne jüdische Rasseeigenschaften als lebenswahr erkennen; aber im ganzen ist doch diese Jüdin eine Verstandes-Konstruktion. In der Schilderung des angeblich so bornierten, engherzigen, bildungsfeindlichen Adels zeigt Spielhagen seine fortschrittlich-parteidoktrinäre Rückständigkeit. Seine Anschauungen vom Adel sind im Antediluvianischen, was er diesem gerne vorwirft, stecken geblieben: er lebt noch in vormärzlicher Zeit! Weit harmloser — oder steckt auch darin, hübsch eingewickelt, eine Tendenz? — ist Spielhagen in der Behandlung alles Jüdischen. Daß adelige und nichtadelige Deutsche sich mit jüdischem Blut vermischen, soll ja vorkommen; aber so unbedenklich wie hier oder doch nur von konventionell-gesellschaftlichen Bedenken leise bewegt *können* sich heutzutage, in der Zeit des „Rassenhasses" und der Judenfrage, drei gemischte Pärchen nicht so leicht zusammenfinden. Gerade ein Schriftsteller, der wie Spielhagen immer auch ein Zeitbild geben will, durfte — aus Gründen der künstlerischen Wahrhaftigkeit — an diesen Fragen nicht leichthin vorübergehen. Er baut folgerichtig, aber auf falschen Unterlagen.

Die Rächerin und andere römische Novellen von Richard Voß; illustriert von A. F. Seligmann. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1899. Mk. 3. —

Was an allen Schilderungen und Erzählungen Voß' aus der römischen Campagne zu bewundern ist, das zeichnet auch diese vier Novellen aus: tief

Digitized by Google

eindringende Kenntnis des rätselhaften, widerspruchsvollen römischen Volkscharakters und der dem Dichter seit einem Menschenleben vertrauten römischen Landschaft. Gerade diese Rätselzauber scheinen ihn immer wieder zu neuem Studium und neuen Gestaltungen zu verlocken. Für die grübelnde, ins Rätselhafte sich gerne versenkende Natur R. Voß', für seine brennende, aufs Ungewöhnliche, Seltsame sich stürzende Phantasie kann es nichts Anziehenderes geben als die leidenschaftlich-raffinierte, in grellen Gegensätzen sich bewegende Natur jener Gegend und jener Menschen. Oder ist es des Dichters eigene Natur, die ihm Land und Leute nicht anders zu sehen erlaubt, die überall nur flammendes Rot und schwärzestes Dunkel sieht? Ist es sein eigener unruhiger Geist, der durch diese wilden Seelen flackert? Auch in diesen Novellen fiebert dieselbe Glut, dasselbe hitzige Feuer der ihrer Effekte sicheren Phantasie wie in den meisten mir bekannten römischen Erzählungen des Dichters: er packt den Leser, er reißt ihn mit fort, aber er „stimmt" nicht, erwärmt und befriedigt nicht. Es ist ein zehrend Feuer!

Die Bescheidenen. Novellen von Julius Lohmeyer. Leipzig und Dresden, Karl Reißner 1898. Mk. 3.

Die Bescheidenen, von denen uns der gemütvolle Julius Lohmeyer hier erzählt, sind Leutchen, die im Leben oft übersehen werden, weil sie nicht glänzen und prunken; aber ihrem Gemüts- und Seelenleben nachzugehen, in der äußeren Armut den inneren Reichtum aufzudecken, das muß gerade eine sinnige Natur wie Lohmeyer reizen und fesseln. Namentlich in der zweiten Novelle zeigt sich der Verfasser so recht als Seelenkenner und Seelenkünder. Da ist der an irdischen Gütern arme, an Gemüt und Kindern reiche Pfarrer Gotthold Wurzbach, der harmlose, träumerische Mann, „die gottvergnügte Natur, die sich jeden Morgen auf die Sterne der Nacht und jede Nacht auf die Sonne des Morgens freuen konnte," da ist diese glückliche Seele plötzlich von argem Leid heimgesucht worden: seine Hilfe, seine Stütze, sein Eins und Alles, die Mutter seiner Kinder ward heimgerufen. Und er entschließt sich nach langem Zögern, er muß sich entschließen um seiner Kinder willen, eine zweite Frau heimzuführen. Wer eignete sich besser dazu, „Mutterstelle" zu vertreten, als die junge, schwergeprüfte Schwester Josepha, die Pflegerin seiner Heimgegangenen und seiner Kinder? Hatte doch die Selige selbst diese Schwester innig geliebt. Also handelt er im Sinne der Mutter seiner Kinder, wenn er jene heimführt. Und er gewinnt sie — nicht ohne Kampf. Aber von innen heraus, aus der Natur dieser Ehe, entwickeln sich Konflikte, von denen der gute, nur immer im Sinne seiner Verstorbenen handelnde Pfarrer keine Ahnung hatte. Mit feinem, tief eindringendem psychologischen Verständnis wird uns in dieser Geschichte einer zweiten Ehe dargestellt, daß sich über dem Recht der Toten das Recht der Lebenden nicht mißachten läßt, daß ein junges, liebevolles Frauenherz sich niemals mit bloßer Achtung, der „Liebe aus zweiter Hand" begnügen kann und nach stärkeren, innigeren Pflichten und Rechten sich sehnt, als sie die Verwaltung einer „Mutterstelle" gewähren kann. Zwei Menschenseelen lassen sich mit den dünnen Fäden der Achtung nicht aneinander knüpfen; aus Irrungen und Wirrungen, aus äußerer und innerer Not reift auch in dem harmlosen Gemüte des Pfarrers diese Erkenntnis und rüttelt ihn auf aus ungewollter Gleichgiltigkeit. Eine Anzahl von trefflichen, wie aus dem Leben gegriffenen Charakterschilderungen erhöht noch den Wert der mit gesunder Natürlichkeit und Wärme geschriebenen Novelle; so wirkt es erquickend, wenn auch einige Abenteuerlichkeiten und Absichtlichkeiten mit unterlaufen.

Digitized by Google

Kleinstadtluft. Allerlei Geschichten aus Lerchenthal von Aug. Trinius. Berlin W., Fischer und Franke 1899. Mk. 3.

Ein leichtes, fröhliches, unterhaltsames Büchlein! Der Untertitel „Novellen" paßt freilich nicht für diese munteren Geschichten aus Lerchenthal. Als frischer Wandersmann durch Thüringen und andere deutsche Gaue ist uns Trinius ja vertraut; hier zeigt er, daß er auch in ausgiebiger Seßhaftigkeit die Leiden und Freuden der thüringischen Kleinstadt mit Humor und Ingrimm gekostet hat. Für den mangelnden kunstvollen Aufbau dieser anspruchslosen Geschichten und Skizzen entschädigt eine Fülle von Einzelbeobachtungen, ein Reichtum von verschrobenen Charakteren, sonderbaren Käuzen und prachtvollen Kerlen, wie sie nur die warmen Nester deutscher Spießbürgerei aufweisen. In dieser Vereinsmeierei, diesem Bildungsstolz und dieser Kaffeeklatschfähigkeit steckt ein unausrottbar Teil der deutschen „Gemütlichkeit". Wer gerne herzlich lacht, der greife zu diesem (übrigens auch sehr hübsch ausgestatteten) Bändchen. Er wird über alte, gute Bekannte und auch ein bißchen über — sich selbst lachen: und Lachen ist, wenn sich Selbsterkenntnis damit paart, der erste Schritt zur — Besserung.

Das dritte Pferd und andere Erzählungen von Hermine Villinger; illustriert von Kurt Liebich. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1899.

Ihr Bestes hat diese badische Erzählerin da geleistet, wo sie mit ihrem Dichten in der Heimat wurzelt. Diese offenbar schnell gearbeiteten und wenig vertieften Erzählungen kann ich leider zu diesem Besten nicht rechnen. Auch aus ihnen klingen ja vereinzelte Töne innigen Empfindens und gemütvollen Humors. Aber eine so leicht hingeworfene, unausgeführte „Geschichte" wie „Fremdes Leid" sollte eine Schriftstellerin von ihrem Ruf nicht veröffentlichen. Das ist gar nichts, höchstens der Keim einer Studie. „Ein Mailied" ist mädchenhaft romantisch, voller Sprünge und Unwahrscheinlichkeiten. Gehaltvoller, wenn auch in gar zu großen allgemeinen Umrissen gehalten, ist „Das dritte Pferd", die Geschichte eines alten Mädchens, das immer nur für andere lebt, überall aus- und nachhilft und den „Vorspann" macht. „Linksrheinisch" ist nach Anlage, Ausführung und Charakteristik die lebens- und gehaltvollste der vier Geschichten. Dieses, sowie das andere mir vorliegende Bändchen der Bonzschen Sammlung zeichnet sich durch seine vornehme Ausstattung und die „schönen", wenn auch nicht immer charakteristischen Illustrationen aus. **Karl Berger.**

Digitized by Google

Stoffliche Probleme.

Die Vorstellung der alten griechischen Philosophen von der Entstehung alles Irdischen aus einigen wenigen, wenn nicht gar aus einem einzigen Grundstoffe, die noch in unseres Schillers klassischem Punschlied prägenden Ausdruck fand: — „Vier Elemente, innig gesellt, bilden das Leben, bauen die Welt —“ sie ist als ein schöner Traum in unsere neuzeitliche wissenschaftliche Chemie hinübergeglitten. Freilich, der Begriff des Elements hat in ihr eine andere Wertung gefunden; wir nennen Elemente nur noch die Stoffe, die wir durch kein Mittel mehr zerlegen, auf keine anderen Stoffe zurückführen können. Aber unsre Hilfsmittel haben sich seit den Anfängen der Chemie ins Ungeahnte gesteigert und werden sich weiter steigern, und da ist nicht recht abzusehn, ob nicht von den sechzig und einigen Elementen, die wir bis vor kurzem aufzählten, doch noch eine ganze Reihe, die meisten vielleicht, sich als Nichtelemente in unserm Sinne künftig einmal entpuppen werden.

Genau vor hundert Jahren entstand die Elektrochemie, und die erste That der neuentdeckten Kraftquelle des galvanischen Stroms war die Zersetzung des Wassers, das ja in Schillers Punschlied auch noch als „Element“ gefeiert wird, in seine Bestandteile: Sauerstoff und Wasserstoff, war ferner die Zersetzung zweier bis dahin für endgiltig unzerlegbar gehaltener Körper, des Kali und des Natron, und die Isolierung der in diesen beiden Stoffen steckenden eigentlichen Elemente, des Kalium- und des Natrium-Metalls. Seitdem ist noch mancher für ein Element angesehene Körper in seine Grundbestandteile zerlegt worden. Also, warum sollte es nicht auch mit einigen weiteren von den derzeitigen 67 Elementen glücken? Noch vor ein paar Jahren versuchte der Dichter August Strindberg den Nachweis zu führen, daß der Schwefel, den wir bisher als ein Element ansehen mußten, keineswegs ein solches wäre, sondern im Gegenteil ein höchst komplizierter Körper. Der Nachweis ist Strindberg nicht überzeugend gelungen, die offizielle Wissenschaft hat sich um seine etwas verworrene Schwefelhypothese nicht gekümmert, aber recht mag ihm eine spätere Wissenschaft vielleicht doch geben. Wäre er heute, statt vor sechs Jahren, damit hervorgetreten, seine Broschüre hätte ein Echo geweckt: nach der verblüffenden Entdeckung Röntt-

Digitized by Google

gens — und das ist ihre epochale Bedeutung für die Erkenntnisgeschichte — hat die offizielle Wissenschaft nicht mehr das Recht, hochmütig an Dingen vorüberzugehen, die sie aus irgend einem Grunde für unwahrscheinlich hält. Das Recht soll ihr unbenommen bleiben, skeptisch zu lächeln, solange eine von Dilettanten aufgestellte These unbewiesen bleibt, aber die Prüfung der angebotenen Beweise darf sie nicht mehr ablehnen, wie das vor der Entdeckung der märchenhaften X-strahlen noch so oft geschehen ist. Als Philipp Reis, der Erfinder des Telephons, die Redaktion von Wiedemanns Annalen um Aufnahme einer Beschreibung seiner elektrischen Fernsprechversuche bat, wurde ihm die Antwort, daß ein ernsthaftes wissenschaftliches Blatt für solchen Humbug keinen Raum habe. Die Röntgenstrahlen dürften das Wunder gewirkt haben, daß die Wissenschaft wieder an das Wunder glaubt. Und wenn jetzt die Kunde käme, die vorjährigen Behauptungen jenes amerikanischen Professors bestätigten sich, daß sich in dem von ihm hergestellten Argentaureum wirklich die Umwandlung von Silber in Gold, jenes jahrhundertelang gesuchte alchimistische Problem, vollzogen habe, so fänden ernsthafte Beweise für eine solche Wunderfindung williges Gehör. Bisher ist es freilich bei der bloßen Behauptung geblieben, daß die Staatsmünze der Vereinigten Staaten das Argentaureum als vollwertiges, prägwürdiges Gold erklärt habe, und es ist seitdem nichts wieder von der Entdeckung zu hören gewesen.

Die Unmöglichkeit eines solchen Vorgangs würde die heutige chemische Wissenschaft kaum zu leugnen wagen. Warum sollte es nicht möglich sein, daß so verwandte Elemente, wie es Silber und Gold sind, im letzten Grunde gar keine verschiedenen Stoffe, sondern nur verschiedene Modifikationen eines einzigen, noch unbekannten Grundstoffes sind? Eine solche Annahme würde nur in der Richtung jener Anschauung liegen, daß die Zahl der bisher als Elemente erkannten Körper sich noch ganz bedeutend würde vermindern lassen. Wenn wir erst einmal die ungeheure Kraftquelle erbohrt haben werden, die im Erdinnern steckt, und deren baldige Erschließung, wie der bekannte französische Chemiker Berthelot noch vor drei oder vier Jahren ausführte, mittels 3—4000 Meter tiefer Bohrlöcher durchaus im Bereiche der Möglichkeit läge, wer weiß, was wir dann noch alles erleben werden. Berthelot sagte schon die wunderbarsten Dinge voraus: Ackerbau und Kohlenbergbau erübrigen sich, die nie zu erschöpfende thermoelektrische Energie des Erdinnern „wird uns das größte Problem lösen lassen, das die Chemie träumt, das der Fabrikation der Nahrungsmittel auf chemischem Wege".

Es ist merkwürdig, daß ein andrer berühmter Chemiker unserer Tage dasselbe phantastische Problem, das man sonst nur in den Romanen eines Jules Verne diskutiert zu finden gewohnt ist, mittels der entgegengesetzten Kraft dereinst gelöst zu sehen denkt. Raoul Pictet, der erste Darsteller der flüssigen Luft, hat die Beobachtung gemacht, daß unterhalb einer gewissen, sehr niedrigen Temperatur alle chemische Energie aufhört. So blieb z. B. konzentrierte Schwefelsäure, die doch sonst ziemlich alles angreift, was mit ihr in Berührung kommt, bei 125° Kälte völlig unwirksam. Als sie dann aber wieder langsam erwärmt wurde, kam ein Moment, und zwar bei 80°, in welchem sie sich mit beigemischtem Aetznatron aufs allerheftigste verband. Chlor und Wasserstoff, die sich bei gewöhnlicher Temperatur unter dem Einflusse des Sonnenlichts explosionsartig zu Salz-

Digitized by Google

säure verbinden, waren schon bei 25° Kälte so „kühl" zu einander, als hätten sie nie die Neigung gespürt, sich zu vermählen, ihre „Affinität", wie der Chemiker diese Liebe der seelenverwandten Elemente zu einander nennt, war gänzlich erloschen. Nun folgert Pictet, daß es für jedes einzige chemische Element einen ganz bestimmten Punkt unter Null geben müsse, an dem es mit einem bestimmten andern Element gerade eine bestimmte Verbindung eingehe. Wenn man diese besonderen Kältetemperaturen genau kennen würde, brauchte man nur unterhalb dieser Temperatur die Stoffe, aus denen z. B. ein Nahrungsmittel besteht, mit einander zu mischen und dann nach einander auf die Temperaturen zu erwärmen, bei denen die chemische Bindung einträte, und die Fleisch- oder die Brotsubstanz, oder was man sonst herstellen wollte, wäre fertig.

Nun, bis zu dem Traum brauchen wir uns einstweilen noch nicht zu versteigen, so wenig wie zu dem andern vom einen Urstoff, aus dem alle übrigen Elemente durch irgend welche physikalischen Kräfte hervorgegangen seien.

Es scheint vielmehr, als wenn gerade die Vielheit der Elemente im letzten Jahre recht eindrucksvoll dargethan werden sollte. Denn seitdem der englische Chemiker, Professor William Ramsay, der neulich über seine Entdeckungen auch in Berlin einen Vortrag hielt, das neue Element Argon in der atmosphärischen Luft entdeckt hat, sind von ihm und seinem Landsmann Travers noch fast ein halbes Dutzend weitere Elemente aufgefunden worden: das Helium, das Krypton, das Neon, das Metargon, das Coronium. Und soeben kommt die Kunde von zwei allerneuesten Elementen, welche das Ehepaar Curie in Paris aus dem Mineral Pechblende abgesondert und Polonium und Radium getauft hat. Nimmt man das noch sehr hypothetische Aetherion des amerikanischen Professors Charles F. Brush hinzu, das der berühmte englische Physiker Sir William Crookes einstweilen für eine Verwechslung mit gewöhnlichem Wasserdampf zu halten geneigt ist, so wären das 9 neue Elemente in einem Jahr! Die bisherigen 67 hätten sich also nicht allein nicht vermindert, sondern im Gegenteil auf 76 vermehrt. Mit dem Traum vom einheitlichen Urstoff wäre es somit bis auf weiteres noch nichts, es sei denn, daß gerade das geheimnisvolle Aetherion, das noch hundertmal dünner und leichter sein soll als das bisher leichteste aller Gase, der Wasserstoff, und doch noch Materie genug, um Träger der Licht- und Wärmestrahlen zu sein, sich als der Urstoff aller Dinge erwiese, wie denn sein Entdecker in ihm auch bereits den hypothetischen Weltäther vermutet hat, der mit seinen unendlich feinen Atomen nach Annahme der modernen Wissenschaft auch den scheinbar leeren Raum über den Sternen erfüllt. **Paul Schettler.**

Von den Berliner Bühnen.

Norwegen ist ein kleines Land und Christiania eine kleine Stadt. Die Leute, die in der Hauptstadt wohnen und einen Namen haben, kennen sich alle sozusagen persönlich. Man weiß, wie dieser oder jener Großkaufmann zu seiner finanziellen Macht gekommen ist; man kennt — wenn er aus einer alten Familie

Digitized by Google

stammt — die Geschichte seines Hauses, und wenn er aus der Tiefe emporgetaucht ist, weiß man, welchem geschäftlichen Manöver er sein Glück verdankt. Auf allen Gebieten ist es so. Wenn der Sohn eines Flickschusters zu offiziellen Ehren kommt, muß er sich vor allzu glänzender Repräsentation hüten, wenn er nicht mit einem sarkastischen Witz an seine Abstammung erinnert sein will. Von den Dichtern kennt man nicht nur die Werke, sondern auch ihre Familienverhältnisse, ihre galanten Abenteuer (wenn sie welche gehabt haben), ihre kleinen menschlichen Eigenheiten u. s. w. Ja, es ist gewiß kein seltener Fall, daß man den Menschen besser kennt als sein Werk, daß man die Gläubiger eines Dichters auswendig weiß, während man seine Arbeiten weder in- noch auswendig kennt. Eins leuchtet hierbei ohne weiteres ein: daß man nämlich in solchen Verhältnissen schwerer atmet als in den europäischen Centren. Man schleppt etwas wie eine schwere Kette hinter sich her: seine Vergangenheit. — Wenn man endlich glaubt, aus einem engen Kerker in sonniges Land gekommen zu sein, und einen herzhaften Freudensprung thun möchte — dann klirrt es mit dumpfem, eisernem Klang, und wenn man sich umblickt, sieht man, daß die Gefängnisketten immer noch an den Fußgelenken hängen; man ist unlösbar an seine Vergangenheit gebunden. Wenn irgendwo am Körper eine schmerzhafte Stelle ist: die Leute kennen sie, und wenn ihnen scheint, daß man stolzer wird, als des Landes so der Brauch ist, dann wählen sie mit Sorgfalt ein gutes Messer, tauchen es umsichtig in Gift und pflanzen es dann mit lobenswerter Energie in besagte schmerzhafte Stelle. Es erfordert Kraft, unter diesen Umständen einer großen Aufgabe zu leben, viel Kraft!

Kleine Verhältnisse sind wie gefräßige Tiere, die viel verschlingen und immer hungrig bleiben. Man muß reich oder stark sein, um sie ertragen zu können. Der Reiche wirft ihnen Happen auf Happen hin und wohnt doch lachend im Besitz. Der Starke geht aufrecht einher und schleudert sie mit einem harten Fußtritt weg, wenn sie allzu aufdringlich mit den gierigen Zähnen fletschen.

Paul Lange aber — der Held in Björnsons neuester Dichtung — ist weder reich, noch stark. Er kann es nicht sein, weil von Jugend an etwas Fremdes wie ein Vampyr die Kraft seines Lebens trank. Eine gute Fee legte ihm bei seiner Geburt freundliche Gaben des Geistes und des Herzens in die Wiege; der Neid einer bösen aber nahm seinem Leben die Sonne, der diese Gaben bedürfen. Paul Lange war arm, und nur wer es gleichfalls gewesen ist, weiß, ein wie schweres Schicksal mit diesem kahlen Satze ausgesprochen ist. Arm sein, das heißt für alle und mithin für Paul Lange auch zunächst und zuvörderst Hilfe suchen. Was aber heißt das? Das heißt, sich anschmiegen und freundlich thun, auch wenn einem nicht gerade freundlich zu Mute ist. Die Menschen sind so eigentümlich. Leute, die in Entzücken hinzuschmelzen drohen, wenn ein Minister ihnen die Hand drückt, erhalten plötzlich ein geradezu robustes Selbstbewußtsein, wenn ein Mensch in ihre Wohnung tritt und Hilfe will. Mögen sie auch sonst Optimisten sein: den Plänen des Hilfesuchenden gegenüber sind sie Kritik und nur Kritik. Wenn man ihnen irgend ein „reelles" Pfand anbieten kann, einen Bauernhof oder ein blühendes Geschäft oder eine reiche Erbtante, wohlan, dann geht die Sache noch. Wenn man aber — wie Paul Lange — eine Hypothek auf sein Talent und seine Zukunft will, dann umspielt ein mitleidig-spöttisches Lächeln den Mund, und die Augen betrachten Talent und Zu-

Digitized by Google

kunst wie eine sehr, sehr zweifelhafte Münze. Bang und beklommen hängt der Hilfesuchende an den Mienen dessen, der in der Macht wohnt. Er thut alles, um seine Laune nicht zu verderben; er nimmt gebührende Rücksicht auf seine menschlichen (ja selbst auf seine unmenschlichen) Eigenheiten und wird ihn nie zu stören wagen, wenn er zu Mittag schläft oder von der Podagra übel geplagt wird. Er weiß, daß sein Schicksal nicht von ihm selbst entschieden wird; er ist, um es mit einem traurigen Wort kurz zu sagen, abhängig, abhängig nicht in Geldsachen, sondern in dem Tiefsten und Besten, das er besitzt. Die heiligsten Güter seiner Seele muß er prüfen und betasten lassen und muß noch freundlich lächeln, wenn der gutgelaunte Gönner sie mit einem Witz bedenkt. Das zieht herab, das bricht den Stolz und die aufrechte Haltung und das Gefühl selbsteigener Kraft. Wie ein gieriger Vampyr trinkt es das teuerste Blut der Persönlichkeit. Ist es ein Wunder, daß Paul Lange, der durch diese Hölle hindurch mußte, ehe er Staatsminister wurde — ist es ein Wunder, daß er einen scheuen Wesenszug bekam, einen Blick, der mit Angst in den Mienen der Leute forschte, in den Mienen eben der Leute, die so lange sein Schicksal waren? Paul Lange hat in der Politik zwar Erfolg gehabt und ist Staatsminister geworden, aber er blutet an einer geheimen Wunde; sein Willen hat einen Bruch bekommen, der nie mehr heilt, auch wenn ihn niemand sieht.

Und dann noch eins! Der Umstand, daß Paul Lange, Staatsminister und Excellenz, bis „in die Tiefen seines Wesens" eingeschüchtert wurde, hat den weiteren Umstand zur Folge, daß er an seinem eigenen Werte zweifelt. Die Logik der Armut ist von satanischer Konsequenz. Erst wird der Mann mit all seinen Gaben des Geistes und des Herzens abhängig gemacht und dann begreift er — nach einem psychologischen Gesetz edler Naturen — diese Abhängigkeit nicht als ein hartes Geschick, sondern als einen Ausfluß seines schlechten, morschen Wesens, und — statt nach außen zu reagieren — verwundet er die eigene Brust mit den scharfgeschliffenen Messern der Kritik. So also steht Paul Lange vor uns: mild und klug und gütig, in einflußreicher Stellung, aber mit einer Furcht im Innern, die ihm Haltung und Besinnung raubt, wenn sie von der rohen Gewalt aus ihrem Schlupfwinkel emporgescheucht wird.

Wie kam es, daß Tora Parsberg diesen Paul Lange liebte, da sie doch in allem Menschlichen sein vollendetes Gegenteil war? Die schöne Tora ist so stolz und sicher, wie Lange tastend und unsicher ist; sie lacht so siegesfroh über die Pöbelwut hinweg, wie Lange vor diesem Ungetüm sich scheu verbirgt; sie genießt so froh ihre eigene Kraft, wie Lange die seinige mit Zweifeln unterminiert; sie ist ein Kind der Sonne, wie er ein Sohn der Schatten. Wie kommen sie zusammen? Ich denke so: —

Niemand konnte Tora mehr geben, als Paul Lange, und niemand ihm mehr, als sie. Die selbstherrliche Stärke ist etwas Glänzendes und Blendendes, aber sie kann — so gut wie die Schwäche — eine moralische Krankheit gebären: die Despotie. Die Abhängigkeit und die scheue Furcht sind etwas Betrübendes und Bedrückendes, aber sie können eine feine moralische Blüte treiben: das zarte, empfindliche Gewissen, das niemand leiden wissen kann, ohne selbst im Schmerz zu zucken. Dieses Gewissen konnte Paul Lange der stolzen Aristokratin geben, und sie konnte ihn dafür mit ihrem Glanz übersonnen. Jedes von ihnen liebte im andern die eigne Sehnsucht, Tora das sensible Gefühl für Recht und

Digitized by Google

Unrecht, die schonende Rücksicht, Paul Lange die Stärke und souveräne Verachtung der „andern“. Die Bedingungen eines glücklichen Zusammenlebens waren also gegeben, aber trotzdem wirft die Tragik ihre Schatten in die Dichtung Björnsons. Paul Lange, den Toras Liebe mit einem holden Rausch umnebelt hatte, wollte über seine eigene Natur hinaus. Es war ihm, als sei er mit einem Male auf einen hohen Berg gestellt, zu dessen Füßen alle Güter der Welt in breitem Glanze lagen. Ein ungeahntes Gefühl von Glück und Macht kam über ihn. Die Ketten fielen klirrend ab und er war ein freier Mann, der die Farben seiner Dame auf der Brust trug und der ganzen Welt Trotz zu bieten wagte. Zum erstenmal handelte er ohne Rücksicht auf die Menge. Er stützte und rettete einen Ministerpräsidenten, der seinen Parteifreunden verhaßt war. Der Geist Tora Parsbergs füllte ihn ganz, und er handelte wie eine aristokratische, auf sich selbst gestellte Natur.

Das war er aber nicht, das konnte er nie werden und darum mußte er fallen. Er vermaß sich im Liebesrausch einer Handlung, zu der ihm alle inneren Bedingungen fehlten, und so schrieb die tragische Schuld das Zeichen des Todes auf seine Stirn. Wie die tausend kleinen Kläffer der Parteimeute auf ihn eindringen und ihm die Ehre vom Leibe reißen, verfliegt der Rausch, und Paul Lange ist wieder — Paul Lange. Er duckt sich, wie der tausendstimmige Ruf „Verrat“ zum Himmel gellt. Die Furcht wird wach, als man — wir sind in kleinen Verhältnissen — seine ganze Vergangenheit vor der Oeffentlichkeit ausbreitet und alles aufstört, was in ihr dunkel und schmerzhaft war. Paul Lange fühlt sich geschändet, angespieen, entehrt, und dieser Zustand erfüllt ihn umsomehr mit Ekel, als er soeben unter Toras Einfluß die Luft der Höhe atmen durfte. Er kann nicht weiter leben, weil er sein eignes Wesen verachtet und weil er nicht, ein übel zugerichteter, verwundeter Mann, das Leben Toras in Häßlichkeit hinabziehen will. Darum geht Paul Lange. Im Nebenzimmer erschießt er sich, und an seiner Leiche steht Tora mit der bangen Frage: „Sollen die Guten denn immer Märtyrer sein? Kommt nie die Zeit, wo sie die Führer sind?“

* * *

Das wäre in großen Zügen der Inhalt von Björnsons neuestem Drama, das seinen besten Dichtungen beigezählt werden muß. Nach den beiden Trägern der Handlung führt es den Titel „Paul Lange und Tora Parsberg“ und ist bei Albert Langen in München als Buch erschienen. Aufgeführt wurde es von der „Neuen Freien Volksbühne“, die sich damit unter der trefflichen Regie Cord Hachmanns wieder einmal ein großes Verdienst um das Theaterleben der Hauptstadt erwarb. Schließlich wollen wir noch hinzufügen, daß Björnsons Drama unter Politikern spielt und daß es infolgedessen scharfe Hiebe für Parteigeist und Cliquenwesen setzt. Mit dem eigentlichen menschlichen Inhalt der Dichtung hat das natürlich nur wenig zu thun.

* * *

Im „Neuen Theater“ erschien Max Kretzer mit einem Schauspiel: „Der Sohn der Frau“. Es handelt sich hierbei in aller Kürze um folgendes: Ein junges Mädchen ist von einem Mann verführt und schnöde verlassen

Digitized by Google

worden. Später heiratet sie einen wohlhabenden Witwer, gesteht ihm den Fehltritt, verschweigt ihm aber, daß er Folgen gehabt hat, einen Sohn nämlich, den sie heimlich mit aller Sorgfalt erziehen läßt. Wie er erwachsen ist, läßt sie ihn unter dem Vorwand, er sei ein entfernter Verwandter, als Buchhalter in das Haus ihres Mannes kommen. Ihr Mann schließt den jungen und tüchtigen Kaufmann sehr bald in sein Herz und hängt umsomehr an ihm, als seine beiden Söhne aus erster Ehe zwei verdorbene Berliner Früchtchen sind. Die Intimität zwischen dem Buchhalter und der Frau des Hauses wird indessen bemerkt und führt zu allerlei unanständigem Klatsch. Um ihre Ehre zu retten, wird die Mutter gezwungen, ihren Sohn vor dem Gatten anzuerkennen. Es kommt zu einer Scene, die aber — in anbetracht der edlen Qualitäten des Sohnes und der langjährigen glücklichen Ehe — schließlich doch mit einer Versöhnung endet. Das wäre alles. Eine Liebesgeschichte, die nebenher läuft und mit einer Verlobung endet, ist für die Handlung von keinem Belang. Ohne Zweifel: wenn Kretzer das alles in einem Roman erzählt hätte, wäre ein gutes, vielleicht sogar ein bedeutendes Buch herausgekommen. Auf der Bühne aber wirkt es wie — ein Roman, und die Bühne kann eben das nicht geben, was einen Roman erst zum Kunstwerk macht. Daß trotz alledem die Charakteristik an manchen Stellen erfreut, daß man hier und da das Walten einer Dichterphantasie verspürt: das alles ist bei Kretzer selbstverständlich, vermag aber leider nicht, aus einem dialogisierten Roman ein Drama zu machen.

* * *

Der jungen Direktion des Lessingtheaters wäre endlich einmal ein Erfolg zu gönnen. Dreyers „Großmama" hat wider alle Erwartung als Kassenstück versagt, und auch das respektable litterarische Wollen, das in Hartlebens Einaktern steckt, scheint auf das Publikum keine sonderliche Anziehungskraft auszuüben. Vielleicht hat das Theater mehr Glück mit seinem letzten Einakter-Abend, an dem die Schriftsteller Dreyer und Fulda beteiligt waren. Eine Nötigung, die leichten Sachen, die keinen litterarischen Anspruch machen, ausführlich wiederzugeben, besteht nicht. Fulda hat eine geistreiche und eine — sagen wir: nicht geistreiche Kleinigkeit geliefert, Dreyer zwei Sachen, die beim Publikum viel Anklang fanden, im übrigen aber beweisen, daß ihr Dichter sich in der tief gelegenen Sphäre der „Großmama" noch immer wohl fühlt. Es scheint, als ob die litterarischen Hoffnungen, die auf ihn gesetzt sind, sich vollständig in leere Luft auflösen sollten. Möge er dann wenigstens dem „Lessingtheater" ein gewinnbringender Autor werden. Ohne den leidigen Gewinn kann keine Bühne litterarischen Zielen nachstreben, und es wäre wirklich zu bedauern, wenn das Lessingtheater mit seinem vorzüglichen Personal im litterarischen Reigen der Hauptstadt fehlen müßte. **Erich Schlaikjer.**

Digitized by Google

Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Mitternachtsgespräch mit dem Grafen Leo Tolstoj.

Schon vor zwei Jahren hatte Joseph Lewinsky, der bekannte k. u. k. Hofschauspieler, Gelegenheit, den Grafen Tolstoj in Moskau persönlich kennen zu lernen. Bei einem zweiten Besuche in der russischen Krönungsstadt, um die Jahreswende 1897/98, war es ihm vergönnt, diese mehr als interessante Bekanntschaft zu erneuern. Lewinsky berichtet darüber im Januarhefte der „Deutschen Revue“ („Das russische Theater und Tolstoj“):

„„Tolstoj pflegt in der zweiten Hälfte des Dezember nach Moskau zu kommen, und ich fürchtete schon, ihn nicht zu sehen, da er bei meiner Ankunft noch nicht in der Stadt war. Aber nach wenigen Tagen erschien er und war so überaus gütig, mir durch einen freundlichen Vermittler sagen zu lassen: er wolle mich um Mitternacht empfangen, da er vor ein Uhr nie zu Bette gehe und ich doch nicht früher von der Bühne kommen könne.

Am 22. Dezember nachts führte mich mein liebenswürdiger Vermittler und guter Bekannter des Hauses Tolstoj nach des Grafen Wohnung, die ziemlich weit vom Mittelpunkte gelegen ist. Bei meinem Eintritt hörte ich im Salon ein Stück auf dem Klavier spielen und blieb, um nicht zu stören, in dem anstoßenden Zimmer neben der Gräfin, welche, sich unwohl fühlend, auf einer Chaiselongue lag. Nach kurzer Zeit endete das Klavierstück, und ich trat in den Salon. Es waren ein paar Leute da, die ich nicht kannte, seine Söhne und seine Tochter, die ab und zu gingen.

Der Graf kam mir sehr freundlich entgegen und reichte mir die Hand. Ich hatte den angenehmen Eindruck, daß er an meinem Wiedererscheinen Gefallen finde, so gütig war das leise Lächeln, das über sein tief ernstes Antlitz huschte. Frisch und kräftig stand er in seinem dunkeln Bauernkleid vor mir. Unter dem ersten Eindruck erschienen mir seine Züge ernster, strenger als vor zwei Jahren.

Er fragte freundlich nach meiner Thätigkeit in Moskau, lobte mein Repertoire, und indem ich von dem litterarischen Inhalt desselben sprach, kamen wir auf die Litteratur unsrer Tage. Er bemerkte: „Hauptmann ist wohl der bedeutendste. Ich finde aber manche Mittel im Hannele unkünstlerisch. Das Beste, was er geleistet hat, scheinen mir die Weber, auch das angefochtene Ende ganz richtig.“

Im Tolstoj'schen Sinne liegt eine hervorragende Bedeutung von Hauptmanns genannten Stücken darin, daß sie aus dem Gefühl des Mitleids entsprossen sind und uns von dieser Seite her ergreifen. Unter den Bemerkungen, die er über Hauptmann noch hinwarf, war die bezeichnendste: „Die versunkene Glocke verstehe ich nicht.“ Ehe es aber zur Aussprache darüber kommen konnte, machte er einen Seitensprung mit der Frage: „Was halten Sie von Victor Hugo?“

Digitized by Google

Ich erwiderte: „Seine Gesinnung scheint mir weit höher als sein dichterisches Talent — denn er spricht selten anders als in tönenden Phrasen, aber er hat ein großes Herz für die Menschheit, insonderheit für sein Vaterland."

Er stimmte dieser Ansicht bei. Die mir knapp zugemessene Zeit nötigte mich, so rasch als möglich auf eine Frage zurückzukommen, welche ich vor zwei Jahren an ihn gestellt, die in den Worten bestand: „Wie stellen Sie sich das Verhältnis der Kunst zum Volke vor?" Ich hatte damals diese Frage gestellt, weil ich durch mehrere seiner Urteile tief betroffen war, welche hervorragenden Meisterwerken ein richtiges Verhältnis zum Publikum absprachen. Er äußerte: „Unter allen Dichtern haben doch nur die Griechen das Höchste im Drama erreicht. Ich schätze selbst Shakespeare nicht so hoch. Er spricht mir nicht unmittelbar genug zum Volke."

Im weiteren Verlaufe der Unterredung erklärte Tolstoj:

„Die Kunst soll religiös sein, nicht aber im Sinne der Kirche, sondern human. Jeder soll einen großen Gegenstand verstehen können. Die schönsten und größten Stoffe sind in der Bibel. Die Griechen kamen eben durch ihre religiöse Anschauung der Aufgabe der Bühne am nächsten. Das Mittelalter hat eine andere, eine kirchliche Anschauung — unsere Zeit aber muß eine humane haben. Shakespeare ist ein Heide, ganz objektiv, und die Clowns (?) sind widerlich."

Ich teilte dem Grafen mit, daß ich seither alle seine Werke, die mir zugänglich sind, gelesen habe, und bekannte ihm, wie tief dankbar ich mich fühle für die Erleuchtung, die er mir durch seine beiden Hauptwerke gebracht hat.

Seine beiden Bücher „Worin besteht mein Glaube?" und „Das Reich Gottes ist in euch" haben ja wohl Tausenden wie mir eine Klarheit über den Sinn der christlichen Lehre gespendet, die wir vor ihm nicht besessen haben. Auch ich war über David Strauß nicht hinausgekommen und glaubte, hierüber aufgeklärt zu sein, bis ich an Tolstoj kam und durch ihn ein ganz neues Verständnis erwarb. Er darf wohl in Anspruch nehmen, was er sich selbst zu gute schreibt: ein neuer Entdecker des Christentums zu sein; und man darf ohne Uebertreibung die That seines Lebens eine apostolische nennen. In der Besprechung dieses hohen Gegenstandes schien er mir strenger, in seiner Ueberzeugung felsenfest. Jede Aeußerung, die er von seinem Standpunkte im Hinblick auf das gegenwärtige Treiben der Welt thut, ist frei von jeder Rücksicht. Als zum Beispiel das Wort „Patriotismus" fiel, sagte er mir mit unbeengter Offenheit:

„Ich habe gar keinen Patriotismus. Es ist mir ganz gleichgiltig, was aus Rußland oder aus irgend einem andern Reiche wird. Das hat keine Bedeutung für das Ziel der Menschheit in meinem Sinne. Die kleinen Staaten sind glücklicher. Holland thut sich in neuerer Zeit hervor. Sechs Pfarrer haben da bereits in meinem Sinne über den Militarismus von der Kanzel herab gesprochen. Ein Christ kann kein Soldat sein. Der Patriotismus ist ein Hindernis auf diesem Wege. In Freiburg war ein Sozialistenkongreß, und man schlug vor, einen allgemeinen Streik zu veranstalten bezüglich des Waffendienstes. Da stand Bebel auf und erklärte, die Deutschen könnten das nicht, weil sodann die Franzosen über Deutschland herfallen würden, um Elsaß-Lothringen wieder zu gewinnen. Das sind nicht die Wege, zum Glück der Menschheit zu kommen.

Digitized by Google

Ich verglich neulich China mit einem Pferde, das aus vielen Wunden blutet. Eine Zeitlang scheute sich jeder, das Tier anzurühren. Da kommt ein Hund, der durch die Wunden gelockt wird, und fällt es an. Alsbald kommen die andern Hunde alle, und da sie das sehen, stürzen sie sich auf das blutende Tier, um ihm auch ein Stück aus dem Leibe zu reißen."

„Aber, Herr Graf," erwiderte ich, „eben diese Führung der Menschen giebt mir im Hinblick auf Ihre Lehre viel zu denken über die Erziehung des Menschengeschlechts. Wohl bin ich von der unzweifelhaften Richtigkeit Ihrer Bibelerklärung, Ihrer Anschauung über die Wesenheit des menschlichen Heiles und über den Weg dahin völlig überzeugt worden, aber ich fürchte, daß nur einzelnen, sittlich stark Begabten es möglich sein kann, diesen Weg so geradeaus aus eignen' Kräften zu verfolgen, um zum Heile zu kommen. Der Militarismus in seinen Anfängen und seiner furchtbaren Entwicklung, die Unterdrückung und Verfälschung des Geistes durch die Kirche, der Patriotismus in seinem verworrenen, schädigenden Treiben, das gar selten die Liebe zur Heimat zum Grunde hat, sind mir nur die Erweise der Beschränktheit und Schlechtheit der Menschen. Ich muß es daher im Hinblick auf die unendlich langsam errungenen, oft unterbrochenen geistigen und sittlichen Fortschritte als die tiefe Absicht eines uns Unbekannten, Namenlosen, ob wir Blinden ihm den Namen ‚Gott' oder ‚Weltgesetz' beilegen, ansehen, daß die Menschheit, durch diese ihre Beschränktheit und Schlechtheit in namenlose Leiden gestürzt, nur eben dadurch zeitweilig zur Besinnung kommt, um in dieser Besinnung wieder einen kleinen Schritt vorwärts geführt zu werden. Wir sehen ja, in die Geschichte rückblickend, daß die Menschheit jedes bescheidenste Maß freien, ruhigen Selbstbesitzes durch Ströme von Blut erkaufen mußte. Ich habe keinen Zweifel über die Richtigkeit des Zieles, das Sie uns weisen, aber die Weltordnung scheint bei der schlecht gearteten Natur der Menschen einen dornenvollen, unendlich langen Weg wählen zu müssen, sie zum Heile zu leiten, wenn sie es anders jemals erreichen. Ich traue den Menschen nicht zu, es erreichen zu können auf geradem Wege durch eigne Kraft."

Er darauf in festem, entschiedenem Tone der Ueberzeugung: „Der Mensch ist nicht schlecht. Das ist die That der Kirche, die den Menschen eingeredet hat, sie seien schlecht, sie seien in der Sünde geboren, damit die Kirche die Rolle des unentbehrlichen Vermittlers und Besserers spielen kann — damit bei ihr allein die Hilfe gesucht werde. Der Mensch braucht diesen Vermittler nicht, um zu seinem Gott zu kommen, er muß und kann das aus sich selber. Unter diesem Vermittler hat sich unsre Lebensweise bis zu solchem Grade von der Lehre Christi entfernt."

Es war ein Uhr nachts geworden, seine Schlafenszeit war da, und ich mußte Abschied nehmen. Ich vermag es nicht, den Eindruck der persönlichen Macht und Ueberzeugung zu schildern, die aus diesem erhabenen Menschen spricht, aber ich hege das sichere Gefühl in mir: Ein solches Gepräge haben nur jene Auserwählten, die bestimmt sind, auf Jahrhunderte hinaus zu wirken, wenn auch Millionen finsterer Geister bestrebt sind, ihr Wirken zu hemmen, es zu verhöhnen, zu verleumden und mit allen Waffen der Hölle zu vernichten." "

Lewinsky bekennt dem Grafen, er sei „von der unzweifelhaften Richtigkeit seiner Bibelerklärung überzeugt". Was es mit solcher „unzweifelhaften

Digitized by Google

Richtigkeit" auf sich hat, lehrt ja die Geschichte auf jeder Seite und nur zu oft mit Buchstaben von Blut und Flammen. Wenn man irgend einer modernen Größe gegenüber eklektisch verfahren, d. h. das Gold von den Schlacken scheiden muß, dann beim Grafen Tolstoj. Eine Größe in seiner Art aber bleibt dieser Mann trotz aller Irrtümer. Zu bedauern ist nur, daß er sich bereits im Besitze der vollen Wahrheit zu glauben scheint. Nie sind wir weiter von ihr entfernt, als wenn wir sie zu besitzen glauben.

Nationalcharaktere.

Von Paolo Mantegazza.

In dem ersten Heft des neuen Jahrgangs der Nuova Antologia veröffentlicht Paolo Mantegazza einen anregenden Aufsatz über Nationalcharaktere. Neben der Liebe, die er nach allen Seiten hin beleuchtet hat, — sagt er — habe ihn nie ein Gegenstand so gereizt und beschäftigt, wie die Charaktereigentümlichkeiten der verschiedenen Nationen. Sei es schon äußerst schwierig, den Charakter eines Individuums zu rubrizieren, so fast unmöglich, das Gesamtfazit aus dem Charakter eines ganzen Volkes zu ziehen. Davor schrecken selbst die Kühnsten zurück. Einen Beweis dafür liefere die Statistik. Unzählige Bücher mit Charakteristiken bedeutender Persönlichkeiten seien veröffentlicht worden, verschwindend wenig hingegen, die sich mit dem Charakter der Nationen beschäftigen. Man könne nur von dem Durchschnitt sprechen, wie solle man aber einen Durchschnitt festhalten bei einem Volk, das einen Dante und einen Lucheni, einen Tropmann und einen Victor Hugo hervorbringt! — „Die Schwierigkeiten, einen Nationalcharakter zu bestimmen, liegen nicht nur in der Natur des gewaltigen Problems, sondern noch mehr in den störenden Grundelementen, die unser Urteil trüben ... Der Durchschnitt ist ein notwendiges Instrument, bei jedem Schritt vorwärts, den der Gedanke thut, um neue Wahrheiten festzustellen ... Um aber aus der Summe der individuellen Charaktere jenen Durchschnitt herauszuschälen, der dann den Nationalcharakter bildet, stehen wir vor dem Hindernis, das den menschlichen Leidenschaften, den höchsten wie den niedrigsten, entspringt. Auf der einen Seite lassen uns die Liebe zum Vaterland, die ethnischen Sympathien, die Dankbarkeit, die wir mitleidigen oder nutzbringenden Verbündeten schulden, alle Tugenden eines Volkes im rosigsten Licht erscheinen und verbergen uns seine Fehler.

Auf der andern Seite werden internationale Eifersüchteleien, ethnische Antipathien, Haß gegen gegenwärtige oder Groll gegen ehemalige Unterdrücker uns alle Fehler und Schwächen einer Rasse im schwärzesten Licht erscheinen lassen. Man soll nur einmal die Oesterreicher von den Lombarden aus dem achtundvierziger Jahre beurteilen lassen und dann von solchen, die damals noch nicht geboren waren, und soll mir sagen, ob die Urteile gleichwertig ausgefallen sind. Man vergleiche das Urteil über die Franzosen, als nach Magenta Na-

Digitized by Google

poleon III. an der Seite Viktor Emanuels unter einem Blumenregen in den Mailänder Dom seinen Einzug hielt, und man frage die Italiener, wie sie nach Mentana über ihre Nachbarn dachten!

Sind die Urteile der Argentinier, der Peruvianer, der Chilenen über ihre Väter und Unterdrücker in Spanien, oder die der Brasilianer über ihre Brüder in Lissabon, oder die der Amerikaner über die Engländer, oder die der Engländer über die Iren vielleicht gerechte? Die ganze Geschichte der Menschheit ist mit Blut geschrieben, und wie tief und wahr sind jene Verse Bérangers, der nicht nur Frankreichs größter Liedersänger, sondern auch der tiefste und ehrlichste Politiker seiner Zeit war:

— Près de la borne, où chaque État commence,
Aucun épi n'est pur de sang humain! —

Selbst die Religion trübt unser klares Bewußtsein, wenn es sich darum handelt, den Charakter eines Volkes zu zeichnen.

Und nicht einmal den erlauchten Geistern gelingt es, bei der Beurteilung des Volkscharakters sich außerhalb ihrer Antipathien und Haßgefühle zu stellen. Zwei traurige Denkmäler dieser beschämenden Schwäche des menschlichen Geistes hat die moderne Litteratur aufzuweisen: Il Misogallo von Alfieri und La Race Prussienne von Quatrefages.

Von dem ersteren brauche ich nicht zu sprechen, jedermann kennt es,*) aber bei der Lektüre des zweiten Buches bin ich mehr als einmal errötet, denn bevor ich mich als Italiener fühle, fühle ich mich zunächst als zivilisierter Mensch und dann als Europäer. Nun schrieb einer der größten Anthropologen und Ethnologen Frankreichs, Quatrefages, nach Sedan ein Buch, um zu beweisen, daß die Preußen keine Deutschen, sondern Finnen, daher Tataren, daher Barbaren seien. Als ob es weniger beschämend sei, von Barbaren besiegt, als einem zivilisierten Volk unterlegen zu sein. Und der große französische Anthropologe veröffentlichte einen Plan von der Stadt Paris, um den Beweis zu liefern, daß die preußischen Bomben absichtlich gegen die Museen und Galerien gerichtet wurden, um Frankreichs Ruhm in Wissenschaft und Kunst zu vernichten.

Auch jenseits des Rheins war das Urteil um nichts weniger durch den Haß getrübt. In einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Berliner Zeitschriften wurden die Franzosen als von geistiger Paralyse befallen bezeichnet, eine Erscheinung, die auf den Wahn des Ehrgeizes folgen mußte. Und mit blutiger Ironie hatte man dazu bemerkt: „Und es ist wirklich schade drum, denn wir verdanken ihnen die besten Köche und die reizendsten Ballerinen!"

Selbst der große und aufrichtige Virchow sagte mir, um den wissenschaftlichen Stolz der Franzosen zu dämpfen, daß wir in der Wissenschaft unsern Nachbarn jenseits der Alpen bei weitem überlegen seien; eine Schmeichelei — auf Kosten der Wahrheit.

Wenn selbst die größten Geister so ungerecht in der Beurteilung des Volkscharakters sind, wenn sie, die auf den reinen Höhen der Wissenschaft thronen,

*) Alfieri giebt darin seinem glühenden Hasse gegen Frankreich und die Franzosen Ausdruck, nachdem der Konvent sein in Paris zurückgelassenes Eigentum konfisziert und der Dichter den größten Teil seines übrigen, in französischen Werten angelegten Vermögens verloren hatte. D. H.

Digitized by Google

im stande sind, ins Ungemessene zu irren, sobald nationaler Haß sie verblendet, wie soll es uns gelingen, solchen Seelenstörungen zu entschlüpfen; wie sollen wir zum Licht der Wahrheit dringen, wo so viel Nebel und Rauch unsere Augen blenden? Ich habe mir den Spaß gemacht, die internationalen Urteile zu sammeln, die die Völker gegenseitig ausgetauscht haben, und möchte eine kleine Blütenlese davon hier zum besten geben . . ."

Mantegazza führt nun eine ganze Reihe von Beispielen an, von denen wir nur einige wiedergeben:

Ueber die Italiener:

Es giebt in Italien nur heftige Leidenschaften und träges Genießen.
Madame de Staël.

. . . Italien, das Land des Egoismus und des Genusses, in dem nur die Freude an der Schönheit Königin geblieben ist. Zola.

Italien ist in jeder Hinsicht das Land des Schönen. Stendhal.

Ueber die Franzosen:

. . . Für den französischen Geist bildet das Einfache ein Element für das Erhabene. Béranger.

Frankreich, dieses Gascogne Europas! Heine.

In Frankreich fragt man sich immer: wie wird der Nachbar darüber denken? Stendhal.

In Frankreich den Schein wahren, in England respektabel sein: um diesen Preis schafft man sich ein ruhiges Leben. V. Hugo.

Ueber die Engländer:

Die Engländer sind wenig höflich, aber niemals unhöflich.
Montesquieu.

. . . Die Engländer haben niemals eine öffentliche Moral gehabt. Was ihnen Nutzen bringt, scheint ihnen immer das Richtige. Duc de Richelieu.

Der Engländer liebt die Freiheit wie seine legitime Frau; ohne sie mit besonderer Zärtlichkeit zu behandeln, weiß er sie aber, wenn notwendig, zu verteidigen. Der Franzose liebt sie, wie die Auserkorene seines Herzens; er kämpft für sie mit seinem Leben und begeht ihretwegen tausend Dummheiten. Der Deutsche liebt sie mit der Zärtlichkeit, die er für seine alte Großmutter hegt.
Heine.

Ueber die Deutschen:

In diesen deutschen Köpfen, selbst in den übelbeleumundeten, lebt ein Uebermaß von Einbildungskraft, das ich bewundere. G. Sand.

Wir Deutschen, wir denken immer . . . und über dieses Denken gelangen wir nie zu einem Urteil! Heine.

. . . Die ewige Anmaßung der Deutschen ist, niemals den Franzosen zu gleichen . . . sobald man ihnen von Frankreich spricht, geraten sie in Wut.
Balzac.

Ueber die Slaven:

Aeußerste Weichheit gepaart mit äußerster Energie, das ist slavisch.
Cherbuliez.

Ueber die Amerikaner:

Es ist eine Thatsache, daß die gebildetsten Amerikaner mit ihrer Bildung prahlen, ebenso wie Leute mit sehr guten Manieren gern ihre Verfeinerung in

Digitized by Google

übertriebener Weise zur Schau tragen. Maß in allem halten, ist eine der letzten Früchte der alten Civilisationen. Th. Benzon.

„Sollen wir nun wirklich" — fährt Mantegazza fort — „auf eine wissenschaftliche Definition der Nationalcharaktere verzichten? Sollen wir es den Romanschreibern, den Schriftstellern und Dichtern überlassen, Teilchen solcher Charakteristiken als Stoff für ihre Kunstschöpfungen zu verwerten? Soll gerade die Wissenschaft ihre eigene Impotenz eingestehen vor diesem Problem, das uns gleichzeitig dunkel und gefährlich erscheint? Ich glaube nein.

. . . Die Kriterien, durch welche man zu einer positiven Definition eines Charakters gelangt, beruhen immer auf der Beobachtung; und wir alle, die große Masse und die Männer der Wissenschaft, wir beobachten die Handlungen eines Volkes und erteilen ihm dementsprechend die psychologische Taufe.

Bei der Beurteilung des Charakters der verschiedenen Völker, die sich in Europa geteilt oder die sich losgelöst haben, um jenseits der Ozeane andere Nationen zu gründen, stimmen wir, was die hervorstechendsten und unveränderlichsten Züge anbetrifft, im allgemeinen überein, indem wir derselben Methode folgen, die wir bei der Beschreibung der physischen Eigenschaften eines Volkes oder einer Rasse anwenden. Niemand in der Welt wird je behaupten, daß die Franzosen ruhiger und friedlicher Gemütsart, die Norweger hingegen feurigen und leidenschaftlichen Temperaments sind; genau so wie man sich lächerlich machen würde, wollte man behaupten, die Spanier haben eine zarte Hautfarbe und blonde Haare, oder die Slaven seien im Besitz kühner Adlernasen. Ist man nun auch über die hervorstechenden Charakterzüge, die sich dem oberflächlichsten Beobachter aufdrängen müssen, einig, so beginnen wir sofort unsicher zu werden, wenn es sich darum handelt, die feineren Einzelheiten zu verzeichnen, die in ihrer Gesamtheit uns erst das getreue psychische Bild einer Nation geben. Kein Botaniker würde wagen, eine Pflanze, kein Zoologe, ein Tier durch ein einziges oder einige wenige charakteristische Eigenschaften bestimmen zu wollen. Und nun sollte gar ein Psychologe durch zwei oder drei Eigenschaften die moralische Physiognomie eines Volkes bestimmen wollen, die Summe von Millionen menschlicher Organismen, von denen jeder einzige eine ganze Welt repräsentiert!

Als eine Art Gymnastik des Geistes habe ich versucht, den Nationalcharakter einiger unserer europäischen Mitbrüder mit der möglichst geringen Anzahl von Adjektiven definieren zu wollen, und lasse hier das armselige Resultat dieses schüchternen und thörichten Versuchs folgen:

Die Italiener würden demnach sein Aesthetiker und Erotiker;
die Franzosen erregbar, erotisch und unbeständig;
die Engländer egoistisch, fromm, zähe; vielleicht auch Heuchler und sicherlich hochmütig;
die Deutschen naiv und enthusiastisch;
die Spanier aufrichtig, wild und stolz;
die Portugiesen eitel, herzlich, stolz;
die Russen Neurastheniker.

— Welch klägliches Resultat in wenigen Worten! Einem Hagel von Spottpfeilen und Schmähungen würde sich derjenige aussetzen, der obige Porträts unterzeichnen und ihre Aehnlichkeit verteidigen wollte. In einem Meer von Tinte

Digitized by Google

würden wir ertränken, wer ernsthaft und im Namen der Wissenschaft diese Definitionen rechtfertigen wollte . . .

Die Elemente, um ein annähernd getreues Bild eines Nationalcharakters entwerfen zu können, müssen, wenn ich mich nicht täusche, folgenden verschiedenen Quellen entnommen werden:

Der Kriminalstatistik, die mehr als aus den Zahlen aus der Verteilung der Verbrechen in Bezug auf Alter, Land, soziales Milieu studiert werden muß;

der Wohlthätigkeitsstatistik;

der Statistik über die Ausgaben für den Kultus verglichen mit jenen für die Wohlthätigkeit . . .

Es giebt so geringfügige Thatsachen im geistigen Leben, die von den meisten unbeachtet bleiben und dennoch unschätzbare Anhaltspunkte zur Erlangung unerhoffter und überraschender Resultate bilden. Hier ein Beispiel. Die Statistik der Eisenbahnreisenden belehrt uns, daß von den sieben Wochentagen in Italien am Freitag am wenigsten, am Sonntag am meisten gereist wird. Freitags bleibt man aus Furcht vor der Jettatura, die auf diesem verhängnisvollen Tage lastet, zu Hause, und sonntags reist man mehr, weil man feiert und Ausflüge macht. Nun bezeichnet der Zahlenunterschied der an diesen beiden Tagen Reisenden die Stärke des Aberglaubens in den verschiedenen Provinzen Italiens.

Aber gehen wir weiter. Die Statistik der Selbstmorde und das Studium ihrer Ursachen ist eine gute und ausgiebige Quelle der Kriterien, um eine Definition des Nationalcharakters zu erreichen. Gleich daran würde sich schließen die Statistik der Theater und der dramatischen Arbeiten, die am häufigsten aufgeführt werden. Dann die Statistik der Zeitungen und ihre politische Richtung, die Statistik der Lesehallen und Bibliotheken mit Angabe des Büchermaterials, das dort gelesen wird, die Statistik der litterarischen Produktion, die nicht auf ihren ästhetischen Wert hin, sondern auf den sittlichen Wert der Verfasser und der von ihnen behandelten Gegenstände hin geprüft werden sollte.

Im Geiste höre ich um mich her Ausrufe des Schreckens und der Verachtung ertönen über all diese Statistiken, über diese ganze Batterie von Zahlen, die eine wissenschaftliche Definition der Nationalcharaktere ergeben sollen. Und dennoch müssen wir den Kopf senken vor den Zahlen, die die Welt regieren, denn sie stellen die Dinge dar, und wenn die Dinge sich nicht addieren lassen, so sind es keine Dinge mehr, sondern Phantastereien oder Hallucinationen. Erst die Dinge, dann die Zahlen und zum Schluß der höchste Lohn des Gedankens, die Wahrheit.

Wenn die Zahlen uns nicht immer die Wahrheit sagen, so liegt es daran, daß es falsche Zahlen sind. Wer falsche Scheine ausgiebt, kommt auf die Galeere, und die Galeere der Wissenschaft ist der Irrtum.

Wer gegen Zahlen eine Abneigung hegt oder sie für anmaßende, brutale Eindringlinge als Faktoren auf dem geistigen Schlachtfeld hält, nun, der begnüge sich, den Nationalcharakter der Franzosen aus dem Misogallo und den der Deutschen aus der Race Prussienne des Quatrefages zu definieren. — Und ruhe auf seinen Lorbeeren." **G. Gagliardi.**

Digitized by Google

Englischer Individualismus.

Eines jeden Volkes Kraft und Wert beruht im letzten Grunde auf dem freien, unabhängigen Sinn seiner Durchschnittsbürger. Dieses lehrt die Geschichte, und ganz besonders vielleicht die englische. Nicht den Anstrengungen seiner „Genies" verdankt England in erster Linie Macht und Glück, sondern dem unerbittlichen Ringen von „Hinz, Kunz und Peter" um persönliche Freiheit. — „Hinz, Kunz und Peter", — sie sind es gewesen, die Nordamerika, Südafrika, Australien und andere Länder siegreich besiedelt und der neuen Heimat Recht auf Unabhängigkeit (auch dem Mutterlande gegenüber) mit bulldoggenartiger Zähigkeit behauptet haben. — Deshalb verdient im modernen England alles das besondere Beachtung, was die Fortdauer und Ausbildung jenes kräftigen Individualismus betrifft. „O Gott, schaffe nicht mehr Giganten, — schaffe du freies Volk!" singt ein englischer Dichter; und seine Worte haben tausendfältigen Widerhall gefunden. — In diesem Sinne muß ein Protest verstanden werden, den neuerdings Robert Blatchford im „Clarion" beharrlich vorbringt. Er protestiert dagegen, daß die englischen Arbeiter ihre „Führer" nicht einfach als Berater und im übrigen als passive Instrumente des Allgemein-Willens gebrauchen, sondern ihnen das verantwortliche Recht und die Pflicht individueller Initiative in schweren Krisen auferlegen. Das Charakteristische bei diesem Protest liegt darin, daß Blatchford selber ein hervorragender (journalistischer) Arbeiterführer ist. Er sagt: „Unsere Methoden und Organisationen sind nicht wahrhaft demokratisch. Wen aber trifft die Schuld? — Euch Arbeiter! Ihr seid denkfaul und habt zu wenig Opferwillen; darum wird jede verantwortliche Arbeit den ‚Führern' zugeschoben. So aber ist euch nicht gedient! Denn ihr lernt nichts. Was soll das Eifern gegen die Klassenungerechtigkeit! Die besteht allein durch euren Mangel an männlichem und staatsbürgerlichem Geiste! Hinweg mit dem Geführtsein! Ergreift selber die Zügel!" —

Auf diesen Appell hin antworteten sogleich 10 000 Arbeiter schriftlich, daß sie zur Reorganisation bereit seien — ein bedeutsames Zeugnis für die Reaktionsfähigkeit des englischen Arbeiters! Allerdings gebietet auch Blatchford über ein selten hohes Maß von Vertrauen im Volke. Und das mit Recht! Denn seine Unbestechlichkeit ist über allen Verdacht erhaben. —

Einige Thatsachen aus dem Leben dieses typischen Neu-Engländers dürften den deutschen Leser interessieren. Von ärmlichster Herkunft, ohne Jugendbildung, und nach einer Dienstzeit von sieben Jahren als gemeiner Soldat, schwang sich Robert Blatchford zum Redaktionssessel der „Manchester Daily Chronicle" auf, einem Posten, der 20 000 Mark jährlich einbrachte. Diesen Posten gab er freiwillig auf, als er zum Sozialismus bekehrt wurde, denn die Richtung des Blattes war liberal. Der Ex-Redakteur griff nun ruhig zu einer Beschäftigung, die gerade 27 Mark wöchentlich abwarf. Bald darauf wurde es ihm jedoch möglich gemacht, ein eigenes Blatt zu gründen: „The Clarion", in welchem er sogleich eine Reihe von Artikeln über das soziale Problem, unter dem Titel: „Das fröhliche England", veröffentlichte. In Buchform gedruckt, erregten sie ungeheure Sensation. 900 000 Exemplare des Werkes wurden in England allein verkauft, etwa 600 000 in Amerika, Australien, Südafrika und anderen Ländern. Trotz dieses unglaublichen Erfolges blieb der Autor arm; denn er hatte den

Digitized by Google

Verkauf seines Buches nicht auf Verdienst angelegt, sondern nur auf Verbreitung. Darum verehrte ihn das Volk. Darum vertraut es ihm nun. Blatchfords Einfluß ist bedeutend, und die neueren Artikel über „Arbeiterführer", die ein historisches Prinzip verfechten, dürften weitere Folgen nach sich ziehen, als jetzt abgesehen werden kann.

Ein anderes „unbedeutendes Ereignis", das sich ohne Sang und Klang hier vollzogen hat und doch so charakteristisch für den englischen Individualismus ist und auch seinen Einfluß auf die Nation nicht verfehlen wird, ist die Gründung einer kleinen Volks-Ruhmeshalle durch den berühmten Maler Watts. Diese kleine Halle soll das Vorbild vieler anderen werden; sie enthält nichts als Bücher, in die Zeitungsausschnitte eingeklebt, und Namen, die auf die Wände gemalt sind. Aber die Ausschnitte berichten über den Heldentod *aller*, die im britischen Reiche opfermütig sterben, und die einfachen Namen an den Wänden — das sind *ihre* Namen.

Ereignisse wie diese: Gründung einer solchen Ruhmeshalle und Protest Blatchfords gegen das „Sich-führen-lassen" des Volkes, mögen zwar nicht von weltbewegender Bedeutung sein, aber sie zeigen deutlich, daß noch ein lebendiger Funke in dem Leben dieses germanischen Stammes glüht, und sie weisen den Weg, den die entfachte Flamme einst nehmen wird, — wie der Strohhalm den Weg, den der Sturmwind kommt. **James Grun** (London).

Die jüngste russische Litteratur.

Eine Umschau unter den neuesten Erscheinungen der russischen Litteratur hält Professor Michael *Gruszewski* in dem in Lemberg erscheinenden kleinrussischen „*Literaturno-naukowij Wistnik*" („Litterarisch-wissenschaftlicher Bote"). Einleitend führt er etwa folgendes aus:

In der russischen Litteratur ist es seit längerer Zeit, seit einigen Jahrzehnten schon, zur Gewohnheit geworden, vorwurfsvoll auf den Mangel an originellen Talenten in ihr hinzuweisen. Und wirklich, die Koryphäen der russischen Litteratur der fünfziger bis siebziger Jahre, wie Turgenjew, Ostrowski, Dostojéwski, Saltykow, Gontscharow, Nekrassow, haben uns keine gleichwertigen Nachfolger hinterlassen. Der letzte, der aus ihrem Kreise geblieben, Leo Tolstoj, steht als alter Eichstamm inmitten des wimmelnden jungen Nachwuchses, und auch er ist in das Lager der Publizisten und Moralisten hinübergegangen, während sein künstlerisches Schaffen in den letzten Jahren nicht groß war und nur zweifelhaften künstlerischen Wert besitzt. Von den jüngeren Schriftstellern der siebziger bis neunziger Jahre hat kein einziger die Größe der Koryphäen der älteren Generation erreicht, ja, sie haben nicht einmal die Hoffnungen erfüllt, welche man auf sie gesetzt hat. Nur einer, Anton Tschechoff, geht unaufhaltsam vorwärts, er wird gewiß die Hoffnung nicht täuschen: zu einer großen litterarischen Gestalt sich auszuwachsen. Daneben giebt es Talente, Talentchen

Digitized by Google

und Begabungen eine ganze Menge, so daß, oberflächlich betrachtet, hinsichtlich der quantitativen Produktion die Sache gar nicht schlecht steht. Einige zehn dickleibige Journale, wie sie in Europa Mode sind — in Rußland konzentriert sich die litterarische Produktion hauptsächlich in den Journalen, und in besonderen Büchern erscheint nur das, was vorher schon in Journalen veröffentlicht wurde — bringen allmonatlich einen Schwarm von Erzählungen, Novellen und allen möglichen sonstigen Fabrikaten. Gewiß, Mittelmäßigkeit herrscht vor, so daß einige Kritiker sich dazu verstiegen haben, gegen die russische Litteratur die Beschuldigung zu erheben, sie sei „eine dürre und öde Sahara"; doch das ist über das Ziel geschossen, und dieselben Kritiker bemühen sich, doch hie und da etwas Interessanteres herauszufinden. Es ist nicht zu leugnen, die Bedeutung dieser Erzeugnisse ist eine mehr publizistische als künstlerische. Im ganzen erhebt sich über das Mittelmaß nur eine geringe Zahl von Werken, die weitere Beachtung beanspruchen dürfen, namentlich für Leute, welche nicht speziell an den Geschicken der russischen Gesellschaft interessiert sind ...

Des Näheren geht der Verfasser zunächst auf Tolstojs Schrift „Was ist die Kunst?" ein, die ja auch in Deutschland so viel Beachtung und fast ebensoviel Mißbilligung gefunden hat, und auf einen Artikel, welcher Angriffe auf die „zeitgenössische Wissenschaft" enthält. Auch Gruszewski weist auf ihre großen Schwächen hin, ohne jedoch zu übersehen, daß trotzdem manches Richtige und Bemerkenswerte in ihr gesagt wird. Aehnliche Unzulänglichkeiten wie bei dem alten Tolstoj findet er bei Tolstoj jun., der bekanntlich mit seinem „Chopins Praeludium" als Widersacher seines Vaters, besonders der in der „Kreutzer-Sonate" entwickelten Forderungen aufgetreten ist.

Die künstlerisch wertvollste Erscheinung der jüngsten russischen Litteratur erblickt Gruszewski in den beiden Erzählungen von Anton Tschechoff „Die Bauern" (Muziki) und „Mein Leben". „Es ist das zweifellos das Bedeutendste von allem, was Tschechoff bisher geschrieben, und diese allmähliche Entwickelung seines Talentes (er schreibt seit mehr als zehn Jahren, und einige Sammlungen seiner Erzählungen sind schon in zehnter Auflage erschienen — ein in Rußland gewiß ungewöhnliches Ereignis) berechtigt zu der Hoffnung, daß wir in ihm eine litterarische Kraft ersten Ranges zu erblicken haben. Leo Tolstoj äußerte sich dahin, daß nach seiner Ansicht Tschechoff alle zeitgenössischen russischen Schriftsteller überrage, ihn, Tolstoj, selbst mit inbegriffen; er hob dabei besonders seine Fähigkeit hervor, in wenigen Strichen ein ganzes Bild zu geben, ganze psychologische Typen, und mit diesen Miniaturmalereien einen starken Eindruck zu erzeugen." In den „Muziki" wird ein düsteres Gemälde der Nacht des Elends und der Unwissenheit des russischen Bauern entworfen, und trotz aller Kürze mit wunderbarer Treffsicherheit und aus liebevollem, mitempfindendem Herzen. „Tschechoff versteht es hier, auf zwei kleinen Bogen ein ungewöhnlich ausführliches und vielseitiges Bild des Bauernlebens zu geben: es wird das Familienleben geschildert, das dörfliche Verwaltungswesen, die ökonomische Lage, die kulturelle Entwicklung, der religiöse Standpunkt, psychologische Momente, eine ganze Reihe von Typen, voller Leben, von Fleisch und Bein, mit ihren individuellen Physiognomien, und schließlich — die Stimmung der stillen, armseligen und doch so lieben Natur." Die zweite Erzählung „Mein Leben", „Geschichte eines Provinzialen", wie sie Tschechoff nennt, bildet gewissermaßen eine Ergänzung zu der

Digitized by Google

ersteren. Wurde in jener das Leben der Bauern ohne jede Schönfärberei geschildert, so liefert uns diese ein Bild des städtischen Lebens, der Beamten, Kaufleute, der Intelligenz, der ganzen „übertünchten Höflichkeit" dieser kleinen Welt, daß der Städter wahrlich keinen Grund fühlen kann, sich dem rohen Bauern gegenüber zu überheben, ja, daß sogar die größere Sympathie jenem zufallen muß.

Weniger günstig als diese beiden beurteilt Gruszewski die drei letzten Erzählungen Tschechoffs, „Der Mensch im Futterale", „Die Stachelbeere" und „Von der Liebe", welche er sogar als recht schwach bezeichnet, und in denen er das Streben erblicken zu müssen fürchtet, einigen Kritikern zu gefallen, welche ihm Indifferentismus vorgeworfen, seine Erzählungen mit einer scharf hervortretenden „Idee" auszustaffieren.

Eine zweite Stütze der jungen Generation in Rußland, Wladimir Korolenko, dessen erste vielverheißende Arbeiten große Anerkennung fanden — auch in deutscher Uebersetzung haben verschiedene sich einen Kreis von Bewunderern erworben, ich erinnere nur an „Makars Traum" und „Der Wald rauscht" aus den in Reclams Bibliothek erschienenen „Sibirischen Novellen" — hat in letzter Zeit wie Tolstoj sich mehr der Publizistik zugewandt und kommt also hier nicht in Betracht.

Gleichfalls von geringerem künstlerischen Wert, aber von höchstem Interesse wegen des darin behandelten sozialen Problems ist der neueste Roman von Petr Boborikin, welcher als Schüler Zolas sämtliche Schichten der russischen Gesellschaft zu schildern unternimmt. Dies neueste Werk sucht eine Frage zu lösen, welche nicht nur für die russische Gesellschaft von einschneidender Bedeutung ist, den modernen Gegensatz zwischen Stadt und Dorf, zwischen Fabrikarbeit und Landarbeit und den allmählichen Uebergang der einen Lebensform in die andere. Boborikin läßt denjenigen seiner beiden Helden, dem er die meiste Sympathie entgegenbringt, für eine Vereinigung beider eintreten, im Winter in der Fabrik und im Sommer auf dem Lande arbeiten.

Fernab von dem Gewirr modernen Lebens, in die Zelte der südsibirischen Tataren, führt Dimitri Mamin mit seinen sibirischen Erzählungen („Tatarische Legenden" u. a). Diese zeichnen sich trotz des häufig schablonenhaften Aufbaus vor allem durch das treue und lebendige Kolorit aus und zaubern in poetisch-legendarischem Ton originelle Bilder jenes fernen, fremden Lebens vor unser Auge.

Sibirien ist jetzt, wie Gruszewski weiter bemerkt, Mode geworden in der russischen Belletristik; doch nicht jenes künftige Kulturland Sibirien, dessen Erstehen heute die Aufmerksamkeit aller Welt fesselt, sondern das alte, düstere Sibirien der Verbannten und Wilden, das Korolenko mit so vielem Talent und reichem Erfolge beschrieben. Zu diesen neuesten „Sibiriern" (Mamin nennt sich z. B. selbst „Mamin-Sibirjak", „der Sibirier") gehört der Pole Waclaw Seroszewski, welcher polnisch und russisch schreibt. In seiner letzten russischen Erzählung „Im Netze" (1898) schildert er das traurige Dasein der „zur Besiedelung" Verschickten unter den rohen, noch barbarischen Jakuten. Mit ähnlichen Stoffen beschäftigen sich Elpatewski und L. Melschin.

Einige kleinere Novellen brachte der als Schilderer des Meeres rühmlichst bekannt gewordene Konstantin Stanjukowitsch, und von den zahlreichen neuen Romanen und Erzählungen J. Potapenkos ist eine Episode aus dem Leben der Geistlichen, „Das Glück wider Willen", als wohlgelungen hervor-

Digitized by Google

zuheben. Trübe Bilder aus der russischen aristokratischen Frauenwelt entwirft eine unter dem Pseudonym Dobrodejka Mikulitsch schreibende Verfasserin.

Zum Schluß geht Gruszewski auf eine äußerst interessante und originelle Erscheinung der jüngsten russischen Erzählungslitteratur ein, auf Maksim Gorki. Maksim Gorki, welcher gegen Ende des Jahres 1895 mit seiner Erzählung „Tschelkasch" zum ersten Male an die Oeffentlichkeit trat, hat schnell die Kritik für sich gewonnen und großes Aufsehen mit seinen Werken erregt, welche jetzt in zwei Bänden gesammelt vorliegen. Er schildert, ähnlich wie vor ihm Gleb Uspenski, fast ausschließlich die außerhalb der anerkannten Welt stehende Welt der Landstreicher, des „barfüßigen Kommandos", wie diese sich selbst nennen, der Diebe, Trunkenbolde, der „gewesenen Leute". In diesen Darstellungen aus dem Leben des fünften Standes, das der Gesellschaft der ehrlichen Leute vielleicht noch fremder ist als das der Indianer und Neger, hält er sich jedoch fern von übertriebener Schönfärberei und Sentimentalität, obgleich er seine Schützlinge und Lieblinge mit durchaus wohlwollendem, ja liebevollem Auge betrachtet. Ihn interessieren besonders die starken, eigenartigen Naturen unter ihnen, die nach eigenem Rechte, aber doch nach einem Rechte ihr wechselvolles Leben führen, die — wie der Schuhmacher Orloff von sich sagt — „mit einer Unruhe im Herzen geboren sind", und deren „Bestimmung es ist, Vagabund zu sein".

Mit Poesie und Drama beschäftigt Gruszewski sich nicht weiter, „die letzten Jahre haben darin nichts gebracht, was nur einigermaßen Beachtung verdiente. Die älteren Dichter, wie Polonski, Shemtschushnikoff u. a., und die jüngeren, wie Slutschewski, Mereshkowski, Fofanoff u. a., leben für sich und schreiben von Zeit zu Zeit etwas. In den Theatern bringt man wohl nicht nur Umarbeitungen, sondern auch originale Arbeiten zur Darstellung, aber um dieses originale Drama ist es nicht glänzend bestellt". **Georg Adam.**

Georg Brandes' Selbstbekenntnisse.

In dem „Neuen Stammbuch", das in Bojesens Weihnachtspublikation „Julevser" enthalten ist, beantwortet Georg Brandes eine Reihe von Fragen über seine Persönlichkeit.

„Hauptzug meines Charakters: Trotz.

Die Eigenschaft, die ich bei einem Mann am höchsten schätze: Festigkeit.

Die Eigenschaft, die ich bei einer Frau am höchsten schätze: die Fähigkeit, durch Lieben zu erfreuen.

Die Fähigkeit, die ich am liebsten haben möchte: Andere zu begeistern.

Der Fehler, den ich am wenigsten haben möchte: die Frage ist sinnlos.

Meine Lieblingsbeschäftigung: die Dummheit zu bekämpfen.

Das größte Glück, das ich mir denken könnte: die Macht haben, dem Recht zum Siege zu verhelfen.

Die Stellung, die ich am liebsten haben möchte: in Bezug darauf habe ich keine Wünsche.

Digitized by Google

Was ich für das größte Unglück ansehen würde: ständige Krankheit und Armut.
Mein Lieblingstier: der Pegasus.
Meine Lieblingsbücher: die gut geschriebenen.
Meine Lieblingsbilder: Michel Angelos, Leonardos, Rembrandts.
Welche Musikstücke mir am besten gefallen: die, welche meiner Stimmung entsprechen.
Die Männer der Geschichte, die ich am höchsten stelle: Cäsar, Michel Angelo, Spinoza.
Die Frauen der Geschichte, die ich am höchsten stelle: Cornelia, Jeanne d'Arc, Florence Nightingale.
Der historische Charakter, den ich am tiefsten verachte: diesen Typus: Christian VIII. in Norwegen 1814.
Die gedichteten männlichen Gestalten, die mich am meisten ansprechen: Henry Perce, (Shakespeares Heinrich IV.), Hamlet, Alceste, (Molières Misanthrope).
Der Name, den ich am liebsten habe: Dänemark.
Die Fehler anderer, die ich am leichtesten ertrage: das reife Alter ist nachsichtig im Verachten.
Die Gesellschaftsreform, die ich am liebsten erleben möchte: glaube an keine!
Mein Lieblingsgetränk und mein Lieblingsgericht: ausgesuchter Wein, gute Austern.
Die Jahreszeit und das Wetter, das mir am liebsten ist: kommt ganz auf die Stimmung an.
Mein Wahlspruch: Perseverando (durch Ausdauer).

Ernst Brausewetter.

Die Grundlage einer amerikanischen Aristokratie.

Die Thatsache, daß sich von den höheren Schichten der amerikanischen Gesellschaft allmählich eine Klasse absondert, welche sich aufs eifrigste bemüht, in der Republik die Rolle einer Aristokratie zu spielen, ohne sich bisher als solche Geltung verschaffen zu können, wird neuerdings in der amerikanischen Presse vielfach besprochen. Prof. Harry Thurston Peck von der Columbia-Universität behandelt den Gegenstand im „Independent" und sagt u. a.: „Das wirkliche Vorrecht einer Aristokratie läßt sich immer auf drei Quellen zurückführen: den Dienst, welchen ihre Mitglieder dem Herrscher oder dem Staat geleistet haben, die Vornehmheit ihrer Umgebung und die Befestigung ihrer Traditionen in aufeinander folgenden Generationen durch eine verhältnismäßig beschränkte Klasse. Eine oder zwei dieser Bedingungen allein genügen nicht; sie müssen sich vereinigt vorfinden, wenn diese Aristokratie wirklich auf Glanz und auf Dauer Anspruch machen soll. So gab es z. B. in den früheren Perioden amerikanischen nationalen Wachstums sowohl im Norden wie im Süden eine Klasse

Digitized by Google

von Männern, die sich dem öffentlichen Dienst widmeten und die öffentliche Achtung in hohem Maße genossen, aber sie bildeten keine Aristokratie, denn sie hatten weder den Reichtum, welcher in den Stand setzt, der Phantasie des Volkes durch eine entsprechend glänzende Lebensweise zu imponieren, noch dauerte ihre bevorzugte Stellung, Männer wie Adams, Jay und Lee ausgenommen, über eine Generation hinaus.... In England allein finden sich alle drei Bedingungen vollkommen vereinigt; daher ist dort allein die aristokratische Tradition ein wesentlicher und dauernder Bestandteil des nationalen Systems. Amerikanische Nachahmer thaten wohl daran, sich die englische Aristokratie zum Muster zu nehmen; ihr Fehler war nur das Unvermögen, ihre endgiltige Bedeutung zu erfassen. Sie betrachteten die Einrichtung rein äußerlich; sie unterließen es, ihre Geschichte und ihre philosophische Grundlage zu studieren ..... Die Geschichte von Englands Errungenschaften in Krieg und Frieden und der Entwicklung konstitutioneller Freiheit liest sich wie eine Musterrolle ihres Adels von dem Tage an, da die Barone dem ungeneigten König die Magna Charta abzwangen, bis zu dem Tage, da ein englischer Herzog das Heer des größten Soldaten aller Zeiten in einer Schlacht vernichtete und die Welt von dem Titanenehrgeiz des ersten Napoleon befreite.... Darum liebt der Engländer den Lord; das giebt der traditionellen Achtung, welche die Engländer der ganzen Aristokratie entgegenbringen, eine dauernde und feste Grundlage ....

„Irgend eine derartige Grundlage ist notwendig, wenn sich in diesem Lande eine aristokratische Tradition entwickeln soll. Trotz der Sticheleien des Auslands steht Geld an sich bei den Amerikanern in geringerem Ansehen als vielleicht bei irgend einem andern Volke der Welt; und was als Achtung vor dem Gelde erscheint, ist in Wirklichkeit Achtung vor dem Mut, dem Scharfsinn und dem Unternehmungsgeist, welche die Erwerbung des Geldes ermöglichten. Mit andern Worten, wenn uns als Volk der Reichtum imponiert, so ist es hauptsächlich, weil er ein Zeichen ist, daß der Mensch es zu etwas gebracht hat. Geld um des Geldes willen lockt den Amerikaner nicht; die Amerikaner sind darum in der Regel das Volk, das Geld am leichtesten ausgiebt. Der Gelderwerb ist ihnen ein Genuß; aber sie besitzen weder den charakteristischen Knausergeist der Franzosen, noch die geldstolze Arroganz des englischen Mittelstandes. Der bloße Besitz des Geldes, mag er noch so groß sein, verleiht dem Besitzer kein Prestige. Was der Amerikaner am meisten bewundert, ist Geist, Verstand und Willenskraft, und wenn diese dem öffentlichen Wohl dienen, dann wird ihnen stets eine Anerkennung zu teil, die an Ehrfurcht grenzt, selbst in einem Volke wie das unsrige, dessen Humor eine durchaus ernsthafte Auffassung vieler Dinge nicht zuläßt. Sollten sich diese Eigenschaften der Welt in großem Maßstabe in solchen Menschen offenbaren, deren Reichtum sie in den Stand setzt, ihrer Persönlichkeit den geeigneten Rahmen zu verleihen, dann ist nicht einzusehen, weshalb nicht der Grund zu einer Aristokratie unter uns gelegt werden soll.

„Ein besonderer Umstand weist auf die Notwendigkeit hin, daß unsre Millionäre der Oeffentlichkeit und dem Staate dienen sollten. Eine Aristokratie muß irgend ein Element der Fortdauer haben, wenn sie sich zu irgend einer Bedeutung erheben soll; und ein solches ist schwer zu erreichen in einem Lande wie das unsere, wo es keine auf das Recht der Erstgeburt basierten Gesetze giebt und die Gesetze aller Staaten dem englischen Prinzip der fideikommissarischen

Digitized by Google

Erbfolge ungünstig sind. Die große Schwierigkeit, gegen welche alle unsere reichen Familien von jeher kämpften, war stets die, den Reichtum zusammenzuhalten und unverletzt und unzersplittert von einer Generation auf die andere zu übertragen. Das ist in den Vereinigten Staaten immer schwieriger gewesen, als ihn zu erwerben. Der Schöpfer solches Vermögens hat oft davon geträumt, eine Erblinie zu schaffen, die seinen Namen dauernd fortpflanzt, so daß er durch das Vermögen, das er zugleich mit ihm hinterläßt, von künftigen Generationen in Ehren gehalten werde. Aber dann kam ein Sohn, der nur zum Genießen erzogen worden war, und verschwendete und zerstreute die Habe, bis sich die dritte Generation wieder in denselben bescheidenen Verhältnissen befand, wie ihr Gründer. Und das wird immer so sein, so lange unsere Menschen der Muße nur Menschen des Genusses sind, und die jüngeren Mitglieder dieser Klasse nicht von Kind auf zu größerer Verantwortlichkeit und ernstem Streben nach ernsten Zielen erzogen werden und selbst wünschen, etwas zu leisten, das des Beispiels ihrer Väter würdig ist. Giebt es kein anderes Motiv, welches unsere „would-be"-Aristokratie dem öffentlichen Leben zuführt, dann sollte dies allein genügen, denn es enthält zugleich die Lösung eines Problems, mit dem sie sich viel beschäftigt: wie sie ihren Reichtum befestigen und ihren Namen zu Ehren bringen und so ein Ziel erreichen kann, das sie bisher vergeblich verfolgte."

A. von Ende (New-York).

Digitized by Google

Noch einmal: „Zufall oder Fügung?“

Der Blick auf das Ganze.

Wäre die Schlußfolgerung in dem Artikel „Zufall oder Fügung“ (3. Heft d. Ts.) richtig, so müßte der „Höhere“, der die „Fügungen“ schickt, ja ein Wesen sein, vor dem man schaudern müßte und dem ich meinesteils den blinden Zufall noch vorziehen würde. Aber die Voraussetzung, auf dem dieser Schluß beruht, ist bereits falsch. Der Satz: „Es giebt viele, sehr viele ganz Unglückliche und keinen einzigen ganz Glücklichen“, ist zu beanstanden. Mit der letzten Hälfte zwar hat es seine Richtigkeit! Selbst ein Goethe, der doch ein Schoßkind der Glücksgöttin war, hat bekannt, wenn er alle wahrhaft glücklichen Augenblicke seines Lebens zusammenzähle, so komme kaum ein Monat heraus. Aber es giebt nicht „viele, sehr viele ganz Unglückliche“. Daß es überhaupt ganz unglückliche Menschen giebt, bezweifele ich. Man verstehe mich recht! Gewiß giebt es viele Menschen, die wochen-, monate-, vielleicht jahrelang unglücklich sind, aber keinen einzigen, der sich von der Wiege bis zum Grabe in jedem Moment unglücklich fühlt.

Nach unserer Ueberzeugung also giebt es — *aufs Ganze des Lebens gesehen* — weder ganz glückliche noch ganz unglückliche Menschen. Warum ist nun dem einen mehr Glück, Freude, Lust beschert als dem andern? Es läge die Antwort nahe: Weil er brav, edel, gut, fromm ist. Aber die Erfahrung aller Zeiten lehrt, daß es dem Edlen, Guten, Frommen oft sehr schlecht, dem Bösen und Gottlosen dagegen ganz wohl geht. Spricht das nicht *gegen* die Existenz eines allmächtigen, gütigen und gerechten Gottes? Schon der Sänger des gewaltigen 73. Psalms hat schwer mit diesem Problem zu ringen gehabt:

„Israel hat dennoch Gott zum Trost, wer nur reines Herzens ist. Ich aber hätte schier gestrauchelt mit meinen Füßen . . . Denn es verdroß mich auf die Ruhmredigen, da ich sah, daß es den Gottlosen so wohl ging; denn sie sind in keiner Gefahr des Todes, sondern stehen fest wie ein Palast. Sie sind nicht im Unglück wie andre Leute und werden nicht wie andre Menschen geplagt. Darum muß ihr Trotzen köstlich Ding sein, und ihr Frevel muß wohlgethan

Digitized by Google

heißen . . . Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glückselig in der Welt und werden reich. Soll es denn umsonst sein, daß mein Herz unsträflich lebt und ich meine Hände in Unschuld wasche? Und ich bin geplagt täglich, und meine Strafe ist alle Morgen da. Ich hätte auch schier so gesagt wie sie; aber siehe, damit hätte ich verdammt alle deine Kinder, die je gewesen sind. Ich gedachte ihm nach, daß ich es begreifen möchte, aber es war mir zu schwer; bis daß ich ging in das Heiligtum Gottes, und merkte auf ihr Ende . . . . Dennoch bleibe ich stets an dir; denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an. Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde. Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil.“

Wenn man mit den an der Oberfläche des Daseins liegenden Maßstäben, etwa mit dem Maßstab der Lust und Unlust mißt, so wird man allerdings häufig genug zu dem Resultat des Psalmisten kommen, daß die Summe der Lust, der irdischen Güter und Genüsse nicht selten im umgekehrten Verhältnis zur sittlichen und religiösen Beschaffenheit eines Menschen steht. Wer aber tiefer denkt, wird sich dabei nicht beruhigen, der wird zur Erkenntnis kommen, daß nicht die größere oder geringere Summe der Lust den Wert oder Unwert des Menschenlebens bestimmt, sondern daß da andere, höhere und tiefere Maßstäbe die Entscheidung haben müssen. Der Mensch wäre nicht mehr als ein Tier, wenn er *nur* nach dem Gefühl der Lust oder Unlust den Wert seines Daseins bemessen wollte. Weil aber der Mensch auch ein geistiges Wesen ist, eine lebendige, unsterbliche Seele hat, darum urteilt er und soll er urteilen nach ewigen, sittlichen und religiösen Maßstäben. Und da nimmt denn das Problem ein anderes Gesicht an, wie es im Psalm so wunderbar tief und einfach ausgedrückt ist. Gegen die idealen und ewigen Maßstäbe tritt der Maßstab der Lust und Unlust in den Hintergrund. Die Erfahrung beweist, daß moralische Reinheit und Religion reale Mächte sind, die im Leben des Einzelnen den Maßstab der Lust und Unlust verschlingen. Man denke nur an die Märtyrer der christlichen Kirche. Aehnliche Beispiele giebt es heute noch: Da liegt z. B. eine Frau seit sieben Jahren auf schwerem Krankenlager. Sie ist voll innerlicher Geschwüre. In bestimmten Zwischenräumen muß sie sich einer schweren Operation unterziehen und liegt wochenlang in den heftigsten Schmerzen. Heilung ist unmöglich. Erlösung bringt nur der Tod. Und doch ist die Frau still und ergeben, und in leichteren Stunden, wo die Schmerzen etwas zurücktreten, singt sie verklärten Antlitzes mit schwacher Stimme:

Mein Herze geht in Sprüngen
Und kann nicht traurig sein,
Ist voller Freud und Singen,
Sieht lauter Sonnenschein.
Die Sonne, die mir lachet,
Ist mein Herr Jesus Christ.
Das, was mich singen machet,
Ist, was im Himmel ist. —

— — Wer von dieser höheren Warte aus Leben und Menschenschicksal beobachtet und beurteilt, der gewinnt die rechte Stellung zu der Frage: *Zufall oder Fügung?* Nicht als ob ihm alle Ereignisse in seinem und andrer Leute

Digitized by Google

Leben klipp und klar würden, und es keine ungelösten Fragen mehr gäbe. Es bleiben nach wie vor manche Fragezeichen stehen, große dicke Fragezeichen und schwere Rätsel, die uns Kopf- und Herzweh schaffen, und die wir hienieden doch nicht lösen.

Man kann es verstehen, wenn eine Mutter im ersten furchtbaren Schmerz über den gräßlichen Qualentod ihres unschuldigen Kindes verzweiflungsvoll ausruft: „Kann Gott gut sein, kann Gott die Liebe sein?“ Der Mensch steht solchen Dingen gegenüber ratlos da. Warum? Warum? Warum? Ja, das wissen wir eben nicht, denn unser Wissen ist Stückwerk. Gottes Gedanken sind größer als unsre kleinen Erdengedanken, und sein Herz ist größer als unser Herz. Wir haben nicht das Recht, hinter solche Fragezeichen die Antwort: „Zufall“ noch auch: „Fügung“ zu setzen. Der Verstand muß und kann sich mit einem ignoramus begnügen, dem er freilich das Gegenteil des ignorabimus folgen läßt; der lebendige Glaube jedoch weiß und erfährt es: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen.“

Dr. **Paulsen.**

Glückliche Menschen?

Giebt es ganz unglückliche Menschen? So fragen Sie, sehr geschätzter Herr Türmer, und erbitten sich Antwort aus dem Leserkreis. Ob Ihnen eine befriedigende Antwort zu teil werden wird, wage ich zu bezweifeln. Wird ein ganz Unglücklicher sich herbeilassen — falls es einen solchen giebt — seine trostlose Erfahrung auszuplaudern? Nur ein solcher könnte doch wirklich aus Erfahrung reden! Thut er es aber, so bin ich geneigt, von vornherein anzunehmen, daß er doch nicht ganz unglücklich ist. Er kann noch sein Unglück empfinden und wird, wenn auch noch so unbewußt, hoffen, glücklicher zu werden. Wo aber irgend welche Hoffnung vorhanden ist, kann von völligem Unglück keine Rede sein.

Nun sagt der Dichter vom Menschen überhaupt: „Beschließt er am Grabe den müden Lauf, noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf!“ Trifft dies auf alle Menschen ohne Ausnahme zu, so giebt es auf dieser Erde kaum einen ganz Unglücklichen. Nicht auf alle Menschenkinder läßt sich aber bekanntlich das Dichterwort anwenden. Es giebt eine Menge Schiffbrüchiger, auch in unsern Tagen, welche weder von diesem noch von einem jenseitigen Dasein etwas erhoffen und somit in der nackten Verzweiflung enden. Das sind ganz unglückliche Existenzen, die unser tiefes Mitgefühl hervorrufen.

So sehr ich hiernach überzeugt bin davon, daß es ganz unglückliche Menschen giebt, so sehr bin ich mir bewußt, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, im Einzelfalle die allgemeine Theorie zur Anwendung zu bringen. Es kann ein Mensch sich für ganz unglücklich halten und dies selbst offen beteuern, und im Innersten regt sich doch noch Lebenshoffnung und Daseinsfreudigkeit. Ein Beispiel:

Der edle Dichter Lenau hat m. E. das Glück einmal kurz seinem Wesen nach gekennzeichnet im Vers:

Digitized by Google

O Menschenherz, was ist dein Glück?
Ein rätselhaft geborner, —
Und kaum begrüßt, verlorner
Unwiederholter Augenblick.

Selten nur verraten die dichterischen Erzeugnisse dieses Mannes ein wirklich glückliches, harmonisches Empfinden. Als Selbstgeständnis darf wohl auch angesehen werden, was er in „Glauben, Wissen, Handeln“ bekennt:

„Und all' des Herzens fromme Lust verlor ich,
Seit ich des Glaubens treue Spur verließ.“

Aber war Lenau *ganz* unglücklich? Ich wage die Frage nicht zu bejahen. Gewiß, Lenau hat sich tief unglücklich gefühlt, besonders in lichten Momenten zur Zeit seiner Geistesumnachtung. Daneben stoßen wir aber wieder auf so manche Aeußerungen kindlicher Liebe und warmer Sehnsucht, die uns mahnen, mit dem Prädikat „ganz unglücklich“ zurückzuhalten.

Wenn auch nicht wichtiger, so doch praktischer erscheint mir übrigens die Frage: „Giebt es ganz glückliche Menschen?“ Hierauf wird vielfach unbedingt mit Nein geantwortet. Gäbe es kein dauerndes Glück hienieden, so gäbe es freilich auch keine *ganz* glücklichen Menschen. Nach meiner Ueberzeugung ist jedoch in Wirklichkeit auch auf diesem wechselreichen, von so manchen Leiden durchzogenen Erdball ein innerer Zustand möglich, welcher als ein wahrhaft glücklicher bezeichnet werden darf. Als Beleg nach dieser Seite hin kann ich keinen passenderen finden als die Person des Apostels Paulus. So viel schmerzlichen und erregten Stimmungen dieser „nervöse“ Mann auch ausgesetzt war, in seinem Innern blieb er sich gleich, nachdem er einmal den „ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht“ gefunden hatte. S. 225 brachte der Türmer aus der Feder des bekannten Prof. Schell folgenden Satz: „Wenn die höchste Kraftentfaltung des selbstthätigen Geisteslebens das wahre Gut ist, so ist alles ein Gut, was die Kraftentfaltung des geistigen Lebens steigert und befördert. Wie viele Uebel müssen unter diesem Gesichtspunkt als wertvolle Güter gelten?“

Aehnlich — mutatis mutandis — urteilt Paulus: „Wir rühmen uns auch der Trübsale (!), dieweil wir wissen, daß Trübsal Geduld bringet“ u. s. w. (Röm. 5.) Wer, wie diese markanteste Persönlichkeit des ersten christlichen Jahrhunderts, „vergessen“ kann, „was dahinten ist,“ ja sogar „Lust“ haben kann, aus dieser Endlichkeit abzuscheiden, der hat das innere Gleichgewicht gefunden und ist, trotz mancher ungelösten Rätsel, die ihn umgeben, — ein glücklicher Mensch. Um wahrhaft glücklich zu werden, ist somit nach meinem bescheidenen Dafürhalten unerläßlich das Bewußtsein, einer glücklichen — nach kirchlichem Sprachgebrauch „seligen“ — Ewigkeit entgegenzuwandern. Der Wahlspruch dieser Reisegesellschaft lautet:

Es kann mir nichts geschehn,
Als was Er hat versehn
Und was mir selig ist.

Und darf ich schließlich noch eine Antwort geben auf die Frage: Giebt es ganz glückliche Menschen? — so kann ich aus persönlicher Erfahrung heraus dies nur thun in Form eines herzhaften: Ja. **A. L.**

Digitized by Google

Wer ist „ganz“ unglücklich?

Giebt es ganz unglückliche Menschen? Ohne Zweifel wird diese Frage widerspruchslos bejaht werden können.*) Aber niemand wird sich der Anregung entziehen mögen, eine Reihe anderer verwandter Fragen, als deren letzte die obige anzusehen sein dürfte, in Erwägung zu ziehen, um somit für die Bejahung eine breitere Basis zu gewinnen. Welcher Mensch ist ganz unglücklich? Unter welchen Bedingungen ist er es? Und was ist Unglück überhaupt?

Um die letzte Frage zuerst zu erledigen, möge der wohl allgemein anerkannte Satz in Erinnerung gebracht werden, daß es Unglück an sich nicht giebt. Nur durch die Wirkung der Ereignisse auf das Empfinden der Menschen, ja allein durch deren subjektive Auffassung und innere Stellung zu den Geschehnissen können diese erst zu einem fühlbaren Unglück werden. Das Unglücklichsein ist zunächst reine Gefühlssache des Einzelnen oder einer gleichempfindenden Gesamtheit. Es kommt vor, daß derselbe harte Schicksalsschlag den einen zu Boden wirft, während der andere ungebeugt steht, diese Erscheinung beweist, wie sehr verschieden nach ihren Grenzen die Fähigkeit im Ertragen verteilt ist; aber ebenso beobachtet man, wie das gleiche „Unglück“ von geradezu entgegengesetzter Wirkung auf das Empfinden der Menschen sein kann.

Daraus ergiebt sich, daß niemals das Ereignis an sich den Menschen zu einem unglücklichen macht. Aber schwerlich dürfte es jemandem gelingen, über die Frage, unter welchen Bedingungen all und jeder Mensch unfehlbar ganz unglücklich sein müßte, allgemein giltige, von jedermann widerspruchslos anerkannte Sätze aufzustellen. Immer würde in solchen Behauptungen nur die subjektive, also unmaßgebliche Anschauung des Urteilenden zum Ausdruck gelangen.

So entschieden also die Annahme, daß es ganz unglückliche Menschen giebt, keinen Zweifel zuläßt, ebenso entschieden werden die Meinungen darüber auseinandergehen, wer denn so ganz unglücklich zu nennen sei. Hier liegt des Gedankenganges Schwerpunkt, dessen Erörterung die Verschiedenheit der Geister offenbaren muß.

Wer ist ganz unglücklich? Ist es der, über den in erschütternder Gewalt ein Unglück nach dem anderen hereinbricht, ihn verwirrt, betäubt, lähmt? Ist es der, dessen ganzes Leben einer schweren endlosen Leidensschule gleichkommt, der alles entbehren muß, was andern Freude und Sonne des Daseins ist? Ist es der, der im Verborgenen an unheilbarem Kummer leidet, keine Hoffnung, keine Zukunft mehr zu haben glaubt? Ja, gewiß ist der unglücklich! Ob ganz unglücklich? Wir wissen es nicht, dazu müßten wir ihn selbst hören oder das Innerste seines Wesens kennen.

Ja, wenn seine Hand, wohin sie sich auch streckt, nur ins Leere greift; wenn sein Herz nichts fühlt und weiß als nur die Schläge; wenn in seiner Seele nichts anderes wohnt als Verzweifeln und grollendes Auflehnen gegen ein launenhaftes, herzloses Geschick, das ihn unverdient mißhandelt — dann ist er ganz unglücklich.

---

*) Das trifft doch nicht so ohne weiteres zu, wie aus mehreren der anderen Meinungsäußerungen hervorgeht. D. T.

Digitized by Google

So lange aber dieser selbe hartgeprüfte Mensch in seinem Herzen noch eine Hoffnung bewahrt, die über die Trümmer des irdischen Glückes hinausreicht; so lange er — um auf den Kernpunkt der Sache zu kommen — sich verbunden fühlt mit Gott als seinem himmlischen Vater, so lange wird er nicht in Trostlosigkeit versinken, er wird Licht sehen auch mitten in der Nacht der Not, er wird unter all den Schicksalsschlägen nicht nur die schmerzende Rute fühlen, sondern vielmehr die erziehende, weise Hand des gütigen Gottes. Nie und nimmer wird der ganz unglücklich sein. —

Eine unmaßgebliche Meinung! Für manchen freilich eine feste, unerschütterliche Ueberzeugung! **M. Riekm.**

Die große Sünde.

Ja, es giebt ganz unglückliche Menschen! Es muß sie geben, sofern das Wort des Herrn von der einen Sünde, welche nicht vergeben werden kann, von der Sünde gegen den heiligen Geist, ein wahres ist, sofern es wahr ist, daß Gott das Herz des Sünders verstockt.

Wohl weiß ich, diese Worte gehören zu den dunkelsten der Schrift. Aber sie stehen geschrieben, und du wirst deine Stellung zu ihnen nehmen müssen.

Aeußerlich wahrnehmbare Merkmale für diesen unseligen Zustand wirst du kaum finden. Der Herrscher auf dem Throne, der Nabob inmitten seiner Schätze, der Arme in seiner Dachkammer, der Obdachlose im Buschwerk öffentlicher Anlagen: sie alle können ganz unglücklich sein.

Das ist ja eben das Furchtbare dieses Zustandes: die Welt sieht ihn nicht. Sie neidet vielleicht den scheinbaren Glanz, sie bemitleidet das jammervolle Schicksal; nur der arme, unglückselige Mensch selbst fühlt es in seinem Innern, daß er von Gott verlassen, daß er in Wirklichkeit ganz unglücklich ist.

Laß mich einmal den schwachen Versuch wagen, dir diesen Zustand zu schildern, wie er mir vorschwebt. Zweifellos vermögen menschliche Worte die ganze Größe dieses Unglücks nicht wiederzugeben, denn äußere Schicksale bestimmen sie nicht. Aber fühlen kann sie das menschliche Herz, denn das Herz ist größer als der Verstand.

Und welcher Mensch, der sein eigen Herz kennt und kennen will, hätte nicht einen Vorschmack dieser Unglückseligkeit kosten müssen?

Täglich spürst du den Zug deines Gottes an deiner Seele. Mit innerlichem, klarem Auge erkennst du, wie er mit Liebe und mit Strenge deinen Eigenwillen, deinen unbändigen Trotz zu brechen versucht, wie er dich durch Erfüllen und Versagen immer wieder auf seine Wege locken will. Deine Seele fühlt es ganz deutlich, wie sie nur in und mit Gott zufrieden und glücklich werden kann. Aber du willst nicht; du willst dich nicht ziehen lassen. In ohnmächtigem Trotz willst du nicht nachgeben, sondern Gott und das Schicksal meistern. Obwohl du es vollbewußt merkst, wie du dich durch diesen Widerstand nur immer unglückseliger machst, wendest du die ganze Energie deines Willens doch auf das „Nicht-Wollen“. Du verstockst dich selbst.

Digitized by Google

Mählich tönt diese Stimme im Innern immer matter, immer gedämpfter. Dein Herz bangt davor, daß sie ganz verstummen möge, und dennoch thut dein Wille nichts, um sie zu halten. Im Gegenteil; mit ingrimmiger Wut gegen dich selbst löschest du den verglimmenden göttlichen Funken in dir mit eigener Hand aus.

Und dann wird es immer öder und leerer in dir und um dich, trotz aller äußeren Genüsse und Zerstreuungen. Was dir sonst das Liebste und Höchste und Heiligste war, nun ekelt es dich an. Selbst die Liebe zu den Deinen, das äußerliche Wohlthun gegen Fremde vermag die Kruste um dein Herz nicht mehr zu schmelzen. Es wird Nacht. Auch das Beste nimmt einen Verwesungsgeruch an, und die Eiskälte des Todes umklammert dein zuckendes Herz. Die Erinnerung daran, daß es einst anders war, verbittert dich nur noch mehr.

Und haßerfüllt gegen alles, was besteht, siehst du deine eigene Schuld riesengroß anwachsen, ohne auch nur noch den Wunsch in dir zu verspüren und die Hoffnung zu hegen, diese Last zu erleichtern.

Nun fühlst du, daß du von Gott verlassen, daß du in Wahrheit ganz unglücklich bist. Und das Ende ist und kann nur sein: der Selbstmord.

Dieser Zustand kann sich in langen Jahren vorbereiten, wird sich aber wohl meist in Tagen und Stunden bis zu seiner vollen Höhe entwickeln. Sein Vorhandensein aber leugnen hieße den Ernst der Sünde verkennen. **M.**

Auch ein Versuch, die Frage zu lösen.

Zuvörderst habe ich die Ueberzeugung, daß es in der sinnlich wahrnehmbaren Welt keinerlei zufälliges Geschehen giebt, sondern daß sich der ganze Weltprozeß, in allen seinen Teilen, mit strenger Notwendigkeit vollzieht. Diese Notwendigkeit erstreckt sich natürlich auch auf das menschliche Handeln, ja sogar — und dem werden wohl nur die Wenigsten beistimmen — auf die Gedankenwelt. Wir müssen nämlich die Gedanken, da sie uns durch den Mechanismus der Gehirnfunktionen aufgedrängt werden, hinnehmen, wie sie kommen. Wäre das Gedankenleben in unser Belieben gestellt, dann müßten wir gelegentlich auch nichts denken können, was aber unmöglich ist.

Von Zufall kann man nur insofern reden, als man darunter das zeitliche Zusammentreffen von Begebenheiten versteht, welche nicht in Kausalverbindung miteinander stehen. Gehe ich z. B. an einem Baugerüste vorüber und werde von einem herabfallenden Balken erschlagen, so erfolgen sowohl mein Weg als das Herabfallen des Balkens notwendig. Daß ich aber das Baugerüst gerade in jenem unglücklichen Augenblick passiere, ist ein sogenannter Zufall. Der Zufall hat also stets nur eine relative und niemals eine absolute Bedeutung.

Was nun die Frage nach dem Warum des Geschehens betrifft, so vermögen uns die Anhänger der herrschenden Weltanschauungen: die Materialisten, die Pantheisten (zu denen auch die Jünger Schopenhauers, Hartmanns

Digitized by Google

u. a. zu rechnen sind) allerdings keine oder doch nur ungenügende Aufschlüsse zu geben. Mir ist jedoch bei meinem nun bald 25jährigen Suchen nach Wahrheit schließlich eine philosophische Lehre bekannt geworden, welche auf jenes Warum eine weder unlogische, noch das Gemüt unbefriedigt lassende Antwort giebt.

Die feststehenden, wenn auch von der offiziellen Wissenschaft nicht anerkannten Thatsachen des Okkultismus (z. B. das somnambule Hellsehen, das Fernwirken, das automatische Schreiben, das zweite Gesicht und gewisse spiritistische Phänomene) zwingen uns zur Annahme eines unbewußten Ich des Menschen, eines transcendentalen Subjekts, einer individuellen Seele, welche vom leiblichen Tode nicht getroffen wird. Die irdische Person ist nur die Erscheinungsform unserer übersinnlichen Wesenshälfte. Die beiden Hälften des menschlichen Wesens sind von einander durch die sogenannte Empfindungsschwelle geschieden, so daß uns die Seele zwar unbewußt ist, nicht aber wir es der Seele sind. Mit seinen Lehren von der im Unbewußten liegenden Seele, von der Gleichzeitigkeit der beiden Personen unseres Subjekts, von der Präexistenz und der Unsterblichkeit der Seele kann sich der Okkultismus rühmen, sich im Einklange mit Kant zu befinden. Unter Anlehnung an Kant überwindet die okkultistische Weltanschauung auch den Gegensatz, der zwischen unserem Verantwortlichkeitsgefühl und der Unfreiheit des Willens zu bestehen scheint. Kant löste diesen Widerspruch auf tiefsinnige Weise bekanntlich dadurch, daß er die Freiheit ins Reich des Uebersinnlichen, des Dinges an sich, verlegte. Nachdem nun der Okkultismus beweist, daß die transcendentale Grundlage des Menschen eine individuelle Seele ist, ist auch die übersinnliche Freiheit individuell zu denken. Demnach ist der Eintritt in das irdische Leben als ein freiwilliger Akt des transcendentalen Subjekts aufzufassen und sind diesem auch unsere Handlungen, unbeschadet ihrer irdischen Notwendigkeit, als frei anzurechnen. Da das Fernsehen ein Vermögen des transcendentalen Subjekts ist und dieses unmöglich etwas anderes als sein eigenes Wohl wünschen und fördern kann, ist unser Lebensschicksal, und wenn es noch so sehr den irdischen Wünschen widersprechen sollte, eine freiwillige Veranstaltung unserer eigenen individuellen Vorsehung zu transcendenten Zwecken. Alles Bittere des Lebens fügt dem Menschen nicht ein unergründliches Schicksal oder eine fremde Vorsehung zu, sondern er erleidet dieses alles, weil er es vor dem Leben als bestes Mittel zum Zweck selbst erwählte. Damit stellt die neue Seelenlehre den mit unerschütterlicher Zuversicht erfüllten Menschen ganz auf eigene Füße, was in dieser Weise noch keine andere Weltanschauung zu leisten vermocht hat. In weiser Beschränkung befaßt sich die neue Lehre, deren Moral sich übrigens mit der christlichen vollkommen deckt, nicht mit Spekulationen über Gott; sie wäre aber auch, davon abgesehen, der so überaus peinlichen Lage enthoben, Gott in Anbetracht des namenlosen Weltleides entweder die Allmacht oder die Allgüte absprechen zu müssen.

Um schließlich auf die Frage des Türmers zu kommen, ob es ganz unglückliche Menschen gebe, so stehe ich nicht an, darauf mit Ja zu antworten. Es kann allerdings zugegeben werden, daß auch das Leben des Unglücklichsten Augenblicke enthält, während welcher er Ansätze eines Behagens empfindet, und wenn es nur die dem Einschlafen vorangehenden Minuten wären. Was wollen aber solche Glücksspuren heißen, die höchstens die Wirkung haben, daß der Unglückliche hinterher seine Lage um so drückender empfindet. Mit Recht sagt

Digitized by Google

Schopenhauer, daß neun Zehntel unseres Lebensglücks von der Gesundheit abhängen. Erwägt man nun, von welch fürchterlichen Krankheiten viele Menschen heimgesucht werden, dann wird man es schon allein von diesem Standpunkte aus schwer haben, die Frage des Türmers mit Nein zu beantworten. — Ich habe seiner Zeit Weise aller Zeiten und Völker nach ihrem Urteil über den Wert des Lebens befragt und lauter abschlägige Antworten erhalten.*) In der That müssen ja die allermeisten Menschen mehr oder weniger unglücklich sein, wenn anders, beziehungsweise weil eben Leiden und Prüfungen aller Art Mittel sein sollen, aus denen unsere übersinnliche Wesenshälfte Vorteile zieht. Ein Pessimismus aber, der in einen transcendentalen Optimismus einmündet, darf und kann uns nicht niederdrücken, er verleiht uns vielmehr Kraft und Mut beim Weiterschreiten auf unsern dornenvollen Wegen. **Max Seiling.**

Poetenweisheit.

Gewiß giebt es die, und nicht nur da, wo die Sünde unumschränkt herrscht und ein Verbrecher von Gewissensqualen gefoltert sein Dasein dahinschleppt, sondern auch da, wo der Mensch es noch nicht an sich selbst erfahren hat, daß der Sohn Gottes für uns gestorben ist als ein Opfer zur Vergebung unserer Sünden, und wo wir noch nicht wiedergeboren sind.

Und so lang du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde. (Goethe.)

Andererseits aber fällt auch in jedes Menschenleben einmal ein Sonnenstrahl des Glückes, freilich oft erst als solcher erkannt, wenn er dahin ist.

Kein Hälmlein wächst auf Erden,
Der Himmel hat's betaut,
Es kann kein Blümlein werden,
Die Sonne hat's erschaut.
Wenn du auch tief beklommen
In Waldesnacht allein,
Einst wird von Gott dir kommen
Dein Tau und Sonnenschein.
Dann sproßt, was dir indessen
Als Keim im Herzen lag,
So ist kein Ding vergessen,
Ihm kommt ein Blütentag. (Brachvogel.)

Daß das Glücklichsein unabhängig von körperlichen Leiden, schweren Schickungen, überhaupt von äußerlichen Verhältnissen ist, wird fast allgemein zugegeben, und viele, die über das Warum bei den großen Drangsalen der Menschheit nicht hinwegkommen können, andere, die im Glauben hier Gottes unerforschliche Wege sehen, werden doch in Bezug auf sich und im Rückblick auf ihr Leben

*) Veröffentlicht als „Perlen der pessimistischen Weltanschauung“ (München 1886).

Digitized by Google

freudig bekennen, daß sie schon hienieden klar erkennen, warum es gerade so kommen mußte, wie gerade darin, was ihnen einstmals unfaßlich war, ein fördernder Segen für sie lag, den sie zu den herrlichsten Erfahrungen in ihrem Leben zählen.

O suche nur den großen Dichter,
Der deines Lebens Plan gedacht,
So wird dir alles klarer, lichter,
Es weicht des Zufalls blinde Nacht.

Was dich erschreckt, wird sich entwildern,
Du schauest nur mit Freud und Dank;
Du siehst in deines Lebens Bildern
Den göttlichen Zusammenhang. (E. Curtius.)

M. v. B.

Sonnenuntergang.

(Ein Gegenstück zu „Regenabend" von L. von Rehren, Heft 2.)

In strahlender Glorie neigt sich die Sonne dem westlichen Horizonte zu. Weich und würzig weht die Abendluft zum offenen Fenster herein, an dem in altmodischem Lehnstuhl ein altes Mütterchen sitzt.

Auf ihren Knieen liegt das zweite Heft des „Türmers", doch ihre thränenfeuchten Blicke ruhen nicht auf dem neuerschienenen Werke, das ihr der gute Pfarrer geliehen, sondern gleiten verloren hinaus zu den goldbraunen Kronen der Linden, welche von der scheidenden Sonne mit Zauberglut übergossen sind. Hoch in purpurner Luft streben wilde Schwäne Sonnenländern zu; ihr wehmütiger Ruf verklingt langsam in der Ferne.

„Wieder ist es Herbst geworden —" murmeln des Mütterchens blasse Lippen. „Wieder ist das große Abschiednehmen gekommen. Alles strebt dem Lichte — oder dem Schlafe zu. Nur ich bin am Wege vergessen worden. Der Tod sucht die Glücklichen, die Einsamen sind Gestorbene, die braucht er nicht zu suchen."

Die alte Frau öffnet den Türmer an der Stelle, wo ihre Brille als Zeichen gelegen hat. Sinnend wiegt sie den Kopf: „Thörichtes, altes Fräulein — du zählst die Regentropfen an deinen Fensterscheiben und vergissest darüber, daß du all dein Leben lang im Sonnenschein geatmet hast. Deine sanften Schwestern haben dich mit Liebe umgeben, dein Herz brach nicht, sorgloser Friede umgab dich.

„Du weinst, weil du nicht Mann und Kind gehabt? Ich weine, weil ich Mann und Kinder gehabt —." Des Mütterchens Kopf sinkt müde in die aufgestützte Hand. Bitterkeit, Leid und Sorgen haben in dem welken Antlitz ihre tiefen Runen gegraben.

„Heute vor fünfzig Jahren schmückten sie mich mit Myrte und Schleier! Ich zählte siebzehn Sommer —. Ich war reich, schön, geliebt —, vergöttert, beneidet. —

Digitized by Google

„Auch er war jung und schön und reich — und geliebt. Wie prächtig funkelten seine schwarzen Augen. Waren wir glücklich? —

„Seine Liebe war wie Sonnenbrand, versengend, verdorrend —. Viele heimliche Thränen weinte mein unerfahrenes Herz. Er durfte sie nicht sehen — Thränen machten ihn zornig. — Auch beten durfte ich nicht. Er schalt mich eine sentimentale Betschwester, eine Muckerin. — Ganz heimlich betete ich, wie ich heimlich weinte.

„Dann kamen die Krankheiten. Ich war immer krank. Vier blühende Kinder gab ich ihm. Ich selbst aber verblühte früh.

„Dann kamen die Stürme. — Er spielte — und verlor — verlor immer. Meine Vorwürfe ertrug er so wenig wie meine Thränen."

Zwei schillernde Falter gaukeln in den Blumenkelchen auf dem Fensterbrett, sie haschen einander in neckischem Spiel und schweben hinaus in das Meer rosigen Lichtes, in dem sie wie zwei schmelzende Flämmchen verschwinden.

„Fort —! — So entschwand auch er mir eines Tages in leichtsinnigem Taumel —, er, der Schuldbeladene, mit der schönen Sünderin.

„Ich war verlassen, verstoßen —.

„Verlassen, aber nicht einsam! Vier goldlockige Engel blieben mir. Drei wilde, schöne Knaben und mein holdes, einziges Töchterchen.

„Dann kam der Würgengel und nahm mir ein Söhnchen. — Dann das zweite. Und dann — nahm er mir mein einziges Töchterchen. —

„Auch mein Erstgeborener ward erfaßt von der furchtbaren Krankheit —! Tag und Nacht lag ich an seinem Bettchen auf den Knien und flehte um sein Leben, sein nacktes Leben. Ich frevelte, ich erbettelte vom Himmel seine Rettung — gleichviel um welchen Preis — blind, taub, lahm, — mochte er als Krüppel von seinem Krankenlager erstehen — nur lebend — lebend!

„Und Gott ließ ihn mir!

„Er ließ ihn mir gesund, fehlerlos und schön — er glich einem kleinen Märchenprinzen. Fortan gab es in meinem Leben nur einen Daseinszweck: das Glück meines Sohnes. Ich las meinem Liebling den leisesten Wunsch von den Augen ab, ehe er Zeit fand, ihn auszusprechen; ich war seine Magd, seine geduldige Sklavin. Wenn dem kleinen Tyrannen sein Wille nicht rasch genug geschah und seine süßen Fäustchen die Mutter schlugen, so war es mir die beglückendste Liebkosung.

„Dann kam ein Tag, an welchem sie ihn mir — kalt und bleich ins Haus trugen. Die schwarzen Locken klebten an der weißen Stirn, die Traumaugen waren geschlossen, die kleinen Hände hingen schlaff —: ‚Beim Baden ertrunken' — sagten sie —.

„Und sie nahmen ihn mir wieder und trugen ihn fort —. Wie hart erschien mir der Pfarrer! Er sagte der verzweifelnden Mutter: ‚Gott zu danken ist Ihre Pflicht, denn er hat Ihnen das Kind genommen, ehe es Schaden litt an seiner Seele. Schlimmes hat er geerbt, und Sie sind ihm eine schlimme Mutter gewesen, die nur den Leib pflegte und das Herz verdarb.'"

Das Mütterchen faltet die Hände.

Leise flüsternd zieht der Abendwind durch die Lindenkronen. An dem Fensterkreuze verglüht der letzte Sonnengruß ... E. v. L.

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Ein schlichtes Wort zu Kaisers Geburtstag. — Terrorismus. — Wahnsinn oder Verbrechen? — Goethe „in Kommission“. — Aristophanes in Berlin.

Vovor „wir Zeitgenossen“ uns am meisten zu hüten haben: vor Verbitterung. Nach unten sowohl wie nach oben. Auch diese Gefahr ist ein Ergebnis unserer spezialistischen Anschauung der Dinge, über der nur zu oft der Blick für das Ganze verloren geht. So sehr auch manches Utopistische in den Bestrebungen der arbeitenden Klassen den historischen Sinn beleidigen mag, — wir dürfen nie vergessen, daß es sich da um einen wesentlichen Bestandteil unserer gesamten Volksgemeinde handelt, den wir nicht etwa nur „bekämpfen“ oder gar „vernichten“, sondern nur dem Ganzen wieder versöhnen können. Und ebensowenig darf der Widerspruch gegen einzelne Maßnahmen und Kundgebungen der kaiserlichen Politik in ein gehässiges Anfeindungssystem ausarten. Der publizistische Guerillakrieg gegen Thaten und Meinungen des Kaisers muß aufhören, die kleinlichen Spitzen, die Nadelstiche, müssen eingestellt werden. Solche Temperamentserleichterungen können zwar inferioren Geistern ein momentanes Gefühl der Genugthuung bereiten, nicht aber auch nur das geringste Gute bewirken. Man schmunzelte daher nicht jedem geschickten publizistischen Jongleur, der mit den geschliffenen Messern des Majestätsbeleidigungsparagraphen ein aufregendes Spiel ausführt, bewundernden Beifall zu. Es sind ja doch nur — Cirkuskünste! Kaiser und Volk sind unbedingt aufeinander angewiesen, es ist Frevel, eine Scheidewand zwischen ihnen aufrichten zu wollen. Ist es nicht auffallend, wie wenig offene, ernste, würdige Meinungsäußerungen den zahlreichen mehr oder weniger versteckten Sottisen gegenüberstehen? Das ist kein gutes Zeichen. Frivole Mätzchen sind keine „gesinnungsvolle Opposition“; sie können auch dem wohlwollendsten Monarchen keine besondere Achtung vor der „öffentlichen Meinung“ einflößen.

Digitized by Google

Diese Betrachtungen sind mir zu Kaisers Geburtstag aufgestiegen. Am 27. Januar hat Kaiser Wilhelm II. das 40. Lebensjahr erreicht. Gottes Segen und die Liebe und Treue des deutschen Volkes geleite ihn auch fürderhin! Das ist Türmers schlichter, aber ehrlicher und herzlicher Geburtstagswunsch!

* * *

Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten! In der Berliner Wochenschrift „Das neue Jahrhundert" gab vor einiger Zeit Karl Held eine Unterredung zum besten, die er in einem Fleischerladen in Wilmersdorf hatte. Die Geschichte erscheint mir gerade jetzt wieder so zeitgemäß, daß ich sie noch nachträglich meinem Tagebuche einverleiben möchte, auf die Gefahr hin, manchen Lesern schon Bekanntes zu bieten. Der Erzähler kaufte sich Schinken zum Abendbrot und geriet dabei mit der Verkäuferin, der Tochter des Fleischers, in ein Gespräch über deren bevorstehende Hochzeit. Nach der Frage, wann diese stattfinden würde, gab das Mädchen der Befürchtung Ausdruck, es könne keine ordentliche Hochzeit werden, und meinte auf eine verwunderte Zwischenbemerkung: „Bei uns Sozialdemokraten jeht det nich so." Darauf entspann sich folgendes Zwiegespräch:

„Das wäre mir was Neues!" — „Wir dersen uns nicht vom Pastor trauen lassen." — „Was Sie sagen! So groß ist die Abhängigkeit von der Partei? —" — „Na, Willem sagt, wenn a sich vom Pastor trau'n läßt, dann kann er man inupacken unn uffn Bau derff a sich denn schon jar nich mehr sehen lassen!" — „Ihr Bräutigam ist Maurer?" — „Ja, dett is er, unn'n strammer!" — „Die Partei," fiel ich nun ein, „die verbietet ihm das? Eine Mords-Organisation, nicht wahr, Fräulein Rosa?" — „Ach wat ick mir dafor koofe!" — „Wenn Sie davon nichts halten, so bewegen Sie doch Ihren Bräutigam, aus dem Verbande der Partei zu treten." — „Dett jeht nich!" — „Will etwa Ihr Vater das nicht zulassen? —" — „Ach, Vatern scheert dett 'n Deibel watt. Abber er muß. Er muß thun, watt die Brieder wollen, — sonst boykottieren sie uns. Unn Willem is Maurer, unn dett sind allens Sozialdemokraten. Unn da derfft a sich uff keen Bau mehr seh'n lassen!" — „Sie fügen sich also ganz den Satzungen Ihrer Partei?" — „Watt hilft dett! Scheen is et ja, wenn die Orjel spielt. Ach unn ick weene so jerne! Ach — unn der Pastor redt scheen. — Nischt derf man — et is jemein . . .!" — Jetzt trat eine Kundin in den Laden — eine Arbeiterfrau, die uns neugierig anschielte. Wir mußten das Gespräch abbrechen; ich nahm den Schinken, und während ich die Treppe zu meiner Wohnung hinaufstieg, dachte ich: „Also — Religion ist Privatsache!"

Die Geschichte ist ja humoristisch genug. Leider aber nicht nur das. Ein schlimmerer Terrorismus ist wohl kaum denkbar, und der Wunsch, ihn zu brechen, wohl begreiflich. Ob das aber auf gesetzgeberischem Wege noch möglich ist? Ob durch Androhung harter Strafen nicht gerade das Gegenteil der gewollten Absicht erzielt würde? Mir scheint diese Frage doch keineswegs

Digitized by Google

so leichthin zu bejahen. Einer so geschlossenen Organisation, wie der sozialdemokratischen Arbeiterschaft, stehen außer der Anwendung von Gewalt, von Real- und Verbalinjurien noch so viele gesetzlich ganz unfaßbare wirtschaftliche und moralische Druckmittel zur Verfügung, daß der Einzelne dagegen kaum aufkommen kann. Schon die gesellschaftliche Aechtung, die ihnen von den Berufsgenossen entgegengetragene Verachtung, wird gerade auf die Elemente mit empfindlicherem Ehrgefühle ihre Wirkung nicht verfehlen. Mir scheint, die Frage muß wesentlich von psychologischen Gesichtspunkten aus beurteilt werden. Auch der Korpsgeist der Arbeiter ist ein moralischer Faktor, den man als solchen nicht außer acht lassen darf. Es sind nicht immer die besten Elemente, die gegen ihre Standesgenossen Polizei und Gericht zu Hilfe rufen. Ich will hier nicht in die politische Erörterung über das sogenannte „Zuchthausgesetz" eingreifen, aber sollten jene Momente nicht ernstlicher Erwägung würdig sein?

* * *

Eine Frage, die wohl noch das ganze künftige Jahrhundert beschäftigen wird, ist die nach den Grenzen zwischen Wahnsinn und Verbrechen. Ein neuerlicher Fall rückt uns diese Frage wieder einmal in unheimliche Nähe. In Frankreich, so wird berichtet, wurde voriges Jahr ein Scheusal namens Vacher gefangen, das mindestens ein Dutzend Morde unter den greulichsten Umständen verübt hat. Daß der Mensch nicht normal sein könne, wurde schon damals vermutet. Es schienen indes verschiedene Kriterien der Geisteskrankheit zu fehlen, und die französischen Gerichte nahmen nach langen Untersuchungen die Zurechnungsfähigkeit an und verurteilten Vacher zum Tode. Kürzlich wurde er in Bourg hingerichtet, und eine oberflächliche Untersuchung im dortigen Hospital ergab, wie versichert wurde, kein Anzeichen von anormaler Hirnbildung. Ein berühmter Irrenarzt, Dr. Toulouse, der in dem Prozeß für die Unzurechnungsfähigkeit Vachers plädiert hatte, beruhigte sich dabei nicht; er kaufte der Familie Vachers dessen Kopf ab und untersuchte das Hirn mikroskopisch an zwölf Stellen. An allen zwölf Stellen war die Hirnmaterie krank! Dr. Toulouse hat präparierte Hirnausschnitte an die berühmtesten Irrenärzte der Welt gesandt. Sein Bericht läßt keinen Zweifel, daß in Bourg nicht ein Verbrecher, sondern ein Geisteskranker geköpft worden ist! —

Solche Fälle schließen die große Gefahr der Verallgemeinerung in sich. Sehr leicht kann man auf diesem Wege dahin gelangen, jedes Verbrechen für den Ausfluß von „Anormalität des Gehirns" zu erklären und schließlich die freie Willensbestimmung überhaupt zu verneinen. Mit der fortschreitenden Wissenschaft wird man wohl dahin gelangen, gewisse Verbrechertypen noch sorgfältiger als bisher auf ihre Zurechnungsfähigkeit zu untersuchen. Der Begriff des Verbrechens aber wird wohl ebensowenig aus der Welt geschafft werden, wie die verbrecherische Persönlichkeit. Die Frage ist übrigens so

Digitized by Google

tiefgründig und weitveräſtelt, mit einem Worte: ſo „relativ“, daß der Türmer dieſem „Relativismus“ im nächſten Hefte eine beſondere Betrachtung widmen wird.

* * *

Es iſt ſchon mancher gute Gedanke in den „Kommiſſionen“ des Reichstags anſtändig begraben worden. Wird ſich die, der das Goethe-Denkmal für Straßburg anvertraut wurde, auch als ſolch Beerdigungsmagazin erweiſen? Prinz Schönaich-Carolath hat am 26. Januar beantragt, 50 000 Mark für jenen Zweck zu bewilligen. Straßburg, die wunderſchöne Stadt, ſo etwa begründete er ſeinen Antrag, deren Straßen ſonnendurchflutet dem Beſchauer entgegenlachen, ſei wie kein anderer Punkt im deutſchen Reiche geeignet, ein Denkmal unſeres Goethe zu beherbergen. In Straßburg ſtehen die Denkmäler der tapferſten Heerführer Napoleons I.; da ſolle auch das Denkmal eines Deutſchen ſtehen, als Sinnbild der feſten Zuſammengehörigkeit der Reichslande mit dem deutſchen Geiſte. Dieſes Denkmal ſolle gewiſſermaßen ein Zeichen ſein, daß wir den Geiſt dieſes Jahrhunderts, der ſo viele Ideale, auch politiſche, verwirklicht hat, hinüberretten in das neue Jahrhundert, an deſſen Schwelle leider — aber hoffentlich nur ſcheinbar — der Materialismus ſtehe.

Wir leiden ja im allgemeinen nicht gerade not an Denkmälern, beſonders nicht an „patriotiſchen“. Das Denkmäler-Setzen und Jubiläen-Feiern wird bei uns ſogar nachgerade zur Manie, und die Art, wie manche Denkmäler „künſtleriſch“ fabriziert werden, iſt nicht minder lächerlich. Aber nach Straßburg gehört unſer alter junger Goethe wirklich hin. Jeder weiß, was Straßburg in ſeinem Leben zu bedeuten hatte. Und neben den vielen Erinnerungen an die Franzoſenherrſchaft in der noch immer zweiſprachigen Stadt empfindet man den Mangel eines Goethedenkmals thatſächlich als ſolchen. Ein ſchöneres Wahrzeichen für den ſieghaften deutſchen Geiſt, als die apolliniſche Geſtalt des jungen Goethe, läßt ſich ja auch von keiner Künſtlerphantaſie erſinnen.

Eigenartig war der Einwand eines Abgeordneten gegen den Antrag. Er meinte etwa, wenn der Reichstag das Goethedenkmal bewillige, könne jeder kommen und für „ſeinen Lieblingsdichter“ die gleiche Ehrung verlangen. Nun ja, „Lieblingsdichter“ giebt es ſehr viele und ſehr verſchiedene, und die Gefahr iſt allerdings ungeheuer, daß es dem einen oder andern plötzlich einfiele, ein Denkmal für Gregor Samarow oder Natalie von Eſchſtruth vom Reichstage zu fordern.

Größeres Intereſſe als die deutſche Volksvertretung hat — die Northweſtern Univerſity in Evanſton (Illinois) dem Straßburger Denkmal entgegengebracht. Eine von ihr für dieſen Zweck veranſtaltete Goethefeier ergab ſchon einen anſehnlichen Beitrag zu den Koſten. Ein Berliner Blatt bemerkt dazu: „Wenn man bedenkt, daß dieſe Univerſität beinahe ausſchließlich von Anglo-Amerikanern beſucht wird, ſo kann man ſich über eine derartige Veranſtaltung gewiß nicht genug wundern ...“ Sollten wir unſere „Verwunderung“ nicht lieber hübſch zu Hauſe behalten, ſtatt ſie civiliſierten Menſchen, gleichviel

Digitized by Google

wo und welcher Nation, zu widmen, die sich für eine Kulturmacht, wie Goethe, begeistern?

* * *

Aristophanes in Berlin, die Auferstehung des altklassischen politischen Lustspieldichters im modernen Spreeathen — das war wirklich einmal ein Gedanke, der auch eine träge Phantasie anregen und befruchten konnte. Der „Verein für historisch-moderne Festspiele" hat ihn verwirklicht, indem er die „Vögel" und den „Weiberstaat" des griechischen Satyrikers in einer Sonntagsvorstellung zur Aufführung brachte. Fast noch interessanter als diese selbst ist ihre Widerspiegelung in den Köpfen echt-moderner Berliner Kritiker. Der eine meint, es stecke so viel modernes Element in den Stücken des Aristophanes, daß er eigentlich viel besser in unsere Zeit hineinpasse, als etwa „Die drei Reiherfedern" Sudermanns: „In den ‚Vögeln' glaubt man, aus der fremdartigen Einkleidung immerfort Spitzen auf unsere Zustände herauszuhören. Der hungernde Poet und der Prophet, der mit seiner Prophezeiung erst nach geschehener That herausrückt, der Denunziant und der Bureaukrat sind moderne Typen. Wenn man die Unterhaltung zwischen Herakles, dem natürlichen Sohn des Zeus, und Rategut hört, glaubt man einer Verhandlung des Reichstags oder einer Frauenversammlung über die ungünstige vermögensrechtliche Stellung der unehelichen Kinder im Bürgerlichen Gesetzbuch beizuwohnen. Wenn man die boshaft-schneidende Kritik der griechischen Götterwelt vernimmt, denkt man — nicht etwa an unsere Zeit, sondern an eine ferne Zukunft, wo die jetzige preußisch-deutsche Zensur von einer Preß- und Redefreiheit abgelöst sein wird, ähnlich der, wie sie die Griechen vor über 2000 Jahren hatten. Die phantastische Einkleidung des ganzen Stückes, das auf der Fiktion eines zwischen den Göttern im Himmel und den Menschen auf der Erde in der Luft begründeten Vogelstaates beruht, mindert nichts an der Wirkung der Satire." Auch der Inhalt des „Weiberstaats" sei von höchster Aktualität, von jener Aktualität, die zu allen Zeiten besteht. „Gütergemeinschaft und Weibergemeinschaft sind die beiden Grundpfeiler des Staates, in dem sich die Frauen durch List der Herrschaft bemächtigt haben. So manche der Ideen und Vorschläge der Vorsteherin dieses ‚Ideal'staats klingen, als wären sie aus Bebels ‚Frau' abgeschrieben. Ich könnte die Seite angeben, zum Beispiel wenn die ‚Präsidentin' Praxagora schildert, wie in dem neuen Staat Verbrechen und Prozesse ganz von selbst aufhören werden. Sehr drastisch, freilich etwas zu oberflächlich, wird der Gedanke der freien Liebe ad absurdum zu führen versucht."

Ein anderer Kritiker bedauert, daß „die menschlichen Natürlichkeiten" aus der Uebersetzung ausgemerzt seien, fährt dann aber fort: „Nichtsdestoweniger zeigte sich auch nach dieser Subtraktion das Kapitalvermögen des Aristophanischen Witzes als so groß, als so ergiebig, daß mit den Zinsen der beiden Possen heute noch ein paar Dutzend epigönliche Aristophanesse ein auskömmliches dramatisches Dasein führen könnten . . ." Wir modernen Deutschen

Digitized by Google

dürften keinen Aristophanes haben. „Wir müssen uns damit begnügen, die Griechen beneiden zu dürfen, die einen Aristophanes erzeugten und deren Staatsgewalt ihn nicht bloß ertrug, sondern sogar förderte. Die Toleranz dieser Staatsgewalt, die einem Aristophanes Licht und Luft zum Schaffen vergönnte, hätte sicherlich selbst den ‚Simplicissimus' auf allen Bahnhöfen Athens zum Verkauf zugelassen, wenn es damals schon griechische Staatseisenbahnen gegeben hätte." Auch dieser Beurteiler rühmt die „Aktualität" des griechischen Dichters. „Man verstand ihn auch gestern in der verkümmertsten Gestalt. Sein Geist blitzte heraus aus jeder Zeile; er ward ‚lebig', weil in 2300 Jahren die Natur des Menschen dieselbe geblieben ist trotz allen Wandels des Kostüms. Die Ideale des Menschen — das Hinan- und Hinauswollen zu einer höheren Sphäre — sind dieselben geblieben; die Hindernisse zu diesem Ziele — Kleinlichkeit, Aberglaube, Furcht vor dem Neuen, Eifersucht auf vergilbte Privilegien — sind dieselben geblieben. Das Unveränderlich-Menschliche spricht zu uns aus dem Munde des Aristophanes über zwei Jahrtausende hinweg". Die Stimmführerinnen im „Weiberstaat" erinnerten auffallend an ihre modernen Genossinnen. Auch sie kämen über die naturkräftigsten Einwände mit den leichtesten Sophismen hinweg. „Dies, nämlich daß hier mehr mit Sophismen als mit unanfechtbaren Schlüssen gearbeitet wird, ist auch wohl der Grund, warum man in 2300 Jahren mit der Emanzipation der Frauen nicht viel weiter gekommen ist, als man es in Athen zur Zeit des Aristophanes gewesen ist. Und was den kollektivistischen Zukunftsstaat, verschärft durch die Oberherrschaft der Frauen, anbetrifft, den der Verfasser in den ‚Ekklesiazusen' („Weiberstaat") in sprudelnder Laune verspottet, so haben die seitdem entschwundenen zwei Jahrtausende uns dem ‚großen Kladderadatsch' auch nicht sonderlich näher gebracht. Vielleicht zum Heile der Frauen und Kollektivisten selbst. Man mag sich erinnern, daß ein so einwandsfreier Sozialdemokrat wie Ignaz Auer, als er die Klara Zetkin in Stuttgart donnern hörte, den Stoßseufzer in den erhitzten Kampf hinausstöhnte: was wohl werden würde, wenn die Frauen, die sich jetzt unterdrückt vorkommen, erst Herrscherinnen würden!" . . . Wenn man keinen neuen Aristophanes haben darf, der alte thut noch immer seine Schuldigkeit. Heil dir, Athen, daß du ihn hattest! —

Man wird sich zu manchen der obigen Bemerkungen verschieden stellen können. An sich aber sind solche Auseinandersetzungen moderner Berliner mit dem vor etwa 2285 Jahren verblichenen attischen Komödiendichter über die aktuellsten Fragen der Gegenwart, über Frauenemanzipation, Zukunftsstaat u. s. w. lehrreicher als manches gelehrte Buch. Es kommt so selten vor, daß unser vorwärtsstürmendes Geschlecht Gelegenheit nimmt, sich in den alten Zeiten zu bespiegeln: „zu schauen, wie vor uns ein weiser Mann gedacht, und wie wir's dann zuletzt — so herrlich weit gebracht!"

Digitized by Google

Briefe.

O. C., Köln-L. Ihre Schilderung habe ich mit aufrichtiger Teilnahme gelesen. Für die „Offene Halle" würde sie sich ja aus mehrfachen Gründen nicht eignen. Ich werde Ihnen aber binnen kurzem brieflich antworten.

P. W. F., H. a./Sp. Gern sei Ihrer vom „Tagebuch" (Heft 2) abweichenden Auffassung der Orientreise an dieser Stelle Raum gegeben: „Die Bezeichnung ‚Kreuzzug' für die Kaiserfahrt ins heilige Land halte auch ich für verfehlt, doch möchte ich mich ohne Zögern auch als ‚moderner Christ' zu der Meinung bekennen, daß der Herr Christus ‚eine besondere Freude' weniger an der ‚offiziellen', aber doch an der Einweihung der Erlöserkirche schlechthin habe aus dem Grund, weil dieses Denkmal seines reinen Evangeliums in seiner Stadt steht, in dem heiligen Land, in der Stadt seines Volkes, das sich vor allen Völkern großer Gottesverheißungen rühmen kann, die keineswegs dadurch aufgehoben sind, daß das Volk bis heute unter dem Fluch Gottes steht; cf. Römerbrief Kap. 11. Betrachten wir die Einweihung der Erlöserkirche, die der ganzen evangelischen Liebesarbeit im heiligen Land einen Mittelpunkt geschaffen hat, von dem Boden der Geschichte des Reiches Gottes, dann eröffnet sich für unsren Blick die hohe Bedeutung der Kaiserfahrt, -- und ich erlaube mir, mich Ihnen vorzustellen als einer von den ‚Heiligen' — und wären es auch ‚wunderliche', so ist die Zahl derselben gewiß nicht klein — mit ‚schier unheimlicher Frömmigkeit', die sich durch den Bericht über jene Feier, den uns in dankenswerter Weise Pastor Ludwig Schneller in Köln geliefert, dessen Buch: ‚Die Kaiserfahrt durchs heilige Land' (3. Aufl., kart. 3 M., Leipzig, H. G. Wallmann) ich Sie zu lesen bitte, zu ‚besonderer, überquellender Dankbarkeit in ihrer Seele gestimmt fühlen.'"

Der Türmer achtet jede ehrliche Ueberzeugung und Empfindung, auch wenn er sie nicht teilen kann. Haben Sie übrigens die betr. Aufzeichnungen des „Tagebuchs" nicht doch etwas anders verstanden, als sie gemeint waren? Sie richteten sich nicht gegen die Sache selbst, sondern gegen gewisse Begleitumstände. Es freut den Türmer aufrichtig, daß er Ihnen, wie Sie liebenswürdig schreiben, „manche Anregung in Ihr stilles Dorf gebracht hat", und er erwidert Ihre freundlichen Grüße und Wünsche bestens!

Pf. A. L., W. bei H., U.-E. Verbindlichsten Dank. Einige Kürzungen ließen sich leider aus Gründen gastfreundschaftlicher Gerechtigkeit in der „O. H." nicht umgehen.

T. H., Moskau. Ihre kräftigen Verse sind dem Türmer nicht unsympathisch, aber für den Abdruck wohl nicht recht geeignet. Frdl. Gruß!

Dr. F. M., D. Vielen Dank für das lebhafte und thatkräftige Interesse. Der Herausgeber schreibt Ihnen demnächst persönlich. Besten Gruß!

K. S., A. b. St. K. Sie haben allerdings den betr. Satz völlig mißverstanden, was der Türmer umsomehr bedauert, als ihm wirklich ein Angriff auf Ihren Stand so fern wie nur irgend möglich gelegen hat. Sie ziehen aus dem Satze einen Schluß, der logisch weder notwendig, noch berechtigt ist. Der Türmer schrieb (Tagebuch, Heft 3): „Steht denn ein Mensch, der auf Grund seiner Volksschulbildung und der Lektüre einiger Parteiblätter und -Broschüren mit Gott und der Schöpfung fertig ist, an geistiger Reife so unendlich viel höher" (scil. als Menschen, die einem vulgären Aberglauben huldigen)? . . . — Die größten und tiefsten Denker und Forscher aller Zeiten . . . bekannten bescheiden, sie seien außer Stande, über den Urgrund des Seins, über die letzten Dinge, etwas auszusagen." Daraus läßt sich doch ein Angriff auf den Volksschullehrerstand von rechtswegen unmöglich herauslesen! Gesagt ist doch nur: „Wenn selbst die größten und tiefsten Denker und Forscher aller Zeiten über die letzten Dinge nichts auszusagen wissen, so ist der Glaube gewöhnlicher Menschen, auf Grund der Volksschulbildung u. s. w. mit Gott und der Schöpfung abschließen zu können, ein Aberglaube. Statt „Volksschulbildung" könnte hier überhaupt jede Bildung gesetzt werden, die an das umfassende Wissen, die geniale Begabung der „größten und tiefsten Denker und Forscher aller Zeiten" entfernt nicht heranreicht. Die „Volksschulbildung" ist hier doch nur vergleichsweise herangezogen, und die Thatsache, daß ein Ding geringeren Wert hat, als das andere, berechtigt doch keineswegs zu dem Schlusse, daß es überhaupt wertlos oder an sich auch nur geringzuschätzen ist. — Hoffentlich ist damit das Mißverständnis gehoben. Seien Sie überzeugt, daß der Türmer ganz zuletzt der Mann ist, einen ehrenwerten und verdienten Stand herabzusetzen. Derartige summarische Angriffe und Verurteilungen ganzer Klassen

Digitized by Google

und Stände, wie sie ja allerdings leider von manchen Seiten beliebt werden, sind überhaupt seiner innersten Natur zuwider. Gruß und freundl. Dank für die vertrauensvolle Aussprache!

Helene von Engelhardt. In Ihr Gedicht „Angesichts der Pyramiden" (Heft 2) hat sich ein Druckfehler eingeschlichen, der hiermit berichtigt wird. Auf S. 122, Zeile 12 und 13 von oben muß es heißen statt: „Wer vor den Pyramiden steht, Der muß von Herzen singen" — richtig: „Der muß von Ew'gem singen."

H. v. W.-P., G. Handschriften, die ev. im nächsten Hefte abgedruckt werden sollen, müssen in der Regel bis zum 10. des vorhergehenden Monats in unserem Besitze sein.

M. R., M.-N. a./Rh. Freundl. Dank für das liebenswürdige Wohlwollen und Interesse.

J. C.-Sch., C. Für die freundl. Anerkennung besten Dank! Aus Ihren sympathischen Ausführungen über die zur Erörterung gestellten Fragen hier nur einen kurzen Auszug, da die „C. H." schon geschlossen werden mußte: „Rührend war es mir einst, ein zehnjähriges Mädchen, das seinen trefflichen alten Religionslehrer gut verstanden hatte, mit tiefem Ernst in den großen Kinderaugen zu seiner Mutter, die von allerlei zufälligen Ereignissen in ihrem Leben sprach, sagen zu hören: Es giebt keinen Zufall, Mama!" Das Thema „Unglück" erinnert Sie an die geistvolle Bemerkung Prof. Hiltys zu den Worten einer Dichterin:

„Sie: ‚Unglück selber taugt nicht viel,
Aber 's hat drei brave Kinder:
Kraft, Geduld und Mitgefühl.'

Hilty: ‚Wir glauben, daß die Frau, die so brave Kinder hat, selbst brav sein muß.'"

O. H., D. N./Z. Ihre Wünsche finden Sie schon in diesem Hefte (den einen auch schon in früheren) erfüllt. Nur von der eigentlichen „Politik" und dem politischen Parteigetriebe hält sich der Türmer grundsätzlich fern. Gewiß wird er auch in Zukunft litterarische Charakteristiken bringen und nationale und soziale Fragen — im tieferen Sinne des Worts — nach seiner Art beleuchten. Dank für das Interesse!

B. B., Dr. phil., H. Entschieden Talent. Das eine Gedicht („M. u. S.") wird der Türmer bei Gelegenheit seinen Lesern vorsetzen. Weiteren Einsendungen (auch Prosa) sieht er gern entgegen. Die Bestimmungen für den Verkehr mit der Redaktion ersehen Sie aus der Notiz „Zur gefl. Beachtung" am Schlusse eines jeden Heftes. Größere Manuskripte werden im Nichtverwendungsfalle an die Verfasser zurückgesandt. Von kleineren wolle man sich stets eine Abschrift zurückbehalten. Auch der Ton Ihres Schreibens hat den Türmer angenehm berührt, so bärbeißig er auch manchmal durch die „Renommage" einer gewissen Art von „Auch-Dichtern" gestimmt werden kann.

G. T., Tübingen. Mit Dank erhalten und zur Verwendung bei nächster Gelegenheit zurückgestellt. Weitere Sendungen vielleicht Anfang n. Mts. Nachträgliche beste Erwiderung der freundl. Wünsche!

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

A.Dürer sc. Photogravure Bruckmann

DER RITTER MIT TOD UND TEUFEL

Digitized by Google

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. März 1899. Heft 6.

Phantasie über den Dürer'schen Stich Ritter, Tod und Teufel.

Von

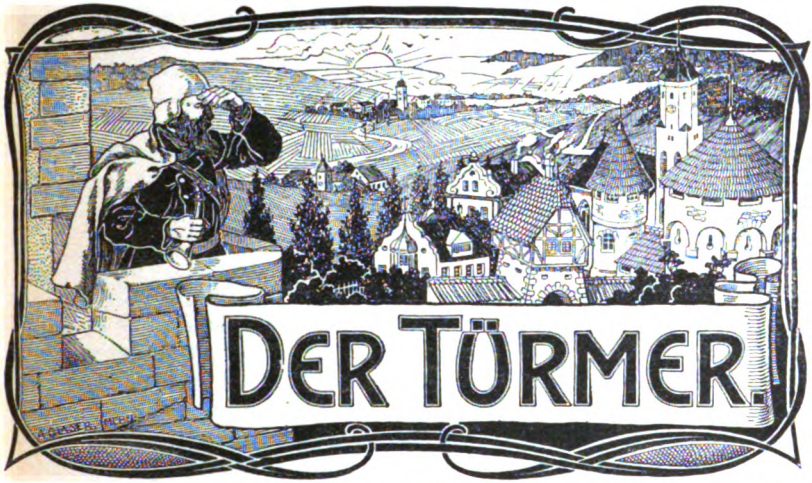
Eberhard König.

Heilig sind die Frühlingsnächte, und der Mensch darf sie belauschen!
Fern in ihren weichen Tiefen hörst du's rinnen, hörst du's rauschen,
Hörst du's aus des Lebens Urne unerschöpflich sich ergießen —
Hingegebenes Empfangen, sel'gen Gebens Ueberfließen!
Und das Schweigen ist lebendig: ein Erschweigen unter Küssen;
Tief und leis die Erde atmet wie in süßem Duldenmüssen;
Und ein tausendfach Begnaden tränkt aus Sternenhöhn hernieder;
Und die Blumen singen schluchzend bräutlich-sel'ge, leise Lieder.

Nachts in trübem Sinnen wacht' ich. In der Bäume Dunkelheiten
Floß der Lichtschein meiner Lampe, [illegible] ihr Grün der Nacht entbreiten;
Um mich flüstert's süß und dringend [illegible] wie weiche Frauenhände
Rührt's begüt'gend meine Stirne [illegible] dampfes Sinnen rede:

Digitized by Google

Digitized by Google



Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Frhr. von Grotthuss.

„Zum Sehen geboren, Zum Schauen bestellt."

Lynkeus, der Türmer. (Faust II.)

I. Jahrg. März 1899. Heft 6.

Phantasie über den Dürer'schen Stich Ritter, Tod und Teufel.

Von

Eberhard König.

Heilig sind die Frühlingsnächte, und der Mensch darf sie belauschen!
Fern in ihren weichen Tiefen hörst du's rinnen, hörst du's rauschen,
Hörst du's aus des Lebens Urne unerschöpflich sich ergießen —
Hingegebenes Empfangen, sel'gen Gebens Ueberfließen!
Und das Schweigen ist lebendig: ein Erschweigen unter Küssen;
Tief und leis die Erde atmet wie in süßem Duldenmüssen;
Und ein tausendfach Begnaden träuft aus Sternenhöhn hernieder;
Und die Blumen singen schluchzend bräutlich-sel'ge, leise Lieder.

Nachts in trübem Sinnen wacht' ich. In der Bäume Dunkelheiten
Floß der Lichtschein meiner Lampe, wollt' ihr Grün der Nacht entstreiten;
Um mich flüstert's süß und dringend, und wie weiche Frauenhände
Rührt's begüt'gend meine Stirne, daß mein dumpfes Sinnen ende:

Digitized by Google

„Komm heraus zu mir, und glaube! sieh, ich sing' dir Freudenkunde
Seligste Verheißung weiß ich: Gnadenvoll ist diese Stunde!“ —

Doch ein andrer Sang mich bannte, mächt'ger denn der maienmilde:
Ernste Zwiesprach mußt' ich halten heut mit Meister Dürers Bilde!
War ein Sang, als säng' die Menschheit sich ein einzig Miserere —
Also griff mir in die Seele dieses Bildes Sinn und Lehre.

Durch des Lebens Wüsteneien zieht der Reiter eh'rnen Blickes,
Todesernst ist sein Gewaffen, dumpf-gewärtig des Geschickes.
Mit dem steten Trott des Rosses ziehn zwei arge Fahrtgesellen —
Vor der Hufe bangem Dreiklang mag sich nie sein Blick erhellen!
Und ich seh' die stillen Dreie über Land und Lande ziehen,
Und vor ihrer Tiere Schnauben scheint all Licht und Luft zu fliehen.
Kahler frösteln kahle Felsen, und die Tannen nicken traurig,
Und der Tag ist wolkengrämlich, und die Nächte pfadlos-schaurig! —
Bald mit ihrem stummen Wandern war mein Sinn hindann gegangen:
Mußte mit! — Wann giebt's ein Rasten? — Mußte mit — schon traumgefangen —

Reiter! willst den Bann nicht brechen lähmend-düsterer Gedanken?
Fester nur den Helm gebunden! Sporn' des trägen Rosses Flanken!
Ach umsonst! und wär dein Renner flüchtiger denn Sturmwinds Flügel,
Unentrinnbar die Gesellen jagten Bügel dir an Bügel!
Wann, wann soll dies Reiten enden! Ach, und wie? — Nur schweigen,
schweigen! — —
Aus der Ebne Nebelfeuchte schnaufend nun die Gäule steigen.
Um der Föhren riff'ge Stämme schlagen frost'ge Nebellaken,
Schleifen ob dem Modergrunde, an den knorr'gen Aesten haken,
Gleich als wollten sie ersticken all die Trotz'gen, Lebenkräft'gen,
Todumhüllen, niederringen die Verwittert-jugendsäft'gen;
Langen mit den weißen Armen neidisch in das Schlinggeäste,
Wo die Krähe federnstrobelnd traurig hockt, die reifgenäßte.
Durch der weißen Dunstgespenster Heben — Schweben — Flatterleben
Ziehn die Reiter — blasse Schemen in dem Zwielichtdämmerweben!
Zwischen Leben noch und Sterben zweifelnd bangt die graue Runde —
Da durchzuckt's, wie ein Besinnen, schnell die traumgebannte Stunde:
Durch die Stämme rinnt ein Schauern, durch die Kronen geht ein Regen,
Und ein fremdes, weißes Lichten geistert auf den Schattenwegen!
Droben um der Wipfel Spitzen hebt ein Glühen an und Glimmen,
Schon die farbenklaren Aeste stolz in goldnem Frühlicht schwimmen;
Sieghaft um sich greift die Lohe, Kron' an Krone sich entzündet,
Und die Nebel fegt zu Fetzen Morgenwind, dem Licht verbündet!
Bald in all den dunklen Wipfeln nistet Feuer, glühen Farben,
Blitze tanzen durch die Nadeln, spielen, zucken Lichtergarben.
Sieh, so wandeln in der Frühe durch den Tann des Lichts Fanale,
Ewig-junges Leben kündend in die Welt, von Berg zu Thale! —
Ewig-junges, heil'ges Leben! — Ritter! pocht dein Herz dir schneller?

Digitized by Google

Strahlen Flammen um den Helm ihm, und sein Blick wird freier, heller!
Straffer seine Faust am Zügel, und sein Haupt wird kühn-erhabner —
Lichtentgegen! Auferweckter, lang in schwerem Traum Begrabner!
Hei! er hebt sich stolz im Bügel, und der Brünne Fugen krachen
Dem Kratmen seiner Mannheit, seinem freud'gen Krafterwachen:
„Frühling! Frühling will es werden!" jauchzt er — und erstaunt zur Seite
Trabt ihm Meister Tod und lächelt! — Doch der strahlt nur in die Weite:
„Horch! wie hell die Finken schmettern! Hengst, greif' aus, es winkt die Ferne,
Daß ich all die Frühlingsschöne, Liebeswunder schau' und lerne!" —
Und das Roß erhebt ein Wiehern, spürt die Fersen in den Seiten:
In den silberlichten Morgen welch ein lustig-tolles Reiten!
„Hollaho!" — Die Hufe fliegen! — und er lacht der Sturmeswonne:
„Hollaho! Das ist ein Leben! Dir entgegen, Sonne, Sonne!"
Ja, er lacht so bubenfröhlich, lacht, daß ihm die Thränen blinken,
Lacht — wie Meister Tod mit Lachen unverdrossen prescht zur Linken!
„Bist du da, du Galgenvogel? Ei, der Teufel soll dich holen!
Aber der . . . ? Wo ist der andre?" — rückwärts späht er, schnell-verstohlen;
„Ha, da hinten keucht der Wackre! nun, bei Gott, ich kann dich missen!" —
„Bruder," lacht der Tod, „dein Liedel hat ihn in den Sand geschmissen!" —
„Ei, so sing' ich, bis ich berste! Doch ein Mittel, Kamerade,
Daß ich mir mit gutem Anstand auch noch dich vom Halse lade?" —
„Bruder! sei nicht ungemütlich! Laß dich's eben nicht verdrießen . . ." —
„Hengst! voran dem dürren Schinder!!" — und er läßt die Zügel schießen:
„Heidi! Lustge Weiterreise!" — und die Gäule fliegen — rasen —
Funken wehn — — Doch Seit' an Seite Mähnen flattern, Nüstern blasen!
„Freund! laß gut sein! Sieh, mein Klepper ist von adligstem Geblüte:
Mit Elias Feuerrossen gleichem, himmlischem Gestüte!
Laß gemach dein Rößlein ziehen — laß gemach dein Auge weiden —
Deiner Lebenslust verloren ist dein Mühen, mich zu meiden!"
Sanfter wiegt der Trab der Gäule, hart der Schwarze an dem Braunen,
Und beklommen hört der Krieger — milde Schmeichelworte raunen:
„Horch! wo Buchendächer wiegen, grünen Sonnendämmer hütend,
Wie so hold der Drossel Liedchen, Waldesang wie herzbegütend!
Schelmenspiel der Flimmerstrahlen! Lachend sie durchs Laubdach schlüpfen,
Uebers Moos wie goldbeschuhte liebe Kinderfüßchen hüpfen!
Tausend Lieblichkeiten weiß ich: alle, alle darfst du schauen,
Darfst aus Sonnenlicht und Blüten eine Welt der Lust dir bauen;
Darfst an Waldes Rieselquelle ruhn in traumvergeßnem Zaudern,
Durch die Blätter schaun ins Blaue — lauschen auf der Welle Plaudern;
Darfst dem Duft des Veilchens folgen . . ." Da, am Zügel reißt der andre:
„Deiner Reden muß ich staunen! Wer bist du, mit dem ich wandre?
Hör', es will mich fast bedünken, daß mit dir sich ließe leben!
Unbegreiflich Sehnen rät mir, dir mich innig hinzugeben!
Bebt nicht deine Todessense schwungbereit ob meinem Nacken?
Starrt dein Aug' nicht kalt Erwägen, mich mit Geiergriff zu packen?
Lastest du im Nebelmantel nicht als Alb ob aller Erden?
Bist du Feind nicht und Verneiner allem Streben, Blühen, Werden?

Digitized by Google

Feind nicht allem, was wir lieben?" — „Ich bin's, der euch lieben lehrte!" —
„Feind nicht aller Erdenschönheit?" — „Ich bin's, der sie euch bescherte!" —
„Allem Reichtum häm'scher Würger?" — „Den ich selber ausgegossen!" —
„Nachtfrost aller Sehnsuchtblüten?" — „Unter meiner Hand ersprossen!" —
„Bist du gram nicht all dem Klingen dieser sonnenfrohen Tage?" —
— „Hörst du nicht mein heil'ges Atmen in dem Nachtigallenschlage?" —
— „Doch warum, vor dem mir grauet, zieht mich's sehnend dir entgegen?" —
— „Ew'gen Ursprungs deine Seele dürstet Weihe — Wert und Segen!" —
— „Trau' ich dieser dunklen Neigung, die ich staunend nicht begreife?" —
— „Was sich dunkel offenbaret: Weisheit ist es, tiefe, reife!" — —

Und versonnen hält der Reiter. Auf die Mähne neigt das Haupt er,
Lauscht auf die Verheißungsstimmen! Lauscht verklärt! — begreift und glaubt er?
Ja, in nie geahnter Größe steigt ein Neues, Ungeschautes
Aus der Brust ihm: aus vermeßnen Trostgedanken Auferbautes!
Seinem tastenden Erkennen flammt's wie neue Gnadensonnen,
Neues Licht aus neuen Himmeln, neuer Menschen Glaubenswonnen!
Von der Menschheit großer Weihe träumt er, von dem Menschheitsadel,
Von dem Menschheitsrittertume: Ohne Furcht und ohne Tadel! —
Und den Schauenstrunknen weckt Er, all der Herrlichkeiten Weiser,
Steht erhabenheitumleuchtet: Weltenheiland — Weltenkaiser!
„Kennst du nun, verängstet Herze, deinen treuen Fahrtgenossen,
Siehst du nun mir deine Rechte, daß der heil'ge Bund geschlossen?" —
„Ja! in deines dunklen Banners ernstem Schatten will ich reiten,
Heil'ge Schwert mir und Gedanken, bleib mir treu und hold zur Seiten!"
Und des Helms entblößt die Schläfen, ehrt der Mensch die ew'gen Mächte:
Huld'gend in die Hand des Todes legt er feierstill die Rechte —
Die vergänglich-staubgeformte — in die Hand, die Welten meistert,
Liest den Ewigkeitsgedanken ihm im Auge gottbegeistert.
Und die Flammen-Aureole tausendfält'gen Frühlingslebens,
All die Lust des Auferstehens und des Lichtentgegenstrebens,
All der Jubel der Geschaffnen — er umkreist den Bund der beiden:
Wandelkreis von Zeugen — Werden — Wollen — Welken — Jubeln — Leiden

Und des Traums Morganaschleier bebt, als wollt' er niedergleiten —
Einem jungen Lichte seh' ich noch die zwei entgegenreiten;
Schattengroß gen Himmel ragend seh' ich noch den Herrn der Erden
Vor dem Flammenpurpurteppich mit verkündenden Geberden:
Sieh, der todgeweihten Erde sehnsuchtweckend Jugendprangen
Weist er ihm, dem erst der Schönheit Wehmutzauber aufgegangen!

Ins Verwehen meines Traumes greift ein wehmutsüßes Klingen —
Nachtigallen-Sehnsuchtweisen, die zu mir durchs Fenster dringen!

Digitized by Google

Der Relativismus.

Von

Arthur Dix.

Unter den vielen „Zeichen", in denen unsere Zeit bekanntlich steht, ist nicht an letzter Stelle das Zeichen des „Milieus" zu nennen. Von allen Ecken und Enden tönt uns das Schlagwort Milieu entgegen, in der Kunstausstellung und im Theater, von der Rednertribüne und vom Katheder. Das Individuum verschwand in der Versenkung und das Milieu allein blieb übrig. Die sociale Frage wurde eine Frage des socialen Milieus, namentlich stürzte sich die Kriminologie als ein Teil der Social-Psychologie mit aller Wucht auf das sociale Milieu. Es ist in der That ohne Zweifel ein besonderes Verdienst unserer Zeit, die mannigfachen Zusammenhänge aufgedeckt zu haben, die Fäden, die das Individuum an tausend Stellen mit der Gesamtheit seines Geschlechtes verknüpfen, und gezeigt zu haben, wie in allen Beziehungen sein Dasein sich unter Bedingungen bewegt, die das Individuum abhängig machen von einer weltumspannenden Gegenwart und einer in der Fernen dunkelste Ferne zurückreichenden Vergangenheit.

Was wir heute als bedingt und veränderlich erkannt haben, scheint dem naiven Menschen oft absolut unveränderlich und ewig. Aber was ein oder einige Menschenalter überdauert, überdauert darum noch nicht die Jahrtausende. Zu jenen Dingen, denen der gewöhnliche Sterbliche gern das Prädikat „ewig" giebt, gehören namentlich auch ideale Güter und ethische Weisheiten: ewige Gesetze, ewige Moral sind uns stets zur Hand. Heute aber haben wir erkannt, daß auch moralische Werte einer fortgesetzten Umwertung unterliegen, daß auch sie in ewigem Flusse sind. Andere Zeiten, andere Sitten — das ist eine alte Weisheit, die sich aber keineswegs nur auf die äußerlichen Sitten, die „Mode" bezieht, sondern in nicht geringerem Grade auch auf ethische Anschauungen und Moralgesetze. Was

Digitized by Google

einst als höchste Tugend gepriesen, kann nach Jahrhunderten ein todeswürdiges Verbrechen sein; ja es kann sogar zu derselben Zeit dieselbe That, unter verschiedenen Umständen, in einem verschiedenen Milieu begangen, das eine Mal als Verbrechen, das andere Mal als höchst tugendhaft und verdienstvoll gelten. Kann doch selbst im christlichsten Staat, um nur ein Beispiel zu nehmen, die Tötung eines Feindes in der Schlacht nimmermehr zum Verbrechen gestempelt werden. Es genügt ein flüchtiger Blick in die Geschichte, um zu sehen, daß angeblich ewige Sittengesetze sich im Laufe der Zeiten umgewandelt haben, daß die Kapitalverbrechen von ehemals heute straflos sind, während unsere Kapitalverbrechen damals von keinem Strafgesetz berührt wurden. Die Sittengesetze richten sich in jedem Augenblick nach den Bedürfnissen des socialen Organismus; was das Staatsinteresse fordert, ist Pflicht, was es fördert, ist Tugend, was ihm schadet, ist Verbrechen. Alle konventionelle Moral beruht auf einer Relation zwischen dem Willen des Einzelnen und dem Willen des ihm übergeordneten socialen Organismus. Das Verbrechen ist eine die Selbsterhaltung der socialen Gruppe gefährdende, eine antisociale Handlung; der Begriff des Antisocialen ist aber selbstverständlich etwas durchaus Relatives, abhängig von den jeweiligen Formen und Bedürfnissen des socialen Organismus. Wie der naive Mensch schwarz und weiß als zwei absolut entgegengesetzte Grundfarben auffaßt, während der Gelehrte sie lediglich als Lichterscheinungen betrachtet, nicht als etwas Selbständiges, an sich Seiendes, sondern erzeugt von der Menge oder dem Mangel des Lichtes, durch alle Stufen des Grau ineinander übergehend, so zerstört der Ethiker dem naiven Menschen heute die festen, absolut entgegengesetzten Grundbegriffe Gut und Böse und läßt sie gleichfalls von außen her durch fremde Ursachen gebildet werden und sich mannigfach gegen einander verschieben.

Kurz, auf der ganzen Linie siegt in der Social-Psychologie das sociale Milieu, die absolute Bedingtheit und Abhängigkeit, der Relativismus. Aber sowenig wir das thatsächliche Vorhandensein dieser Bedingtheit leugnen können, so sehr müssen wir uns doch hüten, uns ganz den Banden des Relativismus zu unterwerfen. Wir fühlen die fürchterliche Fessel des „Ewig-Gestrigen", das Epigonenhafte, die tausend Fäden, die uns mit unserer weitesten Umgebung verknüpfen, den unentrinnbaren Bann des Milieus. Jawohl, der Mensch ist ein sociales Tier, ein Produkt zahlloser durch ihn selbst unbestimmbarer Faktoren, ein Sklave des Milieus. Und gewiß ist diese Erkenntnis

Digitized by Google

der Bedingtheit ein Verdienst unserer Zeit; aber diese Errungenschaft hat uns zugleich die dringende Gefahr einer Ueberschätzung, einer fatalistischen Hingabe unter die schrankenlose und gefährliche Herrschaft des Relativismus gebracht.

Wir haben gelernt, alles aus der Relativität zu beurteilen — und wir haben gut daran gethan. Doch wir werden dieses Wissen auch wieder — ich will nicht sagen vergessen, aber in die Schatzkammer unserer Grunderkenntnisse zurücklegen, von wo aus es stets wirksam bleibt, aber doch nur selten wieder voll in unser Bewußtsein tritt. Und auch daran werden wir nicht minder gut thun. Vergessen wir nicht: alles verstehen heißt alles verzeihen, und zumal alles als bedingt verstehen, heißt alles verzeihen. Aber — alles verzeihen heißt sich selbst ausliefern jedwedem Angriff auf die eigene Person und die eigenen Rechte. Um unser selbst willen dürfen wir nicht, darf besonders der sociale Organismus nicht alles verzeihen. Um wieder zu dem speziellen Fall der Kriminologie zurückzukehren: Nichts wäre verkehrter, als der Gesellschaft auf Grund der Erklärung der Verbrechen aus dem socialen Milieu das Recht und die Pflicht abzusprechen, sich gegen den Verbrecher zu schützen. Wohl werden wir nach einem Verbrechen die Bedingungen untersuchen, die es verursacht haben, und werden versuchen, diese Bedingungen künftighin aus dem socialen Organismus zu beseitigen; aber darum werden wir uns doch zugleich hüten, den Verbrecher frei herumlaufen zu lassen. Was hilft es der Gesellschaft, daß etwa eine bestimmte That in einer anderen Organisation kein Verbrechen wäre? Für die Organisation, in welcher der Verbrecher selbst lebt, ist die Handlung antisocial, und das allein kann natürlich den Ausschlag geben. In welcher Weise gegen das Verbrechen vorzugehen ist, ist eine andere Frage; da gilt es in erster Linie zu entscheiden, ob die antisociale Handlung einem freien Willen und freier Ueberlegung entsprungen ist; in diesem Falle, wenn der Thäter also für das Verbrechen verantwortlich gemacht werden kann, wird die Gesellschaft sich nicht nur gegen weitere antisociale Handlungen des Thäters schützen, sie wird vielmehr auch noch die entsprechende Reaktion eintreten lassen und sich an dem Thäter durch Auferlegung einer Buße rächen. Im andern Falle, wenn die Handlung nicht bewußt und gewollt antisocial war, kann die Gesellschaft nur Abwehrmaßregeln für die Zukunft treffen.

Doch wir haben uns hier nicht in eine weitere Behandlung des Strafrechtsproblems einzulassen, sondern nur zu erörtern, wie der

Digitized by Google

sociale Organismus sich zu der auf der Tagesordnung stehenden Frage des Relativismus zu stellen hat. Dafür ist allerdings das heute so viel erörterte Strafrechtsproblem das interessanteste und vielleicht auch wichtigste Beispiel.

Wie die Erkenntnis, daß alle konventionell-moralischen Werte relativ sind, uns nicht davon abhalten darf, für unsere Zeit und unsere Gesellschaft bestimmte sittliche Normen und Gesetze aufzustellen, die niemand ungestraft übertreten darf; wie die Erkenntnis der Relativität religiöser Vorstellungen und Bräuche die Religiosität nicht aus der Welt schaffen wird und soll; wie das Bewußtsein, daß alle wirtschaftlichen, rechtlichen und politischen Grundsätze nur relativen, nach Art und Zeit schwankenden Wert haben, die jeweilige Aufstellung und Befolgung solcher Grundsätze nicht verhindern kann — so darf das Individuum in allen Zweigen seiner Lebens- und Wesensbethätigung sich nicht rückhaltlos dem Relativismus unterwerfen, darf auch der sociale Organismus, dessen Wesensänderungen eben diesen Relativismus begründen, das Individuum nicht einfach dem Relativismus opfern. — Alles was ist, ist relativ, ist bedingt durch eine unendliche Kette thatsächlicher Voraussetzungen. Aber dieses Bedingte, dieses Epigonenhafte ist nicht sein Wesen schlechthin; das Einzelwesen ist nicht nur bedingt, sondern zugleich bedingend; der Einzelne ist nicht nur Nachkomme und Zeitgenosse, sondern zugleich Vorfahr — als Nachkomme passiv, als Vorfahr aktiv, als Zeitgenosse beides. Sein Gattungswert liegt zunächst in der Verbindung dieses Passiven und Aktiven, sein individueller Wert aber lediglich in dem Aktiven, in dem, was sich über die Bande des Relativismus hinaushebt. Das was an sich zwar natürlich auch bedingt ist, aber im Rahmen dieser Bedingtheit am schärfsten das eigene Wesen ausprägt und wesentlich seinerseits bedingend ist, die Eigenart des Individuums ist sein bester Teil, giebt ihm seine besondere Stellung und Bedeutung und befähigt es zur Mitarbeit an der Emporhebung der Gruppe.

Klarer denn je haben wir heute wohl die sociale Bedingtheit des Individuums erkannt; um so mehr aber müssen wir uns hüten, das Individuum durch diese Bedingtheit erschöpfen und restlos auf sie beschränken zu wollen. Was in den engen, allzuengen Banden des Relativismus liegt, ist platter Durchschnitt und Stillstand; was über die reine Bedingtheit und den reinen Durchschnitt hinausgeht, der eigentliche Individualismus ist das wahrhaft Artfördernde, Erhöhende.

Digitized by Google

Der Heimweg.

Ein Märchen von Johan Bojer.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen von **E. Brausewetter.**

Hui, hui! pfiffen die Winterstürme durch den Wald, und der Schnee stiebte, und die Kälte durchjagte die wärmsten Behausungen. Die kleinen Vögelchen saßen zusammengeduckt und froren unter den Dachtraufen, in den Wäldern heulten die Wölfe, und aus den Felsklüften ertönte der Schrei der Bergeule gleich bösen Prophezeiungen. Die Nacht kam dahergewandert und breitete ihren Mantel aus, und es waren keine Sterne darauf.

Hui! Hui!

Aber der Schnee erhob sich in Empörung gegen den Sturm, und die beiden Kämpfer rangen und stritten miteinander. Doch der Sturm war der stärkere, und bald war der Schnee in die Flucht gejagt. Gleich dürren, gigantischen Gespenstern trieb ihn der Sturm vor sich her durch das Dunkel, über Städte und Höfe, über öde Flächen zum Walde hin, zu einer kleinen, elenden Hütte, die allmählich begraben zu werden schien.

Noch sah man das Dach und den kleinen baufälligen Schornstein, aber niemand konnte sagen, wo die Thür sich befand. Wußte man aber, daß ein alter, kranker Mann dort drinnen lag, so mußte man fragen, was aus seinen Freunden geworden, daß kein Weg zu seiner Thüre freigehalten wurde.

Darüber seufzte auch der arme Mann, der auf einer harten Pritsche in der Hütte lag. Auf einem Tisch zu Kopfende flatterte ein fast ausgebranntes Talglicht, und dieses Licht warf einen matten Schein über die Lumpen des Bettes und das weiße Haar und gefurchte Antlitz des Greises.

Digitized by Google

Auf dem Herde standen ein kleiner Kaffeekessel und ein Kochtopf, denen man ansah, daß sie seit vielen Tagen nicht benutzt waren, und durch den Schornstein fiel der Schnee herab und lagerte sich auf den Boden.

Hui! Hui! heulte der Sturm draußen, und die elende Hütte erbebte.

Der Greis starrte stumpf mit zusammengekniffenem Munde vor sich hin, aber nun seufzte er nicht mehr, denn er hoffte nichts mehr. Was half es, wenn er rief, bat, schrie? Der Sturm würde alles verschlingen und ihn auslachen. Konnte das aufrichtigste Gebet zum Himmel dringen? Die heißeste Thräne würde gefrieren. Selbst der Schmerz gefror.

Nur eines kann in der Kälte gedeihen — das ist der Haß! Und er leuchtete aus den Augen des alten Mannes, das einzig Lebende in seinem Blick. Und er umspielte seinen Mund als seltsames Lächeln, ja selbst seine Atemzüge hörten sich wie Hohnworte gegen die Welt und Gott an.

Das Licht brannte und brannte und flackerte mehr und mehr. Es kämpfte um das Leben, bald war der Tag zu Ende.

Und dann?

Und dann! schrie es im Innern des Greises auf, und krampfhaft umklammerte er den Bettrand.

Da geht ein kalter Hauch durch den Raum, die flackernde Lichtflamme zuckt in die Höhe, einmal und noch einmal — und dann ist sie fort, erloschen. Eine qualmende Glut fällt zusammen. — Dunkel lagert über dem ganzen Raum.

Hui! Hui!

Da geschieht etwas.

Ein warmer Hauch schlägt dem kalten Antlitz des Greises entgegen — Schritte ertönen im Raume, kein Irrtum ist möglich, es ist jemand hereingekommen.

Und plötzlich steht ein Mann am Bett, und der Mann hat eine schwarze Kapuze über das Gesicht gezogen.

Eine Stimme ertönt. Es ist der Fremde, der da spricht, und er sagt:

„Steh auf und folge mir!"

„Wer bist du?" fragt der Greis und erbebt vor Angst.

„Dein Freund! Komm!"

Und der Fremde berührt den Alten, und ihn durchzuckt ein Gefühl der Erlösung.

* * *

Digitized by Google

Wohin ging es? Wo waren der Sturm und der Schnee und der Schrei der Bergeule hin? Wo waren die Erde und die Menschen und die elende Hütte?

Da blieb der Fremde plötzlich stehen und zeigte, und er sagte: „Sieh!“

Und der Greis schlug die Augen auf, und er sah in eine ungeheuere Tiefe hinab und unten auf dem Grunde einen See, und in dem See allerhand Getier; da waren Schlangen und Krokodile und riesengroße Eidechsen, schreckliche Ungeheuer darunter, deren Namen er nicht kannte, und unter diesen Tieren raste ein gegenseitiger, wilder Kampf um den besten Platz, ja einzelne verschlangen sogar ihre eigenen Kinder, und der Kampf tobte so, daß die Wasserfläche brodelte und siedete. Aber rings um den See auf den Ufern wuchsen merkwürdige Schlingpflanzen und Binsenarten, deren betäubender Geruch zu den beiden hinaufdrang und sie fast erstickte.

Der Fremde fragte: „Was glaubst du, daß das ist?“

Und der Greis starrte entsetzt hinab, und um ein Weilchen antwortete er: „Das muß die Hölle sein!“

„Nein,“ erwiderte der Fremde, „das ist eine Menschenseele.“

Da lachte der Greis höhnisch auf und rief: „Nun sehe ich es. Ich kenne all' diese Ungeheuer. Sie haben meine teuersten Schätze verschlungen, meine Kinder, meine Liebe, meinen Reichtum, meine Freunde, meinen Glauben und meine Herzensruh. Ja, ich kenne sie!“

Da sagte der Fremde: „Bist du sicher, daß es nicht deine eigene Seele ist?“

Da schloß der Greis die Augen und erbleichte.

„Komm!“ fuhr der Fremde fort. Und er führte den Alten weiter an der Hand.

Als sie das nächste Mal stehen blieben, wagte der Alte wieder, seine Augen aufzuschlagen, und siehe — nun standen sie vor der Pforte eines Gartens, aber rings um die Mauer lagen Löwen, Tiger und Wölfe als Wache, und als sie die beiden erblickten, kamen sie unter Gebrüll und Heulen angestürmt und wollten sie in Stücke reißen. Aber der Fremde sprach mit ihnen, und beim Laut seiner Stimme legten sie sich zu seinen Füßen nieder und leckten seine Hand.

Da sagt der Fremde: „Oeffne die Thüre!“

Und der Greis ging hin und suchte die Thüre zu öffnen; aber alle seine Versuche waren vergebens, die schwere Thüre war nicht von der Stelle zu bewegen.

Digitized by Google

„Weine eine Thräne!“ sagt der Fremde. „Und laß die Thräne auf den Drücker fallen, dann wird sie aufgehen.“

Und der Alte versuchte eine Thräne zu weinen, aber auch das konnte er nicht; seine Augen hatten keine Thränen.

Da stand plötzlich der Fremde dicht bei ihm und sagte lächelnd: „Da siehst du es — die Kälte hat die Thränen aus deinen Augen aufgesaugt, nun muß ich für dich weinen.“

Und der Fremde weinte, und als seine Thränen auf den Drücker der Pforte fielen, da sprang sie auf.

* * *

Als sie in den Garten hineinkamen, wurde es plötzlich dunkel vor den Augen des Greises, aber ringsum hörte er ein unheimliches Zischen von Schlangen, und bald vermochte er Menschenschatten wahrzunehmen, die hin und her glitten. Einige waren groß, andere klein wie Kinder, und sie sahen wie Skelette aus. Der Greis erbebte im Schrecken und drängte sich an seinen Begleiter; aber wie sie so dahinschritten, wurde der Weg immer enger, und die Dornenbüsche zerrissen ihre Flanken und verwundeten sie; als sie ein Weilchen so dahingeschritten waren, fing der Alte an zu seufzen und zu klagen.

Der Fremde aber sagte:

„Diesen Weg bist du schon früher einmal gegangen, und diese Dornen hast du selbst gepflanzt. — Komm!“

Aber die Dornen wurden schlimmer und schlimmer, und bald waren die Kleider des Greises zerrissen und sein Leib mit blutenden Wunden bedeckt. Da sank er nieder und stöhnte und bat: „Schone mich, du siehst, ich kann nicht mehr!“

Der Fremde hob ihn aber auf und sprach: „Wenn du es nicht aushältst, bis wir am Ziel sind, wirst du ein friedloser Schatten bleiben, wie die, die du hier siehst! — Komm also!“

Und wieder schleppte der Greis sich weiter, aber bei jedem Schritt schrie er laut auf vor Schmerz.

Da blieb der Fremde plötzlich stehen und zeigte zur Seite hinaus und sagte: „Sieh da!“

Und der Alte blieb stehen und sah dorthin, wohin der Fremde zeigte, und er sah einen großen Baum mit mächtigen Zweigen, und unter den Zweigen saß eine alte Hexe und spann an einem Rocken. Aber die Wolle, die sie spann, sah wie Haare aus, und alsbald begriff der Alte, daß es Menschenhaare waren.

Digitized by Google

Und schwarze Vögel erhoben sich von der Erde zu ihren Füßen und flogen fort, aber andere kamen wieder, sie trugen Haare in ihrem Schnabel und ließen sie in den Schoß der alten Hexe herabfallen, die spann und spann und ihren Rocken trat. Und in ihrem Schoß sah man die grauen und silberweißen Haare des Alters, und sie wurden ohne Unterschied mit den goldigen, braunen und schwarzen Haaren der Jünglinge und Jungfrauen vermischt, und der Faden surrte und spann sich um die Spindel — unaufhörlich!

Aber oben in dem großen Baum saß eine Schar kleiner Vögel und pfiff und starrte auf die Hexe herab, ohne daß sie sich zu nähern wagten, und sie klagten, wie eine Vogelmutter, die ihre Eier oder Jungen verloren hat.

„Hörst du das Gewissen?" sagte der Fremde und wies auf die Vögel im Baume hin. — „Und kennst du den Namen der Hexe?"

Der Greis antwortete, indem er nach ihr hinstarrte: „Ich kenne ihren Namen." — Aber dann fügte er bitter hinzu: „Und die schwarzen Vögel, die Haare von den Köpfen auflesen und sie herbringen — auch sie habe ich früher gesehen!"

Der Fremde wendet sich nach ihm um und sieht ihm in die Augen: „Hast du niemals der alten Hexe gedient?"

Da durchzuckt es den Greis und er faßt sich an die Stirn und schweigt.

„Sieh die Spindel, auf der sich der Faden sammelt," begann der Fremde von neuem. — „Diese Spindel wird niemals voll. Sie ist die Ewigkeit. — Nun greift die Hexe hinauf über ihren Kopf und pflückt einen Apfel vom Baum und verspeist ihn. Wie er ihr schmeckt und wie sie Kraft dadurch gewinnt. Kennst du den Namen dieses Baumes?"

Der Greis zitterte, als er antwortete: „Ja, ich kenne den Baum, und seine Früchte hat man mir oft gereicht."

Da sah der Fremde ihn, wie früher, an und fragte:

„Hast du keine Frucht dort hängen?"

Der Alte bedachte sich, und dann neigte er den Kopf und seufzte.

„Aber nun müssen wir weiter," sagte der Fremde und zog den Greis mit sich. „Denn die Ruhe hier stärkt nicht, und wenn ich dich nicht geleitete, würden die schwarzen Vögel kommen und dein Haupthaar holen."

„Aber sage mir doch, wo endet dieser Weg, wo sollen wir hin?" seufzte der Greis, indem er sich dem Fremden nachschleppte.

Digitized by Google

„Heim!“ lautete die Antwort. — „Heim!“

Aber die Dornen rissen und die Wunden bluteten, und die Kräfte des Greises nahmen ab, und sein Mut sank bis zur Verzweiflung. Und bald darauf fiel er in die Knie, streckte die Hände nach seinem Begleiter aus und stöhnte:

„Ich halte es nicht aus! Ich kann nicht mehr!“

Da rief der Fremde:

„Du kannst nicht mehr, obgleich ich dir vorangehe und die schlimmsten Dornen abbreche. Sieh mich an!“ Und der Greis betrachtete genau seinen Begleiter und siehe — seine Kleider waren noch mehr zerrissen und seine Wunden noch tiefer, und das Blut floß in Strömen aus seinen Seiten.

„Sieh!“ wiederholte der Fremde, „was deine Thaten mir zufügen, der keinen Teil an ihnen hat. Bedenke, wenn du den Weg hättest allein gehen und ihn dir selbst bahnen sollen?“

Da rührte sich etwas tief in der Seele des Greises, seine Augenlider blinzelten, als erwarteten sie Thränen, doch es kam noch keine. Aber nun erhob er sich wieder und schleppte sich mit neuem Mute weiter, und wenn die Dornen rings um ihn rissen und die Schmerzen ihn peinigten, klagte er nicht mehr, wie früher. Denn es verlieh ihm Kraft, daß sein Begleiter es nicht besser hatte, als er selbst.

Ein Weilchen später blieb der Fremde stehen und zeigte auf die Spitze einer Höhe hinauf und sagte: „Dort oben werden die Dornen aufhören, dort sind wir aus dem Schattenreich heraus, dort oben scheint die Sonne.“

Der Greis sah nach dem steilen Wege und all' den Beschwerden hin, die überwunden werden mußten, um hinaufzukommen, und er maß seine schwachen Kräfte, und es dünkte ihn eine Unmöglichkeit, dorthin zu gelangen.

„Aber können wir hier nicht ein Weilchen ruhen,“ bat er. — „Nur einen Augenblick! Sieh mich an, mich elenden Greis, ich vermag nicht mehr viel.“

Der Fremde erwiderte:

„Je länger du hier weilst, desto müder wirst du werden. Jeder Dornenbusch, den du hier siehst, ist eine Frucht deiner Kräfte; warum pflanztest du nicht mehr Segen, als du das erste Mal diesen Weg gingst! Hättest du des Rückweges gedacht, wie viele Dornen hättest du dann jetzt zu überwinden?“

Der Alte schüttelte ernst den Kopf und starrte vor sich hin, und

Digitized by Google

abermals machte er sich auf den Weg. Aber ein Stück vor der Höhe sank er zum drittenmal nieder, und nun rief er zerknirscht:

„Ach, wie viel Böses habe ich gethan!"

Da streckte der Fremde seine Hand nach ihm aus und sagte:

„Erst nun bereust du, obgleich du schon lange deine Schmerzen gefühlt und meine Wunden gesehen hast. Aber da nun doch einmal die Reue kommt, habe ich dich nicht vergebens geleitet. So halte dich dicht zu mir und laß meine Hand nicht los, sieh dich auch nicht um! Denn nach deiner Reue wird die Hexe auf dich achtgeben und versuchen, deine Haupthaare zu nehmen, ehe du außerhalb ihres Reiches bist. Hörst du, wie es hinter uns saust? Das sind die schwarzen Vögel, die uns bereits verfolgen! — Nimm meine Hand und laß mich nicht los, was auch geschieht!"

Der Greis erbebte vor Angst, klammerte sich an seinen Begleiter an und schleppte sich weiter bergauf. Wie seine Wunden schmerzten, wie sein Fuß steif wurde, wie der Weg steiler und steiler ward!

„Höre!" stöhnte der Greis. „Warum seufzest du nicht? Welch seltsame Macht hilft dir, alles zu ertragen, ohne zu klagen?"

Der Fremde zeigte auf seine Brust, auf der ein kleines, grünes Blatt saß.

„Dieses", sagte er, „birgt die geheime Kraft in sich; es wächst in dem Lande, in das wir bald kommen werden, und ich werde dir dann seinen Namen nennen. Aber nun bedarfst du seiner mehr als ich. Hättest du mich früher gefragt, hättest du das Blatt auch früher bekommen."

Und er nahm das grüne Blatt von seiner Brust und befestigte es auf der des Greises, und als sie nun weitergingen, da vergaß der Alte seine Schmerzen und seine Müdigkeit, er starrte nur die ganze Zeit nach der Spitze der Höhe hinauf, wo seiner Licht und Ruhe wartete.

Da geschieht etwas.

Der Greis strauchelt, und im selben Augenblick fällt das Oelblatt zu Boden, und unversehens tritt der Alte darauf, so daß es zerreißt. Und siehe — nun sinkt er zusammen und wankt und greift plötzlich in einen der Dornenbüsche hinein, um sich daran zu halten.

Da ruft der Fremde: „Siehst du, wie es dir geht! Du glaubtest nicht fest an meine Worte, darum befestigtest du dein Blatt so schlecht. Du hattest kein Vertrauen zu meiner Hand, darum ließest du sie los

Digitized by Google

und hältst dich an deiner eigenen That, wenn sie auch ein Dornenbusch ist. Jetzt zerreißen die Dornen deinen Arm und fangen ihn fester und fester in ihrem Netz. Nun werden auch die Vögel uns einholen, und wenn das grüne Blatt fort ist, habe ich keine Macht über sie. Nun kommen sie bereits. Sieh dich nicht um!"

Im selben Augenblick ertönte dicht hinter ihnen Schwingenrauschen, und der Greis erschrak so, daß er sich umsah und sich losreißen wollte, aber die Dornen hielten seinen Arm mit tausend Zähnen fest, und wie er auch riß, konnte er doch nicht loskommen.

Da stießen die schwarzen Vögel auf ihn herab, und der eine hackte seine Augen aus, der andere setzte sich auf seinen Kopf und riß ihm die Haare aus, und dann flogen sie davon.

Und die Stimme des Fremden ertönte aus weiter Ferne:

„Hättest du nicht zurückgesehen, dann hätten sie deine Augen nicht gefunden! Warum folgtest du nicht meinem Rate?"

Da streckte der Greis seinen freien Arm nach der Richtung aus, von der die Stimme herkam, und er sank in die Kniee und bat mit schluchzender Stimme: „Hilf mir Armem! Ich weiß, ich bin deiner Hilfe unwürdig, ich habe dein Blatt zertreten und deinen Rat verachtet, aber sieh meine blinden Augen an und meine Wunden und hilf mir! Geh nicht von mir, sondern reiche mir nochmals die Hand, und ich werde sie niemals mehr loslassen!"

Und der Greis bat lange, und schließlich flossen an seinen Wangen Thränen herab; aber er hatte ein Gefühl, als wenn jemand käme und seine Thränen auffammelte.

Nun kam der Fremde zu ihm hin, machte seinen Arm frei und sagte:

„Ich werde dir meine Augen leihen, aber wenn du nicht geweint hättest, hättest du mit ihnen nicht sehen können."

Und der Alte bekam die Augen seines Begleiters und konnte sogleich sehen. Da fragte der andere:

„Was siehst du?"

Und der Greis antwortete: „Ich sehe einen weißen Vogel von der Höhe herabkommen, und er fliegt auf uns zu. Nun sehe ich auch, daß er ein frisches Blatt in seinem Schnabel trägt."

Darauf sagte der Fremde: „Dieser Vogel war es, der deine Thränen auffammelte, als du weintest, nun ist er daheim gewesen, und für die Thränen hat er das frische Blatt erkauft."

Da hatte auch der weiße Vogel sie gerade erreicht, und er ließ das grüne Blatt herniedersinken auf die Brust des Greises, und dieser

Digitized by Google

befestigte es behutsam und sorgfältig, so daß es nicht, wie das vorige, herabfallen konnte.

Und sogleich hatte er neue Kräfte und frischen Mut; aber als er weiter ziehen wollte, fiel sein Blick auf seinen Begleiter, der nun ohne Augen dastand und mit zerrissenen Kleidern und blutenden Wunden. Da rieselten abermals Thränen an den Wangen des Greises herab, und sogleich war der weiße Vogel da und sammelte sie auf.

Aber der Greis sagte mit bewegter Stimme:

„Wie gut du bist! Warum leidest du all' dieses für mich, der nur Böses gethan und Dornen gesät hat, wo er wanderte?"

Der Fremde entgegnete: „Ich liebe dich! — Aber du konntest mich nicht lieben, so lange du mit deinen eigenen Augen sahest."

Da erwiderte der Greis:

„Nimm deine Augen zurück und laß mich wieder blind sein. Geh' voran, wie bisher, und führe mich an der Hand, ich werde dir folgen und all' deinen Geboten gehorchen und niemals deine Hand loslassen." Und er gab dem Fremden seine Augen wieder, und sogleich wurde es dunkel für den Greis.

Da nahm der Fremde ihn bei der Hand und sagte:

„Erst nun glaubst du an mich, da deine Augen fort sind. Die Blinden sehen oft mehr, als viele, die ihre Augen haben."

* * *

Weiter gingen sie; und der Alte ließ sich an der Hand führen, und der Weg stieg und die Dornen rissen, und doch klagte er nicht mehr.

Endlich bleibt der Fremde stehen und sagt: „Nun kannst du dich hinsetzen und dich ausruhen, alter Mann! Nun sind wir aus dem Schattenreiche hinaus, nun ist dein Heimweg beendet."

„Aber," wendet der Greis ein, „meine Augen sind fort, und ich kann nichts sehen."

„Warte," erwidert der andre — „der weiße Vogel, der deine Thränen einsammelte, ist nun bei der Hexe im Schattenreich, um dein Haar und deine Augen zurückzukaufen. Es wird ihn all' seine weißen Federn kosten; aber die letzten Thränen, die du aus Liebe und Dankbarkeit weintest, haben bewirkt, daß er sich gern all' seine Federn um deinetwillen ausrupfen will. Setz' dich und ruhe dich, bis der Vogel zurückkommt."

Und er half dem Greise, sich auf ein Hügelchen weichen Mooses zu setzen, und der Alte fühlte sich von der Ruhe so erquickt und bewegt, daß er seine Hände faltete und weinte.

Digitized by Google

„Was duftet hier so schön?“ fragte er um ein Veilchen.

Der Fremde antwortete: „Der Garten, in dem wir nun sitzen, und den du erblicken wirst, wenn du deine Augen wieder bekommst.“

„Und was murmelt und plaudert da vor uns — das ist eine Sprache, die ich nicht verstehe?“

„Ein Strom, der vorbeifließt,“ erwiderte der andre.

Der Alte fragte zum drittenmal: „Und sage mir, von wem kommen diese Notrufe her? Wer ist in Gefahr? Dieser Jammer rührt mein Herz.“

Und der Fremde erwiderte: „Von denen, die in Gefahr sind, im Strome zu ertrinken.“

Der Greis wollte noch einige Fragen stellen, aber da ertönten leichte Schwingenschläge, und der Fremde sagte: „Hörst du? Jetzt ist der Vogel da mit deinem Haar und deinen Augen!“

Als der Alte aber sein Haar und seine Augen wieder bekommen hatte, richtete er seinen Blick erst zum Himmel und rief: „Gesegnet sei er, der mir all' diese Güte erwiesen hat.“

Der Fremde sagte: „Sieh dich nun um!“

Und der Alte erhob sich und sah sich um, geriet aber in lebhafte Verwunderung und rief: „Ich sehe den Strom, aber er ist ja voll Blut. Und hier ist es nicht heller als im Schattenreich, und der Garten ... ich sehe keinen Garten, ich erblicke nur den Strom und dies öde Ufer.“

„Weißt du, wo du bist?“ fragte der andre.

„Ich fühle es. Ich habe diese Stätte geahnt, und der Schrecken davor hat mich auf Irrwege gejagt. Und ich habe gesucht, an dem Strome vorbeizukommen, aber ich begreife jetzt, daß er keinen Anfang und kein Ende hat.“

Der Fremde lächelte: „Du siehst hier am Ufer nichts. Und doch ist hier ein Garten, und das ist dein Herz, dein eigenes Herz, zu dem ich dich nun heimgeführt habe. Aber noch sind deine Augen voll Staub aus dem Schattenreich, darum thue wie ich!“

Und der Fremde ging hinaus an den Strom und begann sich in seiner Flut zu waschen, und schließlich tauchte er ganz unter die Oberfläche unter. Als er aber herausstieg und wieder ans Land kam, da waren seine Wunden fort.

Da that der Greis wie der andre, und er wusch sich im Strom und tauchte schließlich ganz unter. Als er aber emporstieg — siehe, da waren alle seine Wunden geheilt und er fühlte sich jung und stark, und seine Augen waren verklärt und er sah nichts so wie früher.

Digitized by Google

„Was siehst du jetzt?“ fragte der Fremde.

„Ich sehe den Strom, aber er ist nicht mehr voll Blut, sondern klar wie ein Kinderauge, und wir stehen in einem Garten, und hier ist es hell, hell! Und du hast auch nicht mehr die schwarze Kapuze auf, und dein Gesicht — ach nein, laß mich dich ansehen! Wer bist du und wie heißest du?“

Der Fremde zeigte über den Strom hin und antwortete: „Schau dorthin.“

Und der Greis sah über den Strom hin, der groß und tief und schwellend vorbeizog, er erinnerte an eine Meeresströmung. Und weit, weit fort, am andern Ufer, stieg ein wundersames Bild empor — waren das farbige Wolken oder war es ein herrliches Land?

Der Alte starrte und vermochte nicht zu reden, der Fremde aber sagte: „Was glaubst du, daß das ist?“

Der alte Mann rief: „Ist das ein Traumland, das ich nie erreichen werde?“

„Nein,“ sprach der Fremde. „Das ist deine Heimat, das ist das Land der Morgenröte, in dem all' deine Lieben dich erwarten. Aber um dorthin zu gelangen, mußt du diesen Strom überschreiten, und wenn du aus deinem eigenen Garten hinausgehst, wird der Strom dich hinübertragen und dich nicht ertrinken lassen. Aber erst mußt du deinen eigenen Garten kennen lernen, und ich will dich herumführen und dir einige Bäume und Blumen zeigen und dir ihre Namen sagen.“

* * *

Sie durchwanderten nun zusammen den Garten und kamen an vielen seltsamen Gewächsen vorbei. Und durch den Rasen und zwischen den Büschen schlängelten sich zwei Bäche hindurch, der eine lief leicht und munter, und sein Rieseln erinnerte an Gesang und Gelächter, aber der andere glitt ruhig und still dahin, und sein Wasser war tief und sein Rieseln erinnerte an Weinen.

„Diese Bäche,“ sagte der Fremde, „entspringen derselben Quelle, und sieh, wie auch beide in den großen Strom hinausmünden. Alles, was hier wächst, wird von diesen beiden Bächen bewässert, und sie helfen einander wie Geschwister.“

Als sie mitten im Garten standen, blieb der Fremde stehen und zeigte auf ein Häuflein Bäume und sagte:

„Hier erblickst du die Liebe; sie hat sieben Alter, und jedes Alter hat seinen eigenen Duft.

Digitized by Google

„Dies ist das Alter der zarten Jugend. Sieh, wie sie sich über die Freude hinneigt und darin spiegelt. Ihre weißen Blüten wenden sich voneinander fort und neigen sich und bleiben am Tage geschlossen. Aber in der Nacht wenden sie sich zu einander und öffnen ihre Kelche, und aus jedem flattert ein Schmetterling heraus.

„Hier ist das der erwachsenen Jugend. Die Blüten beginnen zu glühen und zu schwellen, einige sehen nach einander hin, andere starren traumschwer hinaus, und in ihren halboffenen Kelchen ahnt man eine Verheißung.

„Dies ist das der reiferen Jahre. Wie goldig und saftig die Blüten sind! Wie sie flammen vom Rausch der Zärtlichkeit! Sie haben sich fast ganz entfaltet, aber sie haben sich auch zwei und zwei gegeneinander geneigt, und Wange an Wange schauen sie in die Zukunft hinaus.

„Hier ist das vierte Alter. Es hängt arbeitsschwer die Zweige, seine Blüten glühen, und die meisten blicken herab und grübeln.

„Dies ist das fünfte. Hier beginnen die Wangen zu bleichen, die Frucht saugt ihr Blut aus. Aber siehe, da sitzt eine große Tauthräne und lächelt.

„Hier ist das sechste Alter. Das Laub fällt und einige Zweige sind vertrocknet, aber siehe, wie reich und reif die Frucht ist, und wie die Zweige stolz sind, sie darzubieten.

„Dies ist das siebente und letzte Alter. Ach, es ist das der grauen Haare! Hier sind wieder kleine Blüten hervorgesprossen, aber sie schließen sich nicht am Tage, um sich in der Nacht zu öffnen, es sind stille Herbstblumen, sie bergen keinen Schmetterling in ihrem Schoß und sie blicken einander an, ohne zu erröten. Sieh, wie einige zurückschauen und gedenken, aber andere wenden den Blick hinaus über den großen, breiten Strom."

* * *

„Das war die Liebe und ihre sieben Alter. Hier ist die Geduld, sie steht allein, weil sie am besten in armer Erde gedeiht. Ihre Krone ist mit Vogelnestern belastet. Sieh, was diese schwachen Zweige tragen, ohne zu brechen. Hier werden die weißen Vögel ausgebrütet, schau, dort sitzt der, welcher dir das grüne Blatt brachte und deine Thränen sammelte!

„Er mußte sich alle seine Federn ausreißen, um dein Haar und deine Augen zurückzukaufen. Wie blutig er nun ist und wie er zittert, aber höre, wie er doch versucht, frohe Gesänge zu zwitschern. —

Digitized by Google

„Dies ist die Hoffnung, — wie sie duftet! Aber es sind nicht ihre eigenen Blüten, ach nein, selbst findet sie niemals Zeit zu blühen! Sobald ein Blatt oder eine Knospe hervorsprießt, kommen die weißen Vögel und pflücken es ab und tragen es den müden Wanderern hinaus, die auf dem Heimwege sind. Hast du früher bedacht, daß die Geduld ausbrütet, was die Hoffnung übt? — Sieh her — wie immer Neues hervorsprießt. Obschon es jedesmal ausgerissen und ihr immer neue Wunden zugefügt werden, kann sie doch nichts andres thun, als versuchen, immer von neuem zu sprießen, wieder und wieder. Aber sieh, im Schutze ihrer dichten Zweige wachsen die wunderbarsten Blumen, und ihr Duft erfüllt den ganzen Garten mit Freude.

„Hier ist die Barmherzigkeit. Sie darf weder sprießen noch blühen, um nicht dem, was in ihrem Schutze wächst, Licht und Nahrung zu rauben. Hierher tragen die Vögel die Thränen, die die Not vergießt, und sie hebt die Thränen als Schmuck auf. Da hängen sie, die du unterwegs weintest, schau, wie die Barmherzigkeit aus ihnen Perlen gemacht hat!

„Hier sind zwei Zwillingsschwestern, sie schießen aus derselben Wurzel empor, und die eine könnte nicht ohne die andere leben. Die eine ist die Dankbarkeit, die andere die Bescheidenheit, sieh, wie sie sich aneinander lehnen, und wie ihre Blüten bleich und zart sind. Wenn eine Blüte erfriert, schließen die andern sich in Trauer, denn sie wünschen sich nichts Uebles. Und wenn du deine Wanderung über den Strom beginnst, dann pflücke von diesen beiden Bäumen je eine Blüte und nimm sie mit und du wirst niemals in Gefahr kommen.

„Das alles habe ich dir nun in deinem eigenen Garten gezeigt, und doch ist's nicht viel im Verhältnis zu all' dem Uebrigen, was ich noch nicht genannt habe, was du nun aber selbst finden wirst. Bist du nicht froh, daß du heimgefunden hast, und daß du den Weg aushieltest?"

Der Greis erwiderte: „Ach, was soll ich zu all' dieser Herrlichkeit sagen! Ich begreife nicht, wie dieser Garten mein sein kann — ich, der nur Dornen gepflanzt hat?"

Der Fremde lächelte und sagte:

„Während du auf irren Pfaden wandertest, bin ich hier umhergegangen und habe deinen Garten gepflegt, ich konnte es nicht ansehen, daß vieles sterben sollte, solange es noch Knospe war. Und ich habe hier in deinem Garten all' die Zeit gesäubert und gearbeitet, auf daß du Schönheit und Frieden finden könntest, wenn du einmal

Digitized by Google

zurückkehrteſt. Aber die Bäume und die Blumen haben dich vermißt und auf dein Kommen gewartet, und einige welkten, weil ſie warteten und du niemals kamſt. Doch als ein weißer Vogel kam und erzählte, die Kälte und der Sturm verſuchten, dein Lebenslicht auszublaſen, da trauerte jede kleine Blüte und jeder Baum. Und ſie baten mich, hinauszuziehen und dich zu ſuchen, und ich zog hinaus, weil ich jede Stimme in deinem Garten liebe und ich es nicht anſehen konnte, daß deine Blumen weinten. Als aber der weiße Vogel deine Thränen brachte, zum Zeichen, daß du auf dem Heimweg wäreſt, da zog Freude durch den Garten hin, und die Hoffnung pflückte ihr friſcheſtes Blatt und ſandte es dir.

„Und ſieh dich nun um! Wie alles, was Leben hat, ſich geſchmückt hat und den Tag feiert, und wie alles, was duften kann, dir entgegenſchlägt, weil du kamſt."

Der Greis war ſehr bewegt über alles, was da ſtand und ihm entgegenduftete, und er ſank überwältigt vor ſeinem Begleiter in die Kniee und rief:

„Mein Dank für dich kann nur wie ein Staubkorn ſein, und ich weiß nicht, ob ich deſſen überhaupt würdig bin, dir zu danken. Dein iſt die Ehre für alles, was duftet, und alles, was lebt in dieſem Garten, und das Ganze iſt nicht mein, ſondern dein! Aber ſage mir jetzt, wer du biſt, wenn ich würdig bin, deinen Namen zu kennen — du, der mir einen Garten geſchenkt hat für all' meine Dornen."

Da lächelte der Fremde wieder, hob ihn auf und ſagte:

„Wenn ich fort bin, wird jede Blume dir meinen Namen ins Ohr flüſtern. Aber nun mußt du hier in deinem Garten ausruhen und Kräfte ſammeln, bevor du dich auf den Strom hinausbegiebſt und in das Land der goldenen Wolken. Und hernach wirſt du von deinen Blumen nicht vermißt werden, denn ſie ſehen, wohin du ziehſt, und die weißen Vögel werden ihnen Botſchaft von dir bringen.

„Und wenn du fort biſt, dann werde ich deinen Garten, wie früher, pflegen, und die verirrten Wanderer, die draußen herumwanken, ohne einen Garten zu beſitzen, zu dem ſie heimflüchten können, will ich herbringen und ſie Kräfte gewinnen laſſen in der Erinnerung an dich. Von hier ſollen ſie auf den Strom hinausgehen, auf daß ſie nicht ertrinken, ſondern auch dahingetragen werden.

„Aber nun muß ich von dir ſcheiden, denn viele verirrte Stimmen rufen mich, und du bedarfſt meiner Hilfe nicht mehr."

Der Greis wollte neue Dankſagungen hervorſtammeln, aber im

Digitized by Google

selben Augenblick war sein Begleiter verschwunden, und wohin der Alte sich auch wandte und schaute, es war niemand zu sehen.

Da überkam den Greis eine wunderliche Müdigkeit, und er entsann sich der Worte seines Begleiters und ging hin und setzte sich unter einen Baum zur Ruhe.

Und der Baum hatte kleine, weiße Herbstblüten, und einige von ihnen schauten zurück und gedachten, aber andre wandten den Blick hinaus über den großen, breiten Strom.

Und er selbst wandte auch seine müden Augen hinaus über den Strom, und eine milde Ruhe strich gleich einer Liebkosung durch seine Glieder, und der Baum senkte seine Zweige über ihn und umhegte seinen Frieden.

Da saß er nun und lehnte seinen müden Rücken gegen den Stamm des Baumes, und in den Zweigen summte ein leiser Wiegengesang, und in dem Gesang wallte ein Name hin und her, und er wurde von den Blumen und vom Laube geflüstert — ein Name, dessen er nicht gedacht, seit er ein Kind war. Und der Name wallte und wogte vor seinen Ohren und schloß seine Augen, und bald darauf schlummerte er sanft ein.

Da hatte der alte, müde Mann einen kleinen Traum.

Er stand in seiner alten, kalten Hütte und neben ihm der Fremde, und dieser zeigte auf das Bett hin und sagte: „Sieh!"

Und da sah der Greis sich selbst mit gefalteten Händen daliegen, und seine Wangen waren weiß wie Schnee, und die Züge starr und die Augen geschlossen, aber — unter den Lidern glitzerten ein paar gefrorene Thränen hervor, und um den Mund lag ein Lächeln, und das Lächeln winkte einem, als wüßte es ein Geheimnis.

Aber draußen ertönte kein Wolfsgeheul mehr, und die Bergeule schwieg, und der Schnee und der Sturm hatten Frieden geschlossen. Ein Murmeln ging durch das Dunkel und man flüsterte von dem, was in der kleinen Hütte vor sich gegangen war.

Da senkte sich Andacht über alles herab, und jeder stand auf und schmückte sich zur Feier. Und der Schnee versprach, die kleine Hütte zu putzen und eine Hülle über den alten Mann auszubreiten, und der Wind, das Grablied zu singen, und der Wald, Wache zu stehen und zu trauern.

Aber nun spricht der Fremde wieder und er sagt: „Siehe, so ist es, selig zu sterben!"

* * *

Digitized by Google

Doch das war ja nur ein Traum, und das begriff der Greis so gut, selbst im Schlaf. Er saß ja hier in seinem Garten und lehnte sich an den Baum mit den weißen Herbstblüten. Und bald würde er aufstehen, gesund und erfrischt nach der Ruhe, und seine Wanderung über den großen, breiten Strom beginnen. Und der Strom würde ihn nicht ertrinken lassen, sondern davontragen zum Reich der Morgenröte.

Aber noch wollte er ein wenig ruhen, und er fühlte, wie die Ruhe alle seine Sinne durchrieselte, während der Baum mit den weißen Herbstblumen seine Zweige über ihn senkte und ihm tiefen, stillen Frieden bereitete.

Digitized by Google

Herrenmoral.

Von

Albero.

So lang Leben sich regt auf Erden hier,
Folgt auch dem Leittier das Herdentier,
Und die freiesten Völker zu jeder Zeit
Kürten sich einen Führer im Streit:
Den Feinden, Uebermächtigen Trutz,
Den Schwachen, Beladenen milden Schutz,
Des eigenen Willens nur bewußt,
Doch den Trieb zum Ganzen in tiefster Brust,
Mit hohen Instinkten und starkem Verstand,
Mit unbeugsamer, gnädiger Hand,
Stolz nur nach oben, nicht niederwärts,
Ein kalter Kopf und ein warmes Herz —

Und finden wir heute solchen Herrn,
Wir folgen ihm freudig, wir beugen uns gern.

Doch daß — seit Nietzsche um's alte Ding
Den Mantel des neuen Wortes hing —
Jeder Bösewicht, jeder erbärmliche Tropf
Mit eiserner Stirne, pfiffigem Kopf,
Dem Edelsinn und Liebe fremd,
Den im Daseinskampf kein Mitleid hemmt,
Kurz jeder große und kleine Schuft
Mit vornehmstolzer Geberde ruft:
„Ich handle im Namen der Herrenmoral!" —
Ist sklavensinnig, schwächlichbrutal
Und vom Adelsmenschen, vom wahren Herrn
Genau so weit wie die Lampe vom Stern,
Wie vom Islandsfalken Bussarde und Weihn,
Wie die Hyäne vom Wüstenleu'n,

Wie — besseres Beispiel find' ich kein's —
Wie Richard der Dritte vom fünften Heinz.

Digitized by Google

Nach der Scheidung.

Von

Paul Margueritte.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von **U. Fricke.**

Die Hände auf dem Rücken gefaltet, mit gesenkter Stirn, schritt Herr Dautrènes im Zimmer auf und nieder. Ein venetianischer Spiegel warf mit seinem klaren Krystall die hohe Gestalt und das blasse Profil mit den an den Schläfen bereits ergrauenden Haaren treulich zurück. Wenn er an den auf den Park Monceau hinausblickenden Fenstern vorbeikam, fiel das volle Tageslicht auf sein Antlitz und auf die Furchen düsterer Verschlossenheit, bitterer Versonnenheit, die sich tief darin eingeprägt hatten.

In einen Fauteuil geschmiegt, weiß unter ihren gepuderten Scheiteln, saß Frau Dautrènes, die Mutter, scheinbar in ein Buch vertieft. Heimlich jedoch richteten ihre Augen sich mit sichtlicher Unruhe auf ihren Sohn, oder umfingen mit einem raschen Blick der Besitznahme die neueroberte Herrschaft des Gemaches. Die Möbel und ihr Arrangement machten in der That den Eindruck des Unzusammenhängenden und des Neuen. Es war Nichts und Alles zugleich.

Das geschlossene Klavier der jungen Frau Dautrènes, der luxuriöse Schmollwinkel, in den sie sich hinter einem Plüschparavent zurückzuziehen pflegte, ihre leere Chaiselongue und das verwaiste Tischchen, auf dem die Nippes, die Bilder und sogar eine jetzt blumenleere Krystallschale jede Spur von Harmonie verloren hatten — all diese stummen, leblosen Dinge verrieten deutlich einen plötzlichen Wechsel, einen völligen Umsturz der Wirtschaft.

Herr Dautrènes blickte auf die Uhr, ohne in dem pendelgleichen Rhythmus seiner Schritte einzuhalten. Das Fieber der Erwartung beschleunigte seine Pulsschläge; er hätte um ein Jahr älter, fern von diesem Orte sein, hätte den ihn folternden Seelenqualen entfliehen oder aufhören mögen, der Mensch zu sein, der tödliche Schmerzen litt, ohne recht zu wissen, weshalb, so sehr stand er unter der Herrschaft einer dumpfen, beklemmenden Angst, als quälte ihn einer jener geheimnisvollen Albdrücke, unter denen man zu ersticken glaubt.

Digitized by Google

Er hielt inne, die Thür öffnete sich. Auf der Schwelle erschien sein Onkel, der alte General Forgeret, lebhaft und trocken in seinem schwarzen Gehrock, mit der Rosette der Ehrenlegion geschmückt, die sympathischen Züge von der Nachricht, die er zu überbringen hatte, verdüstert. Frau Dautrènes hatte sich erhoben, ihre faltigen Hände bebten in banger Hoffnung.

„Du bist frei!“ erklärte der Greis. „Ich komme soeben vom Justizpalast; das Tribunal hat deine Scheidung ausgesprochen!“

* * *

Schweigend verneigte sich Dautrènes. In diesem Schweigen klang das Unwiderrufliche, einer Totenglocke gleich, an sein Ohr. Dann erfüllte das Gefühl der Gewißheit, das ihn von qualvoller Unruhe befreite, mit trauriger Freude sein Herz. Ein tiefer Seufzer hob seine Brust. Seine Mutter drückte ihm triumphierenden Blickes einen Kuß auf die Stirn. Er wandte sich ab, trat in eine Fensternische und versank in düsteres Sinnen.

Seine Gedanken flohen weit fort von der gegenwärtigen Minute, zu den ersten Tagen seiner Ehe mit Jeanne de Chanol, die er in kaum erblühter Jugend, kurz nach ihrem Austritt aus dem Kloster, geheiratet hatte. Ihre Hochzeitsreise, Venedig, Rom, die süßen Stunden an Neapels blauen Küsten zogen vor seinem Auge vorüber, er sah sie, ganz Zärtlichkeit und schweigende Hingebung, während ein seliger Glückstraum ihre Augen durchleuchtete.

Unglücklicherweise entstanden bald nach ihrer Rückkehr nach Paris Mißverständnisse, Zwistigkeiten; der Irrtum, auf dem ihr Leben sich aufgebaut, brach zusammen, und in diesem plötzlichen Riß zeigte sich die Wahrheit in all ihrer grausamen Nacktheit. Sie hatten sich beide in einander getäuscht, sie hatte einen andern Mann, er das Weib zu finden geglaubt, das sie nicht war. Ihre Phantasie hatte sie gegenseitig vergrößert, verschönt, mit Verdiensten ausgeschmückt, die dem Ideal entsprachen, das jeder im Herzen trug. Und nun sahen sie, wie bitter sie sich getäuscht, und zwischen den beiden unversöhnlichen Wesen öffnete sich ein Abgrund gegenseitiger Qualen!

Wie zumeist, war auch hier die Ursache des ersten Konfliktes die Schwiegermutter, Frau Dautrènes, die sich als einsam zurückgebliebene Witwe mit dem eifersüchtig behaupteten Anrecht auf den Sohn in die junge Wirtschaft mischte. Die junge Frau hatte sich dagegen aufgelehnt, und zwar in einer brutalen Weise, in der die traurige, von ihren Eltern — schlechten, ihr Leben lang getrennt lebenden Gatten — überkommene Erbschaft sich offenbarte. Dautrènes war wie erstarrt. Er hatte seine Frau für gutmütig, sanft, verständig gehalten, und nun entpuppte sie sich als heftig, rachsüchtig und verschlossen. Sie hingegen, zur Herrschsucht neigend, nach Vergnügen und Luxus dürstend, hatte einen einfachen, schwachen Mann zu heiraten gehofft und fand sich nun einem energischen Gebieter gegenüber, dessen Ernst an Pedanterie, dessen Verständigkeit an Geiz grenzte. Von da bis zu gegenseitigem Hasse war nur noch ein

Digitized by Google

Schritt, und unter der die Feindseligkeit noch verschärfenden Gegenwart der Mutter wurde die Ehe ihnen bald zur Hölle.

Die junge Frau ging völlig in Bällen, Besuchen, Besprechungen mit der Schneiderin, in verschwenderischen Einkäufen auf, während ihr Gatte die Nächte im Klub verbrachte und enorme Summen verlor. Und sieben lange Jahre währte diese Existenz! Sieben Jahre ... Welch ununterbrochene Kette von Bitterkeiten während dieser Hunderte ewig wechselnder, in öder Gleichförmigkeit dahinschleichender Tage; welch unwürdiges Seite-an-Seite-leben dieser beiden, Verbrechern gleich aneinandergeschmiedeten Menschen; welche Summe von Elend in diesen hinter den Thüren erstickten Scenen, in diesem Lächeln vor den Augen der Welt, dieser ewigen Lüge in Gegenwart der Dienerschaft!

Und wäre es doch nur dabei geblieben! Doch wie so oft in solchen Fällen, übernahmen Eifersucht und Untreue die auflösende Rolle. Eine in seiner Lage wohl verzeihliche Schwäche des Ehemanns hatte seine Frau zu unverzeihlichen Repressalien verleitet.

Und doch hatte er, nach einem seinem Rivalen versetzten Säbelstich, ihr verziehen. Er hatte verziehen, denn es war ihm zur furchtbaren Gewißheit geworden, daß er trotz all der Leiden, die sie ihm bereitet, diese Frau dennoch liebte. Er liebte sie mit jener gequälten, den Tod besiegenden Liebe, wie Tolstoj sie in seiner Kreutzersonate so wunderbar geschildert hat. Und sie? Wer hätte sagen können, was sie im Grund ihrer Seele während dieser stürmischen Versöhnungsscenen für ihren Gatten empfand? ...

Glücklicherweise war ihre Ehe kinderlos geblieben. Und als sie, an der Grenze ihrer Kräfte angelangt, ihre Kette zu zerreißen beschlossen, trennte die Scheidung nur sie selbst, ohne ein unschuldiges Herz entzweizuschneiden. Aber war es denn wirklich wahr? Waren sie wirklich zu dem Schlußakt gelangt? Sollte er seine Frau, die seit achtzehn Monaten in einem Kloster bei Passy lebte, wirklich nie mehr wiedersehen?

War es denn möglich, war es wahr, daß er endlich seine Freiheit wiedergewonnen hatte, die Freiheit, sein Leben von neuem zu beginnen und auf den Ruinen eines allzu flüchtigen Glückes ein neues, dauerndes Glück aufzubauen?

„Moritz, dein Onkel spricht zu dir!" mahnte die Stimme der alten Dame.

Er vernahm diese Worte nur unklar, wie aus weiter Ferne, und erst, als eine Hand sich auf seinen Arm legte, erwachte er aus seinem dumpfen Brüten.

„Du hörst mich nicht, mein Freund?" fragte der General. „Ich ehrte deinen Schmerz. Vernimm nun, daß deine Frau dich um eine Unterredung bittet. Sie war zugegen, als das Urteil gefällt wurde; auf ihre Bitte habe ich sie hierhergeführt. Sie wartet unten im Wagen."

Verständnislos betrachtete Dautrènes die ehrlichen Züge des alten Herrn; plötzlich stieg ein dunkler Blutstrom ihm in die Wangen, und er erwiderte, als spräche er von einer völlig Fremden, sie mit ihrem Mädchennamen nennend:

Digitized by Google

„Ich stehe Frau von Chanol zu Diensten."

Raschen Schrittes trat Frau Dautrènes auf ihn zu, um in seinem Blicke zu lesen, während Herr von Forgeret das Zimmer verließ, um der jungen Frau den Arm zu bieten. Doch ihr Sohn hielt die Augen hartnäckig gesenkt und blickte erst auf, als er ein Geräusch von Schritten sich nähern hörte. Und als sie Miene machte, sich der Zusammenkunft zu widersetzen, murmelte er:

„Mutter, ich bitte dich."

Sofort verließ sie in würdiger Haltung das Gemach, in demselben Augenblick, da der Vorhang sich hob, um die junge Frau Dautrènes einzulassen.

* * *

In ihrer schwarzen Halbtrauertoilette, die nur durch ein kleines, am Gürtel befestigtes Veilchenbouquet belebt wurde, erschien sie fast wie eine andere Frau. Sobald sie jedoch ihren Schleier lüftete, sah er, daß sie schöner geworden war, und diese Entdeckung berührte ihn seltsam peinlich; er erkannte das voller gewordene Oval ihres Profils, die eigenwillige Nase, die hochmütigen Augen, die zu dünne Oberlippe und die zu dicke Unterlippe, dieses eigentümlich verführerische Fleisch, dessen rosig und weiße Haut er so oft mit Küssen bedeckt, zuweilen von dem Wunsch durchzuckt, mit haßerfüllten Zähnen sie zu zerreißen.

Stumm vor tiefer Erregung deutete er auf einen Fauteuil, in dem sie, gleich ergriffen, sich niederließ. Er wartete einen Augenblick, dann raffte er, um nicht lächerlich zu erscheinen, sich zu den Worten auf:

„Sie wünschten, mich zu sprechen. Geschieht dies aus geschäftlichen Rücksichten?"

Mit müder Bewegung wehrte sie diese Idee ab und erwiderte mit mühsam gefestigter Stimme:

„Diese Sorge überlassen wir den Notaren; glauben Sie mir, ich weiß Ihre Selbstlosigkeit voll zu würdigen."

In der That hatte Dautrènes in generösester Weise für ihre Existenz gesorgt. Er zuckte die Achseln und lächelte bitter über diese verspätete Anerkennung.

„Falls Sie" — versetzte er, über die Gewöhnlichkeit materieller Details verlegen, — „falls Sie wünschten, sogleich Ihre Juwelen und was sonst . . ."

Er hielt inne: die Erwähnung der Kleider, der Wäsche, all dieser Gegenstände weiblicher Eleganz und Intimität preßte ihm die Kehle zusammen und eine eigentümliche Sehnsucht erwachte in ihm — die Sehnsucht nach all diesen köstlichen, duftigen Dingen, die sie schmückten, sie umhüllten, die ein Teil ihres Selbst bildeten und die nun, in Koffer gepfercht, der Rest den Kammerjungfern überlassen, für immer mit ihr, hinter ihr verschwinden sollten.

Doch mit derselben müden Handbewegung wehrte sie ab; ihre Blicke waren starr auf den Teppich geheftet, sie errötete, und dieses Erröten verlieh ihr einen neuen seltsamen Zauber.

Digitized by Google

„Nichts anderes führt mich her," sprach sie, „als das Verlangen, Sie noch ein letztes Mal zu sehen."

Und plötzlich blickte sie ihm voll ins Gesicht; er erwiderte den Blick, von unruhiger Angst vor einer letzten, grausamsten Auseinandersetzung ergriffen. Doch sie fuhr fort:

„Wir sind nun geschieden. Schon lange hatten wir aufgehört, einander etwas zu sein. Bevor wir uns für immer trennen, möchte ich Ihnen noch die Hand reichen und Sie um Verzeihung bitten."

In höchster Verwunderung öffnete er die Augen, immer noch in ungewisser Furcht befangen: welche Komödie wollte sie spielen? Prüfenden Blickes, mit trübem, ehrlichem Lächeln sah sie ihn an.

„Sie glauben mir nicht? Allerdings haben Sie durch mich viel gelitten."

Aus ihrer Stimme, ihrem Blick, aus der plötzlich befangenen Haltung der sonst so stolzen Frau sprach ein aufrichtiges Bedauern.

Da erwachte in Herrn Dautièves der unbeugsame Hochmut des Mannes und er richtete sich stramm auf:

„Gelitten! Wissen Sie dies so bestimmt?"

Sie betrachtete ihn, sie bemerkte seine Bläße, seine eingefallenen, vor den Jahren ergrauten Schläfen, und ihr Haupt neigte sich in einem stummen, langsamen und sicheren Ja. Er verlor seine Haltung und gestand mit falsch klingendem Hohnlachen:

„Sie bewundern Ihr Werk?"

Mit abgewandten Augen und einem Ausdruck des Mitleids in den Zügen erwiderte sie:

„Ja, wir haben einander mutwillig gequält und gemartert, wir sind quitt! Doch erkenne ich willig an, daß Sie der Bessere von uns beiden waren."

Er schwieg, seine Züge waren erregt, und mit leiser, veränderter Stimme sprach er:

„Wenn ich Ihnen — wissentlich oder unwissentlich — Unrecht gethan habe, bitte ich Sie, es mir zu verzeihen."

Sie erwiderte:

„Sie sind nun dem Leben wiedergegeben; Sie werden ohne Zweifel glücklicher werden ..."

Er schüttelte den Kopf und versetzte:

„Sie sind jung und schön; Sie werden von anderen geliebt werden; ich wünsche Ihnen das Glück, das ich Ihnen nicht zu bereiten vermochte."

Sie erhob sich:

„Leben Sie wohl!"

Doch um sie an der Schwelle des Unwiderruflichen noch eine Sekunde lang zurückzuhalten, murmelte er:

„Wie mögen Sie mich verabscheut haben! Der Gedanke daran allein schon drückt mich nieder ..."

Digitized by Google

Sie war aufrichtig:

„Ich habe Sie oft verabscheut; und doch gab es Tage, da ich Sie geliebt habe."

Er erbebte.

„Selbst in unseren schlimmsten Momenten?"

„Selbst in unseren schlimmsten Momenten."

Er wandte sich ab, strich mit der Hand über die Stirn, dann sprach er mit zorniger, ungläubiger, gequälter Stimme:

„Nein, Sie haßten mich; gestehen Sie, Sie hassen mich noch immer?"

„Wäre ich dann gekommen? Sie vielmehr sind es . . ."

Da machte seine Bitterkeit sich in einer Flut unzusammenhängender Worte Luft:

„Ich, ich," rief er mit ausbrechender Leidenschaft, „ich habe Sie ja stets geliebt, ja, stets; ich liebte Sie gestern, ich werde Sie morgen lieben; ob gegenwärtig, ob fern, ich liebe Sie! Hören Sie, ich liebe Sie!"

Stürmisch erregt ergriff er ihre Hände; niemals hatte er sie so schön gefunden; eine wahnsinnige Zärtlichkeit wallte in ihm auf, während er vor Scham erstickte.

„Lassen Sie mich, lassen Sie mich," flüsterte sie.

Doch trunken vor Leidenschaft, fassungslos sank er auf die Knie:

„Jeanne," flehte er, „geh' nicht von mir, Jeanne, bleib' bei mir; vergiß. Wir haben noch viele schöne Jahre vor uns; komm, laß uns versuchen, einander glücklich zu machen, bevor wir sterben!"

Sanft stieß sie ihn von sich:

„Sie vergessen, daß wir geschieden sind."

Da sprang er auf:

„Ist das unwiderruflich, nicht wieder gut zu machen? Wohlan, so laß uns fliehen, fliehen bis ans Ende der Welt."

Sie lächelte ironisch, und noch in der Demütigung dieses Vorschlages einen traurigen Triumph ihrer Schönheit erkennend, sagte sie:

„Wie du mich verachten würdest!"

„Ach," stöhnte er, „nicht mehr, als du selbst mich verachtest; was liegt daran, wenn wir uns lieben. Komm, wir wollen mit Freuden leiden."

Doch erschreckt, wenngleich vielleicht heimlich verlockt, wiederholte sie:

„Nein, nein! . . ." und zog den Schleier wieder übers Antlitz, um zu entfliehen.

Da ergriff ihn ein entsetzlicher Verdacht, und hohnlachend rief er:

„Ah, ah, ich verstehe, weshalb Sie gekommen sind. Um mich ein letztesmal noch zu verführen, nicht wahr? Um mir Ihr hassenswertes und doch so reizendes Bild unauslöschlich ins Herz zu graben, meine Wunde mit unheilbarer Liebe zu vergiften, mich mit Ihrem falschen Mitleid und der Komödie Ihrer Verzeihung zu beschimpfen. Hinweg von mir!"

Digitized by Google

Sie blickte ihn an: ihre Lippen bewegten sich, als wollte sie sprechen, aus ihren Augen sprach lebhafter Protest.

„Gehen Sie!“ wiederholte er zornig, „gehen Sie.“

Angesichts dieses Paroxismus ergriff sie das Bewußtsein einer Gefahr, und sie ging. Bevor sie jedoch verschwand, löste sie das Veilchenbouquet aus ihrem Gürtel und warf es mit einem Abschiedskuß ihm zu.

* * *

Als die beiden alten Leute das Zimmer wieder betraten, sahen sie Dautrènes über einen Tisch gelehnt, die Stirn in die Hände gestützt, die Blicke starr auf ein Sträußchen blasser Veilchen geheftet. Sie wollten ihn ansprechen; er aber bat sie sanft mit stummem Zeichen, ihn nur ein wenig noch allein zu lassen!

Digitized by Google

Sturmlied.

Von

Richard Zoozmann.

Horch den Sturm!
Wie er brausend
Durch den Wald dahinfährt,
Rüttelnd an jedem Stamm,
Daß seine Kraft er daran erprobe.
Sieh, wie er nervigter Hand
Die stärksten Bäume knickt
Gleich des Schnitters Kinde,
Das, im Korne sitzend,
Mit Halmen spielt.
Und die mächtigen Blätterwipfel
Beugen sich ächzend zur Erde
Unter seinem Zorn,
Den er dahinbläst
Ueber den wogenden, zitternden Wald.

Mit den Wolken,
Die am Himmel hastig jagen
Gleich einer scheuen Herde von Rossen,
Die vorm Wolfe flieht —
Mit den Wolken
Scheint er Wette gar zu laufen.
Und er holt sie keuchend ein,
Schwingt sich schwer
Auf ihren schwärzlichen Bug
Und treibt die triefenden, zitternden
Mit lautem Hussa
Und Peitschenknall vorwärts,
Vorwärts!
Und wenn er die Geißel
Hebt und fallen läßt,
Geht's wie ein Blitzen

Digitized by Google

Zuckend durchs dunkle Firmament,
Daß die Sterne jäh erblassen
Und verschüchtert schauen
Auf den wilden Reiter Sturm.

Den empörten Fluß hinunter
Treiben die entwurzelten Giganten;
Und die stolze Woge,
Auf dem Nacken
Ungewohnte Last empfindend,
Schäumt unwillig.
Doch der Sturm,
Fest umgürtet
Mit des Zornes Schwingen,
Treibt sie zu erneuter Eile.
Und die Fluten stürzen gurgelnd
Thalabwärts — abwärts —
Hier sich stauend, dort sich überschlagend.
Schleppen brechend Treibholz und Gerölle,
Den gebahnten Weg
Durch eigne Gewalt sich wieder versperrend.
Aber weiter — weiter geht es!
Jede Welle schiebt die andre,
Und die letzte drängt die erste,
Und die erste hemmt die letzte —
Alle streben thalwärts, abwärts,
Bis der Vater alles Feuchten,
Bis das Meer
Die unruhigen beruhigt
Münden läßt in den unendlich
Großen Heimatschoß.

Bange, zitternd steht der Forst;
Und die Morgensonne
Sieht des Hochgebirgs zerstörte Zier.

Nur ein einziger
Baum im Walde,
Der das heilige Bild trägt
Der Madonna,
Ist verschont geblieben
Von der Eisenfaust —
Ob er nicht der stärkste.

Hat auch Boreas
Ihn zu rütteln
Mit freveler Hand gewagt —
Ihn zu knicken,

Digitized by Google

Hielt ihn doch heilige Scheu!
Und Schauer im Herzen
Vor göttlicher Nähe,
Ließ er aus Ehrfurcht
Willig ab,
Andre verfolgend
Mit schrecklichem Hasse und Grimm.
Stolz und unverletzt
Zeigt der Baum die Krone
Dem wieder entwölkten
Lachenden Auge des Himmels —
Ach! und seine Brüder
Stehn zerzaust, zersplittert,
Mit gebrochenen Zweigen.

Sieh! der Baum bin ich —
Mit deinem Bildnis im Herzen
Trotz' ich dem grimmsten Orkan.
Mag er zur Erde auch
Beugen mein Haupt —
Brechen soll und kann er mich nie!
Ja, wer unnennbar-erhabnes Gefühl
Von göttlicher Herkunft
Dankbar in treuer Seele nährt —
Der ist gefeit!
Ab von ihm prallen
Des Unglücks Geschosse,
Der Unbilden Zahn
Verwundet ihn nicht;
Er überdauert,
Fest in sich selber,
Unerbittert des Schicksals Erbittrung.

O, wohl dem Menschen,
In dessen Busen
Liebe und Hoffnung lebendig geblieben —
Dem irgendwo doch
Im tiefsten Herzen
Ein Heiligtum hängt,
Zu dem er betend noch flüchten kann,
Wenn andre verzweifeln
In Wettern der Angst;
Und das ihn,
Wenn die Schwachen erliegen,
Vertrauend und standhaft erhält
Zur Stunde des Sturms!

Digitized by Google

Das Großherzogtum Posen während der polnischen Revolution 1830/31.

Ein Vortrag

von

Professor Dr. **Theodor Schiemann.**

Der preußische Staat ist, seit er im Besitz des heutigen Großherzogtums Posen steht, allezeit in außerordentlich ungünstiger Lage gewesen. Da die große Masse des ehemals polnischen Territoriums und der polnischen Bevölkerung zu Rußland gehört, wirkt das Gesetz der Gravitation, das auch im politischen Leben gilt, dahin, daß die preußischen Polen ihre Hoffnungen und ihre Blicke dem Osten zuwenden. Für das erste Drittel unseres Jahrhunderts kam aber als weitere Anziehungskraft hinzu, daß Kaiser Alexander I. dem russischen Polen nicht nur den alten Namen „Königreich Polen“ vorbehalten hatte, sondern ihm auch eine Verfassung verlieh, die jener Zeit als ein Musterbild liberaler Ordnungen galt. Nur auf russischem Boden gab es ein national polnisches Heer, nur dort ein polnisches Parlament, polnische Minister, eine ausschließlich polnische Beamtenschaft, eine polnische Universität, polnisches Recht und eine wenig gehemmte polnische Presse.

Daß freilich in jenem Parlament nur der polnische Adel vertreten war, daß nur ihm Aemter und Vorzüge gehörten, daß jenes polnische Recht zur Willkür führte und daß der Großfürst Constantin mit tyrannischer Härte die polnische Armee meisterte und drillte, stimmte wenig mit den liberalen Grundsätzen, in denen man sich zu bewegen liebte. Die Zeitgenossen haben diese Dinge aber kaum bemerkt, da von jeher alles politische Leben sich auf den einen Stand beschränkt hatte, und der polnische Adel fand sich schließlich auch in die Eigentümlichkeiten des großen Exerziermeisters der Armee, weil von vornherein den Patrioten feststand, daß diese Armee dereinst die volle Selbständigkeit Polens herzustellen bestimmt sei. Kein Wunder daher, daß man in Posen und in Galizien nach Warschau blickte und von dorther Lösung und Beispiel erwartete. Dabei ist aber ein wesentlicher Unterschied unverkennbar.

Digitized by Google

Oesterreich hatte den polnischen Magnaten in Galizien einen slavischen Volksstamm, die Ruthenen, zu unbeschränkter Ausbeutung überlassen, es hatte ihnen zudem die Pforten der Hofburg weit geöffnet. In den bunten Reihen der österreichischen Aristokratie war für sie ein glänzender Platz frei. Bot Rußland die Lockung des Scheinkonstitutionalismus, so bot Oesterreich den sehr realen Vorteil, den eine herrschende Aristokratie auf kolonialem Boden zu finden pflegt. Kurz, man war dort im Grunde zufrieden und machte den panpolnischen Patriotismus als Mode mit, ohne sich je ernstlich zu engagieren.

Wie anders lagen dagegen die Verhältnisse im Großherzogtum Posen. Die preußische Regierung fand eine ganze Reihe schwer zu lösender Aufgaben vor, wenn sie ihren Pflichten der neuen Provinz gegenüber nachkommen wollte. Es galt vor allem Ordnung und Gerechtigkeit, Gerechtigkeit für alle, gleichviel ob Bauer oder Schlachtitz, einzuführen, die Verwaltung zu regeln, Münze und Zoll, Handel und Wandel, Gericht und Schule wieder aufleben zu lassen. Dazu kam die Notwendigkeit, mit den nationalen Verhältnissen zu rechnen. Deutsche und Polen standen sich auf diesem Boden im Verhältnis von eins zu vier gegenüber — die ersteren zurückgedrängt und eingeschüchtert, mit der unrühmlichen Tradition, zu jenem polnischen Adel aufzublicken, als sei er etwas Besseres, ohne rechtes Nationalgefühl und ohne rechten Nationalstolz. Wie ließ sich aus diesen Kreisen, die, von wenigen Liberalen und einzelnen halb polonisierten Gutsherren abgesehen, zudem fast ausschließlich einem verkümmerten Handwerks- und Kleinkaufmannsstande angehörten, irgend eine Initiative in national-deutschem Sinn erwarten? Es unterliegt keinem Zweifel, die stärkere nationale Kraft lag im Großherzogtum in Händen der Polen. Daraus ergab sich neben den allgemeinen landesväterlichen Pflichten für den preußischen Staat die nationale Aufgabe, dieses verkümmerte Deutschtum der Ostmark wieder aufzurichten, und wir wollen nicht verkennen, daß die Voraussetzungen dazu durch die Einführung des preußischen Landrechts und der allgemeinen Wehrpflicht, wie durch die Thatsache gegeben waren, daß die in sich geschlossene deutsche Nationalität Preußens an sich schon eine mächtige Stütze der bisher isolierten deutschen Minorität bilden konnte. Das war aber auch alles. König Friedrich Wilhelm III., dem feste nationale Instinkte fehlten, hat weit mehr für seine neuen polnischen Unterthanen gethan als für die Deutschen in Posen. Ein Pole, Fürst Anton Radziwill, wurde zum Statthalter ernannt, das polnische Schulwesen gehoben, ausschließlich polnischen Geistlichen der kirchliche Einfluß überlassen; überall im Ministerium des Innern wie in dem des Unterrichts und der Justiz den polnischen Wünschen das größte Entgegenkommen gezeigt. Es war, um es mit einem Wort zu sagen, Versöhnungspolitik, man hoffte durch Milde und Freigebigkeit die Herzen zu gewinnen und die Polen zu preußischer Staatsgesinnung zu erziehen.

Was man erreichte, war genau das Gegenteil. Schon nach Jahresfrist erklärte ein einsichtiger Beobachter, mit diesem System werde man die Polen

Digitized by Google

nicht gewinnen, wohl aber die Deutschen in Posen sich entfremden. Eine rasche und gewaltsame Verschmelzung sei dem Staate nützlicher als die erstrebte langsame Umformung. Je zarter und rücksichtsvoller die preußischen Oberpräsidenten die Polen anfaßten, um so begehrlicher traten sie mit ihren Forderungen auf. Sie glaubten, daß man sie fürchte, und zogen daraus den naheliegenden Schluß, daß sie durch einen hartnäckigen und zähen Widerstand nur gewinnen könnten. Das ist die ruhmlose Geschichte der preußischen Verwaltung Posens in den ersten 15 Jahren. Nur materielle Erfolge waren zu verzeichnen, und diese kamen weit mehr den Polen als dem preußischen Staate und den Deutschen des Großherzogtums zu gute. Es steht unbedingt fest, daß in dieser Zeit das Polentum vordrang, daß ein großer Teil der deutschen Beamten mit seinen Sympathieen auf polnischer, nicht auf deutscher Seite stand; daß der Bauernstand, der sich anfänglich in einem Gefühl der Dankbarkeit der Regierung zugewandt hatte, unter dem Einfluß des Klerus und der Gutsbesitzer, die allmählich mit ihm zu rechnen begannen, in die deutsch-feindliche Strömung hineingezogen wurde. Der Klerus gab das verlogene Schlagwort aus, daß katholisch und polnisch einerlei sei, und so begann erst ein unterirdischer, dann ein offen geführter Kampf. Das gleiche Recht für alle wurde als unerträglicher Zwang empfunden, und je mehr die Regierung bot, desto lauter äußerte sich der Gegensatz. Noch war die Tradition der polnischen Republik lebendig, die den Bürgerkrieg zu einem wesentlichen Teil des Staatsrechts machte und jedem polnischen Edelmann das Recht gewährte, eine bewaffnete Konföderation zu bilden, um seinen Einzelwillen durchzuzwingen. Das war freilich unter den neuen Verhältnissen nicht mehr möglich, aber was der Gewalt und offenem Auftreten versagt blieb, ließ sich vielleicht durch List und geheime Organisation erreichen. Ohne daß die Regierung es ahnt, ist das Land bald von einem Netz geheimer Gesellschaften überzogen, deren Ziel kein geringeres ist, als das alte Polen in seinen weitesten Grenzen voll wieder herzustellen.

Wir wissen heute, daß diese Gedanken zuerst in Posen lebendig geworden sind. Von Posen nach Warschau, nicht umgekehrt, ist der Weg der revolutionären Organisation gegangen, und als im Jahre 1830 die Pariser Revolution ausbrach, da glaubte man in Warschau allgemein, daß die nächste Folge eine Erhebung in Posen sein werde. Der Großfürst Constantin warnte die preußische Regierung einmal über das andere. Im Königreich seien die Polen weit gemäßigter, aber bis nach Westpreußen, Schlesien und Kalisch reiche der Einfluß der exaltierten posen'schen Edelleute. Die Herren v. Stablewski, Kalkstein, Dzialinski, Chlapowski, General Uminski, die Grafen Mycielski u. a. m. ständen zudem in Verbindung mit den Führern der Opposition im Warschauer Parlament, und die vornehmen Damen hüben und drüben schürten das Feuer. „Alle Nachrichten, die mir zulaufen," schreibt der preußische Generalkonsul Schmidt aus Warschau, „geben ein wahrhaft Besorgnis erregendes Bild von der schlechten und gefährlichen Stimmung im Großherzogtum Posen, sowie von der Nullität und Lauigkeit der dortigen Polizei."

Digitized by Google

Es war die höchste Zeit, daß hier eingegriffen wurde, und die Deutschen, die noch nicht vor dem Polentum kapituliert hatten, atmeten auf, als an Stelle des bisherigen unfähigen Oberpräsidenten Baumann der energische und einsichtige Herr von Flottwell eben damals die Oberpräsidentschaft in Posen übernahm. Er fand eine ganz außerordentlich schwierige Lage vor. In einem Bericht vom 20. Okt. 1830 klagt er bitter über die Haltung seiner Beamten, der polnischen wie der deutschen. Auf die Landräte sei kein Verlaß, noch weniger könne er auf die Bürgermeister der kleinen Städte rechnen, die ganz in Abhängigkeit von den polnischen Edelleuten der Nachbarschaft ständen. Der Graf Titus Dzialinski habe seine Bauern direkt aufgefordert, über die Deutschen herzufallen, sie totzuschlagen oder aus dem Lande zu vertreiben. In den Schänken aber wurde damals das folgende Lied gesungen:

Auf, geliebter Sarmate,
Suche Ruhm in der Schlacht
Und ziehe den Säbel.
Der Teufel hole die Preußen,
Die Hunde und Hundsvötter,
Sie haben uns ausgeplündert,
Die Patrioten vertrieben.
Schlag zu, schlag zu!

Es läßt sich nur als ein Zufall bezeichnen, daß die Revolution in Warschau und nicht in Posen ausbrach. Die in ihrer persönlichen Sicherheit gefährdeten Zöglinge der Warschauer Militärschule, halbe Knaben, haben die Revolution vom 29. Nov. 1830 improvisiert und die Nation mit sich fortgerissen; die beispiellose Unfähigkeit des Großfürsten Constantin hat dann die polnische Armee geradezu in den Aufstand, den sie nicht wollte, hinein genötigt, und nur die vom General Chlopicki ergriffene Diktatur hat dahin geführt, daß die Polen in Posen am Aufstande nicht teilnahmen. Chlopicki kämpfte um Gnade, nicht um Sieg. Er hoffte eine Schlacht zu gewinnen und dann den Kaiser Nikolaus zu gnädiger Gewährung der Vereinigung Littauens mit dem Königreich zu bewegen, vielleicht auch eine Aenderung der Verfassung im polnischen Sinn zu erlangen. Nichts schien ihm gefährlicher, als Preußen und Oesterreich durch Revolutionierung ihrer Gebiete herauszufordern.

So blieb Posen zunächst ruhig, und die preußische Regierung fand Zeit zu rüsten. Es geschah langsam genug. In Posen stand damals das 5. Korps unter dem trefflichen General von Röder, in Schlesien als Divisionsgeneral Grolmann. Jetzt wurde das ganze 5. Armeekorps auf Kriegsstärke gebracht und ebenso Teile des 1., 2. und 6. Korps in Ost- und Westpreußen. Das Oberkommando aber erhielt Anfang März 1831 der greise Feldmarschall Gneisenau, dem das Alter weder Einsicht noch Thatkraft zu schwächen vermocht hatte. Sein Generalstabschef war Clausewitz. Nehmen wir hinzu, daß Theodor v. Schön damals als Oberpräsident in Königsberg residierte, und daß später

Digitized by Google

Kneſebeck an Gneiſenaus Stelle trat, ſo finden wir an unſern Oſtgrenzen in dieſen kritiſchen Tagen die Elite der noch überlebenden Männer aus der großen Zeit der Freiheitskriege. Ihrer politiſchen Einſicht und militäriſchen Energie iſt es zu danken, wenn trotz der Ueberraſchungen, welche der ruſſiſch-polniſche Krieg brachte, Poſen ruhig blieb und Rußland des Aufſtandes Herr werden konnte.

Ueber dieſen Krieg hat ſich eine Legende aufgebaut, die im weſentlichen der Charakterfeſtigkeit des Zaren die ſchließliche Niederwerfung Polens zuweiſt. In Wirklichkeit hat Kaiſer Nikolaus durch ſeine kleinmütigen Ratſchläge Driebitſch verhindert, nach der Schlacht bei Grochow Warſchau mit Sturm zu nehmen, was ſehr wohl möglich war und den Polen wie den Ruſſen unendliches Leid erſpart hätte. Aber der Zar war, trotz ſeines unbeſtrittenen perſönlichen Mutes, damals, wie in allen kritiſchen Lagen ſeines Lebens, völlig faſſungslos. Im Juni 1831 hat er ſogar, an einem Erfolge verzweifelnd, der preußiſchen Regierung unter der Hand die Abtretung alles polniſchen Landes bis zur Pilica, alſo Warſchau mit eingeſchloſſen, anbieten laſſen. Nur ſolle ſie raſch ein Ende machen. Gneiſenau hat am 21. Juni darüber dem Miniſter von Bernſtorff geſchrieben: „Ueber eine neue Teilung Polens habe ich keine Stimme, aber ich würde davor erſchrecken. Die Verhältniſſe der Polen zu den Deutſchen haben ſich ſehr verbittert ſeit jener Zeit vor 36 Jahren. Sie ſind unfähig, durch eine ſanfte und gerechte Regierung wie die unſrige ſich leiten zu laſſen.“ Bernſtorff dachte wie Gneiſenau, und als einige Monate danach Paſkewitſch wirklich Warſchau einnahm, iſt auch Nikolai auf ſeine großmütigen Anerbietungen nicht zurückgekommen.

Dagegen waren ſchon vorher die Polen ſelbſt an Preußen herangetreten. Im Dez. 1830 wünſchte die revolutionäre Regierung einen preußiſchen Prinzen zum König von Polen zu machen, und im März 1831 ging dem Miniſter von Schuckmann ein anonymes Schreiben zu, das König Friedrich Wilhelm III. aufforderte, ſich an die Spitze der Polen zu ſtellen.

„Dieſem Plan zufolge“, ſo heißt es wörtlich in jenem Schreiben, „würde S. M. der König von Preußen zugleich König von Polen ſein. Weil aber die polniſche Krone älter iſt, und um der polniſchen Nation die Verbindung ſchmeichelhafter zu machen, ſollte der Titel König von Polen jenem von Preußen vorhergehen.“ Ich übergehe das Detail dieſes naiven Angebots, aber es iſt doch intereſſant, die Thatſache ſelbſt zu kennen. Sie iſt eines der ſchlagendſten Beiſpiele dafür, wie völlig die politiſche Vernunft der Polen der Wirklichkeit gegenüber verſagte.

In Poſen aber iſt dieſe politiſche Blindheit kaum geringer geweſen als in Warſchau. Imponierte auch die Konzentrierung der vier Armeekorps in Poſen und an der Grenze viel zu ſehr, als daß ſich offener Widerſtand hervorgewagt hätte, ſo haben doch zahlreiche Poſener es möglich gemacht, die Grenze zu überſchreiten und in die Revolutionsarmee einzutreten. Sie bildeten ſchon im Januar 1831 unter Anführung des Rittmeiſters Brzeſzenski eine eigene Schwa-

Digitized by Google

dron, in der Graf Titus Dzialinski und Vincent von Kalkstein als Gemeine dienten, und auch später noch haben Desertionen und Uebertritte stattgefunden.

Es ist aber eine ungeheuerliche, in alle Darstellungen dieser Ereignisse übergegangene Uebertreibung, wenn von 12000 Mann geredet wird, die aus Posen den Aufständischen zu Hilfe gekommen seien. Nach den im Archiv des Generalstabs sorgfältig geführten Verzeichnissen sind bis zur Erstürmung Warschaus im ganzen 473 Mann und 5 Offiziere desertiert. Wie viele nicht im Militärdienst stehende Edelleute über die Grenze gingen, läßt sich nicht sagen, es werden schwerlich mehr als 200 gewesen sein. Also, wenn es hoch kommt, ein zwanzigstel jener von der patriotischen Legende erfundenen Zahl. Und dabei muß noch in Betracht gezogen werden, daß die polnische Geistlichkeit alle Mittel in Bewegung setzte, um den Abfall zu fördern: ein weinendes wunderthätiges Marienbild, geheime Konventual, der Beichtstuhl und die Predigt wirkten zu gleichem Ziel. „Man macht uns den Krieg aus den Beichtstühlen", schreibt Gneisenau im April 1831, und derselbe Gedanke tritt uns in fast allen Denkschriften über die Stimmung der Provinz entgegen.

Der Oberpräsident v. Flottwell hatte mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, da die polnischen Beamten den „Patrioten" mündlich von allen bevorstehenden Regierungsmaßregeln Mitteilung machten, und er in den Ministern von Altenstein und von Brenn keine Helfer, sondern hartnäckige Widersacher fand. In Berlin glaubte man an die Loyalität nicht nur des Erzbischofs Dunin, sondern auch an den preußischen Patriotismus des polnischen Klerus. Die Minister ließen, als Flottwell über den zweideutigen Hirtenbrief des Erzbischofs Klage führte, diesem offiziell erklären, „daß Seine Maj. der König nicht nur in ihn, den Erzbischof, sondern auch in die ihm untergebene Geistlichkeit volles Vertrauen setze." Und doch hatte der Erzbischof in einem Gespräch mit Flottwell gesagt, „daß er als geborener Pole, dem das Interesse seiner Nation am Herzen liege, bei der Abfassung des Hirtenbriefes in ein Gedränge geraten sei, worin er für das Zweckmäßigste gehalten habe, die politische Ansicht des Gegenstandes so viel als möglich ganz zu vermeiden." Daß in den Kirchen Messen für das Glück der polnischen Waffen gelesen würden, gab der Erzbischof selbst zu. Am ärgsten war das Treiben in Gujavien, speziell in Bromberg, wo der Probst Sanftleben der Mittelpunkt der Agitation war, ein polonisierter Deutscher, der als Renegat eifriger und gefährlicher war als die Polen selbst. Auch ihn nahm Altenstein in Schutz, bis er schließlich durch die Flucht Sanftlebens über die russische Grenze eines Besseren belehrt wurde.

Der Konflikt zwischen Oberpräsident und Minister wurde so scharf, daß Flottwell sich direkt jede fernere Einmischung in seine Angelegenheiten verbat. Er wurde dabei unterstützt von Röder, Gneisenau und Clausewitz, und setzte so schließlich seine Politik durch. Ihr, nicht den Ministern in Berlin, ist es zu danken, daß die Dinge schließlich einen erträglichen Ausgang nahmen. Im Gneisenau'schen Hauptquartier wußte man, wie es in einer Denkschrift des

Digitized by Google

Generals Röder heißt: „daß ohne scharf eingreifende Maßregeln, ohne unerschüttert feststehende Bestimmungen und ohne kraftvolle Handhabung der Gesetze die dem preußischen Scepter in Posen drohende Gefahr nicht beseitigt werden konnte, vielmehr durch die Fortdauer des bisher angewandten Systems der Nachsicht und der Milde wachsen werde, bis sie den Grad erreicht, den nur der Aufwand der härtesten Gewaltmittel und der ganzen Kraft des Staates besiegen kann."

Gneisenau hat dann auf Röders Vorschlag dem Könige geraten, in Zukunft die in Posen ausgehobenen Truppen in ferner liegenden rein deutschen Provinzen dienen zu lassen, ein Gedanke, der zwar später aufgenommen, aber auch heute noch nicht zu voller Durchführung gelangt ist. Es war ein unersetzlicher Verlust für die deutsche Sache, daß Gneisenau am 31. August 1831 starb. Die kurze Episode des Kneseбeck'schen Oberkommandos (bis 31. Oktober) konnte naturgemäß nicht bleibende Spuren hinterlassen; ein Mann von der Autorität Gneisenaus hat auf diesem Boden überhaupt nicht mehr gestanden. Das gilt auch von Grolmann, der nun als kommandierender General in Posen einzog und im Verein mit Flottwell bemüht war, die Erfahrungen des Revolutionsjahres im Interesse der deutschen Sache zu verwerten. Es war schwer genug; als nach der Einnahme Warschaus am 8. September durch die Russen jene Schlußepisode folgte, welche die Trümmer des polnischen Revolutionsheeres nötigte, auf preußischem Boden die Waffen zu strecken, hat der König die vom Zaren verlangte Auslieferung derselben verweigert und bald danach, am 25. Dezember, durch einen Gnadenerlaß den Polen eine außerordentlich weitgehende Amnestie gewährt. Erreicht wurde auch diesmal nur ein weiteres Verstocken der Polen. Schon am 20. Jan. 1832 muß Flottwell berichten: „Die dem Könige und dem Staat ergebenen Einsassen sind jetzt schüchtern und wagen kaum ihre Anhänglichkeit und Treue zum Ausdruck zu bringen, weil sie Reibungen mit den polnisch Gesinnten fürchten und sogar in dem Wahn stehen, daß ein solches Betragen von der Regierung ungern gesehen werde und sie dadurch in den Ruf von Polenfeinden oder doch wenigstens von unduldsamen Personen kommen könnten, die sich im Umgange mit Polen nicht zu benehmen verstehen." Nur im schwersten Kampf mit den Ministerien in Berlin, namentlich aber mit dem Polizeiminister v. Brenn, gelang es Flottwell schließlich im Verein mit Grolmann, eine Wendung zum Besseren einzuleiten.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. aber fand der Rückfall in das alte System statt. Die Jahre 1846 und 1848 gaben dafür die Quittung, und so ist es weiter gegangen, bald in steigender, bald in sinkender Kurve.

Digitized by Google

Störche.

Von

Mathieu Schwann.

Heute sah ich etwas Wunderbares.

In dem weiten Felde vor meinem Fenster weideten sechs Störche. Ich kenne sie persönlich. Es ist die Familie derer von Bockenheim, eine edle Sippschaft. Drüben neben der Kirche ragt ihr alter Stammsitz empor.

Die Familie wird eben repräsentiert durch die beiden Eltern, Melchior und Aspasia von Bockenheim, letztere eine geborene Schweizerin aus dem alten aargauischen Geschlecht derer von Lenzburg, und weiter durch dieser Edlen vierfache Nachkommenschaft, die vor drei Wochen bei der Storchentaufe, welche zugleich Konfirmation und Mündigkeitserklärung ist, die Namen erhielt: Prometheus, Mnemosyne, Themis und Epimetheus.

Prometheus ist der Aelteste, ehedem ein etwas vorwitziger Schlingel. Vor vier Wochen sah ich seinem ersten Kunststücke zu. Es rauschte über mich hin, und ich sah auf. Es war der alte Melchior, der seinem Stammsitze mit tüchtiger Froschbeute zustrebte. Ich blickte ihm nach, und siehe da, statt auf den Nestrand flog er aufs Kirchendach und schlug mit den Flügeln.

Die junge Sippschaft wurde unruhig in ihrem Neste. Alle vier traten bis an den äußersten Rand vor. Prometheus spannte die Flügel aus, die beiden Schwestern thaten das Gleiche, und so hüpften sie zu dritt auf dem Nestrande herum und versuchten, ob sie sich wohl schon den jungen Schwingen anvertrauen dürften bis zum alten Freiherrn hinüber auf dem Kirchendach?

Die etwas sentimentale Mnemosyne, die gern in Träumen und Erinnerungen der Kindheit schwelgte, ließ bald wieder nach, während ihre jüngere Schwester Themis, ein etwas rechthaberisches, wildes Ding, fort und fort zappelte. Nur der Jüngste, Epimetheus, der nachdenkliche Nesthocker, rührte sich nicht. Er stand bloß da und sah nach seinem Vater hinüber. Eine lyrisch-philosophische Natur, skandierte er gerade ein paar Verse, welche das Thema von den gebratenen Tauben in der Storchenanschauung behandelten.

Digitized by Google

Da — auf einmal schwingt sich Prometheus über den Nestrand hinaus, stürzt flügelschlagend das Dach des Stammsitzes hinab bis zum Dachrande und läßt sich hier einfach in die freie Luft hinausfallen.

Die kühne That hatte Erfolg. In halber Höhe erreichte er das Kirchendach, kletterte behende zum Alten hinauf, schwankte, bevor er das Gleichgewicht fand, noch ein parmal auf dem First hin und her und empfing dann von Melchior den dicksten Frosch als Belohnung. Der Alte war ganz Zärtlichkeit mit seinem Erstgeborenen; er streichelte ihm mit dem Schnabel die Flügel und zupfte ihm ein paar Federn zurecht, die in Unordnung geraten waren. Dann flog er hinüber zu den andern, gab ihnen auch von dem, was er mitgebracht hatte, dem Lyriker allerdings, der sich auch jetzt kaum rührte, das kleinste Stück, und rief dann den Prometheus wieder zum Neste zurück.

Folgte der auch in jungenhaftem Eigensinn nicht gleich und besah er sich zuerst noch eingehend das Kirchendach, etwas mit Flügelschlag und Halsrecken prahlend, so kam er, als der Vater noch einmal gerufen hatte, dann doch bald, denn der alte Melchior ist zwar gutmütig und gerecht, aber auch streng. Die alte Storchenart lebt noch in ihm, und alle Kinkerlitzchen und jegliches Gigerltum sind ihm in tiefster Seele verhaßt. Es ist noch ein guter Schlag, diese Storchenfamilie, und die einzige Konzession an die Neuzeit machte Melchior, als er seiner Frau Aspasia die Auswahl der Namen für seine Kinder überließ. Prometheus sollte nämlich anfangs Kaspar genannt werden. So hatte es der Alte vorgeschlagen. Als er aber damit herausgerückt war, hatte Aspasia so fürchterlich gelacht, daß er von allen weiteren Vorschlägen zurückstand und seiner Frau die Sache überließ. „Nur keine Siegfrieds und Elsas," hatte er sich ausbedungen, „denn da drehen sich jetzt schon fünfzig Köpfe um, wenn man den Namen einmal ruft."

Aspasia ist nun zwar eine grundehrliche Storchenfrau, allein seit an Schweizer Hochschulen das Frauenstudium einsetzte, kokettiert sie gern ein bißchen mit „klassischer Bildung", spricht von Herodot und Spinoza, als wenn die ihre Vettern und Duzfreunde wären, hält sich aber im übrigen an Melchior-Kants kategorischen Imperativ und besorgt ihre Hauswirtschaft mit aller Umsicht und edler Pflichttreue. Cigaretten raucht sie natürlich nicht, und als ihr Aeltester, den sie selbstverständlich ziemlich verzogen hat, neulich einmal so hinten herum von einem Monocle sprach, klapperte sie ihm eine Moralpredigt herunter, die sich gewaschen hatte. „Wenn man etwas scheinen wolle, müsse man zuerst dafür sorgen, etwas zu sein; das erreiche man aber nicht, wenn man echt pöbelhaft oder kindisch nur auf das Aeußerliche losfteuere, auch nicht, wenn man sich hundert Monocles vor die Augen klemme."

So und so weiter sprach die edle Aspasia, und Prometheus nahm sich's zu Herzen. Unter dem tüchtigen Beispiel seiner Eltern wuchs er heran und unter dem milden Einfluß seiner Schwester Mnemosyne, die ihn in ihrem Herzen vergötterte. Dafür schenkte er ihr auch seine ganze Bruderliebe. Bald

Digitized by Google

lenkte sein früher Ehrgeiz mit geschlossener Kraft dem einen schönen Ziele zu, etwas zu sein, ein edler, prächtiger Storch zu sein.

Und er ward es. Von Etage zu Etage schwang er sich am Kirchenturm empor. Dann umkreiste er ihn in engem Bogen mit edlem Flügelschlag. Die Schwestern folgten, und endlich rührte sich sogar der Epimetheus und that mit. Den Muskeln wie den Versen des Lyrikers that die Bewegung ganz gut.

„Keine unechte Haute-Volée wollen wir sein, sondern echte, rechte Störche, wirkliche Hochflügler der Storchenart," das war der Wahlspruch dieser edlen Kinder geworden, und ihm strebten sie unausgesetzt nach, zuerst unter der Aufsicht der Eltern, dann auch, wenn die Eltern abwesend waren, unter sich, indem sie sich gegenseitig immer höhere und schönere Ziele steckten.

Und mit diesem Wahlspruch im Herzen marschierten sie auch vorhin in dem weiten Kleefelde vor meinem Fenster und unterrichteten sich eingehend unter Anleitung ihrer Eltern über die Bodenbeschaffenheit, über die Natur der Kleeblüte und diejenige der in diesem Milieu gedeihenden Fauna. Punkt elf Uhr war die Unterrichtsstunde beendet, und die Alten flogen fort.

Und etwas Schönes war es nun, zu sehen, wie die vier Hälse der Jungen sich reckten, so lange von den Eltern auch nur ein Schatten noch zu bemerken war. Dann begann Mnemosyne die eben gelernte Lektion mit Epimetheus noch einmal zu repetieren. Sie schritten gemessen über das Feld dahin, während Themis und Prometheus, sicher in dem Bewußtsein, daß ihre leichte Auffassungsgabe eine Wiederholung unnötig mache, sich sonst amüsierten.

Eine Stunde mochte so vergangen sein, als Themis plötzlich aufflog, und ihr nach alle andern. Ich trat ans Fenster, um zu sehen, wer denn da meine Freunde störte? Zuerst vermochte ich nichts zu entdecken.

Doch! — Da hinter jenem fürchterlichen Gebirge, welches die städtischen Abfuhrkarren hier aufgeschichtet haben, duckt sich ein Mensch. Und — ist es möglich? — der Mensch hat eine Flinte. Ich sehe es deutlich, wie ihr Lauf in die Luft ragt. Ich zittere, mein Herz höre ich schlagen — ich will pfeifen, ihn zurückhalten. — Zu spät! — Jetzt — jetzt streichen die Störche über ihn weg — jetzt muß der Schuß fallen . . .

Ich bin in einer furchtbaren Aufregung. Aber der Mensch steht da und rührt sich nicht. Kein Schuß — kein Laut — die Störche streichen ruhig dahin, höher, immer höher; ihr Gefieder glänzt in der Sonne.

Und der „Lauf der Flinte" hat sich gesenkt, und mit seinem Stocke wühlt der Mensch weiter in dem Miste, den die städtischen Abfuhrkarren dort zum Gebirge türmten.

„Ein Schatzgräber" — murmeln meine Lippen, und dann lächle ich, und dann atme ich tief, tief auf und sage mir laut vor: „Es giebt in Deutschland keine Menschen, die auf Störche schießen."

Digitized by Google

Nicht wahr, ihr lieben deutschen Menschen alle, ich durfte das sagen? Bitte — bitte, sagt ja, alle ja! — Der arme Mensch da hatte meine Freunde sicher nicht gestört. Wer also?

Ich sehe ihnen nach. O, sie sind schon so hoch hinauf, daß sie nur noch die Größe von Tauben haben. Und noch immer höher streben sie, immer höher.

Zuerst war Themis voran, aber bald überstürmte sie Prometheus. Der stieg zur Höhe, wie auf Flügeln eines Gottes, mit herrlicher Kraft und Kühnheit. Themis zappelte ungeduldig und mutwillig hinterdrein, und mit wunderbar edlem Flügelschlag folgte Mnemosyne. Sie hatte Zeit, und so flog sie dem Epimetheus voran, seinen jungen Mut stählend und ihn in liebtreuer, harrender Energie hinauflockend, hinauf in das blaue Reich der Sonne, des ewigen Lichtes.

Wie ich nun so dastehe und meinen Freunden nachschaue, entdecke ich hoch — hoch über ihnen zwei schwebende Punkte. „Die Alten!" — sage ich freudig. „Sie haben die Jungen gerufen."

In ruhigem Kreisen ziehen sie dahin, ohne daß ihre Flügel auch nur einen Schlag thun. Die Mutter etwas tiefer als der Vater.

Ich sehe nach den Jungen. Höher streben sie, höher, dahin, wo die Alten sind. Prometheus ist der Mutter schon ganz nahe. Jetzt übersteigt er sie. Gerade hinauf nimmt er die Bahn zum Vater. Aber da — Epimetheus läßt nach, langsam zur Seite schweift er abwärts. Augenblicklich senkt auch die Mutter den Flug, und sofort strebt der Jüngste wieder empor. Die Nähe der Mutter beflügelt seinen Mut von neuem. Nicht um eines Zolles Länge aber senkt der Vater den Flug. Oben schwebt er und zieht und zieht, er lockt und lockt — nur durch sein Beispiel, nur durch die eigene Kraft und Schönheit. Unvergleichlich ist es, wie er sich von den Lüften tragen läßt. Themis und Prometheus umkreisen ihn schon, Mnemosyne erreicht die Höhe in edler Ruhe und Stetigkeit, und nun kommt auch die Mutter langsam — langsam mit Epimetheus empor. Der Jüngste hält tapfer aus. Etwas rasch noch und ängstlich folgen sich die Flügelschläge, aber er kommt hinauf, ganz hinauf.

Und nun, wie ein Jubelhymnus wird ihr Kreisen um einander. Es ist so etwas Wunderbares, so etwas ergreifend Harmonisches in dem Fluge dieser sechs Vögel, daß ich meine, ein Beethoven'sches Andante wehe mir mit majestätischem Zuge in die Seele. Dieses Kreisen und Schweben im Lichte da droben ist Musik, himmlische Musik und Harmonie.

Am Fenster sitze ich und schaue ihnen nach. Alle Arbeit, alle Sorge habe ich vergessen. Ich sehe nur die kreisenden Vögel dort oben in lichtblauer Höhe. Ich sehe, wie ihre Ringe weiter und weiter werden, wie sie sich wegziehen von mir und wie sie endlich weit hinten über dem duftenden Walde meinen Augen entschwindend verwehen.

Da senkt sich mein Blick und kehrt zur Erde zurück.

Digitized by Google

Drüben an dem furchtbaren Gebirge kriecht immer noch die gebückte Menschengestalt und stochert mit ihrem Stocke in dem Miste herum.

Was der Mensch wohl da suchen mag?

Verlorenes vielleicht? — Sein Brot gar? — Sein Leben? — — Seine Menschenseele?! — — —

O, ihr Vögel! — Meine lieben, himmelanstrebenden, lichtkreisenden Vögel!

Nur Störche seid ihr, dumme, einfältige Tiere, und das da, was da am Boden kriecht, was da im Abwurf der andern wühlt — ein Mensch!

Wie Trauer, wie tiefe Scham kam es über mich, als ich den Menschen sah.

Wünschen, Wandern ...

Von

Paul Schettler.

Nach der Fremde Wundern
All mein junges Sehnen stand,
Und ich wollte schauen
Auch den allerfernsten Strand.

Doch im Kampf der Tage
Wundersüchtig Wünschen schwand,
Bis in meinem Herzen
Nur ein einz'ger Wunsch noch stand.

Bis die eine Sehnsucht
Alles andre überwand:
Nach der Heimat Fluren,
Nach der Jugend stillem Land.

Und dann ruht' ich nimmer,
Bis ich wieder heim mich fand —
Ach, da bin ich kommen
In das größte Wunderland.

Digitized by Google

Die drei Reiherfedern.

Ein dramatisches Gedicht in fünf Akten von **Hermann Sudermann.**

(Stuttgart, 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Warum gerade das Berliner Premièrenpublikum über den Wert oder Unwert eines deutschen Dramas als erste und letzte Instanz entscheiden soll, hat mir nie recht einleuchten wollen. Die Elite des deutschen Geistes ist es denn doch nicht, was sich da zusammenfindet! Das glaubt ja auch im Grunde niemand, es ist deshalb überflüssig, dies Urteil noch besonders zu begründen. Dennoch findet man am nächsten Morgen in den Berliner Blättern diejenige Kritik, die das Publikum am Abend vorher den „Vertretern der Presse" vorgeklatscht oder — vorgepfiffen hat. Selbständige Regungen sind selten. Bequem ist ja diese kritische Weisheit auf alle Fälle, und — „Vorsicht" ist ihre Mutter.

Das neueste Sudermann'sche Stück ist vom Berliner Premièrenpublikum ziemlich deutlich abgelehnt worden. Wieso dasselbe Publikum alle mittelmäßigen Dramen zurück, so ließe sich gegen die Ablehnung der „Reiherfedern" nichts sagen. Denn es ist kein bedeutendes Werk. Aber die „Wahrsprüche" jenes dramatischen Gerichtshofes haben vollen Anspruch, mit litterarischen Werturteilen nicht verwechselt zu werden. Mehr Dichterkraft als in den Kompilationen des Herrn Oskar Blumenthal, des „aufgeführtesten" deutschen „Dramatikers", steckt immerhin in den „Reiherfedern".

Die „Begräbnisfrau", eine Hexe, die etwas an die „alte Wittichen" in Hauptmanns „Versunkener Glocke" erinnert, hat dem Prinzen Witte geweissagt, er werde das für ihn bestimmte Weib finden, wenn er einem Reiher, der irgendwo auf einer Insel im Nordlandsmeer als Gott verehrt wird, drei Federn ausrisse. Der Raub ist dem Prinzen gelungen, und die Begräbnisfrau erklärt ihm nun die Bedeutung der einzelnen Federn. Die erste sei nur „ein Schein"; verbrenne er sie, dann werde er „im Dämmer" das Bildnis der Gesuchten schauen.

> Die zweite der Federn — merk' es dir gut! —
> Wird dich in Liebe mit ihr vereinen,
> Verbrennst du sie einsam in schweigender Glut,
> Muß sie nachtwandelnd vor dir erscheinen.

Digitized by Google

Und bis die dritte in Flammen verloht,
Reckst du nach ihr die sehnenden Hände:
Der dritten Vernichtung bringt ihr den Tod,
Drum hüte sie wohl und denk' an das Ende!

Ungeduldig verbrennt Prinz Witte die erste der Federn. Da erscheint ihm auf dem Meere eine weibliche Gestalt in riesenhaften, verschwommenen Umrissen. Nun zieht er mit seinem treuen Knechte Hans Lorbaß in die Welt, um sie, sein Glück, seine Bestimmung zu finden.

Er kommt an den Hof der verwitweten Königin von Samland, die ihn mit ihrer Huld begnadet und zu ihrem Gatten erwählt, trotzdem er im Kampfe mit einem Nebenbuhler unterlegen ist, trotzdem sie dem Sieger Hand und Reich zugeschworen hat. Aber die Sehnsucht Witte's weilt nicht bei seiner Königin; es zieht ihn zu dem unbekannten Weibe, das ihm geweissagt worden. Er verbrennt die zweite Feder, und da erscheint ihm schlafwandelnd — die Königin. Er aber hält ihr Erscheinen nur für eine Störung des Zaubers, der in Einsamkeit ausgeübt werden sollte. In dumpfer Verzweiflung bricht er der Gattin die Treue und ergiebt sich einem Lasterleben; in einer letzten, späten, sehr späten Aufwallung seiner ritterlichen Kraft rettet er noch das schwer bedrängte Reich vor dem Feinde, jenem betrogenen Nebenbuhler, der mit Heeresmacht wiedergekehrt ist und nun von Witte getötet wird. Dann wandert er mit seinem treuen Hans in die Weite ...

Nach 15 Jahren kehrt er, an Leib und Seele gebrochen, zurück. Er hat die Ersehnte nicht gefunden. Und doch — — schon längst! Da er nun mit der Königin, die seiner mit inniger Liebe und Treue geharrt, am öden Gestade zusammentrifft, verbrennt er, um seiner quälenden Sehnsucht ledig zu werden, die dritte Feder, und — die Königin stirbt! So hatte es der Zauberspruch vorausgesagt: „der dritten Vernichtung bringt ihr den Tod". Da erkennt der Verblendete, daß er die, die er suchte, längst gefunden, selbst einem wesenlosen Gaukelbilde geopfert hatte. Sterbend umschließt er sein totes Glück.

Die Grundidee ist tief und schön. Es ist die uralte von der nie befriedigten Sehnsucht des Menschen nach einem in der Ferne blühenden Glücke, von der Verblendung des Menschen, der Phantomen nachjagt und ihnen die echte, greifbare Huld der Gegenwart opfert. Ein Größerer hat diese Idee in einen schlichten, goldenen Reif gefaßt:

Wozu in die Ferne schweifen?
Sieh', das Gute liegt so nah!
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da!

Aber es ist noch ein anderes, als Verblendung, in der unauslöschlichen, nie befriedigten Sehnsucht des Menschen. Die Leser wissen, welche ich meine: die Sehnsucht nach — der Heimat! —

Sudermann wandelt hier also auf den Pfaden der Romantik. Sein Märchenprinz ist ausgegangen, die „blaue Blume" zu suchen. Nur ist sie für den modernen Wirklichkeitsmenschen kein erstrebenswertes Ideal mit himmlischem Dufte, sondern ein Gaukelbild, ein Irrlicht. Dieser blauen Blume Düfte erquicken nicht, heben nicht in goldene Wolken empor, sondern betäuben und vergiften. Man könnte das Stück eine späte Knospe der Romantik nennen. Aber die Knospe hat

Digitized by Google

sich nicht zur Blüte erschließen können. Im Salzgeruch des öden, kalten nordischen Meeresstrandes ist sie verdorrt und erfroren. Es fehlt dem Drama die innerliche Wärme, der überquellende Reichtum, die Farbenpracht, ohne die eine solche Märchendichtung nicht leben und nicht sterben kann. Nicht sterben — weil sie immerhin von einem Dichter ersonnen wurde. Und wir haben heute gar so wenig Dichter!

Das Märchen als solches ist ja ganz hübsch erfunden. Wenigstens in den Grundrissen. Die Einzelheiten sind gesucht, gequält. Der unritterliche Ritter, der sich zuerst von seinem Gegner schmählich in den Sand strecken läßt, die ihm nicht gebührende Krone aus den Händen eines Weibes empfängt, König von Liebesgnaden wird und doch Liebe und Treue mit Füßen tritt, dann, als Reich und Volk vom Feinde bedrängt werden, so lange, so sträflich lange nicht zu bewegen ist, das Schwert zu ziehen — diese Gestalt wirkt je länger desto peinlicher und muß besonders von der Bühne herab Unbehagen verursachen. Das Motiv der in der Ferne weilenden lähmenden Sehnsucht gelangt dramatisch weder zur vollen Geltung, noch ist es an sich ausreichend, um das jämmerliche Defizit in dem Gebahren des Helden zu decken. Dazu müßte er so geistreich und tief sein, wie der berühmte Dänenprinz, und das ist er leider, leider nicht.

Schon im „Johannes" wurde die Unthätigkeit des Helden als untheatralisch empfunden. Aber doch nicht notwendig als undramatisch, nicht als Verzeichnung des Charakters. Da geht eine gewaltige Umwälzung in der Seele des Mannes vor, der den erhobenen Stein fallen läßt, zwei weltgeschichtliche Perioden stoßen aufeinander. Unsere nachschaffende Phantasie, unsere geschichtliche und religiöse Empfindungswelt arbeiten mit. Hier aber sagen wir: Gut, wir verstehen dich, und mag es auch Wahn und Verblendung sein, was dich in die Ferne zieht. Wirf meinetwegen die Rosenketten des Glückes von dir, die dich lästige, schwere Ketten dünken, aber befreie dich auch wirklich, befreie dich als der Ritter, als der du genommen sein willst, und handle nicht wie ein erbärmlicher, undankbarer, schwächlicher Feigling. Aus dem zweiten, dritten und halben vierten Akte gähnt uns ein Mangel an selbstthätiger Handlung, an Erfindung entgegen, der durch gesuchte Kreuz- und Querzüge ausgefüllt werden soll, welche wir doch nur als Verlegenheitsbehelfe empfinden. Für drei Akte hätte die Handlung vielleicht zur Not ausgereicht. Dann hätte das Stück freilich nicht „den Abend gefüllt", wohl aber an eigener Fülle gewonnen.

Im Märchen brauchen wir es ja mit den Charakteren nicht so genau zu nehmen wie in Dichtungen nach dem wirklichen Leben: sie können satter: glänzender oder schwärzer — je nachdem — gehalten sein. Aber die Zeichnung der Figuren ist doch gar zu dürftig ausgefallen! Die Gegenspieler des Prinzen mit dem Herzog von Gothland an der Spitze verstehen nur zu bramarbasieren. Der Knecht Hans Lorbaß ist seinem Herrn so sehr überlegen, daß man kaum begreift, wie diese Kraftnatur nicht die Sympathie und Geduld verliert, einem Schwächling so lange zu dienen. Daß er die eigentliche Herrennatur ist, hat der Dichter selbst ausgesprochen, da er ihn am Schluß zum Erben seines Gebieters bestimmt:

Dort drüben giebt's ein verlottertes Land,
Das braucht eine rächende, rettende Hand,
Das braucht Gewaltthat, das braucht ein Recht; —
Zum Herrn — werde der Knecht.

Digitized by Google

Der kühle, zusammenklaubende Verstand hat zu großen, das warme, aus vollen Tiefen herausquellende, gebärende, leidenschaftliche Gemüt zu geringen Anteil an dem Werke. Mag sein, daß der Dichter viel Persönliches hineinreflektiert hat — es ist nicht aus einem Gusse; eines paßt nicht recht zum andern. Auch die Verse sind nicht aus sonnendurchwärmtem Gemütsboden urwüchsig-frisch emporgesprossen, sondern gleichsam „aufgestellt", „arrangiert" worden, geschickt, aber doch künstlich — wie Topfgewächse in einem Wintergarten. Am meisten Gemüt und Poesie hat der Dichter noch seiner Königin einzuhauchen gewußt. Am Schlusse des dritten Aktes, wo der Geliebte mit harten, kränkenden Worten sich von ihr losgesagt hat, birgt sie gleichwohl den Schlummernden, ihr entfliehendes Liebesglück, treu und zärtlich in ihren Armen:

Dich halt' ich, meinen geliebten Raub,
Noch einmal am Busen geborgen,
Und trafst du mich heute auch in den Staub,
So bist du doch mein bis morgen.

Bis morgen ist eine lange Frist,
Da kann ich dich hüten und haben,
Da geb' ich dir, wenn du willig bist,
Noch tausend goldene Gaben.

Es wollen viel Quellen ans Tageslicht,
Dem Schlafe des Herzens entstiegen,
Doch weil kein Spruch ihren Zauber bricht,
So müssen sie wieder versiegen.

Und niemals baut der Sonnenschein
Zwischen dem Heut' und dem Glücke,
Zwischen der Sehnsucht und dem Sein
Die siebenfarbige Brücke.

So lösest du dich nun von mir,
Ich seh's und kann es nicht hindern,
Doch heute noch hüt' ich den Schlummer dir
Und wehre den spielenden Kindern.

Stimmte ich in das Urteil der Neider und Verkleinerer Sudermann's ein, ich gäbe mir nicht die Mühe, die Schwächen seines neuesten Werkes zu entblößen. Vielleicht läßt uns der Dichter auf das nächste länger warten — so lange, bis die warmen Quellen seines Inneren keines willkürlichen Zauberspruches bedürfen, um ans Tageslicht zu dringen und in reichen goldenen Strömen köstliche Schalen zu füllen! **J. E. Frhr. v. Grotthuß.**

Ein deutsches Gelehrtenleben.

Ein Lenztag war es im vorigen Jahre am Rhein — ich fuhr von Mehlem nach Königswinter auf der Fähre über den Strom, dessen Anblick ein deutsches Herz immer wieder höher schlagen läßt, vor mir den Drachenfels, den ich besuchen wollte. Allerlei Volk war mit mir auf der Fähre, und unter allerlei Volk erkannte ich das ehrwürdige Antlitz eines unserer berühmtesten theologischen

Digitized by Google

Lehrer, des Hallenser Professors Willibald Beyschlag. Den verehrten Mann dann anzusprechen als meinen früheren Dekan und von ihm freundlich begrüßt zu werden, war eine Freude.

Und nun trifft sich's, daß er mir wieder eine Freude macht, die ich aber nicht für mich behalten, sondern an die Leser des Türmer weitergeben möchte. Der greise Gelehrte hat den „Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre", mit denen er uns vor zwei Jahren beschenkte, nunmehr „Erinnerungen und Erfahrungen der reiferen Jahre"*) folgen lassen, zwei starke Bände, die nicht nur seine Kinder, Schüler und Freunde, denen sie gewidmet sind, interessieren, sondern jeden, der für ein bedeutendes deutsches Gelehrtenleben Sinn und Verständnis hat. Natürlich werden Fachgenossen dem Werke besondere Anteilnahme schenken, auch dann, wenn sie auf wesentlich anderem theologischen Standpunkte stehen als der Verfasser. Aber auch dem „Laien" wird die Lektüre der Beyschlag'schen Selbstbiographie hohen Genuß gewähren sowohl durch das, was erzählt wird, als auch durch die fesselnde Art, wie erzählt wird.

Die beiden ersten Kapitel führen uns ins badische Ländle. 33 Jahre alt, war Beyschlag nach Karlsruhe als Hofprediger berufen worden; vier Jahre hat er dort beides erfahren, Liebes und Leides. Im badischen Kirchenstreite stand er wacker seinen Mann — wir werden mit allen Phasen dieses Kampfes, der auch die Gemüter außerhalb der badischen Grenzpfähle beschäftigt hat, gründlich bekannt gemacht. Von den beteiligten Persönlichkeiten erhalten wir scharf umrissene Charakterzeichnungen, wie es überhaupt Beyschlag meisterhaft versteht, einen Menschen mit wenigen Strichen so zu zeichnen, daß er vor unseren Augen leibt und lebt. In den folgenden sechs Kapiteln schildert der Verfasser den heißen Mittag und Abend seines arbeitsreichen Lebens, dessen Schauplatz die alte Saalestadt Halle ist. Er ist Halle treu geblieben, obgleich man ihn nach Berlin ziehen wollte, und ist Professor geblieben, wiewohl ihm mehr als einmal eine kirchenregimentliche Thätigkeit geboten wurde. Doch hat er weit über die Mauern Halles hinaus gewirkt: als Abgeordneter bei den Generalsynoden der preußischen Landeskirche, als bedeutender Prediger, dessen homiletische Leistungen zu den besten unserer Zeit gehören.

Auch in die Studierstube des Gelehrten gewinnen wir einen Einblick: Beyschlag macht uns mit Entstehung und Gedankengang seiner zahlreichen Werke bekannt und giebt manchen Gedanken, manch gutes Wort, das bei dem Leser haftet, selbst wenn er nicht mit Beyschlag übereinzustimmen vermag. Eingestreute Mitteilungen aus dem Familienleben, prächtig geschriebene Reiseberichte, am Schlusse einige stimmungsvolle Gedichte erhöhen den Reiz der Lektüre. Die Urteile über Personen, namentlich über kirchliche Gegner wie Hengstenberg, Kögel und Stöcker, wollten mir etwas einseitig erscheinen. Zum Beispiel, wenn es von Kögel heißt (S. 438): „Eine durchaus aristokratische Natur, von ausgesprochenem Herrscherbedürfnis, geistreich, pathetisch-kunstberedt, mehr ästhetisch als theologisch begabt und gebildet, überzeugter Vertreter einer festgeprägten Dogmatik, wäre D. Kögel als anglikanischer Erzbischof an richtiger Stelle gewesen: für das evangelische Deutschland war er ein Mann des Verhängnisses, denn ihm fehlte der

*) Aus meinem Leben. Zweiter Teil. Halle a. S., E. Strien, 1899. 2 Bände. 722 S. Preis 10 Mk.

Digitized by Google

Sinn für evangelische Freiheit" — so werden wir dies Urteil dem Führer der Mittelpartei zu gute halten müssen; es ließe sich unschwer aus Kögels eigenen Schriften widerlegen, und wer ihn wie Schreiber dieses gekannt hat, wird gegen diese Charakteristik gegründeten Widerspruch erheben. Dagegen hat mich Beyschlags Stellung zu der berufsmäßigen Berührung des Geistlichen mit der socialen Frage (S. 631) sehr sympathisch berührt.

Wenn der verehrte Verfasser zum Schlusse sagt: „Was im Leben eines alten Mannes noch nachgekommen ist und noch nachkommen kann, ist nichts denkwürdig Neues", und darum seine Feder niederlegen will, so hegen wir die Hoffnung, daß damit noch nicht das letzte Wort gesprochen ist. Eben erst hat D. Beyschlag als Herausgeber der bekannten „Blauen Blätter" im Januarhefte einen Aufsatz zur Jahreswende erscheinen lassen, der ihn noch auf der Höhe des Schaffens zeigt. **Joh. Quandt.**

Das Büchlein von der Freude. Von Wilh. Schöpff. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1899.

Manch tüchtiges Wort eines ehrlichen Christenmenschen ist in diesem Büchlein über allerlei Freuden gesagt; es will den Sinn für wahre, ernste, einfache Freude in Natur und Menschenleben wecken und vertiefen und das Gesellschaftsleben durch echte Geselligkeit heben helfen. Köstliche Sätze über Geselligkeits- und Berufsfreude, über geistliche und himmlische Freude und solche an der Natur finden sich in dem nachdenklichen und zum Nachdenken anregenden Bändchen, das in seiner Art an Hilty's „Glück" erinnert. Daß Schöpff das Rauchen zu den bedenklichen Freuden rechnet und auch vom „weltüblichen" Tanzen nichts wissen will, deutet auf eine strenge Auffassung. Und wenn er wider den Theatergenuß spricht, so kann ihm der Volkserzieher im Hinblick auf die moderne Bühne nur beistimmen. Aber der Vorwurf der Engherzigkeit und Plattheit, auf den der Verfasser auch gefaßt ist, kann ihm nicht erspart bleiben, wenn wir lesen: „Auch Goethe (z. B. im Egmont) und Schiller (z. B. im Don Carlos) verherrlichen (!) unsittliche Verhältnisse, was nicht aufgehoben wird durch die in diesen Stücken enthaltenen vielen ‚schönen Stellen'." Gegen persönliche Ansichten dieser Art kämpfen Götter selbst vergebens; aber Schöpff sollte sich doch hüten, sie gleichsam im Namen des Christentums auszusprechen. **Karl Berger.**

Arbeiten aus dem Gesamtgebiet der Psychiatrie und Neuropathologie von R. von Krafft-Ebing. 3. Heft. Leipzig, Johann Ambrosius Barth. 1898.

Auch dieses dritte Heft enthält eine Sammlung alter Abhandlungen Krafft-Ebings, die durch neuere und neueste Erfahrungen vervollständigt sind. Dadurch ist ein großes Material über sonst seltener vorkommende Erkrankungen des Gehirns und Nervensystems zusammengetragen worden. Die Aufsätze sind für den Nerven- und Irrenarzt wie für den Juristen außerordentlich lehrreich. Der Gerichtsarzt müßte sich unbedingt die reiche Erfahrung des Verfassers in kriminellen Fragen zu Nutze machen. Die Mitteilung der Krankengeschichten ist nicht zu weitschweifig, sondern auf das für den Sonderfall Bezeichnendste und Wichtigste beschränkt, die Schlußfolgerungen sind nüchtern und klar. Das Heft be-

Digitized by Google

handelt hauptsächlich die verschiedenen Formen der psychischen Epilepsie, ein paar kürzere Aufsätze sind der Schüttellähmung, besonders der frühzeitigen, einigen Erinnerungsstörungen und der schweren Form der Hysterie gewidmet. Auf einen äußerlichen Uebelstand möchte ich wiederholt hinweisen. Ich gehöre nicht zu den Fanatikern, die das deutsche Wort um jeden Preis angewandt wissen wollen. Ich halte vielmehr jeden, der das Rüstzeug seines Bildungsganges nicht verloren hat und nicht verlieren will, für berechtigt, an geeigneter Stelle einmal von einer fremden Sprache oder einem fremdsprachigen Wort Gebrauch zu machen. Läßt sich gerade in der medizinischen Wissenschaft der umgrenzenden und unterscheidenden Bezeichnung wegen die Uebersetzung des Krankheitsnamens ins Griechische und Lateinische nicht ganz umgehen, so sollten doch im Laufe der Darstellung wenigstens nach Möglichkeit Fremdwörter vermieden werden. Das Werk würde dadurch nichts an Sachlichkeit, Uebersichtlichkeit und Wissenschaftlichkeit verlieren, sondern im Gegenteil für jeden Leser, auch für den Arzt, gewinnen.

Vermischte Aufsätze (5. Heft der neurologischen Beiträge) von P. J. Moebius. Leipzig, Joh. Ambros. Barth. 1898.

Endlich einmal wieder ein Arzt, der nicht die ausgetretenen Bahnen wandelt, sondern, unbekümmert um rechts und links, eigenartige, oft derbe, aber fast immer gute Gedanken ausspricht. Eine Fundgrube für jeden, der sich für die modernste aller Krankheiten, die „Nervosität", interessiert. Die Aufsätze sind — vielleicht mit Ausnahme der ersten fünf rein wissenschaftlichen — für jeden Laien anregend und vollkommen verständlich, ohne jedes herkömmliche wissenschaftliche Brimborium. Der Verfasser spricht seine Wahrheiten in einfacher, leicht faßlicher Form aus. Zwar sind sie oft recht bitter zu kosten, für den Arzt sowohl, wie für die Angehörigen aller Gesellschaftsklassen, aber immer haben sie Anspruch auf Beachtung und Befolgung. Der Verfasser empfiehlt zur Hauptsache die Errichtung von Nervenheilstätten für Bemittelte und Unbemittelte durch Genossenschaften, oder auf Grund öffentlicher Sammlungen unter Berücksichtigung der Arbeit als Kurmittel, ferner spricht er ernste Worte über die Verbesserung und Veredelung des menschlichen Geschlechtes durch Kampf gegen den Alkoholismus, die Tuberkulose und die venerischen Krankheiten. So warm ich die Lektüre des Buches auch empfehlen möchte, so wenig bin ich in allen Dingen der Ansicht des Verfassers, dem ich z. B. in der Wertschätzung der Ehe wie des Weibes überhaupt eine gewisse Einseitigkeit vorwerfen muß. Es ist zu sehr die Beurteilung des „Nervenarztes". Seiner Ansicht von der „Seltenheit religiöser Menschen" bin ich durchaus nicht, und den Wert der Religion für die Heilung von Nervenkrankheiten scheint er mir darum zu gering einzuschätzen. Seine Behauptung: „der ‚Salon' ist der Tod aller Tüchtigkeit" möchte ich nicht unterschreiben, auch werte ich den Einfluß des Weibes auf die Gemütsbildung des Mannes höher. Ergötzlich sind seine Seitenhiebe auf unsere heutigen litterarischen Strömungen. So schreibt er unter anderem (S. 115): „Der Realismus ist zum Teile nichts anderes als der Schwachsinn einer alkoholisierten Gesellschaft", und (S. 135): „Tritt das Weib in den Vordergrund, so macht die Litteratur bankerott. Man sehe unsere schöne Litteratur an: sie ist in der Hauptsache nichts als eine Verherrlichung des Geschlechtstriebes, von Weibern für Weiber". Alles in allem genommen: ein lesenswertes Buch, aus dem eine wahrhaftige, sittenstrenge aristokratische Kraftnatur spricht. **M.**

Digitized by Google

Zwei litterarische Geburtstage.

Wilhelm Jordan und Friedrich Spielhagen sind die zwei Schriftsteller, mit denen sich in diesen Wochen, einer bereits eingewurzelten Gepflogenheit folgend, die litterarische Welt beschäftigt. Der erstere (geb. 8. Februar 1819) feierte in rüstiger Frische seinen achtzigsten Geburtstag; der andere (geb. 24. Februar 1829) hat jenen bedeutsamen „biblischen" Wendepunkt erreicht, an dem in der allerneuesten Litteratenwelt gemeiniglich Aufsätze über den Dichter in jedem einigermaßen gediegenen Blatt zu erscheinen pflegen, an dem Bankette mit Ansprachen stattfinden, an dem Künstler wie Böcklin und stimmungsvolle Dramatiker wie Grillparzer sozusagen erst für weitere Kreise „entdeckt" worden sind. Auch der Türmer wird also von diesem achtzigsten und siebzigsten Geburtstage zweier der bekanntesten Schriftsteller des sterbenden Jahrhunderts Notiz nehmen müssen.

Eine Berliner Wochenschrift feiert den Frankfurter Greis als „Dichter des Darwinismus", eine andere würdigt ihn, alles in allem, als Vorläufer der „Modernen"; und auch sonst giebt es wohl wenig Charakteristiken Jordans, die nicht sein Verhältnis zur neuzeitlichen Gedankenwelt in erste Linie stellen. Derartige „Vorläufer" lassen sich nun, von fast jedem überblickenden Standort aus, leicht herausfinden. Daß aber bei Jordan immer zuerst das Gedankliche hervorgehoben wird, und zwar ganz mit Recht, ist bereits ein Stück Charakteristik. Und doch thut man wieder Unrecht, wenn man ihn, wie es einer unserer neuesten Litterarhistoriker thut, lediglich „Reflexionspoet" nennt. Nein, die Sache liegt tiefer. Jordan ist vor allen Dingen in seiner Art eine äußerst lebenskräftige Persönlichkeit, die durchaus auf festem Boden steht, kein Gehirnmensch, sondern gesunder, markiger Mann mit viel Gedanken, gutem Wollen, starkem Empfinden. Sein Optimismus, der seiner geistigen Welt zu Grunde liegt, ist die Quintessenz nicht etwa einer Theorie, nein: Theorie und sonstiges litterarisches Schaffen fließen einheitlich aus dem gesunden Wurzelgrund der Persönlichkeit. Und in dieser Persönlichkeit ist neben der Denkkraft besonders der Wille entwickelt. Und dies letztere, das ihn eben, weil sein Wille gesund ist, zum „Optimisten" gemacht hat, unterscheidet ihn scharf und rücksichtslos von den Modernen der jetzigen Décadence, wider die der Alte bekanntlich scharf Stellung genommen hat.

Digitized by Google

Dieser Dichter der „Nibelunge“ ist überhaupt eine jener Erscheinungen, die schlechthin — wenn er nur etwas mehr rein dichterische Gestaltungs- und Stimmungskraft besessen hätte — zu den eigenartigsten und kennzeichnendsten Typen dieses ringenden Jahrhunderts gehört. Jordan, der Theolog, der sich aber dann der Philosophie und noch mehr der Naturwissenschaft zuwendet, ist für zwei bedeutende Strömungen des Geisteslebens unserer letzten Jahrzehnte bezeichnend. Zunächst für den Uebergang aus der Metaphysik in's Reich der realen, wissenschaftlichen Erfassung der Welt, etwa an Lotzes Vermittlungsphilosophie erinnernd, stark von Darwin beeinflußt, aber vermöge seines tieferen Gehaltes doch vor Materialismus bewahrt. Er ist zweitens bezeichnend für die starke Sehnsucht der Jahrzehnte von 1820 bis 1870 nach einem neuen deutschen Reich und noch mehr nach einer neuen deutschen Kultur, einem neuen deutschen Geistesgehalt und Glauben. Diese zwei deutlichen Ströme in Jordans Welt hat er nun freilich in etwas breit-schwerfälliger Weise der Mitwelt bekannt gegeben, sowohl in seinem episch-dramatischen Mysterium „Demiurgos“ (1854), als auch in seinem modernisierten Stabreimsang von den „Nibelungen“ (1868 und 1874), und nicht minder in seinen gewichtigen Romanen „Die Sebalds“ (1885) und „Zwei Wiegen“ (1887). Gleichsam als ein lächelndes Ausruhen von diesem schwerblütigen Schaffen muten seine Lustspiele an, von denen sich das liebenswürdige „Durchs Ohr“ (1870) noch heute mit Glück auf der Bühne hält. Alles in allem: ein bedeutendes, tiefgründiges Schaffen, auf das man nur mit hoher Achtung zurückblicken kann, aber allerdings kein Schaffen für das breite Publikum und — was mehr sagen will — nur indirekt ein Schaffen für das Volk.

Und warum? Jordan, der Mann, Denker und Kämpfer, ist zu überladen, seine Welt zu ungesichtet, sein dichterisches Schauen und sein plastisches Gestalten unter dem Drucke der ungelösten Fragen des Jahrhunderts nicht frei und frisch und rein genug. Wenn die Gesänge, die der Rhapsode selbst vortrug, so stark wirkten, wenn sie in jedem guten Vortrage zur Geltung kommen, so ist das die Macht des starken inneren Willens, der den gesamten Aeußerungen Jordans zu Grunde liegt, nicht aber die Poesie und Kunst an sich, nicht die Gestalten und ihr Lieben und Leiden an sich. Ueber Jordans Stabreim sind die Akten wohl schon geschlossen; dies Zurückgreifen auf den Stabreim ist eine Episode, ein Persönliches, nichts aus unserer Natur heraus Zwingendes.

„Am rauschenden Rheine läutert die Rebe
Den süßen Saft, der die Seele beflügelt
Und bezaubernd entführt in ferne Zeiten.
Im rauschenden Rheine ruht das Geheimnis
Der Niblungenmär und allnächtlich vernehmbar
Flüstern es die Fluten beim Flimmern der Sterne . . .“

Hätten wir nicht Artikel und sonstige Kleinigkeitswörtchen hiezwischen, so könnt' ich mir wohl heldenhaft-rauhen Wortklang und harte Wirkung denken, während jetzt zu viel hüpfender Rhythmus hereinkommt. Wir sind nicht mehr — wenn auch im ganzen noch der Seele nach, so doch nicht mehr in

und Manieren — die wortrauhen und ungeschlachten Helden jener Zeit, die ein Hiltebrantslied aus sich heraus erzeugte, womit ich freilich mit Jordan noch lange keinen Gegensatz des „Modernen“ zu jener alten Sprache und

Digitized by Google

Zeit desselben Volkes ausdrücken will. Aber anregend hat sicherlich nach den Vorarbeiten der germanistischen Forschung Jordans kraftvoll vorgetragenes Nibelungenlied, auch mit seinem freilich gar zu sehr „vertieften" Gehalt, auf die Herzen manches sehnenden und mitringenden Vorsiebzigers und Nachsiebzigers gewirkt. Und das soll ihm unvergessen bleiben!

Der Romanschriftsteller Jordan soll uns zu Spielhagen überleiten. Wie ganz und gar ist, von der Gedankenwelt erst recht abgesehen, die Stilart dieser zwei Prosaisten verschieden! Man vergegenwärtige sich etwa folgende Stelle aus Jordans „Zwei Wiegen" (I, S. 46), die einen Blitzschlag und seine Wirkungen schildert: „Eine blindmachende Helle, als ob der gesamte Raum plötzlich mit Sonnenstoff selbst angefüllt sei, verwandelte das Milchweis der Lampenkugeln in dunkles Orangegelb. Durchaus gleichzeitig erfolgte ein furchtbarer Knall wie von zehn auf einen Schlag abgefeuerten Belagerungsgeschützen. Die Mauern schienen Einsturz drohend zu wanken. Mit entsetzlichem, mehrere Sekunden anhaltendem Geschmetter und Geroll mischte sich das Gekrach aufspringender Thüren und das Geklirr der zerscherbt in zahllosen Splittern bis auf den Auktionstisch und so manchem verwundend ins Gesicht geschleuderten Fensterscheiben. Viele der Umstehenden waren gegen die Wände getaumelt, die Sitzenden teils wild erschrocken aufgesprungen, teils von den Stühlen gefallen. Als man etwas zur Besinnung gekommen, sah man draußen im Park auf dem Rasenplatz eine Flamme emporlodern. Von der gespalten ungebrochenen Ceder lag da das zopftrockene Wipfelende lichterloh brennend. Ein wenig rechts von der Ceder lag Heinrich Leland, vom Blitz erschlagen ..." Nicht wahr, welch kraftvolle, knorrig und unnervös Worte aneinanderdrängende, unflüssige Prosa! Und es finden sich in Jordans Prosaschilderungen öfters sehr packende, künstlerisch-markige Episoden mit einem durchdachten und durchfühlten Stil von künstlerischer Sonderart. Wie leicht, wie erregt und wie flach dagegen Spielhagen! „Es war an einem Spätsommerabend" — mit diesem sinnigen Satz beginnt der Epiker seinen Roman „In Reih und Glied". Oder: „Es hatte wieder angefangen zu regnen, die strahlenden Farben auf den schweren Wolken hatten sich in schmutziges Grau verwandelt; der Abendwind sauste in den Bäumen und die dürren Blätter wirbelten in der Luft" (Hammer und Ambos, III, S. 60). Mit derlei wahllos herausgegriffenen sorglosesten stilistischen Gemeinplätzen eilt der temperamentvolle Erzähler über eine Naturstimmung hinweg, eilt er über alles hinweg, was ihn im spannenden Erzählen aufhalten könnte, auch über Psychologie, Charakteristik, Gedankengehalt, soweit sich das alles nicht „so im Erzählen", so nebenbei mitteilen oder in leichtes Räsonnement umsetzen läßt. Dies ist Spielhagens schwere Schwäche und Spielhagens großer Vorzug. Er ist ein hervorragendes Erzähltalent. Einzelne seiner Novellen und seine Hauptromane, vor allem „Problematische Naturen", aber auch „Hammer und Ambos", „Sturmflut" u. s. w., wozu sich freilich in neuerer Zeit manches auch technisch recht schwache Werk gesellte, liest der gebildete Leser, die gebildete Dame mit jener Spannung, mit der schließlich — das Küchenpersonal seinen Sensationsroman und der Knabe seine Indianergeschichte verschlingt. Es ist das Stoffliche, die Ereignisse und ihre Reihenfolge, die uns in erster Linie, ja fast ausschließlich bei Spielhagen fesseln: dem tieferen Gemüt, dem tieferen Kunstbedürfnis, dem tieferen Denken hat dieser untiefe Mann bei

Digitized by Google

aller glänzenden Erzählungsgabe und bei allem geistvollen Kompositionstalent nichts zu sagen. Sein Stil ist immer leichtflüssig, geschickt die Sache treffend, seine Darlegung einer Situation klar, sein Temperament vermag zu fesseln, zu spannen, mitzureißen: Gaben eines Erzählers, der nur graduell und in der geistreicheren Stoffwahl von der Art etwa Gerstäckers, um einen Typus zu nennen, verschieden ist.

In der geistreicheren Stoffwahl: und was nun diese Stoffwahl anbetrifft, der Spielhagen neben seinem Erzählertalent die Beachtung der Litteraturgeschichte verdankt, so ist allerdings anzuerkennen, daß gleich mit dem ersten und in gewissem Sinne besten Romane, den „Problematischen Naturen", eine ganz bestimmte Zeitstimmung für weite Kreise zum Ausdruck gebracht wurde. Spielhagen ist für jenen Liberalismus, der im Jahre 1848 seinen Brennpunkt gefunden hat, im Roman der typische Vertreter geworden. Er ist darüber nicht hinausgekommen, wenigstens hat er andere Zeitstimmungen in keiner Weise mit so passender persönlicher Veranlagung zu schildern gewußt. Aber diese liberalisierenden Anschauungen sind, wenn man genauer zusieht, doch wieder nur eine Zufalls-, eine Begleiterscheinung. Spielhagen ist viel zu viel Erzähler und viel zu viel Temperamentsmensch, um sich in Ideen um der Ideen willen einzubohren. Er ist weit mehr als liberalisierender und humaner Staatsbürger: sein Grundwesen ist die Leidenschaftlichkeit des Menschen, wie ich mich im Unterschiede von der wahren, ernsten Leidenschaft etwa des Tragikers Hebbel ausdrücken will, Leidenschaftlichkeit, die mit Begehrlichkeit verwandt ist. Das ist es, was ihn zum Liberalen macht, was ihn Besitzende und Herrschende sehr oft so tendenziös, so verstimmt schildern läßt; man hat das Gefühl: er selbst begehrt Ehre, Liebe, Einfluß, Ruhm, er selbst begehrte vielleicht einst eine hochgeborene Frau, wie etwa sein Leo („In Reih und Glied"), wie der ungewöhnliche Hauslehrer der „Problematischen Naturen"; er selbst ist eine unruhige, idealisierende, suchende Flackernatur, die im Grunde nie findet und immer sucht, wie etwa der zeitgenössische Lassalle, wie auf anderem Gebiete sogar der hellängige Lessing, den man, mutatis mutandis, im Gegensatz zu Herders oder der Brüder Grimm Wurzelhaftigkeit, gleichfalls eine liberalisierende Natur nennen könnte. Und diese bewegte Leidenschaftlichkeit, die sich gelegentlich bis zum Dichterischen zu steigern vermag, giebt Spielhagens Darstellungsweise den eigentümlichen Reiz.

Und doch steckt etwas von echtem Dichter in diesem begabten Manne. Seine Ostseestimmungen, denen er seine besten Kapitel verdankt, hätte er vertiefen, seine landschaftliche Natur verinnerlichen, seinen Stil reifen und verlangsamen, seine gar zu gesellschaftliche Weltanschauung vereinsamen und in einen großen Zusammenhang bringen sollen, und aus dem rasch berühmten Verfasser der „Problematischen Naturen" wäre ein erzählender Dichter oder stark dichterischer Erzähler geworden. Er hat sich diese Mühe nicht genommen, weil er wohl den Drang zu solcher starken Ruhe nicht verspürte; er blieb auf dem Felde geistvoller Unterhaltung. „Vor einem Großen und Heiligen," sagt er einmal („Noblesse oblige", S. 345), „empfindet die Seele nur demutsvollen Dank und wunschlose Anbetung" — in diese höchste Dichterstimmung ist er nie geraten und hat er uns nie versetzt, der allzeit rasche und fleißige Schreiber. Und es ist bezeichnend, wovor die Heldin jenes unbehaglichen Romans aus

Digitized by Google

einer so starken Zeit (1813) diese höchste Stimmung empfindet, und was ihr dies „Große und Heilige" ist: ein Päckchen Liebesbriefe! Da haben wir die ganze dichterisch aussehende Sentimentalität der durchschnittlichen Romanschreiber, von denen auch Spielhagen sich nur durch mehr Geist unterscheidet. Ich glaube, auch er gehört, wie so mancher in diesem Jahrhundert und nicht bloß in Deutschland, zu jenen Talenten, die ihre besten Eindrücke einer reichen Jugend draußen in der Landschaft — in diesem Falle in der Stralsunder Gegend — verdanken, die aber dann durch raschen Ruhm in der großstädtischen Gesellschaft an dichterischer und gedanklicher Vertiefung verhindert wurden und mehr geistvoll als poesietief weiterschrieben — was freilich dem wahrhaft starken Talente von vornherein nicht widerfahren wird. **Fritz Lienhard.**

Gewitternächte.

Von den Berliner Bühnen.

Als der Sohn des Feldscherers Johann Kaspar Schiller noch ein kleiner, langhalsiger Knabe war mit roten Locken und Sommerflecken, da, so erzählen seine Biographen, geschah's, daß über Dorf und Kloster Lorch, wo er mit den Eltern wohnte, zur späten Abendzeit ein gewaltiges Gewitter zog. An jenem Abend suchten die Eltern ihren sonst so stillen, folgsamen Fritz überall, in allen Stuben, auf dem Dach und im Keller. Er aber saß im Wipfel einer hohen Linde beim Hause, die der Sturm bog, und als er behutsam herunterstieg und der geängstigte Vater ihn scheltend fragte, was er bei Blitz und Donner in drei Teufels Namen in der Lindenkrone geschafft habe, da sah ihn das Kind mit seinen großen, verträumten Augen an und sagte ganz ruhig: Ich mußte doch wissen, Vater, woher das viele, viele Feuer kommt ...

Das viele, viele Feuer! Es hat die trotzigen Wilden in die Kniee gezwungen und ihrer Furcht die Hände zum Gebet gefaltet. Es hat der heiteren Intelligenz der Hellenen die wundervollen Sagen geschenkt von dem ewigen Sieger im Gewitterkampf, der zum allmächtigen Lenker der Schlachten dieser Erde wird, von Zeus, dem Meister Phidias die Nike in die ausgestreckte Hand gelegt; und jene andere Sage von den Schlangenhäuptern der Gorgonen, den jagenden Gewitterwolken, die den vernichtenden Blitz tragen. Das viele, viele Feuer! Es hat von jeher die Angst der Kleinen geweckt und den Neid der Großen, die den Ehrgeiz und Dünkel der Weltbeherrscher im zerrissenen Herzen tragen. Prometheus, der in trotzigem Frevel den ewigen Göttern das Feuer stahl, ist der glühend verehrte Halbgott aller suchenden Geister geworden, die in die Wolken wollen und über die Wolken hinaus. Der helle, grelle Sonnenschein, der satt auf den reifen Feldern liegt, mag die Freude der Kleinen und Schwachen sein. Die Großen lechzen nach dem Sturm und seinen entfesselten Leidenschaften. Ihre Augen leuchten, wenn sich der Himmel bewölkt und die

Digitized by Google

kleinen irrenden Federwolken sich auftürmen zu den dunkelblauen Gebirgen, aus denen der Blitz mit heller Feuerzunge schießt. Gewitternacht! Und es bleibt ewig die Frage der Geister, die auf dieser Erde irren, jenes ungelöste Rätsel, das den kleinen rotlockigen Friedrich Schiller damals zu Lorch in den sturmgepeitschten Wipfel der Linde klettern ließ, mit großen, staunenden Kinderaugen zu spähen, woher das viele, viele Feuer kommt ...

Gewitternacht! Wir modernen Nüchterlinge wissen längst, wie die Wolken sich bilden und türmen, wie die elektrische Spannung in der Atmosphäre zur Entladung kommt und die Blitze hinüberzucken von einem Wolkenhaufen zum andern. Wir haben die Höhe der Wolken zu berechnen gelernt und die vertikale Höhe des Blitzes. Unsere Wissenschaft sagt uns und erklärt uns, woher das viele, viele Feuer kommt und was es bedeutet. Und doch, wenn sich die dunkle, schwüle Gewitternacht über die bange Erde breitet und alles Lebendige scheu den Atem anhält in stummer Erwartung nahender, erhabener Schrecken, dann fühlen wir immer wieder jenen Schauer des Ewig-Unerklärlichen, des Unsagbar-Gewaltigen, und mit aller unserer herrlichen Weisheit sind wir nicht viel weiter als jene scheuen Wilden, denen der Donner im Urwald das Knie bog, als jene Sonnenkinder von Hellas, die den Hephaistos im Gewitterkampf gezeugt glaubten, als jene blonden Knaben, die durch den grellaufzuckenden Wolkenspalt mit neugierigen Augen in die Geheimnisse des Himmels spähen wollen. Unter den wahren, großen Wundern, die uns nie alltäglich werden können, scheint mir das herrlichste die Gewitternacht!

Und wie lange bemühen wir uns, wir Prometheusenkel, dem Himmel das Feuer zu stehlen! Bis in die kleinsten, verborgensten Winkel des Werdens und Vergehens leuchten wir mit der gestohlenen Fackel hinein und streiten uns ein Lebenlang um das, *was*, und um das, *wie* wir gesehen. Für Auge und Ohr haben wir mit emsigem Geschick täuschende Verkleinerungen des so groß Geschauten ersonnen. Und an dem Ersonnenen wird immer wieder gearbeitet und vervollkommnet. Von dem primitiven Spiel mit Masken und Chören bis zu unserm modernen Schauspiel welcher Fortschritt in der Kunst — den glatten Spiegel der Wirklichkeit zu schleifen. Der Spiegel des Ewigen freilich ist seit Jahrtausenden nicht reiner, nicht schärfer geworden. Auch das Gewitter haben wir bezwungen. Wir fangen seine zuckenden Blitze ein und leiten die Ohnmächtigen kraftlos in den Boden. Unsere Maler haben ihm die Farben abgelauscht. Und unsere Bühnen seinen grollenden Donner. Ja, wir sind so weit, die Naturtreue bis zum niederrauschenden Regen beizubehalten. Wenn ich nicht irre, war es dem „Weißen Rößl" vorbehalten, die Bühne zum erstenmal unter Wasser zu setzen. Der Cirkus konnte das schon längst. Geschäftskundige kleine Provinztheater bemerken in eigens an die Zeitungen versandten Waschzetteln, daß in dem heute abend in Scene gehenden Stück „wirklich geregnet wird". Auch die Gewitternacht ist unserem Bühnenapparat nichts Fremdes mehr. Die Zeiten, wo der tückische Kaspar in der Wolfsschlucht zu einem ganz unwahrscheinlichen Donnergetön und im Schein von ganz unmöglichen, aus der linken Seitencoulisse mit Rauch und Gestank grell aufzuckenden Blitzen die verdächtigen Kugeln goß, sind längst vorbei. Heute gehört ein schönes, stimmungsvolles Gewitter zu den nötigsten und beliebtesten Requisiten jedes Theaters, das was auf sich hält. Aber für die feiner organisierten Augen und Ohren im Parkett, für die stillen

Digitized by Google

sehnsuchtsvollen Herzen, die das lebendige Gewitter lieben mit seinem befreienden Sturm und befruchtenden Regenschauer, und die so oft in sein grelles Feuer geschaut mit der bangen Frage: woher? wohin? — für die weht keine erfrischende Kühle, weht kein Hauch der Befreiung von diesem kopierten Kampf der Elemente her aus den steifen Soffiten. Für sie duftet es nicht nach erquickendem Ozon; es riecht nach Leim und Leinwand, und sie hören die Theaterarbeiter beim Geschäft, unter Aufsicht des Inspicienten die Donnermaschine zu bedienen. Ja, selbst der wirkliche Regen macht keinen Eindruck. Er trifft und näßt nur staubige Bretter, nicht die lechzende, atmende Erde.

Es war gefährlich, ja, es war mehr als gefährlich, es war nicht klug, daß Ernst von Wildenbruch sein neuestes Drama, das am 31. Januar am „Berliner Theater" sanft abgelehnt wurde, „Gewitternacht" nannte. Es ist ein heikles Ding, schon im Titel ein Kunstwerk dem Erhabenen, dem Außerordentlichen zu vergleichen. Es ist verwegen, den Kopf eines alten Mannes schlechthin nach dem Zeus von Dodona zu benennen; und die zierliche Statuette eines hübschen Frauenkörpers weckt unnötigen Zorn, wenn sie sich prätenziös der Venus Anadyomene vergleicht. Von den gewaltigsten Kämpfen in der Natur, jenem großartigen Schauspiel, in dem der feine Spürsinn der Griechen einen wonnevollen Zeugungsakt in der Welt der Unsterblichen über den Wolken sah, nimmt der Dichter den stolzen Namen für Leben ohne Seele, für wortreiche Vorgänge ohne Größe. Der Donner seiner „Gewitternacht" poltert über Bretter, er grollt nicht vom Himmel zur Erde; die Blitze seiner Gewitternacht erhellen nicht Menschen, die vor dem Schrecken dieser Stürme zittern und doch von ihnen den fruchtbringenden Segen erflehen, nicht aufrecht gereckte Helden und furchtgebeugte Verzagende — nur kleine Puppen im kleidsamen Kostüm einer großen Zeit. Und aus den Soffiten riecht es warm und muffig nach Leim und Leinwand . . .

Die Zeit, der Lessing in seiner „Minna" in Fröhlichkeit ein klassisches Denkmal gesetzt hat, wartet noch auf den gerechten Dichter der Nachwelt. Sie liegt unserer Kritik noch zu nahe, und wieder nicht nahe genug, um mit klingenden Phrasen erledigt zu werden. Die Zeitgenossen Adolph v. Menzels haben das wahre Kolorit dieser Zeit zu gut, zu künstlerisch echt und aufrichtig erfassen gelernt, um von groben Farben im Bilderbogenstil ihre prüfenden Augen täuschen zu lassen. Diese Farben wirken auf die Entfernung und für das Entfernte; sie wirken in Zeitbildern, die uns so nahe gerückt oder so weit entfernt sind, daß wir wieder naiv das Naive empfinden können. Eine Generation von den Siegen von 1870 entfernt, aber darf ein Dichter noch nicht oder nicht mehr den Sieger von Hohenfriedberg und seine Zeit mit Farben malen, die seinem Erdengang fehlten. Die Begeisterung kann sich vergreifen. Das verzeiht man ihr im huldigenden Gelegenheitsfestspiel, das ein Tag gebiert und verschlingt. Was bleiben soll, muß maßvoll sein. Aus dem Lager bei Mollwitz, das wir hinter den Coulissen des ersten Aktes des Wildenbruch-Stückes vermuten dürfen, hat Friedrich im Mai 1741 eine Denkschrift des Grafen Schmettau über die Lage Europas an den Staatsminister von Podewils in Breslau gesandt und sie mit den bezeichnenden Worten begleitet: „Ich schicke Ihnen ein in sehr schlechtem Französisch abgefaßtes Schreiben eines sehr guten Deutschen." Man könnte mit leichter Variante die Worte seines verherrlichten Helden auf den

Digitized by Google

neuesten Dichter von Mollwitz anwenden und das Stück ablehnen als „ein in schlechter Bühnensprache abgefaßtes Theaterstück eines sehr guten Preußen".

Mit dem Siege Friedrichs bei Mollwitz beginnt das Stück, das in fünf Akte oder besser in sechs Bilder lose zerfällt. Was nach Jahrzehnten erst die ruhig wägende Geschichte von ihm wußte und feststellte, fühlte der Schlesier schon um 1740 heraus. Es mag solche feinen, fast visionär empfindenden Schlesier gegeben haben. Aber sicherlich gab es kein solches Gesinde auf einem schlesischen Edelhof, das so blindbegeistert für den Preußenkönig und seine Mission den Jubelruf anstimmte, wie uns das Wildenbruch glauben machen will. Der König bricht in Schlesien ein. Da fällt der schlesische Edelmann von ihm ab, aber das Gesinde bleibt dem glühend Verehrten treu und freut sich seines Sieges. Der Edelmann weicht grollend von seiner Heimat. Er geht nach Sachsen, an den üppigen Königshof, wo Schufte, Dummköpfe und Maitressen regieren, wo ein unwürdiger König in blutiger Zeit nur an seine Edelsteine denkt und feile Kammerdiener durch die verschwiegene Gunst der Boudoirs zu Vertrauten der Minister steigen. Seine Schwester hat der Schlesier mitgenommen nach Dresden. Sie liebt einen tapferen, rechtschaffenen Offizier in König Friedrichs Heer; von dieser Liebe will der Bruder nichts wissen. Sie muß entsagen und stürzt sich, um zu vergessen, in die tollen Vergnügungen des Hofes. An diesem Hof ist nur *eine* anständige Frau: die Königin. Sie, die Habsburgerin, haßt Friedrich mit der ganzen Glut ihres leidenschaftlichen Herzens. Dem Schlesier hat sie sich entdeckt; sie hat in ihm einen Posa gefunden, ein menschlich empfindendes Herz in all dem leeren, öden Prunk. Ihre Gunst läßt ihn rasch avancieren. Aber in der Nacht vor dem Entscheidungskampfe gegen die Preußen bekehrt ihn sein tapferer Oberst, der den nahen Tod leuchten sieht aus den Wachtfeuern der Preußen, zu dem zuversichtlichen Glauben an Friedrich, „den deutschen König". Seine Schwester, durch falsche Nachrichten vom Tode des Bruders und des Geliebten aller Hoffnung beraubt, ergiebt sich den Liebeswerbungen eines lüsternen Wüstlings, verfällt aus Scham und Verzweiflung in Wahnsinn und stürzt sich aus dem Fenster. Der Bruder aber, heimgekehrt nach Dresden, verrät die Geheimnisse der königlichen Frau, die ihn geliebt hat, an den Abgesandten des Königs von Preußen und richtet sich dann selbst durch Selbstmord ...

Das Stück hat mehr Unwahrscheinlichkeiten als Personen. Und es hat *viele* Personen. Wie die Menschen im königlichen Schlosse zu Dresden kommen und gehen, ungemeldet, unvorbereitet, unmotiviert, so gehen und kommen in den Seelen dieser Theater-Menschen die Entschlüsse ungemeldet, unvorbereitet, unmotiviert. Die Sprache erhebt sich nur selten zu jener echt Wildenbruch'schen Kraft, zu jener Ueberredungskunst des dramatischen Volksredners, die wir aus manchem Sieg seiner besseren Stücke kennen. Die Handlung ist gering, der Hang zum Prophezeien groß. Es ist schade, daß sich diese patriotischen Dichter, deren begabtester trotz aller Schwächen zweifellos Wildenbruch ist und bleiben wird, nicht klar machen wollen, daß die kunstsinnigen Griechen ihre Pythia ausgelacht und vom Dreifuß gestoßen hätten, wenn die Priesterin des Apollo, verzückt von den Dämpfen des heiligen Erdschlundes, zur Zeit des Perikles, Sophokles und Herodot immer wieder die Schlacht bei Marathon zu Lyraklängen „geweissagt" hätte.

Digitized by Google

Eine Scene aber im dritten Akt — der auch in seinem rhetorischen Pomp der wirkungsvollste ist — hebt sich nach ihrem Stimmungsgehalt schön und vornehm aus dem Lärm der übrigen hervor. Der sächsische Oberst, der am nächsten Morgen, das weiß er, die Schlacht verlieren und sterben wird, findet in seinem letzten Nachtquartier, in der großen Schulstube im Lehrerhause, auf der Wandtafel von Kinderhand vorgeschrieben den Satz: „Der gute Vater muß verreisen. Wir sagen dem guten Vater Lebewohl.“ Da gedenkt der alte, rauhe Haudegen seiner Kinder daheim, die er morgen ohne Abschied verlassen wird. Er weiß, daß er sie niemals wiedersehen wird, und wie ein schlichter Abschiedsgruß des Liebsten, was er hat, grüßen ihn diese Worte, ihn, der für eine schlechte, verachtete Sache ehrlich sterben geht. Da beugt er sich über die Tafel und weint. Tiefe Stille liegt über der Stube. Der Lehrer ist diskret beiseite getreten; ebenso der schlesische Edelmann. Sonst ist in dem großen, kahlen, schlechterleuchteten Raum niemand, der es verraten könnte, daß der alte, weißbärtige Soldat einen Augenblick ein schwacher Mensch war und geweint hat, daß er so Gutes und Geliebtes lassen muß aus Pflichterfüllung für so Schlechtes und Verachtetes. Durch die Fenster aber, fernher von den Höhen von Hohenfriedberg, glimmen wie wachsame, feurige Augen die Wachtfeuer der Preußen ... Das ist einen Augenblick in Wahrheit die schwüle, drückende Stimmung vor dem Vernichtungskampf der Elemente. Das ist in Wahrheit eine Minute aus einer Gewitternacht, die einzige Minute in diesem Stück, die so zu heißen verdient. In dieser einen Minute schweigt das ermüdende Pathos des allzu-fritzischen Theatralikers, und das Mitleid eines echten Dichters blickt gütig in diese arme, schwache Welt und in ein armes, starkes Menschenherz — vor dem Gewitter.

* * *

Ein armes, schwaches Menschenherz vor dem Gewitter — wenn uns *das* ein Dichter zu zeigen, zu erklären versteht, *ist* er ein Dichter, es mag ihm noch so viel mißlingen. Als am Morgen des zwölften Februar in der Matinee, die der „akademisch-dramatische Verein“ im „Neuen Theater“ veranstaltet hatte, der alte König Arkel den Körper der schönen ohnmächtigen Melisande aufrichtete, da hatten wir solchen Dichter gehört. Und was läßt er, Maurice *Maeterlinck*, seinen König Arkel sagen? „Wenn ich der liebe Herrgott wäre, so ein armes Menschenherz thäte mir manchmal sehr, sehr leid.“ Es ist das Mitleid der Macht über den Wolken mit dem ängstlichen Menschenherzen in der Gewitternacht, was König Arkel bei seinem Herrgott sucht.

Maeterlinck hat mit seinem undramatischen Drama oder besser mit seinem schönen, zufällig in dramatische Form gegossenen Traumgedicht „*Pelleas und Melisande*“ einen entschiedenen Erfolg gehabt. Nicht vergessen darf man bei Wertung dieses Erfolges, daß bei solcher Matinee mehr noch, als bei jeder Abend-Première, ein Publikum richtete, das sich in den seltsamen belgischen Poeten liebevoll versenkt und eingelebt hatte, ehe eine gutvorbereitete Darstellung auf der schmucken Bühne des Butze-Theaters das Werk verzaubernd lebendig machte oder belebend verzauberte. Alles bei Maurice Maeterlinck spielt sich wie hinter einem zarten, grauen Schleier ab und *muß* sich so abspielen. Denn nicht eigentlich unsere Leidenschaften sind sein Thema, sondern das unerklärliche *Knospen* unserer Leidenschaften; nicht im Bewußtsein sucht er die Wurzeln unserer Thaten, sondern in dem Dunkel, das hinter dem Bewußtsein liegt, spürt

Digitized by Google

er leise, mitleidig tastend die großen Geheimnisse unserer Widersprüche. Es ist kein Zufall, daß Maeterlinck sein willig folgendes Publikum findet gerade in einer Zeit, die den viel verkannten Wundern der Hypnose mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu Leibe geht. Für jeden, der sehen will, der die Bücher und Versuche auf diesem Gebiete vorurteilslos verfolgt hat, ist es erwiesen, daß frei von dem Leben des Tages, seinen grellen, doch flüchtigen Eindrücken und Sensationen ein Unterbewußtsein in der Menschenseele existiert, das unendlich viel zarter, feiner, lichtvoller konstruiert ist als das Bewußtsein selbst. Wer Maeterlinck liest, seine halben, zaghaften, fast nur gehauchten Worte auf sich wirken und diese seltsamen fremden Gestalten an sich vorbeizeihen läßt, von denen wir nicht wissen: woher? wohin? der wird unwillkürlich an jene Medien denken müssen, die unter dem Druck eines starken, fremden Willens das Sonderbare thun und sich selbst verleugnen und ihre im wachen Zustand lang geübte Art. Indem er jene unheimlich schwüle Gewitterstimmung, jene Angst vor dem Unfaßbaren, jene lähmende Ahnung nahenden unerkennbaren Unheils zu erregen weiß, weckt dieser undramatischste aller Dramatiker das, was der Eigensinn des Theoretikers durch die Jahrtausende gerade vom besten Drama verlangt hat: Mitleid und Furcht, Mitleid mit den anderen, mit den Müden, Traurigen, Leidenden dort auf der Bühne und mit uns selbst, die wir derselben Angst vor jenen Wolken, die den Blitz tragen, unterworfen sind. Das tiefste Mitleid empfindet in dieser auf den Egoismus gestellten Welt ihr Sohn und Herr immer nur mit sich selbst. Was ihn in anderen rührt und ergreift, ist das mehr oder minder bewußte Gefühl: **de te fabula narratur.** Was in den Maeterlinck'schen Gestalten so ergreift, ist eben: daß sie nicht scharfumrissene Einzelexistenzen sind, peinlich individualisiert und charakterisiert bis auf liebevoll oder boshaft beobachtete kleine Eigenheiten ihrer Körperlichkeit, sondern daß sie uns entgegenkommen, vom Hintergrunde der Zeit und des Ortes losgelöst als Typen des Rein-Menschlichen. Wir wissen nicht, wo diese Könige residiert, nicht wann sie die Last der Krone trugen; wir wissen von Melisande nicht, woher sie kommt, wes Kind sie ist und warum sie geflohen und auf der Flucht ihre goldene Krone verloren hat; wir wissen nicht, welche Wunde König Arkels Sohn am siechen Leibe mitschleppt, wo er sie empfing und wie er sie zu heilen sucht — wir wissen von allen nur: es sind Lebende, am Leben Leidende; es sind von jenen Armen, die, in's Leben hineingeführt, schuldig werden; es sind von jenen Sehnsüchtigen, die mit befreiter Seele fliegen möchten über die Welt und sich selbst hinaus aus dem dunklen, lichtlosen Schloß der Sonne nach, und die doch in dumpfer Angst hier die Nacht erwarten müssen, die bange Gewitternacht, die sie vielleicht erlöst, vielleicht zerschmettert ...

Was der stille, scheue, einsame Dichter mit seinem Stücke gewollt hat? Er schreibt kein Thesenstück, wie er nie ein reales Lebensbild malen wird. Er thut es nicht, weil er mehr thut. Er kehrt aus all dem Gewirr charakterisierender Farben und Strichelchen, Nuancen und Milieutöne zu den großen, schlichten, einfachen Linien zurück. Das Kindliche und das Erhabene berührt sich in seiner Kunst. Kein stärkendes Kampfwort, keine erleuchtende Weisheit nehmen wir aus seinem Werke mit; nur eine unendliche Wehmut, jene Wehmut, die den alten König Arkel beherrscht und ihn so milde stimmt gegen die Sünden und Leidenschaften der Menschen. Er hat ein reiches Leben lang suchend in die

Digitized by Google

eigene Seele geblickt und so vieles nicht verstanden, wie soll er die andern verstehen? Nur Mitleid kann er mit ihnen haben und die Mißhandelten aufrichten in verzeihender Güte.

* * *

Ob die Maeterlinck'sche Kunst die Kunst der Zukunft sein wird? Ich glaube nein. Sie setzt zu fein organisierte Menschen voraus, und selbst eine Riesenstadt wie Berlin hat deren nicht genug, ein Parkett mehrmals mit Hörern zu füllen, die ihre Augen und Ohren so gänzlich dem Weltlärm und den Neigungen des Tages verschließen können, dem träumenden Dichter, der nur noch ästhetischer Mensch sein will, in ein Reich zu folgen, in dem alle Beziehungen zu dem Leben der Gegenwart und seinen Fragen abgebrochen sind. Die Schwüle vor dem Gewitter, die Maeterlinck so wundervoll, mit so einfachen Mitteln erzeugen kann, wird nur vorübergehend die Menschheit in ihren Bann zwingen. Denn die Menschheit, durch Hunderte von Generationen des Kampfes gewohnt, lechzt nach dem Gewitter selbst, nach großen Thaten, nach Stürmen, die über die Erde jagen, und Blitzen, von denen die Eichen splittern ...

* * *

Für ein Häuflein Gebildeter wird sich die Maeterlinck'sche Kunst durch die Zeiten retten. Es ist schon viel, für ein Häuflein zu bleiben, wenn man geht; mehr, als ein Name zu bleiben, mehr, als ein toter Begriff in trockenen Lehrbüchern. Ein bißchen lebendige Liebe ist viel, viel mehr, als ein ganzer Pack einbalsamierter Hochachtung, die ein Geschlecht dem andern stumpfsinnig und gelangweilt weitergiebt. Es ist immer gefährlich, solche traditionelle Hochachtung plötzlich beleben und in Liebe umsetzen zu wollen. Man kann den Mumien viel erhalten, nur nicht ihren Pulsschlag. Die „historisch-modernen Festspiele" haben das in ihrer ersten Darbietung im „Neuen Theater" gewagt. Sie haben in einer Bearbeitung von Wolfgang Kirchbach des alten Aristophanes „Vögel" und „Weiberstaat" herausgebracht. Verstimmt und enttäuscht hat Aristophanes, der kluge gemäßigte Aristokrat, nach Einsetzung der berüchtigten dreißig Tyrannen in Athen, lebend vom lebenden Ruhm Abschied genommen. Jetzt, nach dreiundzwanzig Jahrhunderten, versucht es das Publikum einer modernen Weltstadt, die bitteren Scherze des größten antiken Satirikers ohne Kommentar, nur im Schauen und Hören zu verstehen. Aristophanes hat einst den Zweig vom heiligen Oelbaum der Athener als Belohnung für seine Kunst und seinen Witz bekommen. Blumenthal'sche Tantièmen waren ihm fremd. Der erbitterte Gegner des Demagogen Kleon war zu sehr ein Kind seiner Zeit, als daß die müßige Frage zu erörtern wäre, was sein einziges Talent, das den frechsten Witz der zartesten Grazie zu einen wußte, unserer Zeit hätte werden können. Als der, der er ist, bleibt er der vielgenannte, wenig gelesene, selten verstandene ungezogene Liebling der Musen, der seine frivolen Pfeile selbst gegen die ehrwürdige Gestalt des Sokrates senden und die Staatsreligion verhöhnen durfte, und doch der lautere, vornehme Charakter für uns Prüfende, der die ihm verliehene Geißel der Satire niemals in den Dienst augenblicklicher Laune stellte. Die Witzbolde unserer Zeit haben Witz, aber keine Ueberzeugung, geschickte Finger, aber kein Rückgrat. Aristophanes war nicht witzig um des Witzes willen; er ersann keine Bonmots, weil sie hübsch klangen und funkelnde Syllogismen schliffen. Er kämpfte mit

Digitized by Google

seinem Witz, und als der Kampf mit Verfall der Demokratie verloren war, schwieg er. Seinem Sohne Araras hinterließ er die Stücke, die sein Groll noch in heimlicher Arbeit ersonnen. Er starb verbittert, denn er hatte die Sache unterliegen sehen, für die er seine Pfeile geschliffen. Sein Ende war die Satire auf sein Leben. Aus den Zeitkomödien mußte das nur für ihre Zeit Bestimmte fallen; fallen mußte auch das allzu Frivole, das direkt Unzüchtige, das sich der attische Witz gern reichlich gestattete. Was übrig blieb, hat Wolfgang Kirchbach geschickt und mit Geschmack für diese eine Auferstehung eingerichtet. Und seltsam, die pfeifenden Hiebe der satirischen Geißel, die einst am Fuße der Akropolis die lachenden Athener trafen, fanden noch immer die wunden Stellen der lebendigen Menschheit. Die „Frauenemancipation" — der „Zukunftsstaat" — klingt's nicht wie Satire von heute? Und doch sind siebzig Generationen zu Grabe getragen worden, siebzig Generationen von Weisen und Narren, seitdem die schrankenlose Keckheit des attischen Satirikers die Menschen, ihre Götter und Götterchen verspottete.

* * *

Was sonst von den Berliner Bühnen zu sagen wäre, ist mit wenigen Worten gesagt. Im „Neuen Theater" von Frau Nuscha Butze führt man ein Stück auf, „Kraft" von Julius Türk, das sich in einen guten Roman zu verwandeln empfehlen würde, wenn ihm nicht bereits der gute gleichnamige Roman von Fritz Mauthner zu Grunde läge. Was uns der psychologisch fein gearbeitete Roman nicht verständlich macht oder verzeihlich — den Mord, begangen von einem Rechtsanwalt an einem niedrigen Parasiten der Gesellschaft — das läßt uns das Theaterstück ganz unerklärt. Das Fremde darin ist besser im Roman, das Eigene ist zu gering, um es als Talentprobe anzusehen. Fast dasselbe ließe sich von „Vicky" sagen, dem Dreiakter des Wieners mit dem halbarabischen Namen Otto Fuchs-Talab. Ich höre, sein Verfasser hat lange in Aegypten gelebt. Sein Stück spielt in Wien, ist aber ganz nach französischem Muster gearbeitet. „Sie" betrügt „ihn" mit einem jüngeren Künstler, von dem sie jedenfalls Vorzüglicheres weiß, als das Publikum erfährt. Ihr Söhnchen, ein fescher Kadett, duelliert sich für die Ehre seiner angebeteten Mama, und über das Bett des Schwerverletzten reicht schließlich der Gatte — auf dringende Vorstellungen des Arztes — der Ungetreuen die Hand zur Versöhnung. Das Nicht-Außergewöhnliche mit üblichen Mitteln zu dem üblichen Stück verarbeitet und von der Musterleistung des Herrn Bassermann als betrogener Gatte zum Erfolg getragen. Herr Bassermann hat einen Sprachfehler und man hört den klugen Sprecher doch lieber reden, als so manches herrliche Organ. Kein anderer Schauspieler in Berlin vermag aber so ausdrucksvoll zu — schweigen. Die Unsicherheit, Beklemmung und wortlose Seelenangst hat sich selten mit so einfachen Mitteln einem Parkett mitteilen lassen. — Im Lessingtheater hatte eine nicht üble Satire auf „die guten Freundinnen" der Poeten hübschen Erfolg. Hätte ihr Verfasser, A. Janvier de la Motte, darauf verzichtet, häufig zu derben Schwankmitteln zu greifen und des Guten etwas zu viel zu thun in der Beimischung gepfefferter Späße, die witzige, boshafte kleine Komödie verdiente es, von Zeit zu Zeit jungen, aufstrebenden Talenten vorgespielt zu werden. Sie könnten zweierlei daran lernen: erstens, wie man geschickt aus einem guten Gedanken und geringer

Digitized by Google

Handlung ein unterhaltendes dreiaktiges Lustspiel baut; zweitens, wie man sein Talent und seine Jugend aus den mütterlichen Klauen der liebebedürftigen Beschützerinnen vom Schlage der Frau Ada rettet. Sie ist moralisch in ihrer Unmoral, diese kleine pikante Komödie. **Rudolf Presber.**

Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Heldendrama der Wirklichkeit.

So nennt Wilhelm Bölsche in der „Neuen deutschen Rundschau" den Kampf der Menschheit gegen den Bazillus, der seit den Tagen des Mikroskops begonnen hat. „Keine Sage hat etwas Derartiges geschaffen. Die höchste und die niedrigste Form des organischen Lebens sind in offenen Kampf miteinander geraten. Wir haben einen ähnlichen Zwist zwischen ganz unten und ganz oben innerhalb unserer Kulturmenschheit: als sociale Frage. Aber dieser Konflikt erscheint winzig, wenn man ihn an dem andern mißt. Unser socialer Kampf ist ein Moment innerhalb der ansteigenden Kulturentwicklung selbst, hart, aber notwendig, wenn diese Entwicklung weitergehen soll; alle seine Fäden deuten auf die Zukunft, es ist der Kampf um eine Besserung, die über das erreichte Niveau hinaus will. Der Bazillenkampf dagegen ist ein nackter Behauptungskampf der Spezies ‚Mensch'. Er ist ein letzter Entscheidungskampf noch einmal zwischen der Spitze aller Lebensentwicklung und dem Aeltesten, Einfachsten, Simpelsten, was das Leben hervorgebracht hat, mit dem das Leben vor Jahrmillionen zuerst eingesetzt hat, was das Leben in all diesen Millionen als einen groben, von aller Entwicklung nicht verdauten Ur-Rest mitgeschleppt hat neben jener Höhen-Entwicklung, auf deren Gipfel der Mensch steht."

Man muß vom Boden der Zellentheorie ausgehen, um den großen Kontrast des Kampfes zu durchschauen. Die Zelle ist ein Teilchen lebendigen Stoffs, das eine gewisse Abgeschlossenheit, eine gewisse Selbständigkeit in Form und Funktion zeigt. Tiere wie Pflanzen, und auch der Mensch, sind eine kolossale sociale Vereinigung solcher Zellen, die, durch Arbeitsteilung in ihren Leistungen gesondert, die Organe bilden. Es sind „Zellenstaaten". Der Bazillus aber besteht nur aus einer einzigen Zelle. Sie erschöpft seine Gestalt, seine Leistung, alle seine Lebensprozesse, und so steht er da „als extremer Individualist, als Anarchist, wenn man das Wort richtig verstehen will; vielleicht noch treffender ist der Vergleich: als Robinson; Robinson, der alles allein thun muß, worein sich im Zusammenleben Vieler daheim Hunderte, Tau-

Digitized by Google

sende teilen." Neben Pflanzen und Tieren bilden diese Ein-Zeller ein drittes Reich, aber ein Reich der absoluten atomistischen Zersplitterung. Die einzellige Lebensform, wie sie der Bazillus vertritt, ist nicht nur die mathematisch einfachere, sondern auch die geschichtlich ursprüngliche; die ältesten echten Lebewesen waren Einzeller. Ob Einzeller direkt von der Art unserer heutigen Bazillen oder von etwas abweichender Lebensweise und äußerer Erscheinung, thut wenig zur Sache. Uebrigens gehen auch die Spuren echter Bakterien bis in die devonische Epoche, also sehr weit, noch erkennbar zurück — warum nicht noch viel weiter? Die darwinistische Beweisführung entwickelt das Höhere von dem Niederen. In den erkennbaren Versteinerungen zeigt sich dieses Niedrig und Hoch als ein geschichtliches Nacheinander. Sehr früh Würmer. Erst später Fische. Noch später Amphibien und Reptilien. Endlich sehr spät Säugetiere, und dann noch wieder viel später der Mensch. Bei den Pflanzen geht es ebenso, mit den einzelligen muß der Reigen begonnen haben. Die Pflanze hat einen anderen Weg dann genommen als das Tier, aber in ihrer Weise doch auch zu den vielzelligen Organismen hin, die sie heute darstellen, zu den „Zellenstaaten". Sie ist geschichtlich „Parallele", aber ganz ursprünglich vom gleichen Stock.

Während nun jedoch jene Genossenschaftsbildung der Zellen die ungeheure Entwicklungslinie schuf, die wir heute im Menschen gipfeln sehen, blieb gleichzeitig ein Urrest gleichsam der rohen Materie, aus der diese Entwicklung sich herauskristallisierte, unbenutzt stehen. Nicht alle Einzelzellen gingen in Zellverbände auf, eine gewisse Summe verharrte als einzelliges Urwesen „jenseits von Tier und Pflanze", erzeugte immer wieder Einzeller, fort und fort durch alle Jahrmillionen der Erdgeschichte; der Zwang gewisser verschollener Umstände, der die anderen Einzeller in die sociale Bahn des Vielzellertums trieb, ist für eine Unmasse Einzeller offenbar niemals eingetreten, — sie blieben isoliert. Sie brauchten deshalb noch nicht auszusterben, weil eine neue höhere Entwicklungsform irgendwo lokal entstand. Aber sie werden es, sobald ein Wesen auftritt, das die ganze Erde vermöge universaler Anpassung an alle irdischen Verhältnisse gleichmäßig umfaßt und umspannt! Ein solches Wesen, das alle Klimate erträgt und schließlich selber Herr der Naturkräfte wird, unter deren blindem Druck bisher das Leben sich änderte, ist der Kulturmensch in seiner Blüte, der in der Linie der vielzelligen Anpassung schlechterdings die „absolute" Anpassung erreicht hat oder doch sichtbar nahe diesem Erreichen steht. Für diesen Menschen kommt nicht mehr in Betracht, was neben ihm an anderen, älteren Lebensanpassungen bestehen kann, sondern nur: was er davon bestehen lassen will.

Die volle Erdherrschaft des Menschen im ganz großen Sinne hat streng genommen erst in diesem Jahrhundert begonnen. Und zwar jetzt auch noch erst theoretisch. Aber man kann sich seit Verlauf der letzten hundert Jahre ein Bild davon machen und die Phantasie ist hier ein sehr sicherer Vorläufer der Realität. Unter diesem Gesichtspunkt ist es höchst interessant, sich kurz zu vergegenwärtigen, inwiefern der Mensch schon jetzt seine absolute Superiorität über alles, was innerhalb der vielzelligen Tier- und Pflanzenentwicklung geschichtlich unter ihm steht, ausübt oder zum Teil bereits ausgeübt hat. Die Sache ist am auffälligsten bei den höheren Tieren, speziell den Wirbeltieren. Die kleinste und unwichtigste Gruppe ragte herein noch als verschwindender Rest einer Erdepoche,

Digitized by Google

in deren Blüte es Menschen überhaupt noch nicht gegeben hatte. Wir bezeichnen diese Epoche heute als die Sekundärzeit. Es war die Zeit der Ichthyosaurier. Die Reptilien in tausend scheußlichen Gestalten hatten ganz unbestritten die Oberhand auf Erden. Vögel und Säugetiere waren erst im Werden, kaum in der Anlage fertig und noch gänzlich nebensächlich. Diese sonderbare Welt hatte ungeheure Zeiträume hindurch bestanden. Dann war sie zusammengebrochen. Wahrscheinlich sind die allmählich erstarkenden Säugetiere Mithelfer bei dem Untergang gewesen. Jedenfalls vollzog sich das aber lange schon vor der Entstehung des Menschen. Mit Ichthyosauriern bekam er nichts mehr zu thun. Er fand nur noch da und dort eine Reliquie aus dieser Zeit. Die eigenartigsten hatte Australien bewahrt. Der spärliche wilde Mensch hat sie dort allerdings nur wenig angetastet: unsere eindringende europäische Kultur geht aber jetzt radikal vor. Jenes Schnabeltier, das hierher gehört, verschwindet mit jedem Jahre mehr, in kurzem wird das letzte Känguruh (als Beuteltier auch eine der frühesten, ältesten Säugetierformen) abgeschossen sein; der große Molchfisch Ceratodus, dessen Ureltern in der Trias-Zeit die Brücke vom Fisch zum Molch schlugen, vegetiert nur noch in zwei winzigen Flüßchen Queenslands; die geheimnisvolle Eidechse Hatteria auf Neu-Seeland, der einzige Rest der Ur-Reptilien, die Amphibien, Reptilien, vielleicht auch Säugetiere verknüpften, ist schon jetzt, wenig über hundert Jahre nach ihrer Entdeckung, fast nicht mehr zu finden. Auf demselben Neu-Seeland haben die Maoris übrigens schon vor der Entdeckung der Insel durch Europäer ein ganzes Geschlecht riesiger, flügelloser Vögel von wahrscheinlich auch sehr altertümlichem Gepräge, die Moas, bis auf den letzten Kopf aufgegessen. Dieser ganzen Nachzüglerwelt wird der Mensch noch spät, aber unerbittlich zum Henker, höchstens daß er ihr einen ehrenvollen Platz in seinen Museen einräumen wird.

Ganz anders bedeutsam war für den jung auftauchenden Menschen dagegen eine zweite Schicht großer Wirbeltiere. Der Mensch ist seiner Entstehung nach ein Produkt der Tertiärzeit. Diese Epoche der Erdgeschichte, die letzte vor Anbruch unserer „Geschichte" im engeren Sinne, ist charakterisiert durch eine geradezu kolossale Entfaltung gewisser Gruppen der Säugetiere. Zwei Jahrtausende und mehr hat die afrikanische und indische Tertiär-Tierwelt mit ihren Elefanten, Nashörnern und Nilpferden, ihren großen Raubtieren, ihren Giraffen, Antilopen und Büffeln und ihren gewaltigen menschenähnlichen Affen wie Gorilla und Orang noch vor der Kulturmenschheit wie ein dämonischer Spuk gestanden, von Sagen umwoben. Aber der Karthager wußte schon den Elefanten zum gefügigen Kriegsmaterial zu knechten. Der eiserne Römer zeigte ganze tertiäre Menagerien in seiner Arena. Und als das Gewehr erfunden war, hatte auch diesem Stück Urwelt und Ahnenwelt die Stunde ideell geschlagen. Heute sind wir praktisch nicht mehr weit davon. Afrika, das ungeheure Afrika, von dessen märchenhaften Säugetierschwärmen die ersten Kulturpioniere nicht genug zu erzählen wußten, verödet von Jahr zu Jahr mehr. In hundert Jahren wird es keinen Nashornjäger mehr geben. Schon wissen die Tierhändler, die doch bloß den Bedarf unserer paar zoologischen Gärten decken sollen, ein trauriges Lied zu singen vom Verschwinden der Hauptprachtstücke. In hundert Jahren wird es auch schwerlich noch einen Orang Utan im durchweg kolonisierten Borneo geben, keinen Hirscheber mehr auf Celebes. Die Riesenschildkröten auf den Maskarenen,

Digitized by Google

sind schon jetzt bis auf ein paar Köpfe ausgerottet. Keine nachträglichen Jagdgesetze werden hier mehr viel helfen: die tertiäre Riesentierwelt stürzt der sekundären nach und die „Kultur" erscheint auch hier wie eine selbstthätige Macht, die einfach ein geschichtliches Verhängnis vollstreckt.

Aber der Mensch hat noch mit einer dritten Tierwelt zu thun gehabt, der sogenannten diluvialen, die unter dem Einfluß der zeitweisen Polarkälte in Europa, Nordasien und Nordamerika entstanden war, wie das rotwollige Mammut, die bepelzten Nashörner, der Höhlenlöwe, der Moschusochse, das Renntier. Sicherlich hat der Mensch das letzte und entscheidende Wort auch zu ihrer Vernichtung gesprochen. Bei uns in Deutschland können wir noch hier und da mit Ziffern belegen, wann die letzten Wisentstiere, die letzten Ure, die letzten Wildpferde verschwunden, vom Menschen weggefangen, weggeschossen worden sind. In Nordamerika die letzten Bisons. In unseren Tageszeitungen des Jahrhunderts lesen wir ab und zu vom Schicksal der letzten bedrohten Biberkolonien, vom letzten Luchs in irgend einem Jagdbezirk, vom letzten Häuflein Elche. Gewisse Tiere dieser Periode hat er gezähmt und erzogen, das schweifende Wildpferd (den „grimmen Schelch", d. h. Beschäler, Wildhengst, des Nibelungenliedes) zum „Roß", den Wolf, der sich beutelüstern zum Jäger der prähistorischen Kjökkenmöddinger-Zeit gesellte, zum „Hund". Der schwarze Urstier ist wahrscheinlich restlos und friedlich in unseren Ochsen übergegangen. Das Wesentliche auch hier ist, ohne daß man sich in Träumereien zu verlieren braucht, die Thatsache: auch diese Kulturtiere sind alle nur geduldet, weil der Mensch es will, und am Tage, wo er seine Hand davon zieht, stirbt etwa die Spezies Pferd auf der ganzen Erde so radikal aus, wie heute das wilde Quagga in Südafrika auf dem Sterbeetat steht und das tertiäre Wildpferd in Amerika schon ausgestorben war, ehe Kolumbus hinüberkam.

Ein besonders guter Wertmesser der Macht, die der Mensch hier überall faktisch schon bewährt, liegt in der stets stärkeren Verachtung der „Gefahr", die selbst die physisch stärksten Wirbeltiere für ihn besitzen können. Man lese die Schreckensberichte über den Löwen, den Tiger, die großen Bärenarten, den Haifisch in älteren Reisebeschreibungen. Heute fängt uns das alles an wie eitel Fabelei vorzukommen. Es war eben die Angst, die aufschnitt, und diese Angst als Grundstimmung kennen wir schon nicht mehr. Livingstone ist noch beinahe vom Löwen gefressen worden. In Nansens neuem Nordpolwerk spielt der „entsetzliche Eisbär" schon fast die Rolle des Clowns, der die Melancholie der mehrjährigen Weltabgeschiedenheit in der Eiswüste von Zeit zu Zeit lustig unterbricht, ohne recht ernst genommen zu werden, selbst wenn er einen schon beinahe beim Kragen hat.

Neben den Wirbeltieren kommen als gewisse Macht auf dem Landboden der Erde höchstens nur noch die Insekten in Betracht, mit denen er allerorten im bewußten, offenen Vernichtungskrieg steht, dessen Ende aber nicht zweifelhaft ist. Es wäre lächerlich, anzunehmen, daß die Landwirtschaft der Zukunft nicht mit der Reblaus oder dem Maikäfer fertig werden sollte. Jene Bakairi-Indianer Centralbrasiliens halten es noch für selbstverständlich, daß jeder Mensch Läuse hat; für den Kulturmenschen einer gewissen Klasse bei uns ist es beinahe undenkbar, daß auch nur einer seinesgleichen welche haben könnte. Eine Unmenge von Insektenarten verlieren sich einfach deshalb, weil ihre nötigen Existenz-

Digitized by Google

bedingungen mit der fortschreitenden Kultivierung der Länder fortfallen. Man brauchte bloß die Brennesseln systematisch auszurotten, also ein uns notorisch unnützes, unangenehmes Unkraut, und wir hätten einigen unserer schönsten Schmetterlinge (wie dem herrlichen Admiral) fast oder ganz das Todesurteil gesprochen. Und so fort! Bliebe für das Land nur noch die vielzellige Pflanze. Mit der Pflanze hat der Mensch aber kaum zu kämpfen brauchen, er hat sich von früh an mit ihr vertragen wie mit einer lieben jüngeren Schwester. Es ist, als stecke im einfachsten Begriff „Kultur" schon eine botanische Beziehung. Die Pflanze der Zukunft wird kaum mehr wie ein fremdes Ding neben dem Menschen erscheinen: sie erscheint wie eines seiner Werkzeuge, ganz in seiner Hand, ganz für ihn, ja durch ihn. Denn unendlich biegsamer als das Tier, wandelt sie sich unter seiner Hand seit Jahrtausenden schon wie ein wirkliches, immer verbessertes Werkzeug für seine Zwecke um. Der Grashalm reift ihm zur Kornähre, die Urwaldranke trägt ihm Trauben, der schlechte Waldbaum bringt ihm Pfirsiche und Apfelsinen.

Ein letzter Blick auf das Wasser. In der Wassertiefe blühen noch ganze Tierstämme wie die Stachelhäuter (Seesterne, Seeigel), Schwämme, Polypen und Medusen, die kiemenatmenden Mollusken, wie Auster und Tintenfisch, die Hauptfülle der Würmer, die Manteltiere und andere, alle in Myriaden von Individuen. Kein Zweifel: die eigentliche Meerherrschaft des Menschen in die Tiefe hinein beginnt erst. Die großen Seesäugetiere wie der Wal haben zuerst daran glauben müssen. Gegen gewisse nutzbringende Fische wie den Häring begann ein ähnlicher Vernichtungskrieg. Hier ist man jetzt in idealere Herrschformen übergetreten. Man fängt an, die jungen Fische zu hegen. Die Auster wird durch künstliche Wohnstätten zu einem Haustier erzogen, wie es Jahrtausende früher mit der Biene geschehen ist. Allmählich werden alle Kulturküsten solche Herrschaftslinien sein, mit denen der Mensch auch ins Meer hineinwächst, es seinen Zwecken unterwirft, um Herr des Wassers zu werden, wie er Herr der Erde ist. Herr aller vielzelligen Organisation.

Und inmitten dieses vollen Triumphes jetzt eine ungeheuerliche Entdeckung. Unsern schauerlichsten Gegner haben wir bis auf die letzten Jahrzehnte überhaupt nicht gekannt. Wohl haben wir seine Wirkungen verspürt. So lange die Menschheit denken kann, brechen die Krankheiten, die wir heute mit den Bazillen in Verbindung bringen, in unablässigen Sturzwellen über sie herein. Seit Urtagen des Denkens sind gerade diese Krankheiten ein Hauptmoment gewesen in der ganzen Theorie des Leidens, ja der Welt überhaupt. Man kann wohl die Frage aufwerfen, wieviel in unserem tiefsten religiösen, philosophischen, poetischen Denken anders wäre, wenn nie der bestimmte Prozentsatz einzelner an der Schwindsucht hingesiecht oder der Völkermord der Pest von Zeit zu Zeit immer einmal wieder wie aus einer mystischen Welt in die Menschheit eingebrochen wäre. Von der Sagenhandlung der Ilias, die mit der Pest im Griechenheer einsetzt und die Herrschaft der Götter dahinter sucht, bis auf Buddha, den Königssohn, der in sich ging und ein neues Evangelium fand im Anblick eines Pestkranken am Wege. Von der Pest, die Perikles raffte, in der die goldene Epoche von Athen wie in einem grausigen Symbol zusammenbrach, die Sokrates erlebte und unter deren Aengsten Hippokrates die wissenschaftliche Medizin begründete, — bis auf die Pest, vor der Boccaccios lustige Dekamerone-Gesell-

Digitized by Google

schaft flüchtet, bis auf die Lungenschwindsucht, an der Spinoza langsam auslischt, nachdem er in seiner Philosophie alle Bitterkeit der Welt innerlich überwunden, und die andere, die uns Schiller nimmt, bis auf die Cholera, an der Hegel stirbt. Jetzt endlich, nach fünf und mehr Jahrtausenden Kultur, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, giebt unser Mikroskop die Lösung. Es erscheint nichts anderes als der letzte Akt jenes großen Schauspiels, das vor vielleicht hunderttausend und noch mehr Jahren einsetzte, als der jung entstandene Mensch sich dem wilden Urwald voll brüllender tertiärer und diluvialer Riesentiere gegenübersah und vor der Frage stand, wie er sich mit diesem Mitlebendigen auf der Erdkugel auseinandersetzen wolle. Gerade dieser allerletzte Zusammenprall ist aber noch ein kolossaler, neben der socialen und religiösen unanzweifelbar die dritte einschneidende Kardinalfrage unseres Jahrhundertausgangs.

Wenn man von Geschöpfen hört, deren Durchmesser bis auf den zweitausendsten Teil eines Millimeters hinabgeht, so taucht das Bild eines unendlich Kleinen auf. Aber diese Kleinheit liegt zunächst nur in der Vereinzelung. Eine einfache Rechnung ergiebt, daß gewisse Bakterien sich in acht Stunden durch rapide Fortpflanzung in Gestalt einfacher Selbstteilung zu sechzehn Millionen neuer Individuen entwickeln können. Unter gewissen, exakt beobachteten Verhältnissen ging die Teilung so vorwärts, daß drei Tage unbehinderten Fortfunktionierens dieser automatischen Wursthacke siebenundvierzig Trillionen Bakterien hätten liefern müssen. Das gab ein Gewicht von über sieben Millionen Kilogramm; ein ganzer ausgewachsener Elefant wiegt höchstens sechstausend Kilogramm! Man begreift, daß es nur an gewissen günstigen Bedingungen läge und die Bazillen stürzten uns mit einer Last auf den Kopf, als wenn der Mond herunterkäme, daß die ganze vielzellige Entwicklung bis zum Menschen herauf überhaupt niemals möglich geworden wäre, wenn das ganze Einzellerreich geschlossen als todbringender Feind gegen die Vielzeller stände und seit alters gestanden hätte. Aber daß doch noch immer neue Arten sich durchkämpften und daß der Mensch überhaupt als Gipfel „möglich" wurde, das giebt einen Fingerzeig, daß der Bazillen-Angriff doch seine Grenzen hat, und daß offenbar nicht entfernt die ganze ungeheure Macht des dritten einzelligen Reiches sich in jener vernichtungdrohenden Form gegen die Vielzeller gewandt haben kann.

Von Anfang an sind sogar eine Unmenge von Einzellern dem Menschen nicht feindlich, sondern freundlich entgegengekommen. Ohne die Wirkung gewisser zahllos verbreiteter, unabläßig schaffender Bakterien kein geschlossener Naturkreislauf durch das Reich des Anorganischen und Lebendigen, ohne diesen Kreislauf kein Mensch! Und indem der werdende Kulturmensch Ackerbauer wurde, geriet er noch enger wieder in die Linie dieses stillen Bakterien-Segens. Sie lösten ihm die Ackererde, halfen seinen Kulturgewächsen, wühlten geheimnisvoll mit, wo er pflügte und säte. Aber dann neben dieser Hilfe wie aus einem ewigen Hinterhalt doch die Kanonade mit Bazillengift.

Wird der Mensch siegen? Man muß sich auch hier auf den Boden der Zellenlehre stellen, um einen großen und freien Anblick der Dinge zu gewinnen. Das Problem ist gegeben: ein kolossaler Zellenstaat, der Mensch (als Menschheit fünfzehnhundert Millionen solcher Zellenstaaten auf Erden), wehrt sich gegen die Invasion von Myriaden individualistischer Zellen, die in seinen Staat ein-

Digitized by Google

dringen, mitessen wollen und zum Lohn Gift produzieren. Was bedeutet nun in der Sprache dieses Problems unsere augenblickliche Phase der wissenschaftlichen Bazillenerkenntnis und medizinischen Frontarbeit gegen das Bazillengift? Einfach, daß der Kampf endgiltig in ein neues Ressort unserer menschlichen Zellenstaaten übergetreten ist. Gekämpft ist schon lange in unserem Organismus worden. Alle möglichen Zellgebiete unseres Leibes haben, so oft Giftbazillen eindrangen, selbstthätig bis zum äußersten dagegen angestritten, jede Bazilleninfektion in den Geweben unseres Körpers hat einen wahren Sturm intensivster Zellenthätigkeit zur Abwehr erweckt. Es scheint, daß die Einzelzellen unseres Staates unmittelbar Gegengifte produzieren zur Vernichtung des Bazillengifts. Diese Dinge aber, wohlverstanden, spielten sich ab seit alters, ohne daß unser Denken, unser Geist daran beteiligt war. Ganze riesige Ressorts des Zellenleibes kämpften bei Tausenden von Menschen in den Tagen der Perikles und Boccaccio, teils sieghaft, teils erliegend, gegen die Pestbazillen. Aber die Gehirnzellen dieser gleichen Menschengeneration ahnten nichts davon. Jetzt ist es nicht mehr so. Was ist geschehen? Etwas Wundervolles. Das wichtigste Ressort unserer Zellenstaaten, das Gehirn, hat endlich Fühlung mit seinen eigenen Außenständen bekommen, die Gehirnzellen etablieren sich als die berufenen Helfer der längst im Kampfe stehenden Gewebezellen. Mit ihrer ganzen Riesenmacht. Mit ihrem Gedächtnis, ihrem lesenden Auge, das eine traditionelle, über Jahrtausende reichende Forschung möglich macht. Mit ihrem Netz neuer socialer, gemeinsam wirkender Beziehungen von Mensch zu Mensch.

Das ist die neue Situation. Nicht der schon errungene kleine Einzelerfolg in diesem oder jenem Falle giebt den Ausschlag. Mögen die Gehirnzellen sich noch oft genug über die Bazillen und ihre Gifte im einzelnen irren. Mögen sie in ihrer Abwehr danebenschlagen. Das Entscheidende ist, daß sie überhaupt jetzt mit im Kampfe sind.

Die Bedeutung, die in diesem Umschwung liegt, ist so ungeheuer, daß man allerdings nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit sagen muß: ja, jetzt werden wir siegen. Wenn sich nicht von heute auf morgen eine Invasion neuer Bazillen einstellt, hunderttausendmal ärger als alle früheren — eine Sache, die natürlich möglich bleibt, aber nur so, wie es möglich ist, daß morgen die Sonne platzt und uns in Protuberanzen verdampft — so müssen wir siegen. Es ist der letzte Kampf um die Erdherrschaft im Bereich des Lebendigen. Der Abschluß einer Erdepoche. Erst jenseits des Sieges beginnt das wahre Zeitalter des Menschen. Der letzte Adler des Prometheus ist erlegt.

Friedrich der Große als Komponist.

Von seinen litterarischen Erzeugnissen scheint der große König mehr gehalten zu haben, als von seinen musikalischen. Während er in der „Epitre à mon esprit“ von jenen ausführlich spricht, übergeht er seine Kompositionen mit Stillschweigen. Diese Schätzung war eine irrtümliche, wie Egon Neumayr in

Digitized by Google

einer Studie über Friedrich den Großen als Komponisten in der „Gegenwart“ (1899, Nr. 6) darlegt. Neumayr stellt die musikalischen Werke Friedrichs höher als die poetischen. „Als Flötenvirtuos und Komponist stand der König über dem Dilettantismus. Seine musikalischen Werke sind nicht bloß historische Merkwürdigkeiten, sondern gediegene Arbeiten eines durchgebildeten Musikers, aber ihre Hauptbedeutung liegt auf persönlichem Gebiete. Friedrich hatte zwar ein ausgesprochenes musikalisches Talent, denn er besaß die Gabe, schöne Melodieen und ausgiebige Themen zu erfinden und kunstgerecht zu verarbeiten; aber für die Musikgeschichte sind seine Kompositionen ohne Bedeutung. Komponiert hat er als Kronprinz und als König, aber hauptsächlich nur bis zum siebenjährigen Kriege. Dachte er bei seinem Dichten an Leser, so schuf er seine Kompositionen ausschließlich zu seinem persönlichen Vergnügen; dort suchte er Beifall, hier genügte ihm die Anerkennung weniger Fachleute, daß er die Kunstregeln nicht verletzt habe. Seine Kompositionen wurden auch nur in Abschriften weiter gegeben und immer nur auf Wunsch und an niemand anders als an fürstliche Persönlichkeiten. In der Oeffentlichkeit erschien bei seinen Lebzeiten ein einziges musikalisches Werk, aber ohne sein Wissen und zweifellos gegen seinen Willen. Auch die Kammermusiker lernten seine Sonaten und Konzerte allein durch die Kammerkonzerte kennen.“

Die Hauptfrage, ob Friedrichs Tondichtungen als selbständige Schöpfungen gelten dürfen, wurde schon von den hier maßgebenden Zeitgenossen ziemlich einmütig bejaht. „Wir sind jetzt aber in der Lage, diese Urteile auf sich beruhen zu lassen, da die vorhandenen Notenmanuskripte die Frage entscheiden. Nun sind freilich nur sechs Sonaten in der eigenhändigen Niederschrift Friedrichs erhalten, aber sie sind von der ersten bis zur letzten Note mit allen Verbesserungen und überklebten Stellen von ihm selbst geschrieben. Wir können darin auch erste Entwürfe, Umformungen und endgiltige Gestaltungen genau unterscheiden. Die Mühe nimmt sich niemand, der andere für sich komponieren läßt. Dabei ist es selbstverständlich und auch bezeugt, daß Friedrich solche Kompositionen, wenn er es für nötig hielt, seinen Musikern zeigte und nach ihrem Urteil besserte, und daß er ihnen manchmal die Ausführung seiner Gedanken überließ. Worauf es allein ankommt, ist der Beweis, daß er selbständig zu komponieren verstand und selbständig komponiert hat; diesen Beweis aber liefern die Autographen unwiderleglich. Die geringe Zahl der erhaltenen Autographen ist kein Gegenbeweis.“

Friedrichs musikalische Hauptwerke bilden 4 Flötenkonzerte und 121 Flötensonaten. Sie lagen seit seinem Tode in den Schlössern, bis sie auf Veranlassung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV) geordnet und von neuem durchforscht wurden. Eine Auswahl: „Musikalische Werke Friedrichs des Großen“ wurde von Philipp Spitta veranstaltet und erschien 1889 bei Breitkopf & Härtel. Die Bearbeitung der 25 ausgesuchten Sonaten hatte Graf Paul Waldersee übernommen. Auch der jüngste Biograph des königlichen Musikers, Georg Thouret, dessen Werk „Friedrich der Große als Musikfreund und Musiker“ Neumayr seiner „Gegenwart“-Studie zu Grunde legt, macht auf „Stellen von überraschender Schönheit“ in den Konzerten und Sonaten aufmerksam: „Vor allem in den langsamen Einleitungssätzen, in denen der Komponist wirklich ergreifende Töne anzuschlagen weiß und dabei an Tiefe der Empfindung Quantz übertrifft. Ein Gespräch zwischen Friedrich und einem Musiker giebt einen willkommenen Fingerzeig für die Empfindungen,

Digitized by Google

die er in solchen Sätzen auszudrücken versteht. Er hatte in einem Adagio einen recitativischen Zwischensatz angebracht, der den begleitenden Geiger zur Bewunderung fortriß: der Vortrag habe den Ausdruck des Flehens hier so getroffen, daß man eine bittende Person vor sich zu haben glaube. ‚Recht,' antwortete der König, ‚ich habe mir die Stelle dabei gedacht, wie Coriolans Mutter auf den Knien ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom anfleht.'

Von den Märschen des Königs hat sich manches erhalten; freilich ist einiges fragwürdig. Der Marsch in Es ist unzweifelhaft echt; denn es liegt eine gut beglaubigte Abschrift des Originals vor. Wahrscheinlich noch im Jahre 1789 bei der Garde im Gebrauch, war dieser Marsch fünfundzwanzig Jahre später im Heere verschollen, die Urheberschaft des großen Königs aber selbst der königlichen Familie nur noch unsicher bekannt. König Friedrich Wilhelm III. entriß ihn der Vergessenheit, indem er ihn bei der ‚feierlichen Aufrichtung der von dem Heere mit den Waffen in der Hand eroberten Siegeszeichen in der Garnisonkirche zu Potsdam' am 25. Dezember 1816 blasen ließ. Die Truppen führten unter seinen Klängen in der Breitenstraße in Potsdom den Parademarsch im langsamen Schritt aus. Jedoch waren die Zweifel des Monarchen an seiner Echtheit erst durch die Vorlegung des Originals aus dem Benda'schen Nachlasse beseitigt worden. So gründlich hatte die Katastrophe von 1806/7 mit der Fridericianischen Tradition aufgeräumt! Auch der Marsch von ‚1756' und der ‚Mollwitzer' dürfen für Friedrich den Großen in Anspruch genommen werden. Friedrich hatte im Jahre 1741 längere Zeit sein Hauptquartier in Mollwitz und musizierte dort viel, wie auch aus seinen Briefen hervorgeht. Der Marsch hat also mit der Schlacht bei Mollwitz gar nichts zu thun, was ja auch auf der Hand liegt. Alle drei Märsche stimmen völlig im Charakter überein; sie tragen den gelehrten Grundzug wie die Märsche Graun's und klingen, als wären sie für die Flöte erdacht. Am kräftigsten, aber auch am herbsten für unser Ohr klingt der ‚Mollwitzer'. Alle aber büßen durch das viel schnellere Marschtempo der Gegenwart (114 Schritte in der Minute gegen 72 damals) an Wirkung ein. Man darf behaupten, daß von allen Kompositionen des Königs diese Märsche den Zeitgenossen am bekanntesten wurden durch den Gebrauch bei der Militärmusik. Von hier aus verbreiteten sie sich weiter. Denn nur so ist eine an sich zweifellos falsche Ueberlieferung zu verstehen, daß Friedrich der Große einen Marsch zu Lessings ‚Minna von Barnhelm' komponiert habe. Da es damals kein Theater, auch kein Schauspiel ohne Anfangs- und Zwischenaktsmusik gab, so wird ein Marsch des Königs bei dieser Vorstellung öfter oder regelmäßig gespielt worden sein, woraus dann jene Meinung entstand. Der schönste ist der Marsch in Es, den einige Truppenteile, z. B. das Alexander-Regiment in Berlin und die Gardehusaren in Potsdam, noch heute mit Stolz als Präsentiermarsch spielen.

Die einzige sogenannte Komposition Friedrichs des Großen, die noch heute im Volke lebt, immer mit Begeisterung gehört, überall gesungen und gepfiffen wird und zum eisernen Bestande ungezählter Drehorgeln gehört, der ‚Hohenfriedberger Marsch' ist leider so schlecht beglaubigt und steht musikalisch dem Könige so fern, daß wir ihn nicht für eine Komposition Friedrichs des Großen halten können. Es ist bekannt, daß das preußische Dragonerregiment ‚Bayreuth' durch seine berühmte Attacke bei Hohenfriedberg (4. Juni 1745) den Sieg vervollständigte. Hier ritt es ein starkes Corps öster-

Digitized by Google

reichischer Grenadiere und sechs Musketierregimenter über den Haufen, eroberte 66 Fahnen und 5 Kanonen und machte 2500 Gefangene. Der dankbare König, so lautet die Tradition, verlieh dem tapferen Regimente für diese glänzende Waffenthat außer anderen Auszeichnungen einen von ihm komponierten Marsch, der seitdem der ‚Hohenfriedberger' hieß. Ihn führt noch heute als Präsentiermarsch das Kürassierregiment ‚Königin' Nr. 2 in Pasewalk, das aus den Bayreuther Dragonern hervorgegangen ist. So die Ueberlieferung. Nun ist aber längst nachgewiesen, daß sich jene Verleihung gar nicht auf diesen Marsch bezieht. In der entscheidenden Urkunde, die das größte Heiligtum der Pasewalker Kürassiere ist, heißt es: das Regiment solle befugt sein, vor allen anderen Dragonerregimentern ‚jederzeit in Zug und Marsch, es sey im Felde oder Garnison, den Grenadiermarsch, mit ihren Pauken aber auch den Marsch unserer Cürassierreiter schlagen zu lassen'. Der König erteilte dem Regiment die Auszeichnung, zu Fuß den Grenadiermarsch schlagen und zu Pferde den Parademarsch der Kürassiere, d. h. der eigentlichen Kavallerie, blasen zu dürfen. Eine ähnliche Auszeichnung war es z. B., wenn die Husaren die Erlaubnis erhielten, Kesselpauken zu führen. Also von unserem Marsch redet der König überhaupt nicht in jenem Diplom. Der Name ‚Hohenfriedberger' läßt sich im 18. Jahrhundert nicht nachweisen. Alt ist der Marsch zweifellos, denn er hat noch kein Trio und bewegt sich nur zwischen Tonika und Dominante. Ebenso zweifellos gehörte er dem berühmten Regimente an, wie aus einem Klavierauszuge hervorgeht, der ungefähr aus dem Jahre 1795 stammt und ihn ‚Marsch des Regiments Ansbach-Bayreuth-Dragoner' nennt; so hieß das Regiment seit 1769. Der Annahme, daß er schon im Jahre 1745 dem Regimente eigentümlich war, steht nichts im Wege; ja, man darf sogar die Möglichkeit zugeben, daß er bei Hohenfriedberg erklang. Nach dem Regimente und seinem Ehrentage erhielt der Marsch in neuerer, nicht näher zu bestimmender Zeit den Namen, der allmählich volkstümlich ward. Die Urheberschaft des großen Königs steht in der Luft. Der Schritt von dem Namen ‚Hohenfriedberger' bis zu der Behauptung ‚komponiert von Friedrich dem Großen' ist eine Kleinigkeit für die Tradition. Ein klassisches Beispiel für ihre Naivetät ist der herrliche ‚Torgauer Marsch'. Dieser hat nachweislich gar nichts mit Friedrich dem Großen zu thun, stammt vielmehr erst aus der Zeit der Befreiungskriege und ist die Komposition eines Torgauers; daher sein Name. Der Name genügte, um ihn mit der Schlacht bei Torgau 1760 in Verbindung zu bringen und dem Sieger von Torgau zuzuschreiben. Der ‚Hohenfriedberger' ist von den altpreußischen Märschen der heroischste und die eigentliche Ruhmesfanfare des preußischen Heeres. Wo die Preußen in Kampf und Sieg allein auf sich selbst standen, erklang er wieder, bei Düppel und Königgrätz. Seine Mission gewissermaßen erfüllend, begrüßte er endlich mit seinen schmetternden Klängen den ersten Hohenzollernkaiser im Schlosse zu Versailles. Es ist daher ein begreiflicher Wunsch nicht bloß des Kürassierregiments ‚Königin', sondern der ganzen preußischen Militärmusik, gerade diesen Marsch für Friedrich den Großen zu retten. Aber er steht den echten Fridericianischen Märschen ganz fern, wie Thouret nun endgiltig feststellt.

Ob Friedrich, wie er eine neue Epoche der deutschen Litteratur voraussagte, so innerlich gefühlt hat, daß die Tage der Graun'schen und Quanz'schen

Digitized by Google

Musik gezählt waren, und daß auch in der Musik eine neue Zeit heraufzog, die seine Lieblinge zu den Toten werfen würde? Wir wissen es nicht, wollen es aber nicht bestreiten. Jedenfalls lehnte er für sich das Neue ab und blieb, ohne den Kunstenthusiasmus vergangener Tage, der alten Musik treu, die ihm Erholung gewährte von der rastlosesten Arbeit, die je ein Monarch als erster Diener seinem Staate und Volke geleistet hat. Auch die Kritik erkennt freudig das Verdienst des jungen Friedrich an, die Musen nach Berlin zurückgeführt zu haben, aber sie macht dem alten Fritz den Vorwurf, daß er aus persönlicher Vorliebe für das Alte die natürliche Weiterentwicklung gehemmt und die Kunst in die Fesseln seines persönlichen Geschmackes geschlagen habe, so daß das offizielle Musikleben in Berlin erstarrte, Berlin die Führung einbüßte und von viel kleineren Residenzen, z. B. von Mannheim, weit überflügelt wurde. ‚Vergessen wir aber nicht,' schreibt Thouret, ‚daß die Friedericianische Kunstepoche trotz der Sparsamkeit und Einseitigkeit des alten Monarchen die fruchtbarsten Anregungen gab. Nicht bloß in Berlin, sondern auch in Stettin, Halle, Magdeburg und anderen preußischen Städten schreiben sich die ersten Liebhaberkonzerte aus jener Zeit her; und wenn die Berliner später dem deutschen Mozart zujubelten und den Italienern immer entschiedener den Rücken kehrten, so verdankten sie ihre musikalische Erziehung im Grunde doch der Friedericianischen Oper.'"

Maurice Maeterlinck über Ludwig XVI.

Im „Magazin für Litteratur" (1899, 1) veröffentlicht Friedrich von Oppeln-Bronikowski eine Betrachtung „Ueber Opfer und Helden der großen Revolution" aus „La Sagesse et la Destinée", dem neuesten Werke des vielgenannten vlämischen Dichters und Mystikers. „Seine Betrachtungsweise", bemerkt der Uebersetzer einleitend, „ist um so interessanter, als man sich vergegenwärtigen muß, daß Maeterlinck in seinen früheren Werken als düsterer Fatalist erschien, der die Ohnmacht des Menschen gegen das Schicksal predigte und zur Resignation einlud." Dank seiner geistigen Gesundung führe er nun die Uebermacht des außermenschlichen, vom Menschen nicht abhängigen Schicksals auf ein Minimum zurück, ohne sie jedoch gänzlich leugnen zu wollen. Besonders ausgeprägt erscheint diese Auffassung Maeterlincks von „Schicksal" und „Verhängnis" in seinen Bemerkungen über Ludwig XVI. Jedenfalls bilden sie einen eigenartigen Beitrag zu der uralten, auch in der offenen Halle des Türmers erörterten Rätselfrage: „Niemals scheint das Schicksal das Unglück eines armen, redlichen, guten, sanftmütigen und tugendhaften Menschen unversöhnlicher gewollt zu haben. Aber wenn man sich die Geschichte näher ansieht: woher kommt dann all das Gift dieses Verhängnisses, wenn nicht aus den Schwächen, dem Zögern, den kleinen Unredlichkeiten, den Inkonsequenzen, der Eitelkeit und Blindheit des Opfers? Wenn es wahr ist, daß eine Art von Prädestination alle Umstände eines Lebens beherrscht, so dürfte sich diese Prädestination nur in unserem Charakter finden; und ist nicht der Charakter dasjenige, was sich in einem Menschen von gutem Willen am leich-

Digitized by Google

testen verändern läßt? Verändert er sich nicht in der That bei den meisten Wesen fortwährend? Hat man mit dreißig Jahren den Charakter, den man mit zwanzig hatte? Er ist besser oder schlimmer geworden, je nachdem man die Lüge und den Haß, die schlechte Gesinnung und Bosheit oder auch die Wahrheit, Liebe und Güte hat triumphieren sehen; und man hat geglaubt, den Haß oder die Liebe, die Wahrheit oder die Lüge triumphieren zu sehen, je nachdem man sich eine mehr oder weniger erhabene Vorstellung vom Glück und Endzweck des Lebens nach und nach gebildet hat. Was unser geheimes Verlangen von vornherein beschäftigt, scheint mit Notwendigkeit den Sieg davonzutragen. Wenn man die Augen nach der Seite des Bösen wendet, ist das Böse überall siegreich; wenn man aber seine Blicke gelehrt hat, sich auf die Einfalt, Aufrichtigkeit und Wahrheit zu richten, wird man auf dem Grunde aller Dinge nur den mächtigen und schweigsamen Sieg dessen sehen, was man liebt.

Jedenfalls wollen wir Ludwig XVI. nicht von dem Standpunkt aus betrachten, auf dem wir stehen. Versetzen wir uns in seine Lage, mitten in seine Ungewißheit, seine Befangenheit, seine Schwierigkeiten, seine Dunkelheiten. Es ist nur zu leicht, vorherzusehen, was man hätte thun müssen, wenn man alles weiß, was gethan worden ist. Auch uns wird man in unseren Wirrsalen, unserem Zögern, unserer Unwissenheit der Pflicht beurteilen müssen, indem man versucht, die Spur unserer letzten Schritte im Sande der kleinen Unebenheit wieder zu finden, von der aus wir uns bestrebten, die Zukunft zu entdecken. Wissen wir besser, als Ludwig XVI., was in diesem Augenblick zu thun ist? Was man lassen muß, und was man festhalten soll? Werden wir weiser als er zwischen den Rechten der menschlichen Vernunft und denen der Umstände uns durchwinden? Hat das gewissenhafte Zögern nicht oft alle Merkmale einer Pflicht? Das Beispiel des unglücklichen Königs kann uns indessen etwas sehr Wichtiges lehren, nämlich daß man in einem großen und edlen Zweifel stets mutig, geraden Weges und unendlich weit über *das* hinausgehen muß, was uns vernünftig zu verwirklichen und gerecht erscheint. Die Vorstellung, die wir uns von Pflicht, Gerechtigkeit und Wahrheit machen, so klar, so vorgeschritten, so unabhängig sie uns auch erscheinen mag, ist dies nie so sehr, als sie es ganz naturgemäß einige Jahrhunderte später sein wird. Es ist also weise, zum mindesten so schnell wie möglich auf die äußerste Spitze dessen zu gehen, was wir sehen und hoffen. Wenn Ludwig XVI. das gethan hätte, was wir an seiner Stelle gethan hätten, jetzt, wo wir wissen, was er hätte thun müssen, d. h. freimütig allen Thorheiten des königlichen Vorurteils zu entsagen und die neue Wahrheit und höhere Gerechtigkeit redlich anzunehmen, die man ihm vor Augen stellte, so würden wir seinen Genius bewundern. Nun aber ist es wahrscheinlich, daß Ludwig XVI., der weder ein böser Mensch noch ein Dummkopf war, seine Lage — und wäre es nur für eine Minute — mit demselben Auge hätte sehen können, wie ein unbeteiligter Philosoph sie gesehen hätte. Jedenfalls ist dies historisch oder psychologisch nicht unmöglich. Wir sehen sehr oft in unseren feierlichen Zweifeln, wo sich der feste Pol befindet, den unveränderlichen Gipfel der Pflicht; aber es scheint uns, daß zwischen der gegenwärtigen Pflicht und jenem allzu einsamen und strahlenden Gipfel ein Abstand ist, den sofort zu durchschreiten nicht eben klug wäre. Und dennoch beweist uns die ganze Geschichte der Menschheit, die ganze Erfahrung unseres eigenen Lebens, daß der

Digitized by Google

höchste Gipfel allemal recht hat, daß man zuletzt immer dahin kommen muß, ihn zu erzwingen, nachdem man eine kostbare Zeit auf den meisten dazwischenliegenden Erhebungen verloren hat. Was ist zuletzt ein Weiser, ein Held, ein großer Mann, wenn nicht ein Mensch, der ganz allein und vor den andern auf die öde Hochfläche gegangen ist, die alle mehr oder weniger klar erkannten?

Wir beanspruchen nicht, daß Ludwig XVI. ein Mensch dieser Art, ein Genie hätte sein sollen, wiewohl es fast Pflicht ist, Genie zu haben, wenn man in seiner Hand das Schicksal vieler seiner Brüder hält. Wir behaupten ebensowenig, daß die Besten von uns seine Irrtümer — und infolgedessen auch sein Unglück — vermieden hätten. Gewiß nicht; aber etwas ist gewiß: daß keiner dieser Unglücksfälle einen übermenschlichen Ursprung hatte und übernatürlich oder in zu geheimnisvoller Weise unvermeidlich war. Sie kamen nicht aus einer anderen Welt herab; kein ungeheuerlicher, unerfaßlicher und launenhafter Gott sandte sie. Sie waren aus einer Idee verkannter Gerechtigkeit entstanden, einer Idee der Gerechtigkeit, die, jäh erwacht, ins Leben trat, aber in der menschlichen Vernunft nie geschlafen hatte. Und was ist auf der Welt beruhigender, was steht uns näher und ist tiefer menschlich, als eine Idee der Gerechtigkeit? Es war bedauerlich im Sinne der Seelenruhe Ludwigs XVI., daß diese Idee gerade unter seiner Regierung erwachte; dies ist ungefähr alles, was er dem Schicksal vorwerfen konnte; und die meisten Vorwürfe, die wir ihm für gewöhnlich machen, haben denselben Wert.

Im übrigen ist es sehr berechtigt und erlaubt, anzunehmen, daß eine einzige Handlung, die mit Energie, vollkommener Redlichkeit, selbstloser Weisheit und edler Hellsichtigkeit durchgeführt wäre, den Lauf der Ereignisse hätte ändern können. Wenn die Flucht nach Varennes, die übrigens eine hinterlistige That voll strafwürdiger Schwäche war, auf eine etwas weniger kindliche, etwas weniger unsinnige Art ins Werk gesetzt worden wäre, wie es jeder Mensch, der an das reale Leben gewöhnt ist, fertig gebracht hätte, so ist es nicht zweifelhaft, daß Ludwig XVI. nicht auf dem Schafott geendigt hätte. War es ein Gott, oder seine blinde Nachgiebigkeit gegen Marie Antoinette, die ihn dazu trieb, dem dummen, eitlen und ungeschickten von Fersen die Vorbereitungen und die Leitung der verhängnisvollen Reise anzuvertrauen? War es eine Gewalt voll großer Mysterien oder seine Leichtfertigkeit, seine Sorglosigkeit, seine Unbewußtheit und ich weiß nicht welche apathische und zugleich seinen Unstern herausfordernde Ergebung, wie die Nachlässigen und Schwachen sie oft in Gefahren zeigen, die ihn veranlaßte, bei jedem Pferdewechsel den Kopf hinter der Gardine der Wagenthür hervorzustrecken, so daß er drei- oder viermal zu erkennen war? Und im entscheidenden Augenblick, in jener finsteren und atemlosen Nacht in Varennes, als welche eine jener geschichtlichen Nächte ist, wo das Verhängnis den Horizont hätte beherrschen müssen, wie ein unerschütterliches Gebirge, sieht man da nicht dieses Verhängnis bei jedem Schritte schwanken, wie ein Kind, das zum ersten Male geht und nicht weiß, ob es an jenem weißen Kieselstein oder diesem Büschel Gras, rechts oder links des Weges stolpern wird? Bei dem tragischen Anhalten der Kutsche in der schwarzen Nacht, bei dem furchtbaren Ausrufe eines Jünglings, des jungen Drouet: „Im Namen der Nation!...“ hätte ein Befehl des Königs, ein Peitschenhieb, ein Stoß ins Genick genügt, und du und ich, wir alle wären wahrscheinlich nicht geboren, denn die Geschichte

Digitized by Google

der Welt wäre nicht dieselbe gewesen. Und dann vor dem Maire, dem respektvollen, fassungslosen, zögernden, der nur ein gebieterisches Wort erwartete, um alle Thore zu öffnen, vor der Herberge und in dem Laden des braven Krämers Sauce, endlich bei der Ankunft Goguelats und Choiseuls mit ihren Husaren, die Rettung brachten, kurz, zu zwanzig Malen hing alles von einem Ja oder Nein, einem Schritte, einer Gebärde, einem Blicke ab. Man versetze zehn Menschen, die man ziemlich genau kennt, in die Lage des Königs von Frankreich, und man wird mit Genauigkeit den Ausgang ihrer zehn Nächte voraussehen. Denn jenes ist die Schande bringende Nacht, die offenbarende Nacht des Verhängnisses. Sah man je klarer die Abhängigkeit, die fügsame und bestürzte Erbärmlichkeit dieser großen und geheimnisvollen Macht, die in unsern allzu entsagenden Stunden auf unserem ganzen Leben zu lasten scheint? Sah man es je vollständiger seiner geliehenen, stolzen und täuschenden Gewänder beraubt, hundertmal hintereinander, und ganz in Thränen aufgelöst, vom Tode zum Leben und vom Leben zum Tode kommen und gehen, um sich endlich, wie ein erschrockenes Weib, in die Arme eines Unglücklichen zu werfen, der etwas weniger wesenlos, etwas weniger unentschlossen als es selbst ist, und bis zum frühen Morgen um einen Entschluß, eine Wesenheit zu betteln, die es nirgends findet, als im Grunde eines menschlichen Geistes und Willens?

Und doch ist dies nicht die ganze Wahrheit. Es ist heilsam, die Dinge auf diese Weise anzusehen, die Rolle des Verhängnisses derart zu vermindern, es wie ein zögerndes und verlaufenes Weib zu behandeln, das man aufnehmen und leiten soll. Dies giebt uns im Erwarten unserer Schicksalsstunde eine Zuversicht, eine Selbstbestimmungskraft, einen Mut, ohne die man nichts Nützliches vollbringen würde: aber dies will nicht sagen, daß es nichts anderes giebt, daß man immer nur mit seinem Willen und Intellekt zu rechnen habe. Intellekt und Willen sollen sich daran gewöhnen, wie siegreiche Soldaten von dem zu leben, was ihnen den Krieg macht. Sie sollen lernen, sich von dem Unbekannten zu nähren, das sie beherrscht. Man kommt aus dem allzu engen Glücke der Menschen ohne Beruf, man kommt aus den gewöhnlichen Handlungen nur heraus, wenn man mit willensstarker Gewißheit den Pfad beschreitet, den man kennt, indem man fortwährend an den unerforschten Raum denkt, welchen der Pfad durchläuft. Gewöhnen wir uns daran, zu handeln, als ob uns alles unterthan wäre, aber dabei in unserer Seele ein Denken zu unterhalten, das damit betraut ist, sich den großen Gewalten, denen wir begegnen, auf edle Weise zu unterwerfen. Es ist vonnöten, daß die Hand glaubt, man habe alles vorhergesehen, aber daß ein geheimer, unverletzlicher, unbestechlicher Gedanke nie vergißt, daß alles Große fast immer unvorhergesehen ist. Dieses Unvorhergesehene, dieses Unbekannte führt das aus, was wir nicht anzufangen gewagt hätten; aber es kommt uns nur zu Hilfe, wenn es im Grunde unsres Herzens einen Altar weiß, der ihm geweiht ist. Man sehe nur zu, welchen Anteil die willensstärksten Menschen, wie Napoleon, in ihren außerordentlichen Handlungen dem Glücke einräumen. Nur die, welche keine großmütige Hoffnung hegen, sperren den Zufall ein, wie ein dummes Kind; die andern überlassen ihm all die großen, grenzenlosen Flächen, die das menschliche Wesen zu durchmessen noch nicht die Kraft hat; aber sie verlieren es dort nicht aus den Augen ..."

Digitized by Google

Aus der Werkstätte des Psychologen.

In der „Umschau“ (Heft 4, III. Jahrg.) bespricht Eduard Sokal eine Abhandlung des bekannten russischen Gehirnphysiologen W. Bechterew „Bewußtsein und Hirnlokalisation“, in welcher dieser die Grenze zwischen bewußter und unbewußter reflektorischer Thätigkeit zu bestimmen sucht. Er stellt als Merkmal der reflektorischen Thätigkeit fest, daß sie „das Bild einer automatischen, unabänderlich konstanten und übermäßig stereotypen Zweckmäßigkeit“ zeige, als Ausdruck eines ein für allemal feststehenden, allezeit und überall in der nämlichen Art wirksamen Mechanismus, während für jedes bewußte Thun eine Zweckmäßigkeit bezeichnend sei, die nichts von der Starrheit der Maschine an sich habe, sondern veränderlich, anpassungsfähig an die stetig wechselnde Mannigfaltigkeit der äußeren Bedingungen erscheine. Wo eine Bewegung stattfinde, die das Merkmal einer die vorhandenen äußeren Bedingungen mit der inneren Erfahrung verbindenden individuellen oder willkürlichen Wahl an sich trage, da gebe es bewußte Differenzierung der äußeren Eindrücke und Gedächtnis — die ersten und grundlegenden Erscheinungen des Bewußtseins. Und diese ersten Spuren eines Bewußtseinsvermögens, wenn auch noch so primitiv, seien schon bei den frühesten Stufen des Tierreichs vorhanden, Tieren, bei denen das Dasein eines Nervensystems noch nicht einmal angedeutet ist. Man beobachte z. B. jagende Infusorien. Da ist das faßförmige, ungemein bewegliche Didinium nasutum, das es auf ein anderes Infusorium, das Paramecium aurelia, abgesehen hat. Sobald das Didinium sein Opfer wahrgenommen, schleudert es ihm aus seinem Rachen eine gewaltige Menge spitzer Stäbchengebilde, sog. Trichocysten, entgegen. Das getroffene Paramecium erscheint in demselben Augenblick wie gelähmt, stellt alle Bewegungen ein und besitzt nicht die Kraft, sich zur Flucht zu wenden. Nunmehr streckt der Angreifer aus der Mitte des flachen Bodens seines Leibes einen langgezogenen Rüssel gegen die sichere Beute aus und zieht sie damit in sein Körperinneres hinein. Das Didinium wie auch andere Infusorien unterscheiden also sicher den Gegenstand ihrer Wünsche, ihre mannigfachen Bewegungen, um zum Ziele zu gelangen, tragen durchaus das Merkmal der individuellen Wahl. Ja, an noch tiefer stehenden Geschöpfen, den einzelligen Rhizopoden, werden ebenfalls Erscheinungen wahrnehmbar, die nicht anders als unter der Voraussetzung einer bestimmten persönlichen Erfahrung, also eines Bewußtseins, denkbar erscheinen.

So drängt alles zu der Anschauung, eine subjektive Welt und der erste Anfang einer bewußten Seelenthätigkeit offenbare sich in dem Tierreiche auf Stufen, die weit hinter den ersten Keimen eines Nervensystems zurückliegen. Vielleicht ist sie sogar auch bei den Pflanzen vorhanden. Die mannigfachen und merkwürdigen Formen der Bestäubung, jene Vorgänge an Blüten und an der ganzen Pflanze, die einzig und allein auf eine möglichst günstige Aufnahme des Blütenstaubes hinzielen, die eigentümliche Entwicklung jener feinsten Wurzelreiser, die wie wahre Fühlorgane sich je nach der vorhandenen Beschaffenheit des Bodens umlagern, die auffallende Reizbarkeit der Blätter des Fliegenfängers und der Mimose, sie alle erinnern mindestens lebhaft an die Zweckmäßigkeit der Reflexe tierischer Geschöpfe. Dieses elementare psychische Sein ermangelt auf diesen untersten Stufen der Lebensformen noch einer bestimmten Lokalisation,

Digitized by Google

bei den höher stehenden Geschöpfen erscheint es mit der Thätigkeit besonderer Teile des Organismus, welche das Nervensystem bilden, unzertrennlich verbunden. Die ersten Anlagen eines eigentlichen Nervensystems im Tierreiche besitzen die Gestalt von Ganglienketten mit peripheren Ausbreitungen. Mit ihnen vermögen niedere Tiere wie die Seesterne Farben zu unterscheiden und gewissen Farben vor anderen den Vorzug zu geben, vermögen die Medusen dunkel von hell zu unterscheiden und sich um den Lichtstrahl zu scharen. Dieses noch sehr dürftige Seelenleben hat nicht in einem näher bestimmbaren Abschnitt des Nervensystems seinen Ursprung, sondern erscheint auf die Gesamtheit aller Ganglien mehr oder minder gleichmäßig verteilt. Erst bei den Gliedertieren (Arthropoden) hat eine unverkennbare Differenzierung der Nervengebiete stattgefunden, welche vor allem in der Bildung eines großen Brustknotens zum Ausdruck gelangt. Dieser wird bei den Insekten Sitz des Bewußtseins, den anderen Ganglienknoten verbleiben nur noch die unbewußten reflektorischen Thätigkeiten. In der aufsteigenden Stufenleiter der Geschöpfe sammelt sich das bewußte Seelenvermögen immer mehr in ganz bestimmten und zugleich in ihrem Bau immer zusammengesetzteren Stätten des Nervensystems, schließlich in den Großhirnhemisphären der Säugetiere. Nun behauptet Bechterew, diese Differenzierung gehe noch immer weiter vor sich; eine Reihe von Thätigkeiten, die bislang noch als bewußte dem Großhirn zufielen, entzögen sich im Laufe der Entwicklung völlig der anfänglichen Unterstützung des Willens, um schließlich einen unbewußten, rein reflektorischen Charakter anzunehmen. *Alles Nervenleben* sei in seiner Phylogenese (Stammesentwicklung) *ursprünglich ein bewußtes* gewesen, mit der Zeit aber habe es unbewußte Vorgänge in sich aufgenommen, die nun als Reflex, sozusagen als organischer Rest, als lebendiger Zeuge einer einst stattgefundenen Seelenthätigkeit erschienen. Die dadurch von einer Reihe reflektorisch gewordener, auf die Mitarbeit des Bewußtseins nicht länger mehr angewiesener Thätigkeiten entlasteten Großhirnhemisphären gewinnen aber nunmehr Raum für ganz neue, noch ganz ungeahnte Gebiete des Bewußtseins; während das, was heute noch tiefste Gedankenarbeit ist, zum unbewußten Reflexspiel geworden sein, einem künftigen Geschlecht als leichte Mühe, als angeborene Selbstverständlichkeit erscheinen wird, erfaßt das bewußte Sein des Menschen der Zukunft Dinge, von denen wir heute noch nicht einmal zu träumen wagen!

Digitized by Google

Hypnotismus und religiöser Glaube.

Der Türmer erhält folgende Zuschrift aus seinem Leserkreise, die auch die Teilnahme weiterer Kreise beanspruchen dürfte:

„Gestatten Sie mir einige Gedanken mitzuteilen, die beunruhigend in mir aufgestiegen sind beim Lesen des Aufsatzes „Hypnotismus“ von Dr. Fritz Meyer. Wenn es möglich ist, auf das Seelenleben des Menschen durch einen andern Menschen solchen Einfluß zu gewinnen, wie es in dem Artikel heißt, und wenn dieser Einfluß offenbar dadurch erzielt wird, daß eine gewisse Partie unserer Gehirnnerven entweder lahm gelegt oder angeregt wird, so ergiebt sich doch meiner Ansicht nach die Konsequenz daraus, daß unser Seelenleben, also unser sogenanntes unsterbliches Teil, nichts weiter ist, als eine wohl über alle Begriffe feine und komplizierte, aber doch mechanische Werkstatt, die wir mit dem materiellen Namen „Gehirn“ bezeichnen. Unser Thun und Denken ist das Produkt gewisser Vorgänge im Gehirn, und mit dem Tode, also mit der Lahmlegung dieses Organs, hört eben alles auf. Auch sind die Menschen konsequentermaßen für ihr Denken und Handeln gar nicht verantwortlich — weil sie fortwährend durch Erziehung, Umgebung der Menschen und Dinge um sie herum, durch den herrschenden Zeitgeist, in dem sie leben, und durch die kulturellen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen sind, unwillkürlich suggeriert werden.

Wo bleibt aber dann unser eigentliches „Ich“, unsere verantwortliche Persönlichkeit?

Dann haben ja diejenigen recht, die da sagen, nach Erlöschung unserer körperlichen Funktionen (Tod) hört alles auf.

Das zu glauben, wäre mir schrecklich. Dann müßte ich mich ja vor andern Menschen fürchten, müßte glauben, mit dem Tode „ins Nichts dahinzufließen“. Ich wollte mich schon wegen meiner Nervenschmerzen hypnotisieren lassen, eine solche seelische Besitznahme wäre mir aber sehr unangenehm, und ich werde davon Abstand nehmen müssen. Ich habe ja schon oft Aehnliches über Hypnotismus gelesen und gehört, wie das in dem Aufsatz des Herrn F. Meyer Gesagte, es aber für übertrieben gehalten. Erst nachdem ich in einer so gediegenen Schrift wie der Türmer darüber las, habe ich der Sache Beachtung ge-

Digitized by Google

schenkt. Ich wünsche, daß ich mich in meinen Schlußfolgerungen getäuscht habe, und sehe einer freundl. Antwort mit Sehnsucht entgegen."

Daß der T. die befürchteten Folgerungen nicht ziehen zu müssen glaubt, daß er zu ganz anderen Ergebnissen gelangt, braucht er wohl kaum erst zu versichern. Immerhin erscheint ihm der Gegenstand, der so viele dunkle Gebiete berührt, interessant und wichtig genug, um die mit ehrendem Vertrauen an ihn gerichtete Frage seinem Leserkreise zur Beantwortung und weiteren Erörterung ebenso vertrauensvoll zu übergeben.

Zur Gesangbuch-Poesie.

In der vierten Nummer des „Türmers" spricht J. Quandt über das Gesangbuch der Brüdergemeinde und einige abgeschmackte Verse, die den Losungen von 1898 beigegeben waren. Dabei kommt er auf den leider nur allzu bekannten, angeblich im Marburger Gesangbuch stehenden Vers „Ich bin ein rechtes Rabenaas" zu sprechen. Nach Q. hat Lic. Hoffmann nachgewiesen, daß diese Verse nie in einem Gesangbuche gestanden haben. Leider läßt sich aus der kurzen Notiz nicht entnehmen, wo sich dieser Nachweis findet, aus dem Ganzen nehme ich an, daß er erst vor kurzer Zeit geliefert worden ist.

Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß in der Beilage zur Zeitung „Das Volk", Nr. 49, 8. Jahrgang (vom 27. Febr. 1896) Albert Sombacher bereits den Nachweis führte, daß obiges Lied aus der satirischen Schrift: „Neueste Liederkrone, geflochten von gesammelten Perlen aus schnöde verdrängten Gesangbüchern" (Von Dr. Orthodorus Christianus. Leipzig 1845. Druck von C. H. Hoßfeld) stammt.

Ich halte die Frage für nicht so wichtig, daß man darob sich aufregt, und habe andrerseits für die, die aus dem Verse Kapital schlagen wollten und wollen, nur ein Lächeln übrig. Thatsache ist, daß dieser Vers nirgends in einem Gesangbuch zu finden ist. Im übrigen aber wollen wir uns nicht verhehlen, daß die Gesangbuchslitteratur des 17. Jahrhunderts thatsächlich Verse hervorgebracht hat, die dem oben citierten kaum etwas nachgeben. Sie sind natürlich längst vergessen und nur dem mit der Materie Vertrauten bekannt. Ihm aber allein, dem sie gar nicht wunderbar vorkommen, steht das Recht zu, über sie zu urteilen. Und daß dies Urteil nicht so ausfallen wird, wie es gelegentlich der gewaltsamen Hervorziehung des angegebenen Verses von Feinden unserer Kirche geschah, ist selbstverständlich.

Ich führe hier aus dem nach „Chur-F. Sächs. Hoff-Capell-Ordnung verfaßten Kirchen- und Haus-Buch (Dresden 1694 aus Mathesischer Drukkerei)" zwei Verse an, die nach der Melodie „Es wolt uns Gott gnädig sein" gesungen werden sollen (l. l. p. 335):

Digitized by Google

„Ach Vater, liebster Vater! Ach!
Mein Bruder sei Versöhner
nimm mich nur unters Hundedach
zu deinem Tagelöhner.
Ich der mit Schweinen Träber fraß
laß hieran mir genügen,
Der deiner Treue ganz vergaß
Mag unterm Schuppen liegen
nimmt an, was er kann kriegen!"

„Ach Vater, liebster Vater! Ach!
ich gehe ganz zerfleischet
Die Beine schlottern und sind schwach
so bin ich ausgekreischet
Von Füßen fallen mir die Schuh
Ach! kleide mich doch wieder!
ja bringe mich einmal zur Ruh
und stärke meine Glieder,
so sing' ich Lobe-Lieder."

Nach der Melodie „Ach Herr mich armen Sünder" sollte folgender Vers gesungen werden (ibid. p. 329):

„Der Thorheit Wunden stinken
und schäumen Eiter aus
Ich muß gekrümmet hinken
den ganzen Tag im Haus.
Es dorren meine Lenden
Am Leib ist nichts gesund
Ich heul an allen Enden,
Mein Leid frißt ein der Mund."

Dergleichen findet sich sehr häufig. Wollte man sich darob entrüsten, so versteht man die Zeit einfach nicht; will man Kapital daraus schlagen, so ist im Grunde dagegen nichts zu machen. Schlecht bestellt aber muß es um den sein, der sich nicht belehren läßt von solchen, die es ehrlich mit dem Verständnis kirchlicher Entwickelungen meinen. Den Verleumdern aber gehört die moralische Ohrfeige. In diesem Sinne fasse ich auch den Streit um den oben angegebenen karrikierenden Vers auf.

Laubach (Hessen). **Karl Schmidt.**

Zufall und Fügung.

Mit den nachstehenden Bemerkungen ihres Urhebers schließt der Türmer vorläufig die Erörterung der Frage. Er behält sich aber eine zusammenfassende Beleuchtung der verschiedenen Urteile für eine spätere passende Gelegenheit vor.

„Die Entgegnungen, welche die kurze Betrachtung ‚Zufall und Fügung' hervorgerufen, legen teilweise dem Verfasser Ansichten unter, welche er thatsächlich nicht hat, auch glaubt in seiner Ausführung nicht zum Ausdruck gebracht zu haben.

Erstens sieht er die Erde durchaus nicht als ein absolutes Jammerthal an, sondern erkennt und preist ihre herrliche Schönheit. Er giebt die Möglichkeit eines namenlosen Glückes im Leben zu, ist also sehr fern von der ihm zugeschobenen Ansicht, daß die meisten Menschen ganz unglücklich seien. Wenn er sagt, sehr viele Menschen sind ganz unglücklich, so ist dieses bei den Hunderten von Millionen, welche die Erde bevölkern, doch kein übertreibender Superlativ. Für das Walten einer Vorsehung strebt er durch seine Betrachtung mit einen

Digitized by Google

Beweis heranzubringen — wie kann man dabei auf eine als despotisch dargestellte höhere Macht schließen, auch wenn angeführt wird, daß Zweifler in dunklen Zeiten die Allmacht und Güte eines Gottes nicht zu erkennen vermögen und daß falsche Gläubige seine Ratschlüsse oft unerforschlich finden? — Wenn ausgesprochen ist: ‚Wir lernen aus unserem Unglück, daß es eine Vorsehung über uns giebt, geben muß', so ist doch in keiner Weise damit gemeint oder gesagt, daß unser Unglück der einzige Beweis für das Vorhandensein einer Vorsehung ist. Es giebt dafür glücklicherweise noch sehr viele überzeugende Beweise, namentlich für selbst und tiefer denkende, durch Leben und Erfahrung gereifte Menschen. Die sehr kurze und daher durchaus nicht erschöpfende Betrachtung sollte sozusagen nur einen handgreiflichen, für manchen auch nicht sehr nachdenkenden und suchenden Menschen deutlichen Beweis für das Vorhandensein von Fügungen und gegen die Herrschaft des Zufalls erbringen. Daß es Menschen giebt, welche an den Zufall glauben, zeigen schon die Schriften Friedrichs des Großen, welcher die Herrschaft desselben wiederholt als seine Ueberzeugung anführt.

Der Ideengang, welcher den Verfasser der Betrachtung geleitet, ist ungefähr folgender. Die Erde ist sehr schön und das Leben könnte bei den vorhandenen Bedingungen auch sehr schön, ja ganz glücklich sein. Ist nur der Zufall bestimmend, d. h. keine höhere Hand dabei eingreifend, so müßte es bei den Millionen von Menschen, welche die Erde bewohnt haben und noch bewohnen, doch auch solche geben, auf welche zufällig sich alle Gaben vereinigten, die zusammen die höchste Summe irdischen Glückes ausmachen. Man könnte sich jemand denken, der, in glücklichen Familienverhältnissen geboren, gesund, gut, klug, reich, zufrieden, gläubig, von allen Schicksalsschlägen verschont, ein langes, nützliches, glückliches und rühmliches Leben und zuletzt noch ein sanftes, leichtes Ende hätte. Ein solches ganz wolkenloses, glückliches Leben hat es aber nie gegeben, wie auch die Geschichte und Litteratur aller Zeiten bezeugt. Entgegner, welche sich zwar momentan für ganz glücklich halten, dabei aber vergangene trübe Stunden zugeben, sind nur ein Beweis mit dafür. Bleibt die Frage, ob es ganz unglückliche Menschen auf Erden giebt, welche der Verfasser der Betrachtung bejahen zu müssen glaubt.

Durch philosophische Induktionen wird versucht, zu beweisen, daß es kein wirkliches Unglück, sondern nur ein Minimum von Glück giebt. Auf diese Weise kann man vieles beweisen, auch die Nichtigkeit jeden Schmerzes, und sich doch nicht zu helfen wissen, wenn man Zahnschmerzen bekommt. Ob man aber einem zum Galgen geführten oder lebenslänglich eingekerkerten Menschen wird begreiflich machen können, daß er noch ein Minimum von Glück besitzt, erscheint doch mindestens zweifelhaft. Man kommt auf diesem Wege schließlich zu dem Jenseits von Glück und Unglück. Für die Beurteilung mancher Dinge ist das Gefühl doch ein besserer Maßstab, als die schärfste Verstandeslupe. Unsere Sprache hat die Ausdrücke wie ‚Majestät des Unglücks' und ‚von Gott verlassen' ausgebildet; Schicksale, welche dazu Veranlassung gegeben, dürften doch wohl ganz unglückliche genannt werden müssen. Das Leben zeigt geborene, unverbesserliche Verbrechernaturen, deren Kindheit in Rettungsanstalten verläuft, welche sie alsbald mit dem Gefängnis vertauschen, um im Zuchthause oder auf dem Schaffot zu enden; es zeigt Menschen, welche durch innere oder äußere Leiden zu frühzeitigem Selbstmorde getrieben werden oder in unheilbaren Wahnsinn verfallen.

Digitized by Google

Selbst ein Minimum von Glück dürfte der schärfste Beobachter in so traurigen Existenzen kaum entdecken. Daß ein kurzer betäubender Rausch oder selbst ein Lächeln mitunter auch die größte Dunkelheit durchbricht, kann doch nur von Oberflächlichen als ein Glücksmoment angesehen werden, welche auch die Worte nicht verstehen ‚le sourire sur les lèvres et le désespoir — au cœur —' und die eine schweigende Resignation für Zufriedenheit, einen Betäubungsrausch für Glück halten.

Zwei Drittel aller Erdenbewohner leben seit Tausenden von Jahren noch heute ohne die Tröstung der christlichen Lehre. Eine sehr alte, heute noch bestehende Religion, welcher Millionen von Menschen angehören, stellt in ihrer Lehre das Leben als eines der schlimmsten Uebel hin, den Tod als Befreiung davon. Die moderne Philosophie erklärt die Verneinung des Willens zum Leben als ein zu erstrebendes Ziel. Die Socialdemokratie, welche nach Millionen zählt und täglich anwächst, nimmt den Menschen das Jenseits und macht sie unglücklich im Diesseits durch Erregung von Haß und Unzufriedenheit. Alle diese angeführten Momente lassen es überflüssig erscheinen, auch noch die Stätten und Höhlen menschlichen Elends und Lasters: Armen-, Zucht-, Siechen- und Irrenhäuser anzuführen, um zur Ueberzeugung zu kommen, daß sehr schweres großes Unglück auf Erden herrscht und daß es Menschen gegeben hat und noch giebt, deren ganzes Leben unter seinem Druck und Schatten gestanden." **Dohnin.**

Digitized by Google

Türmers Tagebuch.

Das wichtigste Zeitereignis. — „Wissen“ oder „Beschreiben“? — Napoleon I. über Religion. — Wenn...! — Vernunft wird Unsinn. — „Majestätsbeleidigung?“ — Dichtung und Socialreform.

Ach, geht mir doch mit euren wichtigen politischen Ereignissen! Sind sie denn wirklich so gar wichtig? Sind sie nicht morgen schon wieder vergessen? Nicht alle, gewiß; manches brennt sich wie ein Kainszeichen in die Stirne der Zeit, manches setzt ihr Blut in verjüngende oder in fieberhafte Wallung und wirkt darin fort, auch wenn es schon aus ihrem Gedächtnisse geschwunden ist. Aber es giebt Ereignisse, die wichtiger sind, als alle politischen. Das sind die ganz banalen, die ganz alltäglichen der Natur. Was ist selbstverständlicher als die? Und doch hätten die größten Weisen alle Staatskunst der Welt gern dahingegeben, konnten sie dafür auch nur ein einziges kleines Geheimnis dieser „selbstverständlichen“ Natur eintauschen. Aber sie erklärt nicht, sie predigt nur.

Und, so dünkt mich in der That, das wichtigste Ereignis dieser Tage ist — daß es Frühling wird.

Kann sich ein anderes mit diesem vergleichen? Frage dich selbst, lieber Leser. Was beschäftigt dich in dieser Zeit mehr, was drängt sich allen deinen Sinnen täglich, stündlich mächtiger auf? Erwachst du am Morgen und schaust durch das Fenster — du mußt an ihn denken, mag er dir ein noch so herbes Gesicht schneiden. Schreitest du über die Straße, so wandelt er an deiner Seite. Wo du gehst und stehst, wirst du ihn nicht los. Er beherrscht dich, wirst du dich dessen auch nicht immer bewußt. Aber das ist ja gerade die Kunst wahrhaft großer Regenten: zu herrschen, ohne daß die Beherrschten es so recht wissen.

So steht unsere Vorstellungswelt bei all' unserer müden Blasiertheit doch immer im Banne — der „Mütter“.

* * *

Digitized by Google

Keimen, Wachsen, Blühen, Fruchten —: eine Predigt in Bildern, Wandelbildern. Soviel Bilder, soviel Rätsel, ein Nacheinander, das wir nur objektiv feststellen, nur beschreiben, nicht erklären können. Goldene Jugendeselei oder aschgraue Verlahrtheit unphilosophischer Gehirnzellen-Mechaniker gehört zu der Annahme, in der Thatsache auf einander folgender Erscheinungen sei auch ihre Erklärung mitinbegriffen. Was geschieht, ist eine Thatsache, warum es geschieht, eine Frage. Die Thatsache, daß aus einem bestimmten Saatkorn eine bestimmte Pflanze gerade so und nicht anders sich entwickelt, sehen wir alle Tage. Warum dies aber geschieht, wissen wir heute ebensowenig, wie es jemals ein Sterblicher gewußt hat oder wissen wird. Wir helfen uns mit dem „Naturgesetz", d. h. wir haben für eine Kette aufeinanderfolgender Erscheinungen, deren jede einzelne für sich unerklärlich bleibt, eine „wissenschaftlich" klingende Bezeichnung, ein Wort erfunden. Und zwar glauben wir ein Rätsel dadurch gelöst zu haben, daß uns das selbe Rätsel unendlich oft aufgegeben wird!! Alle diese „Erklärungen" sind nur Mittel sprachlicher Verständigung, nicht ursächlichen Verstehens, und die Naturwissenschaft würde manchem Mißverständnisse, mancher heillosen Verwirrung vorbeugen, wollte sie sich bescheiden Naturbeschreibung nennen.

* * *

Große Menschenkenner hüten sich wohl, über die letzten Dinge leichthin abzuurteilen. Das Studium des menschlichen Herzens ist auch Naturforschung, und zwar tiefste. Die beiden größten Realpolitiker des Jahrhunderts glaubten an Gott. Bismarck war ein naiver Christ, Napoleon I. — kein Gottesleugner. In seinem „Tagebuch von St. Helena", das soeben in einer deutschen Uebersetzung von Oskar Marschall von Bieberstein (bei Schmidt & Günther in Leipzig) erschienen ist, hat Las Cases einige sehr bezeichnende, zum Teil merkwürdige Aeußerungen Napoleons über Glauben und Religion aufbewahrt. Man hört den an den Felsen geschmiedeten Prometheus sprechen:

„Der Mensch erscheint im Leben, ohne zu wissen, woher er kommt, was er ist, wohin er geht. Diese Fragen, für die es keine Antwort giebt, führen uns zur Religion; unsere Ausbildung, das Studium der Geschichte entfremden uns ihr wiederum; hinzu kommt die Verschiedenheit der Dogmen, so daß man sich sagt: ach was, Religion! Religionen sind nichts als Gebilde der Menschen. Man glaubt wohl an Gott, weil alles ringsum für ihn Zeugnis ablegt und die großen Geister an ihn glauben; nicht Bossuet allein, zu dessen Metier es gehörte, auch Newton, Leibniz glaubten an Gott. Wir sind wie die Uhren: sie gehen, ohne den Uhrmacher zu kennen. Man sehe nur, wie linkisch die zu Wege gehen, die uns heranbilden! Sie sollten die Ideen des Heidentums, der Götzendienerei von uns fernhalten, statt dessen bringen sie uns mitten unter Griechen und Römer und deren Myriaden von Gottheiten. Schon mit dreizehn Jahren habe ich über diese Widersprüche nachgedacht. Wohl möchte ich wieder,

Digitized by Google

wie vordem, blindlings glauben. Ach! das ist doch ein wirkliches Glück! An Gott gezweifelt habe ich niemals!

„Als ich nach dem Staatsruder griff, standen meine Anforderungen über gewisse Dinge und Ideen, welche als Grundpfeiler der Gesellschaft gelten, unerschütterlich fest: ich hatte die große Bedeutung der Religion erwogen — ich war entschlossen sie wieder herzustellen. Auf den Trümmern, auf denen ich stand, hätte ich das Panier des Protestantismus ebensogut aufpflanzen können, wie das des Katholizismus, ja ich war eine Zeitlang willens, das Erstere zu thun. Allein, was hätte ich damit erreicht? Ich hätte in Frankreich zwei große Parteien geschaffen, beide ungefähr gleich stark, ich hätte die Religionskriege wieder heraufbeschworen, während die Anschauungen der Zeit und mein Wille dahin gingen, diese überhaupt zu vermeiden: Hand in Hand mit dem Katholizismus konnte ich mit größter Sicherheit auf das Erreichen meiner Ziele rechnen. Nach außen erhielt mir der Katholizismus den Papst, und bei meinem Einfluß und unseren Machtmitteln in Italien konnte ich annehmen, über kurz oder lang die Leitung dieses Papstes zu erlangen und — von da an ein Einfluß ohne Grenzen! Franz I. hätte den Protestantismus, so wie er auftauchte, annehmen und sich für das Oberhaupt desselben in Europa erklären sollen. Karl V., sein Gegner, ergriff lebhaft die Partei des Papstes, denn er sah darin ein Mittel, zur Herrschaft über Europa zu gelangen. Hätte Franz I. die Lehre Luthers, die den königlichen Prärogativen so günstig war, angenommen, so hätte er Frankreich die furchtbaren Erschütterungen erspart, welche die Calvinisten herbeiführten und welche den Thron zu stürzen, unsere schöne Monarchie aufzulösen so geeignet waren. Leider verstand Franz I. von solchen Dingen nichts."

Wie seltsam berührt aus dem Munde des großen Völkerschlächters das Bekenntnis: „An Gott habe ich nie gezweifelt!" Es liegt eine gewisse tragische Naivetät in dieser Erklärung. Ward er sich wohl je seiner Auflehnung gegen Gott bewußt? Oder spiegelte ihm nicht vielmehr seine Phantasie eine Weltherrschaft vor, deren beglückendes, unendlich segensreiches Walten all die vergossenen Ströme von Blut gesühnt hätte? Aber auch dann wollte er schöpferischer sein als der Schöpfer, dessen Gebote er durchbrechen zu dürfen glaubte. Und so griff er mit frevelnder Faust in die Speichen der Weltgeschichte und ward von ihr auf ein fernes Felseneiland geschleudert.

Es ist bezeichnend, wie sich die Gedanken des Verbannten aus dem metaphysischen Gebiete bald in die praktische Politik verlieren, wo die Religion nicht mehr Selbstzweck, sondern nur Mittel ist. Eigentümlich berührt die Wendung gegen die Heidengötter. Wir Heutigen haben es mit schlimmeren Feinden zu thun, als mit armen entthronten Göttern Griechenlands.

* * *

Man denke sich Napoleon I. in unsere Zeit versetzt. Er hätte bei dem Präsidentenwechsel in Frankreich wirksamer demonstriert, als der bedauernswerte Herr Déroulède mit seinem höchst lächerlichen Unternehmen, ein Regiment gegen

Digitized by Google

das Elysee zu führen. Und dann, nachdem er die Zügel der Herrschaft gepackt, hätte er sich an die Spitze — des internationalen Socialismus gestellt. Wie er damals im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit seine und der Franzosen Herrschaft in die Wege leitete, so erschiene er heute als der Messias des Socialismus auf der Weltbühne, freudig begrüßt von harmlosen — Mitteleuropäern.

* * *

Theoretisch hat man ja wohl ziemlich allgemein die sociale Bewegung als die leitende des Jahrhunderts anerkannt. Es giebt aber bei uns noch immer viele brave Menschen, die tief im innersten Gemüte den beseligenden Glauben hegen: die Polizei wird die Sache schon machen; wenn es hoch kommt, das Militär. Uebergriffe der Polizei auf das politische Gebiet sind schlimm. So lange sie aber noch ein Korrektiv in der Justiz finden, wird ihre schädliche Wirkung immerhin noch einigermaßen gedämpft. Das schlimmste, das geradezu staatszerrüttende Moment tritt ein, sobald der Glaube, und sei es auch nur ein Irrglaube, um sich greifen kann, als stellte sich auch die Rechtsprechung in den Dienst bestimmter politischer Zwecke und Gruppen. Es scheint leider, daß dieser Glaube anfängt, Verbreitung zu gewinnen, und das, wie man ehrlicherweise zugeben muß, wenigstens nicht ohne scheinbare Berechtigung. Das Urteil des Dresdener Schwurgerichts über socialdemokratische Arbeiter, die in Löbtau einen Bauunternehmer mißhandelt hatten, ist von einer Schärfe, die nicht ohne Scharten bleiben konnte, jedenfalls unwiderstehlich zu Vergleichen mit ähnlichen Fällen herausfordert. Diese Vergleiche ergeben nun das kaum noch überraschende Resultat, daß selbst vollendeter Totschlag oft milder geahndet, gleiche Ausschreitungen seitens „staatstreuer" Elemente aber mit Strafen belegt wurden, die dem Dresdener Urteil gegenüber fast als Mantel christlich vergebender Nächstenliebe erscheinen. Wenn ein Staatsbeamter, der seinen Diensteid geleistet hat, der eigens zur Wahrung der Gesetze und zum Schutze seiner Mitbürger mit der Ausübung der Staatsgewalt betraut ist, im Dienste unschuldige Menschen in empörender Weise mißhandelt, so ist das denn doch unvergleichlich schwerer zu verurteilen, als wenn stark betrunkene, durch Schimpfworte gereizte, durch thöricht abgefeuerte Schüsse irregeführte Arbeiter über einen mißliebigen Unternehmer herfallen und das von Hause aus in der zwar ungesetzlichen, aber doch immerhin nicht unbegreiflichen Wahrnehmung an sich berechtigter wirtschaftlicher Interessen.

Jeder anständige Mensch hätte eine strenge, ja, eine harte Bestrafung der zum Teil in der That bestialischen Roheiten jener Leute mit wahrer Genugthuung begrüßt. Aber sie mußte sich doch wenigstens einigermaßen in den Grenzen der sonst in solchen Fällen geübten gerichtlichen Praxis halten. Wäre es dabei geblieben, so hätte die socialdemokratische Presse den Fall gewiß nicht in unendlichen Leitartikeln an die große Glocke gehängt. In irgend einem stillen, verschämten Winkel des Blattes wäre die „That" der Herren Genossen

Digitized by Google

in möglichster Stille und Dunkelheit verscharrt worden. Nicht die socialdemokratische, die „staatserhaltende“ Presse hätte Kapital aus dem Vorkommnis schlagen können. So aber sind die Dinge in ihr ganz unnatürliches Gegenteil verkehrt, geradezu auf den Kopf gestellt worden. Aus rohen Burschen, die scheußliche Ausschreitungen verübt hatten, von Rechts wegen gebührend abgestraft und der verdienten allgemeinen Verachtung überlassen worden wären, sind beklagenswerte „Opfer der Klassenjustiz“, die „ersten Märtyrer des Zuchthauskurses“ — wie die „Neue Zeit“ geschmackvoll schreibt — geworden, und für die Familien der armen „Märtyrer“ werden öffentliche Sammlungen veranstaltet, als handele es sich um die Hinterbliebenen auf dem Felde der Ehre und des Vaterlandes gefallener Helden!

Das ist einfach das thatsächliche, durch keinerlei officiöse Erklärungen und wohlgesinnte Zeitungsartikel wegzudisputierende Schlußergebnis, die praktisch-politische Ausbeute des illustren Falles! — Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage! — —

Es ist eine bittere Arbeit, Gerichtsurteile auf ihre politische Wirkung hin zu untersuchen, aber jede Frage muß so beantwortet werden, wie sie gestellt wird. Da nun einmal der Kampf gegen die Socialdemokratie auch durch die Gerichtshöfe geführt werden soll, so ergiebt sich die Notwendigkeit, die praktischen Aussichten dieses Kampfes zu prüfen und durch Beispiele zu beleuchten.

Von der Gepflogenheit, die subjektive Rechtsüberzeugung der Richter als unantastbar über alle Kritik zu stellen, darf und soll auch in Zukunft nicht abgewichen werden. Auch die Dresdener Geschworenen haben ohne Zweifel nach ihrem besten Wissen und Gewissen geurteilt. Aber auch Richter sind Menschen, die mitten in den politischen Kämpfen der Gegenwart stehen, und deren Wahrspruch mehr oder weniger auch von Motiven social-politischer Moral und Zweckmäßigkeit beeinflußt wird. Da könnte eine Nachprüfung der objektiven Grundlagen dieser subjektiv geglaubten Zweckmäßigkeit an der Hand praktischer Erfahrung vielleicht nicht ohne alles Verdienst für die Zukunft sein.

Am besten freilich wäre es schon, wir rührten überhaupt nicht an die Augenbinde der Frau Themis. Denn die Göttin der Gerechtigkeit hat nur zu triftige Gründe, ihre Augen zu verhüllen, mag auch weibliche Eitelkeit dabei sein. Die Gute — schielt nämlich.

* * *

... Und daneben schwillt und schwillt der Strom der Majestätsbeleidigungsprozesse. Immer breiter wälzt sich die trübe Flut durch die Spalten der Zeitungen und — treibt die emsig klappernden Mühlen der Socialdemokratie. Warum wohl sonst führten die Blätter der Partei mit der liebevollen Hingabe eines königlich preußischen Kanzleisekretärs ihre tägliche „Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse“?? Da erscheinen z. B. ein 13jähriger Knabe und eine 70jährige Greisin als „Majestätsbeleidiger“ vor den

Digitized by Google

Schranken des Gerichts! Ich glaube, man erwiese der öffentlichen Moral, Kaiser und Reich einen besseren Dienst, wenn man das ekelhafte Gezücht des Denunziantenvolks hinter die eisernen Stäbe sperrte!

* * *

Ein „Regierungsrat" erzählt in der volkswirtschaftlichen Beilage zur „Täglichen Rundschau", daß er seinen Dienstmädchen abends vorzulesen pflegt. „Und eine wirkliche Freude ist jeder derartige Abend auch für meine Frau und mich gewesen; die frische, naive Empfänglichkeit und die lebendige, oft leidenschaftliche Teilnahme zu beobachten, mit der die Mädchen das Gebotene aufnehmen, war und ist uns ein wahrer Genuß. Die Bedeutung der Leseabende für beide Teile ist damit aber nicht erschöpft. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit wird gestärkt, die Wärme der Beziehungen vermehrt, das gegenseitige Verständnis erleichtert, kurz, es vollzieht sich ein socialer Ausgleich, bei dem beide Teile gewinnen. — Als ich die Einrichtung traf, war ich etwas besorgt, ob nicht die Beschaffung von geeignetem Lesestoff Schwierigkeiten bereiten würde. Bis jetzt hat sich diese Besorgnis nicht als begründet gezeigt, obwohl ich von denjenigen Werken, welche man als „Volksschriften" zu bezeichnen pflegt, ganz abgesehen habe. Ich habe in meinen Bücherschrank gegriffen und habe da lauter solche Sachen gewählt, an denen auch meine Frau und ich uns uneingeschränkt freuen konnten. . . . Ich glaube wohl, daß nicht jede Schönheit von den Zuhörerinnen empfunden worden, daß dies und jenes ihnen unverständlich geblieben ist. Das aber ist mir ganz zweifellos, daß der wesentliche Gehalt aller gelesenen Dichtungen aufgefaßt worden ist und lebhaft gewirkt hat, so sehr, daß ich kaum zu entscheiden wüßte, welches Werk den tiefsten Eindruck gemacht hat. Die atemlose Spannung angesichts der ergreifenden Scenen des „Pate des Todes", die Begeisterung für die großen Gedanken des Tell, die innige Teilnahme an dem Schicksal Enoch Ardens und Undinens, die unbändige Freude an Scheffels keckem Humor und Leanders reizenden Mädchenschelmereien drückten sich so unmittelbar und lebendig aus, daß ich nicht selten den Eindruck hatte, das naive Empfinden der unverwöhnten Naturkinder sei, vor allem gegenüber den Schönheiten der Handlung, stärker, elementarer als das unserige."

Weiß Gott! — dieser „Regierungsrat", der sich bescheiden nicht genannt, scheint mir die „Socialreform" gerade am rechten Ende anzufassen! Fände er die gebührende Nachahmung im großen und im kleinen, wir brauchten uns wahrhaftig nicht die Köpfe über „Umsturzvorlagen" zu zerbrechen! Eine einzige derartige Mitteilung scheint mir wertvoller, als die sämtlichen Klagelieder, die während eines ganzen Jahres über die „zunehmende Verrohung des Volkes", den „materialistischen Zeitgeist", und wie die volkstümlichen Weisen alle lauten, mit so vielen falschen Tönen abgeleiert werden. Obere und Niedere, Befehlende und Gehorchende muß und wird es immer geben. Aber mit der Anschauung,

Digitized by Google

daß ein ganzer, der weitaus größte Teil des Volkes nur dazu da ist, einer kleinen, vom Glücke begünstigten Minderheit zu „dienen“, mit dem ausschließenden Begriffe der „dienenden Klasse“ muß endgiltig gebrochen werden. Alles hat seine Zeit, und es liegt mir unendlich fern, über frühere Zeiten abzuurteilen. Dem früheren rein autoritativen Abhängigkeitsverhältnisse standen positive Vorzüge gegenüber, die unsere Zeit nicht zu bieten hat, vor allem die aus dem patriarchalischen Prinzip. Dieses aber hat sich — in den hergebrachten Formen — überlebt. Ich will gar nicht einmal darüber urteilen, ob die alten oder die neuen Gesellschaftsprinzipien in ihrer denkbaren Vollendung die besseren sind; ich stelle mich nur auf den Boden der Thatsachen. Und da muß doch jeder Sehende zugeben, daß wir mit unserer gesteigerten Kulturentwicklung, mit der zunehmenden allgemeinen Volksbildung, ganz zuerst aber mit dem erwachten Selbstbewußtsein der unteren Klassen langsam aber stetig in neue gesellschaftliche Verhältnisse hineinwachsen, denen gegenüber das bloße Pochen auf die überlieferte Autorität des Herrschenden über den Dienenden einfach versagt. Es gilt, die Autorität neu zu begründen, neu zu befestigen. Die der wirtschaftlichen (kapitalistischen) Uebermacht, die vorläufig an die Stelle der politischen (feudalen, überhaupt gesellschafts-hierarchischen) getreten ist, kann nur eine vorübergehende sein, weil sie weder auf sittlicher, noch auf geschichtlicher Grundlage ruht. Das Neue kann nur durch beiderseitig ehrlich anerkannte Grenzregulierungen der beiderseitigen Rechtsgebiete in feste und erträgliche Formen gebracht werden. Das Wesen bleibt, aber die Formen wechseln. Und was liegt dem an der Form, der das Wesen erkannt hat?!

Digitized by Google

Briefe.

Superint. J. E. K., W. b. W. (Oberösterr.). Verbindlichsten Dank für Ihre freundliche Mitteilung, der zufolge sich auf S. 59 (Heft 1) in dem Rundschaubericht über die Evangelische Kirche ein Irrtum befindet: „Die fragliche Feier war keine czechische, sondern sie fand im Collegium Petrinum, dem bischöflichen Gymnasium in Urfahr bei Linz, statt". Ihren Bericht darüber im oberösterreichischen Vereinsblatte haben wir mit Dank erhalten und Herrn Johannes Quandt übersandt.

H. H., Garding. Gern sei Ihrer Kundgebung hier Raum gegeben. Sie schreiben: „Im 4. Hefte des Türmers, S. 378, heißt es über Egidy: ‚Der war kein Bergstrom, aber ein breitausgegossener See. Mond und Sterne spiegelten sich in ihm, alle Ideale hatten Raum in seiner Brust, die ganze Menschheit wollte er glücklich machen, für jeden Unglücklichen hatte er einen warmen Strahl seines edlen, guten Willens'. Sollten diese Worte nicht auch auf unser aller Ideal, Christus, passen? Wollen Sie dann auch fortfahren: Allein: ‚der Gott, der ihm im Innern wohnte, er konnte nach außen nichts bewegen! Und so gründete Bismarck das Deutsche Reich, Christus aber — eine Gemeinde von „elf" Jüngern und etwa noch einigen Frauen'? — Wer ist der Größere, derjenige, der in der Welt des Sichtbaren große Dinge vollbringt, oder derjenige, der zum großen unsichtbaren und ewigen Bau des Reiches Gottes Stein auf Stein herbeiträgt? Natürlich kann beides auch miteinander verbunden sein. Beim Lesen obiger Zeilen über Bismarck—Egidy mußten dem Unterzeichneten immer wieder die Worte Ihres so schönen Gedichts: ‚Wenn sich die Seelen wiedersehen' (aus ‚Segen der Sünde') einfallen:

„... Da wird mit anderm Pfund gewogen,
Da tagt ein neu Gericht.
— — — — — — — —
Da wird wie Reif im Lenz vergehen,
Was nicht die Liebe hält,
Wenn sich die Seelen wiedersehen
In einer andern Welt!'

Im übrigen dem wachsamen Türmer ein herzliches Glückauf!" Besten Dank und Gegengruß! Der Geist Ihrer Zuschrift ist dem Türmer von Herzen sympathisch, nur der Vergleich mit Christus läßt sich doch nicht so ohne weiteres anwenden.

J. —dt. Schönen Dank und Gruß! Sie schreiben: „Lieber Türmer! Das Gegenstück zum Regenabend habe ich erst heute gelesen und habe es auch verstanden. Aber weißt Du, — was für ein Pfarrer, der zu einer verzweifelnden Mutter sprechen kann, wie E. v. L.'s Pfarrer auf Seite 472! Der soll seinen Talar nur schleunig ausziehen, denn er versteht nicht, was er verstehen muß: zu weinen mit den Weinenden! Das ist ja seine schönste und eigentlich auch seine leichteste Aufgabe! So einfach wäre es gewesen, der armen Mutter zu sagen: Dein süßer Jung' hat's gut, noch besser, als bei dir, viel besser. Komm aber und wein' dich aus, so recht tief, und ich will mit dir weinen. Und der liebe Gott wird uns schon einen Engel senden, vorläufig mit einem ganz klein bischen Trost. Adieu, lieber Türmer!"

A. H., E. i./W. „Lieber Türmer, es hat einmal — wenn ich nicht irre — Bogumil Goltz gesagt: ‚Die rechten Bücher sind diejenigen, in welchen der Leser ein Zeugnis seines Herzens findet.' Dies Wort fiel mir ein, als ich Dein Probeheft durchgelesen. Ei, das ist einmal endlich wieder gesunde Kost, ein frischer biderber Geist weht einen an und eine echt deutsche Gesinnung erfreut das Herz. Nun würde ich für Erfüllung folgender Bitte sehr dankbar sein — und ich glaube, auch der Türmer hat selbst einen Vorteil davon. Ich möchte nämlich der Fremdwörter eine Zahl weniger sehen, namentlich die fremden Aussprüche entweder in Klammer oder Fußnote übersetzt sehen. Ich bin Dorfschulmeister, habe zwar in alten Zeiten einiges Latein und Französisch gelernt, vom Griechischen nur die Buchstaben; allein das langt nicht immer. Auch mancher meiner Amtsgenossen wird in gleicher Lage sein, und in deren Hände wünsche ich sehr diese Hefte. Willst Du nicht den Fall mal überlegen? Ich bitte sehr! Deiner Zeitschrift aber wünsche ich fröhliches Gedeihen und viele Leser und verbleibe mit deutschem Gruß und Handschlag Dein A. H."

Digitized by Google

Der Wunsch ist an sich berechtigt und soll in Zukunft noch mehr berücksichtigt werden. Hier sei er zunächst den verehrlichen Mitarbeitern zur Beherzigung weiter verabfolgt. Aber auf einmal läßt sich ja nicht alles erreichen. Der Türmer ist ein vielgeplagter Mann und muß darum schon manchmal um Nachsicht bitten. Solch' vertrauensvolle Aussprache aber, wie die obige, freut ihn immer von Herzen. Also Dank und Handschlag.

K. M., Berlin. Frdl. Dank. Erscheint im nächsten Hefte.

„Zwei Müttern", L. und M. Auch Ihnen, meine verehrten Damen, zunächst aufrichtigen Dank für die vertrauensvolle Aussprache und das Interesse, das sich darin kundgiebt. Sollte aber Ihre Forderung nicht doch zu weit gehen? Sie rühmen am Türmer die „gute Tendenz" und die „Höhe der geistigen Auffassung", fügen dann aber hinzu: „In Anbetracht unserer mütterlichen Fürsorge können wir nicht umhin, den Türmer darauf aufmerksam zu machen, daß die „Beiden Schwestern" von Eckstein und „Käre Berndt" nicht dazu angethan sind, daß man jungen Mädchen das Heft unbeschadet in die Hand geben kann. Dem Türmer einen freundlichen Gruß von zwei ihn im übrigen hochschätzenden Müttern." Wollen Sie freundlichst in Erwägung ziehen, daß viele der schönsten Werke der Weltlitteratur, daß selbst die Bibel nicht für jedes Alter geeignet erscheinen. Soll diese Rücksicht maßgebend sein — wieviel müßten dann der ernste Mann und die gebildete reife Frau verlieren, wieviel der wichtigsten Errungenschaften und Probleme in Kunst, Wissenschaft und Litteratur müßten dann unberücksichtigt bleiben! Ein „Familienblatt" im hergebrachten Sinne, ein für die farblose Menge zusammengelesenes Bilderbuch, dessen höchstes Streben dahin geht, die Grenzen der Abonnementsfähigkeit möglichst weit zu stecken, kann und will der T. nicht sein. Aber die Gefahr, die Sie, meine Gnädigen, im Auge haben, wird erstens vielleicht sehr überschätzt, ist zweitens — aus diesen oder jenen Gründen — häufig gar nicht vorhanden und kann drittens leicht dadurch vermieden werden, daß den unerwachsenen Familienmitgliedern aus den betreffenden Blättern Geeignetes nur vorgelesen wird, diese selbst dagegen nicht in die Hände gegeben werden. Aber, wie gesagt, die Gefahr — wenn wir schon von einer solchen sprechen wollen — erscheint Ihnen größer, als sie ist. Sittlich-ernste litterarische Werke, von Künstlerhand mit künstlerischer Keuschheit gestaltete Werke werden dort nicht Schaden stiften, wo sie überhaupt verstanden werden, dort aber unverstanden bleiben, wo sie etwa Schaden stiften könnten. Des Türmers Grundsatz in diesen Dingen ist der: streng ausgeschlossen, was nur mit einem Hauche unreine Absichten verrät, was durch lüsterne oder frivole Schilderungen sinnliche Wirkungen anstrebt. Aber keine Prüderie! Wo ein ernster Künstler mit glühender Seele um die Wahrheit ringt, die Gebilde seiner Phantasie zu gestalten, tiefernste Menschheitsprobleme zu lösen trachtet, da sollen wir ihn ungeschmäht und mit Ehrerbietung seines Amtes walten lassen, wie wir der Sonne nicht wehren können, daß sie auch die unreine Lache bescheint.

Mehreren. Wegen Raummangels mußte ein Teil der „Briefe" in letzter Stunde zurückgestellt werden. Soweit die betr. Antworten nicht inzwischen brieflich erledigt, werden sie im nächsten Hefte hier mitgeteilt.

Zur gefl. Beachtung! Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin SW., Bernburgerstr. 8,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichspost-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß, Berlin SW., Bernburgerstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

3 0112 082989267

Digitized by Google